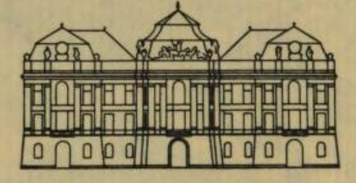
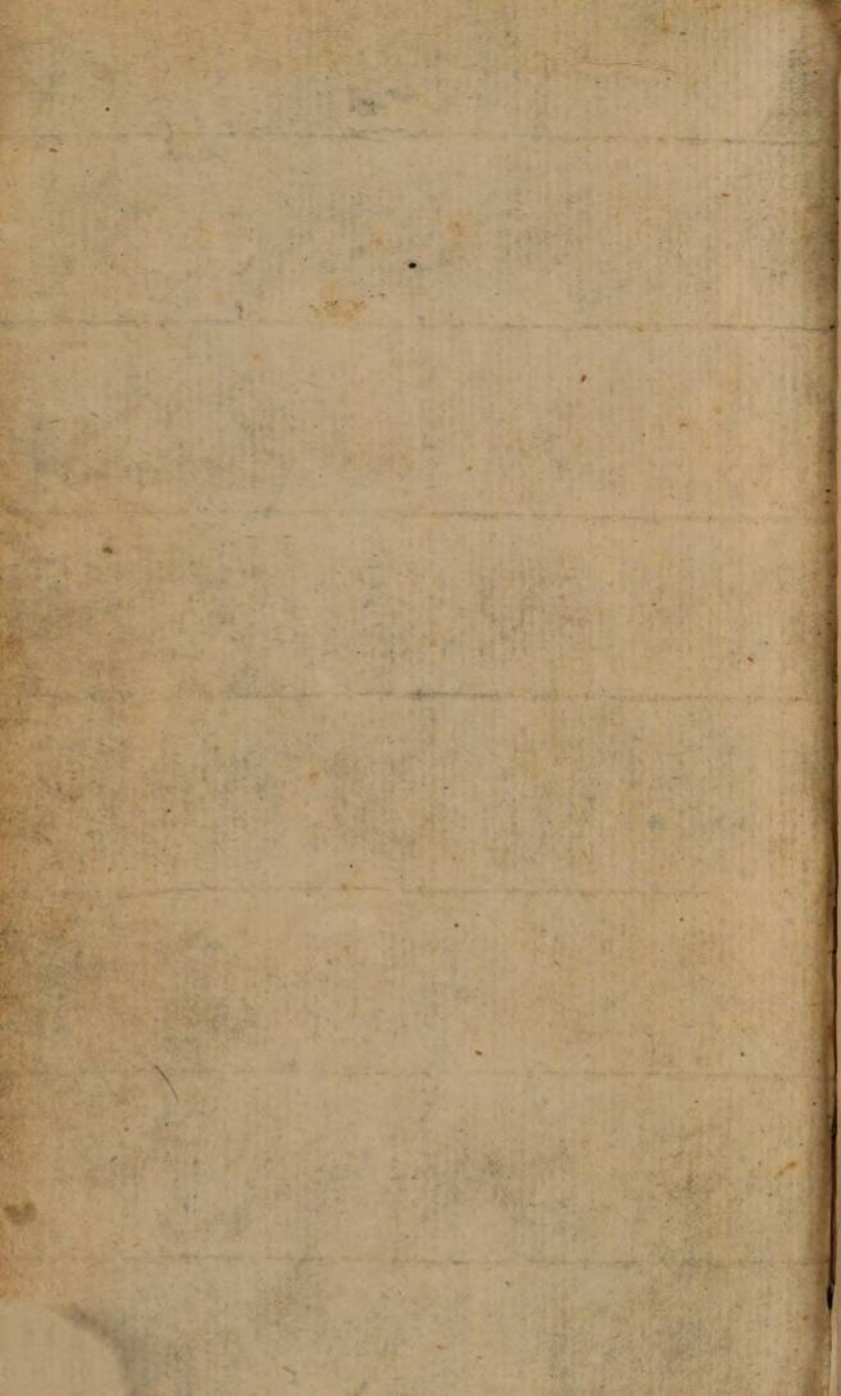
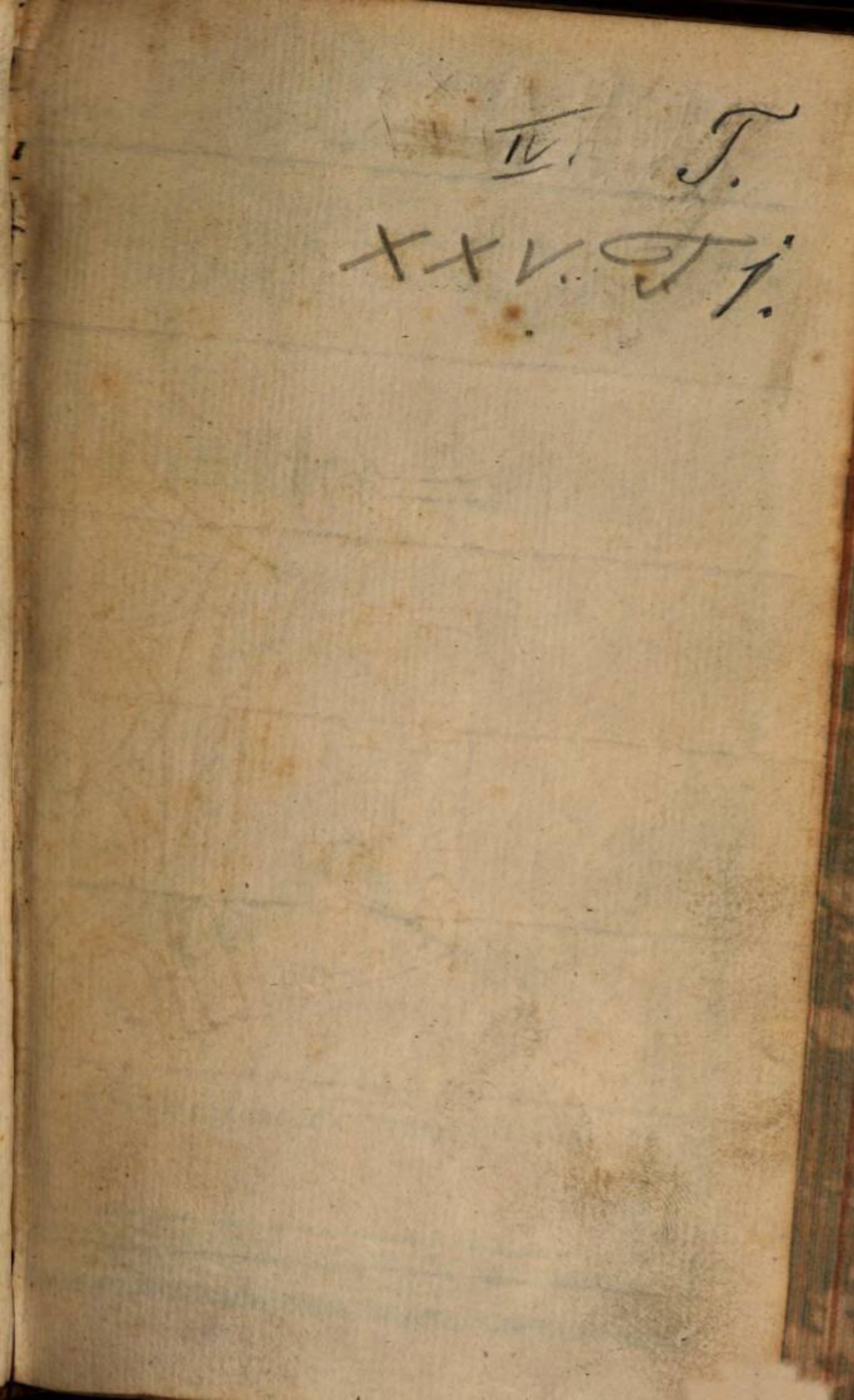
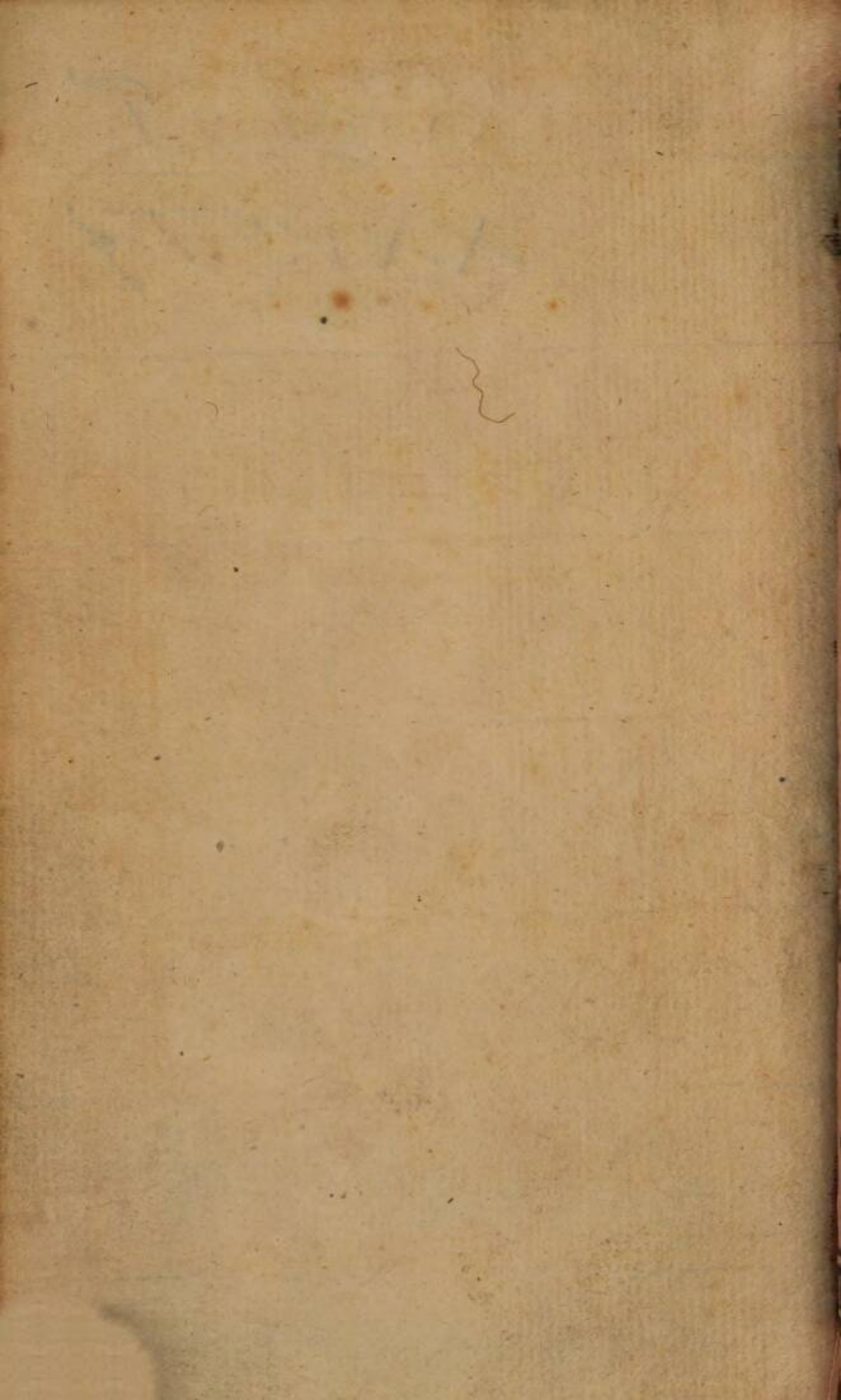














Deutsches Museum.

Siebentes Stück.

Julius. 1777.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.

Dieß deutsche Museum wird jährlich in 12 einzelnen Monatsstücken gebunden geliefert, jedes besteht aus 6 Bogen in groß Oktav mit kleiner und enger Schrift gedruckt. So oft sich wichtige Gelegenheiten zeigen, werden Kupfer, Liederkompositionen oder merkwürdige Risse beygefügt.

Die Liebhaber dieser periodischen Schrift können jedes Stück durch die Postämter oder Buchhandlungen ihres Orts in und ausser Deutschland sogleich richtig und franko erhalten und werden ersucht, sich nach Beschaffenheit ihres Aufenthalts an eins von beyden zu wenden. Die hiesige kurfürstliche Oberpostamts Zeitungsexpedition erbietet sich auch mit zur Hauptversendung, und man bittet die auswärtigen Postämter und Expeditionen besonders, sich dahin zu addressiren.

Für Holland besorgen die Buchhändler Pieter Meyer zu Amsterdam, van Cleef im Haag und Lüzac und van Damme in Leiden die Hauptversendungen. Für England die Buchhändler Dodsley und Kompagnie, und J. Ridley zu London. In Hamburg nimmt ausser den dasigen Buchhändlern Hrn. Bohn und Hrn. Herold auch das Kayserl. privilegirte Addreß- und Zeitungskomtoir die Aufträge und Versendungen deshalb an, so wie überhaupt für Niedersachsen Herr Postsekretair Dünte in Hannover.

Man verlangt keine Vorauszahlung, sondern nur Unterschrift und Versicherung, daß man das Journal mithalten und alle halbe Jahre unerinnert richtig bezahlen will, um weder Stücke zurück zu bekommen, noch auf das Geld lange zu warten und darum zu erinnern. Jedes Stück kostet Acht Groschen Konventionsgeld, macht aufs halbe Jahr Zwey Rthlr. Man kann ohne was weiter dabey zu bedingen, zu jeder Zeit antreten und unterzeichnen.

Deutsches Museum.

Zweyter Band.

Julius bis Dezember.

1777.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.


K.K. HOFBIBLIOTHEK
WIEN

Inhalt
aller sechs Stücke des zweyten Bandes.

Julius.

August.

September.

Oktober.

November.

Dezember.

In Hrn. Prof. Möllers historischen Nachricht vom Wasaorden im 6 St. dieses Museums sind folgende Druckfehler zu verbessern:

S. 552. Z. 23. st. denselben, l. demselben; Z. 26. st. von Herrn Prof. l. vom Prof.; S. 553. Z. 10. st. meiner, l. einer; Z. 31. st. Dalia, l. Dalin; Z. 35. st. Jhne, l. Jhre; Z. 36. st. St. l. Th.; S. 554. Z. 18. st. Waasel, l. Wanhel; Z. 24. st. vi ſtorioſo l. victorioſo; Z. 25. st. mir l. nun; S. 555. Z. 9. st. Zeichniß l. Zeugniß; Z. 19. st. die alte, l. das alte; Z. 30. st. entdecket, l. erstrecket; Z. 31. st. ein, l. einer; S. 561. Z. 18. st. Korngarbe das, l. Korngarbe, die immer das; S. 565. Z. 10. st. Ritterhelms l. Ritterholms; S. 566. Z. 23. st. Usodow l. Uesedom; S. 567. Z. 7. st. Konstiturial, l. Konstitorial; Z. 16. st. unten den l. unten: dem. Auch ist das Kupfer in vielen Exemplarien verkehrt geheftet.

Deutsches Museum.

Siebentes Stück. Julius. 1777.

I.

Ueber die Fülle des Herzens,

von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Wenn ich ein Weib hätte, und nun, nach den bängsten Minuten meines Lebens, käme der erwünschte Augenblick, da die Geliebte, beynah ohnmächtig zurücksinkend, mit blassen Wangen, mit bebenden Lippen, mit Thränen in auf mich gerichteten Augen (nur Engel könnten unterscheiden, ob es noch wären Thränen der Leiden, oder schon Thränen der Wonne) mit diesen Thränen mir schweigend sagte: ich habe geboren dein Kind! ich ihr um den Hals fiele, dann sprachlos vor ihr stünde, und in dem Augenblick ein Wunsch für mein Kind und ach! für ihr Kind, so schnell in meiner Seele reifte wie keimte, o! was würd' ich ihm wünschen, dem kleinen Liebling, den ich mit der Lebensgefahr meiner liebsten Hälfte erkauft hätte? Nicht Reichthum würd' ich, nicht langes Leben ihm wünschen, auch nicht Wissenschaft; für solche Wünsche wäre mir der Augenblick zu theuer. Vater, würd' ich denken, Vater, der dem Hirsche Schnelligkeit, Stärke dem Löwen und dem Adler Flügel gab, gib diesem Menschen, der schwach und doch dein Ebenbild ist, gib ihm die menschlichste aller Gaben, die Eine göttliche Gabe, gib ihm Fülle des Herzens!

Vielleicht wäre die Ahndung täuschend, aber gewiß würde mich umschweben eine Anhndung von der göttlichen Erhörung. Sie würde mir Gewißheit scheinen, und froh würde mein Geist sich verlieren in die Aussicht von den künftigen Tagen des Kleinen; ich würde ruhig seyn über ihm, mögen ihn

einst umstürmen die Wogen der Welt, oder werde Stille sein Theil und Einsamkeit, er wird der Seligkeiten viele finden, er wird sagen zur Wehmut: du bist meine Schwester! und zur Wonne: du bist meine Braut!

Aber daß in diesem marklosen Jahrhunderte mich ja keiner misverstehe, so wisse jedes seidene Männchen, das mir vielleicht zu früh süssen Beyfall zulächelte, daß Fülle des Herzens mehr ist als eine bloß leidende Reizbarkeit, daß jede Erschlaffung der Natur schändlich ist, und daß eine weiche Empfindsamkeit, indem sie die Jünglinge weineln und lächeln lehrt, den göttlichen Funken in ihnen erlöscht.

Diese empfindsame, blos leidende Reizbarkeit ist nicht ein Geschenk der Natur; sie ist eine Ebbe ohne Flut und zeigt nur den seichten Grund.

Aus Einer Quelle kommen alle edlen Gefühle des Herzens. Ich traue nicht dem Mut des Liebeleeren, auch nicht der Liebe des Mutlosen. Der Jüngling, welcher in sich nicht Kraft fühlt den Dränger zu zermalmen, ist mir verächtlich, auch wenn er weint beym Unglück des Bedrängten. Er sollte nicht kennen die Süßigkeit einer edlen Thräne; er hat kein Recht dazu!

Wie ehrwürdig ist mir gegen ihn die Löwin, welche hungrig in ihre Höhle kommt, sich vergißt, und den Raub mit mütterlicher Liebe unter die Jungen vertheilt! Diese mütterliche Liebe wird Grimm, wenn ein Verwegner sich naht; sie zerreißt ihn und leckt dann wieder mit bluttriefender Zunge ihre geliebte Brut.

Wende mir nicht ein als eine Ausnahme den Karakter der Weiber. Sie haben ein starkes Gefühl für jede edle Empfindung. Empöre die zärtesten Saiten einer weiblichen Seele; sie werden klingen, daß du staunen wirst.

Wie zärtlich war das Weib, welches den Dolch aus der Brust ziehn und sagen konnte: Pätus, es schmerzt nicht! Wie liebend die Mutter, welche ihrem Sohn flehte: Sohn, erbarme dich mein und stirb!

Ich

Ich wiederhole es noch einmal: alle edlen Empfindungen kommen aus einer Quelle. Liebe, Mut, Mitleiden, Andacht, Bewundrung des Guten, Abscheu des Bösen, Wonne beym Anblick der ans Herz redenden Natur, siehe da sieben Stralen eines siebenfarbigen Bogens, sieben Stralen, alle der Fülle des Herzens entströmend, welche gleich der Sonne Leben und Wärme um sich her verbreitet.

Die Griechen und Römer fasten alles Gute, was an einem Manne seyn kann, in einem Worte zusammen: αρετη, virtus; bey den alten Franzosen hatte courage diese Bedeutung, und noch sagen wir Deutschen viel von einem Manne, wenn wir sagen: Er hat viel Herz.

O ihr kurzsichtigen Vernünftler, die ihr alle Begriffe wieder trennen wollt, welche wahre Weise mit glühender Stirn und Thränen beym Anblick der erkannten Wahrheit vereiniget sahen!

Ihr spaltetet den Lichtstral, wenn ihr könntet; der Weise vereinigt viele Stralen zusammen und wärmt sich an der hervorgerufenen Flamme.

Alles befremdet euch; keine Idee hattet ihr jemals von der grossen Harmonie des Ganzen, konntet sie nicht haben! Euch ist nichts wahr, alles Widerspruch; dem Weisen nichts Widerspruch, vieles wahr, einiges dunkel.

Ihr dünkt euch weise, weil ihr wisset, daß des Mondes sanfter Schein zurückkehrende Stralen der Sonne sind. Seyd noch weiser, und verkennt nicht in der frohen Thräne beym Anblick seines Kindes das starke Gefühl des Mannes, welchem die Macht des Unrechts sich beugen muß, des Mannes, der, wie Brutus, der zärtlichen Umarmung des besten Weibes enteilen würde, um dem Herrn der Welt den Dolch ins Herz zu stossen.

O dasselbe unterirdische Feuer, welches durch die Adern der Erde zeugende Wärme verbreitet, Bäume und Gras hervorbringt und Blümchen, die, sich spiegelnd, hin und her wanken am klaren Bach, eben dasselbe Feuer steigt wie ein Adler empor in den Klüften des Aetna, entströmt

in rothen Flammen seinem offnen Schlunde, wälzet Verderben durch blühende Thäler und stürzt sich donnernd in den Ozean.

Ein Mensch, dem die Natur wenig Gefühl gab, kann mit dem Wenigen getreu und ein guter Mensch seyn. Aber wie wenig bringt er, bey gleicher Anstrengung der Kräfte, Gutes in sich hervor gegen den, des Herz jedem edlen Antrieb entgegen wallt! Diese beyde stehn auf ganz verschiednen Stufen der Wesen, und werden gewiß, bey noch immer vorausgesezter gleicher Anstrengung der Kräfte, auch nach derselben Proporzion durch den Tod in einen höhern Zustand versezt werden, aber eben dadurch noch immer auf sehr verschiednen Stufen bleiben.

Gott hat alles gethan, um diese Fülle des Herzens im Menschen zu erhalten und zu vermehren. Von seiner Geburt an sieht er Eltern, die ihn lieben, die er lieben muß; Geschwister, deren Liebe vielleicht das reinste Band in der Natur ist. Bald öffnet sich sein Herz der Wonne der Liebe und ihrer Wehmut. Wie durchglüht sie, wie durchströmt sie ihn, bis er Ruhe findet in der süssen ehelichen Umarmung! Dann grüst ihn bald mit dem ersten stammelnden: Vater! sein Kind; mehrere folgen dem ersten; sie erwarten Nahrung, Schuz, Bildung des Herzens und des Verstandes von ihm. Als würd' er wieder getaucht in die Quelle der Jugend nimmt er wieder Antheil an Freuden, die er vergessen hatte; alles, was der oft rauhe Pfad des Lebens an ihm gehärtet hatte, wird im Umgang mit den Kleinen wieder erweicht, und mancher Genuß glättet nun seine Runzeln, welcher ehmals seine Thränen trocknete. Der Mann wird vom Weibe zu mancher sanften Empfindung gestimmt, welche ihm neu war; das Weib lernt vom Manne manches starke Gefühl, welches die Saiten ihrer zärteren Seele mächtig durchbebt; früh bilden sich nach ihnen die Empfindungen der Kinder und geben sanften Flötenton, und die harmonische Zusammenstimmung des Ganzen, ist seelenschmelzender als alle Symfonien, sanft wie Nachtigallenchöre, und dem der Sonnen

kreisen und menschliche Herzen schlagen hieß, so lieb wie der Lobgesang rollender Sfären.

Wie wird durch den Umgang der Freunde das Herz genährt, gestärkt, belebt! Die Starkempfindenden werden durch die stärkste Sympathie an einander gezogen, denn ein volles Herz kann sich nur in ein Herz von weitem Umfange der Empfindung ausschütten. Ich sage nicht, daß ein Starkfühlender und ein Schwachfühlender nicht können Freunde seyn; sie sind sich vielleicht, durch besondre Umstände, oder durch Bedürfniß der Mittheilung von der einen, und Dankbarkeit, oder Trieb sich zu erheben von der andern Seite, nahe gekommen, lernten ihre Redlichkeit schäzen und lieben sich. Aber ein gewisser Grad der Vertraulichkeit ist unter ihnen schwer und die Seligkeit der höchsten Freundschaft unmöglich.

Sie sind beyde nicht gemacht den Weg des Lebens mit einander zu durchlaufen, eben so wenig als der irdene und eherne Topf des Sirach.

Dem Starkempfindenden werden oft Empfindungen entströmen, welche dem andern fremd sind; die Wünschelruthe wird oft zucken wollen, ohne Gold zu finden.

Der Schwachempfindende wird fühlen die Uebermacht des andern; es wird ihm manchmal bang zu Mute seyn, wie in der nahen Gegenwart einer Gottheit.

Eine Weile können die Leyer mit vier Saiten und die siebensaitige zusammentönend den Gesang begleiten. Wenn aber die Stimme der Jungfrau, auf deinen Fittigen, o Gluck, sich hebend, feinere Lüfte durchtönt, dann wallen die begleitenden Töne über die vollgestimmte Leyer, wenn jene verstummen muß.

Das Verstummenmüssen in diesem Fall ist gleichwol nicht so traurig, als das Mitertönen einer zwar voll- aber nicht reingestimmten Leyer. Ein Miston der Empfindung ist kränkend, am meisten da, wo er unerwartet war. Ein einziger solcher Miston läst einen dauernden Eindruck zurück.

Es ist traurig, wenn ein Herz sich zu weit geöffnet hat und sich halb wieder schliessen muß. Das geschieht nicht ohne Schmerz: und doch, glaub' ich, muß es noch trauriger seyn zu fühlen, daß man für viel Empfindung nur wenig wiedergeben kann, denn die Armut des Herzens mag wirklich drücken.

Die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Art zu empfinden macht, daß es schwerer ist zwischen Liebenden als zwischen Freunden zu entscheiden, welcher von beyden mehr gibt, oder nimmt.

Zur Glückseligkeit der Ehe ist viel daran gelegen, daß diese grosse Frage unentschieden bleibe.

Die Freundschaft könnte man vergleichen mit zwo Flammen die neben einander lodern, sich einander durch Mittheilung der Hize nähren ohne sich zu berühren; da ist nun leicht zu sehen, welche am höchsten brennt.

Laß mich die Liebe vergleichen mit einem grossen Feuer, das aus glühenden Kohlen besteht und aus Flammen; wer mag entscheiden, ob die Kohlen mehr wärmen oder die Flamme?

Nun könnte ich etwas und sollte vielleicht viel von der Liebe sagen, sollte mich wol gar hinsezen wie der leidengeübte Odüßeus, und erzählen, wie ich hier der Göttin, dort den Sirenen entging, wie ich manchen Schiffbruch litt, und oft am Altare des gestaderschütternden Gottes meine nassen Kleider für meine Rettung aufhing; wie ich manchesmal, gleich dem Helden von Ithaka, mich an einem Feigenstrauch rettete, aber niemals, wie er, von einer herzlichen treuen Nausikaa gehegt und gepflegt ward, auch noch keine Penelope daheim habe, welche mich durch ihre Umarmungen nach meinen irrenden Farthen wieder beglücken könnte.

Ich liesse mich vielleicht erbitten von einem oder dem andern meiner Leser, dem ich's ansähe, daß er den Sturm bestanden, oder wol gar Schiffbruch gelitten hätte, mit ihm eine geheime Stelle am Ufer eines Baches zu suchen, und ihm dort zu erzählen und mir von ihm erzählen zu lassen, was jedem wiederfahren wäre und wie jeder wäre gerettet worden.

Aber

Aber vielen kann ich das so nicht sagen, denn die meisten glauben unendlich viel gelitten zu haben, weil sie ein wenig seekrank gewesen sind. Diese erholen sich nun so leicht wieder, daß sie nachdem über ihr Uebel lachen, und da thun sie dran ganz recht, würden aber vielleicht auch noch lächeln wollen, wenn sie uns arme Schiffbrüchige sähen; und wer könnte das erdulden?

Wenn gar die Sirenen, welche uns in den Strudel hineinsangen, uns nun belauschten, und sich auf einmal lächelnd und spöttelnd zeigten; o dann würde man rasend werden!

Also von der Liebe kein Wort mehr.

Aus deiner Fülle mögt' ich nun schöpfen, o du, die ich als Mutter ehre, die ich liebe als Braut, Natur, Natur, an deren Brüsten ich allein ungestörte reine Wollust athmen kann! Schon als ein schwaches Knäblein hast du in deinen Armen mich gewiegt, hast mich finden lassen seligen Genuß im Schatten der Wälder, am Gemurmel der Bäche, in Feldern und Auen, hast mich trunken entgegengeführt dem steigenden, himmelröthenden Morgen, und mir sanftere Freude mit dem Abendthau herabgesandt, wenn nun sank die Sonne und im Osten heraufstieg der Mond begleitet vom Abendstern. O Natur! Natur! Gott rief dir zu, als du in bräutlicher Schönheit aus dem Schoosse der Schöpfung hervorgingst: sey schön! verkünde meine Herrlichkeit und bilde des Menschen Herz!

Dir dank' ich, Natur, die seligsten Augenblicke meines Lebens! Du zeigtest mir deine erhabnen Schönheiten am Ufer deines Rheins und im Schatten deiner Alpen, wo du einem glücklichen Volke Freyheit schenktest und Einfalt der Sitte.

Groß und hehr erscheinest du mir auch hier am Gestade des Meeres. O wie gern hebt und senkt sich mein Blick mit der krummen Woge, indem mein Ohr lauschet dem Geräusch seiner Wellen! Wenn im feyerlichen Anblicke des unermeßlichen Ozeans mein Auge sich verliert, dann umschweben mich Gedanken vom Unendlichen, von der Ewigkeit und meiner eignen Unsterblichkeit. Meine Seele entfleugt dieser

Welt. Ich werfe dann einen Blick auf das grüne Ufer, die ruhenden Haine, die Saaten, die Triften mit hin und her irrendem Vieh, und vergnügt kehrt mein Geist zur mütterlichen Erde wieder zurück. Die ganze Natur ist Harmonie, und wir sind geschaffen mit ihr zu harmoniren. Jede einzele Schönheit der Natur, alle verschiedne Schönheiten der Natur in ihren mannigfaltigen Zusammensezungen wurden vom Schöpfer bestimmt, die Saiten des menschlichen Herzens zu berühren und erklingen zu machen. Wie entzücken den Schößling der Natur diese Seelenmelodien! wie sanft sind sie! wie kühn! wie erheben sie das Herz zum Himmel! wie tauchen sie es in die süssesten Empfindungen!

Die Natur nicht schön finden ist unmöglich, ihre Schönheiten ansehen um die Zeit zu vertreiben, den Blick daran weiden wie an einer Theaterdekorazion, und nicht in ihr hören, sehen, fühlen Stimme Gottes, Spuren Gottes, Nähe Gottes, Offenbarung Gottes, sie, so heilig wie die schriftliche, allgemeiner, älter, und ans Herz redend wie sie, o das ist des Menschen unwürdig, das ist klein und schlecht!

Viele werden erfahren haben, was ich alle Jahre erfahre: das Herz kränkelt in der Stadt. Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften verlasse ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen ein für das Stadtleben. Du verlässest mich nicht in der Stadt, süsse Erinnerung des gehabten Genusses; du besuchst mich, drängst dich durch den Taumel der Welt zu mir, und stärkst mich, wenn ich um Mitternacht, nach getragner Last und Hize des Stadtzwangs, mein Fenster öffne, und dann mich begrüst der sanfte Mond und die rollenden Sphären.

Wie auf Adlersflügeln erhebt sich da der Geist, und zündet, wie Prometheus, seine Fackel an himmlischem Feuer an.

In solchen Augenblicken fühlt sich wieder in allen ihren Kräften und Unsterblichkeiten die ganze Seele, das wahre beßre Ich; denn die Larve, die man mit sich herumschleppt in dem

Taumel

Taumel der Welt, umtönt von den Schellen der Thorheit, gähnend und angegähnt, o, wem ist sie nicht in Stunden des Selbstgefühls bis zum Anspeyen verhaßt!

Es gibt Menschen, deren Geist mit dem Körper an einem Ort angefesselt ist. Ihre Existenz ist immer eingeschränkt auf den Genuß oder das Leiden der gegenwärtigen Minute. Niemals folgte ihre Fantasey dem Fluge des Kometen, niemals versezte die Kunde der Vorzeit sie lebhaft zurück in die Tage der Helden. Ja ihr eigner Genuß entschwindet ihnen und die Erinnerung bringt ihnen nur matte Schatten der vergangnen Freuden zurück.

Welch eine Schneckenexistenz gegen das Leben des Feuervollen, Starkempfindenden!

Sein ist die Vorzeit; sein die Zukunft.

Wer schmeckt so stark wie er den gegenwärtigen Genuß? Wer pflückt, wie er, jedes Blümchen auf der Bahn des Lebens? Nur er ist der Vertraute jeder Erinnerung, welche ihm freundlich lächelt und den Reigen vergangner Freuden im lebhaften Tanz ihm wieder vorüberführt.

In die Ferne der Zukunft verliert sich sein trunkner und doch sichrer Blick. Er sieht hell, und ahndet da, wo er nicht sieht.

Ahndungen! Ahndungen, ihr Töchter der Entzückung! Wie wenig Weihrauch streut man euren Altären! Warum? Weil man nicht weis, woher ihr kommt und wohin ihr geht. Also darum nicht, weil ihr wie Götter erscheint und wie Götter verschwindet?

Dem, deß Herz voll ist, ist nichts in der Welt leer, und wenn seine Seele dazu gewohnt ist sich zu erheben heimwärts, jenseit den Sternen der Mitternacht, o! so umschweben ihn immer lichte Gedanken zu Tausenden.

Der Mann leeres Herzens findet überall eine Oede, am meisten da, wo jener in der Fülle ist.

Armer Abentheurer, welcher der Natur entlief und nun, gleich dem verlornen Sohne, seinen Wanst mit Trābern füllt!

Zu glücklich noch, wenn ihn die bittre Bedürfniß zur Natur und zum Geständniß seiner Thorheiten zurückbringt.

Wer immer der Natur treu bleibt, den wird sie immer mehr entzücken. In ihr ist Alles Leben. Das empfinden ihre Lieblinge und sehen jedes Thier, ja den Baum und das Gräschen an mit schmelzendem Liebesgefühl. Im Thiere sehen sie ein empfindendes Wesen, und ahnden, fast mögt' ich sagen wissen, daß die Seele des Thieres sich nicht in Staub auflösen kann. Sie gehen vom edlen Roß, vom treuen Hunde herunter zum niedrigsten Insekt. Welcher Unterschied! Und doch welche Uebereinstimmung! Fast unmerklich wird zulezt der Uebergang zu den Pflanzen; nun ahnden sie auch dort Leben, sich vervollkommnendes unsterbliches Leben Ahnden's? ich sagte lieber wissen's, wenn ich dürfte, und spräche dann von dem, was nun Ahndung ist.

Wer wollte den Werth der Wissenschaften verkennen? Sie nähren, sie bilden den Geist. Aber die meisten Gelehrten sind zufrieden das zu wissen, was ihnen nöthig zu seyn scheint, und wenn sie auch ja in einem Ueberfluß von Erkenntnissen prassen, so thun sie es entweder aus Eitelkeit, oder aus einer Art von Liebhaberey, bey welcher das Herz kalt bleibt. Sie sammeln im Garten der Musen keinen Honig, sondern nähren sich wie faule Hummeln. Was wird ihnen nuzen nach dem Tode ihre erworbene Wissenschaft? So wenig, wie im Leben die Münzen, welche sie sammelten, um die gesammelten in einem Schränkchen zu verwahren. Dem Fühllosen sind die Wissenschaften, welche er besizt, ein todter Schaz; dem Gefühlvollen eine Quelle reiner Freuden, seelenerhebender Regungen, edler Gedanken, welche ihn bilden, sein Herz erweitern, und also in die Ewigkeit fortwirken. Oder glaubst du, daß eine Empfindung sterben könne, ohne in alle Ewigkeit fortzuwirken in dem, welcher sie empfand?

Ohne den warmen Antheil des Herzens sind die Wissenschaften fast nichts. Nur durch diesen entzückt uns die Sternkunde, wenn sie uns viele tausend Sonnen in den schönen Funken des Himmels zeigt, Sonnen, jede vermutlich um-

ringt

ringt von Erden, und jede von diesen mit empfindenden unsterblichen Wesen bevölkert.

Eben dieser Antheil des Herzens macht die Geschichte zur wohlthätigen Lehrerin der Menschheit, da sie ohne ihn nichts als Chronik wäre. Sie gibt reiche Nahrung. Aus ihrer Fülle schöpfe der Jüngling und veredle sich, indem er trinkt. Wie selig wird er seyn, wenn Freyheitsgefühl ihm die Wange röthet, wenn er die dreyhundert Spartaner in Thermopülä beneidet, mit dem grossen Lykurg sein Vaterland verläßt, und mit Timoleon sein Haupt verhüllt, da er den Bruder, weil sein Bruder ein Tirann war, ermorden läßt. O Jüngling, der da schwelget im göttlichen Plutarch, dem das Herz schlägt bey den Edelthaten der Vorzeit, dem es schwillt von edler Begierde nach Ruhm, wie groß kannst du werden, wenn du Eine Klippe vermeidest! Laß dich dieses Schlagen und Schwellen nicht verführen das schön zu finden, was nur glänzend ist, und lege die Thaten grosser Männer auf die Wage der Gerechtigkeit. O, wenn Wahrheit dir lieb ist, und was ist ohne sie die Geschichte? Wenn Wahrheit dir lieb ist, so laß auch dein Urtheil wahr seyn! Weil Cäsar es nicht achtete diese Wage zu brauchen, ward er der ungerechteste Krieger, opferte Millionen Menschen sich selbst auf, empörte sich gegen sein Vaterland und brachte es unter's Joch der Tiranney. Wenn du fähig bist, diesen Bösewicht, dieses Ungeheuer zu lieben, mehr zu lieben als den gerechten Kato, der, mit Löwenstärke und mit Löwenmut, den Strom des Verderbens so lang dämmte, mehr als Brutus, den sanften liebenden Mann, den Rächer des Vaterlands, den Bliz der Freyheit, ihn, in welchem Rom auflebte, in dessen leztem Athemzug es auf ewig starb — O Jüngling, so wirst du da nur Gift finden, wo dir die edelste Nahrung bereitet war!

Was soll ich von dir sagen, göttliche Dichtkunst? Du entströmst der Fülle des Herzens und bietest die süssen Trunkenheiten deines Nektars reinen Herzen an. Du erhebst das Herz auf Flügeln des Adlers, und bildest es zu allem, was groß ist und edel.

Groß

Groß und weit ausgebreitet ist deine Macht; du bist die Tochter der Natur, hehr und sanft und groß und wahr, wie sie, in angeborner Einfalt!

Du fleugst gen Himmel, nimmst Flammen vom Altare, wärmest und erleuchtest das Menschengeschlecht!

Dir opferten die Weisen des Alterthums, ächte Philosophen, welche mit reiner Inbrunst die Weisheit suchten, wie Orpheus die Euridice.

Aber vielleicht hält mancher aufrichtige Mann Alles, was ich gesagt habe, für Schimäre, und meynt, daß weder Natur, noch ihre Töchter, Dichtkunst und Philosophie, noch auch die Geschichte das Herz für die Ewigkeit ausbilden könne, daß dieses allein das Werk der Religion sey. So sehr ich auch überzeugt bin, daß jedes edle Gefühl heilig ist, und wenn der Mensch, welcher es empfand, edel bleibt, ewig in ihm fortwirkt, so gewiß bin auch ich überzeugt, daß die Religion die Hauptquelle jedes Seelenadels und der ewigen Wonne ist.

Aber, mein Freund, diese Religion, ist sie nicht der Fülle göttlicher Liebe und Weisheit, wie die Natur, entströmt und von demselben Geiste beseelt? Und sieh! ihr erstes Gebot ist Liebe. Sie, die göttliche Religion, zeigt uns, daß wir durch Liebe zu den Menschen und Gott ihm ähnlich werden sollen. Ist's nicht göttliche Weisheit, welche uns lehrt, daß in den zweyen Geboten: Liebe Gott! und liebe den Menschen! der Inbegriff aller Pflichten enthalten ist? Sagt nicht eben diese göttliche Weisheit, daß dem viel vergeben würde, welcher stark liebte? Sagt nicht ein Bote Gottes an seine Gemeine, daß Christum lieb haben besser sey als Alles wissen? und sagt nicht eben dieser Mann, daß alle Wissenschaft, ja die höchsten Gaben, die Gabe der Weissagung und Wunder zu thun, vereint mit dem Verdienste des Martyrertodes, nichts sey ohne Liebe zum Nächsten, ohne sie nur ein tönend Erz sey, eine klingende Schelle?

Aber, mögte man sagen, Fülle des Herzens ist eine Gabe Gottes; wie kann sie belohnt? wie kann ihr Mangel bestraft werden?

Jeder Mensch hat so viel Herz, daß er lieben kann, und weniger wird von dem gefodert, welcher weniger empfangen hat. Darf er murren, daß er weniger empfing? So dürfte der Rabe murren, daß er kein Adler ist.

Fülle des Herzens ist die edelste Gabe Gottes; aber, eben darum, Fluch dem, der durch sie nicht besser wird! Wehe dem, deß Geist sich erheben, deß Herz mit heissem Liebesgefühl vieles umfassen kann, wenn dieser Geist, wenn dieses Herz nicht emporfliegen und weilen kann beym Unendlichen und Allliebenden! Wenn dieses Herz wie Wachs zerschmelzen, und doch kalt seyn kann bey der Betrachtung einer Religion, deren ganzes Wesen Liebe und Erbarmen ist!

Ich weis wohl, daß einige unsrer Schriftgelehrten gern aus der Religion die Empfindungen des Herzens verbannen mögten, aus der Religion, welche auf nichts als Liebe Gottes und Gegenliebe des Menschen gegründet ist; aber das ist noch ungereimter, als wenn man dichten wollte ohne Begeistrung, oder als wollte man ringen ohne Kraft.

Ich habe zartfühlende Menschen in Augenblicken des Grams klagen gehört über das heisse Gefühl, welches sie so lebhaft empfinden macht. Sie glauben alsdann, bey weniger Gefühl sey mehr Genuß des Lebens. Aber wenn bey diesen Menschen wahrer Geist der Liebe, wahre Fülle des Herzens ist, und nicht nur jene leidende Reizbarkeit, nicht Ebbe ohne Flut, so mögen sie sich freuen über die Ursache ihres heftigen Grams. Auch wird ihnen eignes Selbgefühl Zeugniß geben vom Adel ihrer Seele. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten, und heftiger Gram muß oft das Loos dessen seyn, welcher wahres Wonnegefühls fähig ist.

Die Erinnerung streut ihre schönsten Blumen nur auf den Pfad des Starkempfindenden. Selbst die Erinnerung des vergangnen Leidens ist süß. Der empfindende Wandrer sieht mit freudiger Rührung auf die zurückgelegte Bahn des Lebens zurück, auch da, wo der Pfad steil war und dornig.

Ist nun der Weg vollendet, wischen nun den Schweiß von der Stirne die Pilger und schütteln den Staub von den

Füssen, o wie wird alsdann in einem Leben, wo jede Empfindung sich in Wonne wandelt, der, dem Fülle des Herzens bey der Geburt zu Theil ward, es empfinden, daß ihm das Loos am lieblichsten gefallen ist!

2.

An die Herausgeber des deutschen Museum.

Ein Freund hat mir folgendes Stück von Paris zugesandt, welches eine wörtlich nachgeschriebene Unterredung seyn soll. Vielleicht paßt es in Ihr Museum, aber es darf nicht übersezt werden; denn zum Persifflage (weiter ist das Dings nichts) bequemt sich die deutsche Sprache nicht. Ihre Leser sind hoffentlich zu wohl erzogen, um das Französische nicht eben so gut, wo nicht besser, als ihre Muttersprache zu verstehen.

Sur les François et les Allemans

ou

L'aprésdinée de Made. la Marquiſe de R.

La Marquiſe. (finiſſant de lire avec un air diſtrait une Idylle traduite de Geſ ner et fermant le livre.) Eh bien — cela peut être bon pour amuſer des Suiſſes, mais cela me paroit à moi auſſi faſtidieux que poſſible — langage commun pour dire des choſes communes — point de nobleſſe dans les images — pas une ſeule idée piquante — pas une phraſe, qu'on voudroit avoir dite —

Le Chevalier. C'eſt que nous ſommes trop loin de la nature, Madame; nous ne la voyons plus qu'aprés ſa toilette — elle n'eſt pour nous qu'une Dame parée qui a mis ſon rouge et ſes diamans. — Je ne trouve pas ces Idylles ſans interêt — j'aime cette ſimplicité, ces

ces couleurs fraiches, ces tableaux vrais, tels que l'onde pure les réfléchit. Il se peut cependant, que l'ouvrage a gagné par la traduction.

L'Abbé. Mais apparément — Il faut refondre toutes ces grosses matiéres — J'ai autrefois travaillé sur l'anglois, et vos *Popes* et vos *Suifs* [1]) seroient pitoyables, si on les rendoit à la lettre. Traduire — c'est une nouvelle creation — c'est comme la ciselure aux bronzes. — Notre siècle est trop difficile; son caractére est l'élégance; même les Anciens ont besoin n'être ajustés. Mais nous pourrions à la rigueur nous en passer — lorsqu' on est riche de son propre fond, on a tort, il me semble, de fouiller dans toutes sortes de mines pour trouver un peu d'or. — Quant à vos Allemans, Chevalier, je les honore, puisque Vous les protegés; mais ce'ux qui nous arrivent, pour apprendre les belles maniéres sont parfois bien pésans.

Le Chevalier. Vous ne voudriés pas, Monsieur, que l'on jugeat les François par ceux, qui courent le monde. — I'ai voyagé en Allemagne, & j'y ai trouvé dans la bonne Societé des maniéres honnêtes — des procedes — des connoissances — enfin c'est une nation, qui est en train de se dégourdir — Il y a des cercles, ou en conscience il est permis de se plaire.

La Marquise. Vous êtes gaté, mon pauvre Chevalier — vous êtes germanisé, et votre voix ne vaut plus rien — Il s'agiroit de nous amener ces gens d'esprit de vosElectorats [2]); car l'abbé a raison — tout ce que se

1) Swift. Die Franzosen machen die fremden Namen gern etwas klingender und sanfter. Anm. des Einsenders.

2) Ganz im Tone der Statistik der feinern Welt in Paris. Im lezten Kriege hörte der Einsender bey Frankfurt am Mayn, wo bekanntlich die Landesherrschaft sehr gemischt ist, ein Paar Franzosen über die Verfassung von Deutschland

se presente ici a l'air niaisement gauche. — Je veux croire, que l'on donne des maitres à vos Barons [3]) — qu'on les eléve — mais cela n'y paroit en verité pas —

L'Abbé. Qu'on les eléve! Abus de termes, on n'eléve pas ces êtres là, on les apprivoise, on leur apprend des tours, et c'est fort mal fait à mon avis, car on les rend insipides. Je les aime moi tous frais de la coque, fiers comme des Sultans, nobles comme des chevaux arabes, et sots comme des cruches, se tenant roides dans leur licol comme dans un carcan, et galonnés les jours de fête comme une image de procession — voilà ce qui vous frappe au moins et vous fait rire de bon cœur.

Le Chevalier. Vous êtes severe, l'Abbé. Ce peuple a cessé d'être barbare. Il y a même un theatre. Vous ne connoissés pas leurs auteurs? Il y en a qui meritent leur reputation — Avés vous entendu parler de leur Monsieur *Le Singe*? C'est un homme à talens, que ce *Le Singe* [4]). On a de lui quelques pieçes de theatre, ou il y a l'aurore du bon gout, des sentimens, des caractéres — J'ai surtout admiré la scene d'un pére, qui, craignant pour l'honneur de sa fille, la sauve par un expédient, qui n'est pas dans nos mœurs, mais qui fait un grand effêt [5]) —

La

land sprechen. Observés, sagte der eine, mit einer wichtigen Miene, que dans ce pays ci Vous ne pouvés pas faire vingt pas, sans être dans un autre *Electorat*.

3) Alle Deutschen, die in einer Remise fahren, heissen in Paris Barons; alle andre Fremde in gleichen Umständen Mylords; auch Monsieur Mylord.

4) Klingt ungefähr, als wenn wir sagten, dieser Alembert ist kein ungeschickter Mann. Welcher Franzos vereinigt so viel gründliches Wissen mit so viel Genie als Leßing? Wie ein Lustspiel von Dom Mabillon, oder eine krittische Untersuchung von Voltaire wohl ausfallen mögte.

5) Und sie verstehen die Emilia Galotti, Monsieur le Chevalier, und können keinen deutschen Namen aussprechen?

La Marquise. Et cet expédient?

Le Chevalier. C'est qu'il lui plonge le poignard dans le cœur.

La Marquise. Quelle horreur absurde! C'étoit trop tôt, si le mal n'étoit pas fait, et s'il étoit fait, c'étoit bien trop tard.

Le Chevalier. Mais elle est aimée de son souverain, ce prince est un libertin, et sa vertu est menacée

La Marquise. Bon. Notre vertu se facheroit, si elle ne l'étoit pas — Il n'y avoit donc que cette seule échappade dans la tête du pauvre Auteur? Il ne pouvoit sauver cette auguste Vestale, qu'en la faisant assassiner par son pére?

Le Chevalier. Il est vray, Madame, que St. Denys s'avisa d'un tour plus ingenieux [6]) — cependant la catastrophe est amenée avec art, et si Vous pouviés voir la pieçe, Vos larmes plaideroient la cause de l'auteur. Le pére est un sauvage vertueux, sensible à la moindre injure, connoissant les ruses et les succés du prince, s'en fiant point au courage de sa fille, et ne croyant pas aux miracles. Vous êtes si pressée, qu'en fremissant Vous appellés cette mort affreuse au secours de la malheureuse Emilie. — Mais si Vous aimés des émotions plus douces je Vous recommande les écrits de *Vielande*, le seul auteur allemand, qui sera généralement gouté en France — Il a notre manière de voir et de sentir, c'est un conteur charmant, qui peint si bien et qui gaze si mal,

6) Als Chandos die Pucelle entwaffnet und entsturmhaubet hatte, sah es mißlich um — die Rettung von Frankreich aus. Der Schuzpatron St. Denys verlor den Kopf nicht und — knüpfte Nesteln. Wie man aber eine Frau Markisin an eine solche Stelle erinnern darf? Das ginge doch in Deutschland nicht an. Cela n'est pas dans nos moeur.

mal, que c'eſt comme une gallerie de l'Albane, ou ſous des arbres feſtonnés de fleurs Vous ne voyés que des offrandes à Cythère, des amans heureux et une trouppe de nymphes, dont la drapperie legère s'envole au moindre ſouffle. -- On y retrouve avec plaiſir les idées grivoiſes de *Crebillon* et les plaiſanteries de *Hamilton.* Il vous fait encadrer dans ſa moſaique les plus beaux vers de *Colardeau*, de *Pezay*, de *Dorat* — et il ſe donne par fois un air de ſageſſe, qui grouppe à merveille avec ces images libertines. On l'apelle le *Petrone du Nord* 7), mais il a bien plus de gout et de fineſſe. On cache ſon livre aux Demoiſelles, qui ont grand ſoin de le ſavoir par cœur. Les cagots en furent d'abord allarmés; on crioit à la turpitude, à la corruption de la jeuneſſe; mais dépuis que dans un dialogue il a confondu la ſagacité d'un prêtre habile, qui argumentoit pour ces cris populaires, tout le monde s'eſt tû avec reſpect. Il eſt vrai, que ce prêtre n'eſt pas un Docteur de Sorbonne.

La Marquiſe Mais on a tort de chicaner l'auteur. — Il n'y a qu'à donner des principes aux Demoiſelles, et ces dangers ſont imaginaires — c'eſt peut-être une étincelle, qui allume, quand le cœur eſt combuſtible; mais alors des propos bien moins ſéduiſans 8) auroient fait le même effêt. Voyés les femmes libres — elles de-

7) Die Meynungen ſind getheilt in Frankreich: Dorat nennt dieſen Schriftſteller le moraliſte. S. Idée de la poeſie allemande als Vorrede zu Selim und Selima. S. 23. Aber er mag nun Petron, oder Sittenlehrer ſeyn, welcher Freund des Schönen, welcher Mann von Geſchmack mag ihn entbehren?

8) In dem Munde eines Liebhabers, will vermutlich die Dame ſagen. Aber man könnte darauf antworten, daß man ein Buch immer bey ſich in der Taſche tragen kann, aber keinen Liebhaber nicht — oder die Poſchen müſten gröſſer werden. Denn ein Macaroni wiegt freylich nichts.

desespèrent leurs amans; il n'y a de bienfondant, que les prudes et les devotes.

L'Abbé. Ah, faites votre salut, Madame la Marquise! rendés-vous devote, s'il est possible — que le ciel vous accorde la grace efficace.

La Marquise. Vous ètes malin, mon pauvre Abbé — et il ne sera jamais question de Vous. — Mais, je le repète, Chevalier, les imaginations neuves courent droit au danger; il est bon de s'habituer a de certaines images — Apportès moi ce livre — Je commence à me reconcilier avec vos Germains. — Avés vous fini la liste de leurs grands hommes?

Le Chevalier. Je Vous en citerai deux encore, et qui ne sont pas les moins celébres. — Vous a-t-on nommé *Mr L'Albâtre*?

L'Abbé. Ah! — ce gros ouvrage sur la Phisiognomie.

La Marquise. Paix, l'abbe!

Le Chevalier. Précisément *Mr L'Albâtre* enseigne l'art d'apprecir l'ame sur la coupe de son habit. Il Vous devineroit, Madame, à votre doux minois; il sait ce que c'est que les *occhi fourbetti* — il Vous indique les nés retroussés, qui renversent les empires 9). Le corps, dit-il, est comme un linge mouillé, qui se colle aux contours de l'homme intérieur. La nature n'a rien achevé sans y mettre son étiquette; il ne s'agit que de savoir lire et voilà à quoi il s'applique.

La Marquise. C'est délicieux —

L'Abbé. Et puis le Chevalier ne Vous en dit que la moitié. On m'assure, que cet homme vous distingue au nès et à l'oreille l'orfêvre d'un horloger, un Conseil-

9) Endlich einmal un mot de politesse pour Madame la Marquise. Der Chevalier hat seine Galanterie lang genug verbissen.

ler de la grand' chambre d'un Confeiller au Chatelet, un faux monnoyeur d'un journalifte, et un commis des fermes d'un fripon, quand même tout ce monde là feroit en chémife. Enfin c'eft l'art des Bohémiens — il Vous dit la bonne aventure [10]) —

Le Chevalier. Et même la mauvaife, mon cher Abbé — ce livre feroit dangereux en France; un roi qui l'auroit etudié feroit trembler fes courtifans. Que l'on en plaifante tant qu'on voudra, il y a du vrai dans le fyfteme de l'auteur. Nos traits Suivent dans leur jeu les mouvemens de notre ame; la phifiognomie de *Henri* IV parle à tous les cœurs fenfibles. Il y a des vües neuves et intéreffantes dans cet ouvrage; on affure, qu'il eft écrit d'un ftyle, qui feroit honneur au fiecle d'Aufte. L'Auteur eft du petit nombre des génies, qui fe frayent une route nouvelle. C'eft d'ailleurs un homme refpectable; s'il fe trompe, c'eft avec efprit et de la meilleure foi du monde.

La Marquife. Voici encore un Allemand qu'il me faut. Cela ne peut être que très divertiffant; mais il y a des vifages fi plats, que je defie votre homme d'y lire une fyllabe — il y en a d'autres qui font ma bête, j'aimerois bien voir ce qu'ils fignifient — l'Abbé Vous n'êtes pas curieux?

L'Abbé. Si fait, Madame, fi fait — toutes fois c'eft très incommode — car qui aime à être vû en robe de chambre? — Mais Vous oubliés, Monfieur, le plus fameux des Allemans, leur Monfieur *Clovefoque.*

Le Chevalier. J'y viens. Patience. *Clovefto-que* vous voulés dire.

L'Abbé. Eh bien, toujours en *Oc.* Le nom eft bas breton, je penfe. Mais c'eft l'auteur, ou je brille.

Il

10) So hat man noch vor einigen Jahren auch in Deutschland gespottet, aber die Einfälle sind vergessen, und, was Lavatern noch mehr zur Ehre gereicht — auch vergeben.

Il eſt traduit; je l'ai lû d'un bout à l'autre, et je vous en dirai des nouvelles. C'eſt donc, Madame — pour Vous en donner le précis en peu de mots, le nouveau teſtament dramatiſé; le vieux y eſt melé par intermedes, et comme une maniére de divertiſſement on y a ajouté le jugement dernier. — Mais ſans badiner, il y a des tirades, qui ne ſont pas mal, des choſes fortement ſenties, des morceaux qui friſent le ſublime. Avec une diction plus élégante et un coloris plus velouté, cela ſeroit aſſés drôle; mais il y a peu de gout dans l'enſemble; ce ſont des épiſodes mal couſues, une maigre invention ſans incidens, et une monotonie qui excéde, c'eſt comme le ſervice des reformés, tour à tour le ſermon et les cantiques. Le perſonnage, qui attache le plus eſt un diable charmant, le plus honnête garçon de là bas, et dont les qualités infernales ſont tout à fait aimables.

Le Chevalier. L'Abbé, je ne releverai pas toutes les pauvretés, que Vous dites, mais voici le Commandeur, qui Vous accomodera. A moi, à moi, Monſieur le Commandeur.

Le Commandeur. De quoi eſt-il queſtion?

La Marquiſe. Ha, venés, l'ami des Teutons — l'Abbé nous parle de *Cloſtoque* et de ſon diable, qui eſt bon enfant, c'eſt pour Mourrir de rire —

Le Commandeur. Et l'Abbé en dit du mal ſans doute. — Avès-vous lû *Klopſtock* dans ſa langue, Monſieur l'abbé?

L'Abbé. Mais c'eſt traduit.

Le Commandeur. Vous ne l'avés donc pas lú. — On ne juge pas de Raphael par une mauvaiſe eſtampe. *Klopſtock* eſt peut-être le génie le plus ſublime, que notre ſiècle ait produit. La nation a prononcé, tous les vrais connoiſſeurs admirent ſon ouvrage, à l'exception de Vous, Monſieur — votre ſuffrage eſt la branche de

laurier, qui manque à ſa couronne — il eſt bien à plaindre —

La Marquiſe. Ah vous voila capot, mon cher Abbé.

L'Abbé. Mais le Commandeur eſt rude — je ne prétendois pas —

Le Commandeur. C'eſt fort bien. Ne prétendés donc pas medire d'un Chef d'œuvre ſur une traduction mediocre; même une bonne n'en transmettroit pas toutes les beautés. Notre langue eſt trop pauvre et trop timide, pour rendre toutes les nuances de celle, que l'auteur a Creé pour ſon poëme, et même, j'oſe le dire, notre cœur eſt trop degradé, pour ſimpathiſer avec le ſien. Il eſt tems de rendre juſtice aux Allemans; leurs progrés peuvent étonner les philoſophes; ils étoient barbares il n'y a que trente ans; ils n'ont point eu de *Medicis* ni de *Louis XIV*, qui euſſent encouragé leurs talens; dans leurs cours brillantes leur langue eſt proſcrite, parceque leurs grands ſeigneurs preférent de jargonner en mauvais françois Nous careſſons dans nos ſocietés les *D'Alemberts*, les *Diderots*, les *Thomas* [11]), nous briguons leur eſtime et leur amitié. Chés eux un homme de lettres eſt ſans état, et le premier Auteur parlera debout au dernier Comte de l'empire, s'il n'a d'autre brevêt, que celui de l'immortalité. Si Vous n'entrés pas dans leurs chapitres, vous n'entrés pas dans leurs aſſemblées; on diroit qu'il faut être né Chanoine, pour être un homme aimable. On ne ſe rappelle pas, que ce ridicule eſt banni des grandes Cours de l'Europe [12]).

Or

11) In Deutſchland iſt es ſeit einiger Zeit Sitte, daß man dieſe Herren nur mit einem Sneer nennt. Bravo, mes compatriotes! Wer ſolche Leute unter ſich fühlt, das iſt mir ein Kerl!

12) Der Kommandeur übertreibt die Sache. An einigen Höfen Deutſchlands, die dem Einſender bekannt ſind, wird

der

Or il eſt difficile, qu'une nation s'éclaire, qui eſt diviſée en Caſtes, ou l'on vous demande votre Genealogie, pour ſavoir s'il convient de profiter de vos lumiéres. Les connoiſſances, comme les richeſſes, ne ſe multiplient que par la circulation. Malgré toutes ces entraves, il y a des Allemans, qui nous égalent, il y en a d'autres, qui nous ſurpaſſent. Leur genie eſt un arbre majeſtueux, qui a pouſſé dans un ſol aride par la force vegetative de ſa ſéve. Nous avons l'eſprit et le gout en partage; ils ont l'énergie et le naturel. Convenés, mon cher Abbé, que nous poſſedons le talent de n'eſtimer que nous et nos amis. *Voltaire* même n'a pas rougi de dire: et ce fier Saxon, que l'on croit né parmi nous; comme ſi le *Marechal de Saxe* eût été fort peu de choſe ſans un certain air françois, qui le rendoit ſupportable. Le Gaſcon à Londres n'a rien dit de plus abſurde, lorsqu'il s'ecria, que *Charles II.* ne danſoit pas mal pour un étranger. Liſés et etudiés, Monſieur l'Abbé un traité allemand, que je Vous communiquerai, *ſur l'orgueil national.* Ce livre eſt un excellent remède contre nos accés de patriotiſme, et ſi votre mal eſt trop ſerieux l'auteur en a d'autres à Vous offrir.

L'Abbé. Eh vous m'accablés, Monſieur le Commandeur. J'ai la contrition et l'attrition de mon crime de Léſe-Allemagne. Allons à la Comedie, s'il Vous plait. (tirant ſa montre) Il eſt tems.

Le Chevalier. Allons y. On donne *Miſs Sarah Sampſon,* Tragedie traduite de l'allemand.

L'Abbé. Tant mieux, il y aura de quoi rire.

der Mann nicht nach ſeinem Gepräge, ſondern nach ſeinem innern Gehalt geſchäzt. Selbſt in Pyrmont hat derſelbe mit dem Adel gefrühſtückt, und jedermann weis doch, daß ſeine Großmutter nur eine Predigertochter war. Die Sitten mildern ſich.

3.

Johann Kaspar Lavaters

Verantwortung gegen eine ehrsame Meisterschaft der Schuster in Zürich, die sich über eine Stelle im zweyten Band der Physiognomik S. 13. bey ihm beschwerten, übergeben den 20sten Sept. 1776.[a])

Hochgeehrter Herr Obmann,
Allerseits geehrte Herren!
Ehrsame Meister, liebe Mitbürger!

Es hat Denenselben beliebt, gestern als den 9ten Sept. 1776 drey wackere und angesehene Herren und Meister aus Ihrem Ehrenmittel, Hrn. Seckelmeister Stolz, Hrn. Handwerksmeister Mayer und Hrn. Rechenherr Denzler, an mich abzuschicken, und mir Ihre Unzufriedenheit und Beschwerde über eine Stelle auf der 13ten Seite des zweyten Theils meiner Physiognomik, welche die Schuster betrifft, bedeuten zu lassen. Durch diese Stelle glauben sich meine liebe Herren, die Schustermeister in Zürich, beleidigt, und verlangen deswegen eine befriedigende Ehrenrettung.

Lassen Sie mich, liebe Herren und Mitbürger, Ihnen vor allen Dingen, mit aller geziemenden Höflichkeit und Sanftmut, zugleich aber auch mit bürgerlicher christlicher Freyheit sagen, daß mir Ihre Beschwerde äusserst befremdend und beynah unbegreiflich vorgekommen, obgleich in dieser Stelle etwas unrichtiges enthalten ist, welches ich vor Ihrer Anzeige freylich nicht wuste.

Erlau-

a) Diesen sokratischen Aufsaz — erhielten wir aus der vierten oder fünften Hand; und wir versichern auf unsere Ehre, daß weder Herr Lavater, noch die löbliche Meisterschaft der Schuster in Zürich, nicht den geringsten Antheil an desselben Bekanntmachung haben. Anm. des Herausg.

Erlauben Sie mir, geehrte Herren und Mitbürger, daß ich mich deutlich gegen Dieselben erkläre.

Ich wollte in besagter Stelle weder spotten noch beleidigen. Ich konnte es nicht wollen. Wer daher Anlaß nimmt, eine ehrsame Meisterschaft in Zürich aufzuziehen und Sie dadurch als beleidigt vorzustellen — muß entweder diese Stelle nicht gelesen haben, oder ein Feind der Liebe und des Friedens seyn. Noch einmal also, Sie haben nicht mit eignen, sondern mit fremden Augen gelesen, wenn Sie glauben können, daß ich Ihrer spotten, daß ich Sie beleidigen wollte. Ich mag derer nicht spotten, die über mich spotten; und die nicht beleidigen, die mich beleidigen. Wie viel weniger werd' ich's gegen die thun, die mich nie beleidiget haben, die ich aller Ehr' und Liebe werth halte? Allein ich darf mich in dieser Sache nicht bloß auf mein Herz, und Gott, den Kenner meines Herzens, berufen, nicht auf mein ganzes Betragen, das von Spottgeist und Beleidigung rein ist, sondern nur auf die gedruckte Stelle selbst. Ich bitte um nichts, als um ruhige, kalte, unparteyische Aufmerksamkeit. Sehen Sie nur mit eigenen Augen; hören Sie nur mit eigenen Ohren. Unmöglich, unmöglich werden Sie sich dann beleidigt halten können.

Der gröste Theil dieser Stelle betrifft ja offenbar und schlechterdings nur einen fremden, unbekannten, verstorbnen Schuhmacher, vielmehr nur das von ihm vorliegende Bild. — Nicht die Schuster überhaupt. Am allerwenigsten, meine liebe Herren und Mitbürger, die Schuster in Zürich. Von diesem Schuster — sehen Sie doch nur selber nach — von diesem Schuster allein, und mit nichten von Ihnen heist's: „Ein sehr kränkelnder, schwindsüchtiger, cholerisch-melancholischer, einfältiger Schuster„ — von ihm heists, durchaus nicht von Ihnen, wertheste Herren und Meister, auch nicht einmal von den Schustern überhaupt [b]): „Hier (nämlich in die-

b) Von den Schustern überhaupt könnte man eher das Gegentheil behaupten. Man weis aus der deutschen Handwerk-

diesem Bilde) hier sieht man auf's deutlichste die mehr als durch Eine Generazion zusammengezogene Wirkungskraft, völlig ermangelnd an Leben und Quellgeist. Zückende Schwäche und hypochondrischer Starrsinn. Die Anlage dieses Menschen" — von diesem Menschen also red' ich — nicht von den Schustern überhaupt, vielweniger von den Schustern in Zürich — „die Anlage dieses Menschen ist gut, und man hat eine Ahndung, daß in einem andern Geschlechte Nase und Mund lebendiger vorgerückt wären, und er zu einem edlen, kräftigen Menschen hätte gezeugt (sollte heissen gebildet) werden können. Denn es ist evident (verstehe in diesem Menschen) verkrüppelte zusammengeschrumpfte, kraftlose und doch dürr wiederhaltende Menschenkraft. Man bemerke an diesem Profile" — (von wem ist also die Rede? von den Schustern überhaupt? Nein! Von den Schustern in Zürich? — Noch viel weniger! wovon denn? Von diesem Profile. —) „Man bemerke, heist es, an diesem Profile das einwärtsgehende 7 gröstentheils Karakter der Schwäche" —

Ziehen Sie nun, wertheste Herren und Mitbürger, von besagter Stelle, wodurch sich Dieselben beleidigt halten wollten, alles das ab, was Sie bisher, ganz wider meine Absicht, ganz wider den kläresten Buchstaben, auf sich zogen. Was bleibt dann in dieser Stelle noch beleidigendes übrig? Vermutlich die in eine Parenthese eingeschobene wenige Zeilen folgenden Inhalts: „Im Vorbeygehen zu sagen, fast keine Art Leute sind so schlecht gebildet, als die Schuster, und fast keine

werksgeschichte, daß seit der Bekanntmachung der Polizeyordnung von 1548 das ehrsame Schusterhandwerk des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sich immer vorzüglich vor allen andern Handwerkern durch Zänkereyen, Katzbalgen, Schlägereyen, Aufstand und Störrigkeit ausgezeichnet hat; und dieses ist doch ein offenbarer Beweis von makelfreyer Mannheit, und auf alle Fälle vorhandener Stoßkraft. **Anmerkung des Herausgeb.**

keine Art Leute sind im Durchschnitte so misgestaltet, wie diese" —

Diese Stelle, liebe Herren und Meister, so weit ich sie hier anführe, geht abermal offenbar nicht besonders, nicht einmal Sie überall an — sondern die Schuster überhaupt. Nun ist ja dieß eine Sache, darüber das Publikum, nicht aber diese und jene besondre ehrsame Meisterschaft absprechen kann. Ich soll Gott danken, wenn meine werthesten Herren und Mitbürger eine Ausnahme sind. Aber, wenn die Sache, im Durchschnitte genommen, wahr wäre, so wäre sie wahr, ich mögte es sagen, oder nicht sagen. Aber warum sag' ich's? Ist's aus Spott? Ist's aus Verachtung? Ist's aus Beleidigungssucht? — Leset weiter! Wo ist eine Sylbe des Spottes? Wo ein Buchstabe des Leichtsinns? — „Mögte, heist es, eine weise, menschenfreundliche Akademie dieß in gemeinnüzige Beherzigung nehmen!" — Redet ein Spötter so? Und darf und soll ein Menschenfreund, ein Christ, ein Geistlicher nicht so reden? Dürft' ich mich schämen — das auf der Kanzel zu sagen? Wie wenig mir's um Spotten sey, zeigt nebst unzähligen Stellen dieses Werkes, welches zur Beförderung der Menschenliebe geschrieben ist, besonders auch das III Fragment und der Beschluß des XVI im zweyten Theile. Nein, wichtig und heilig ist mir jede, auch die unglücklichste Menschengestalt. Wer sie verachtet, sagt' ich ausdrücklich, der verachtet derselben Schöpfer. Wie elend, niederträchtig, unwürdig meiner wär's zu spotten, oder lächerlich machen zu wollen? Aber spottet der, der auf Mittel gedacht wissen mögte, einen Fehler der Natur bey einer gewissen Menschenklasse gehoben zu sehen? Spottet der, oder redet der Menschenfreund so, der sagt: „Was kann unter allen irdischen Dingen, nebst der Gesundheit, wichtiger seyn, als eine schöne, gerade, kraftvolle Bildung! — Gewisse Professionisten sind schlechter gebildet, als andere — woher mag's kommen? Menschenfreunde! denkt den Ursachen nach und sucht zu helfen!" — Wer, um aller Liebe willen, wer wird das für Spott ansehen? Wer sich dadurch beleidigt halten können? —

Sezen

Sezen Sie einmal, liebe Herren, einen ähnlichen Fall, sezen Sie, es stünde in einem ernsthaften Buche: „Fast alle Studirende sind blödäugig; fast keine Art Leute, im Durchschnitte genommen, sind so kurzsichtig, übersäunig, wie wir in Zürich zu sagen pflegen, als die Gelehrten. Mögte eine menschenfreundliche Akademie dieß in Beherzigung nehmen!„ Meynen Sie denn, liebe Herren, die Gelehrten in Zürich würden sich darüber beschweren und Genugthuung verlangen [c])?

Noch einen andern Fall wöllen wir sezen, der in gewissen Absichten noch näher, noch treffender ist.

Sie wissen alle, liebe Herren und Mitbürger, daß unsre Waisenkinder im alten Waisenhause und bey ihren grossen Spinnrädern beynah alle elende Beine, oder Kniee davon trugen — wer das sahe, den schmerzte es. War der nun ein Spötter? Beleidigte der nun das Waisenhaus, oder die Waisenkinder, der den glücklichen Wunsch hatte und äusserte: „Mögte eine weise, landesväterliche Obrigkeit dieß in menschenfreundliche Beherzigung nehmen!„ — Einem solchen Wunsch — was hat unsre liebe Vaterstadt zu danken? . . . . Und ich sollte mich eines ähnlichen Wunsches in Absicht auf einen so beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts, der durch eine nüzliche, unentbehrliche Profession gewissermassen zum Theil ein Opfer wird — eines solchen Wunsches schämen? — Ich, um einer so gutherzigen Aeusserung willen, angefochten werden? . . . . . O das hat ein feindlicher Mensch gethan, der das Unkraut unter den guten Saamen gesäet!

Sehet, liebe Herren und Meister, sehet mit Euern eignen Augen! Hierzu braucht's weder Wissenschaft noch Gelehrsamkeit. Nur gesunden, geraden Menschenverstand! Nur — keinen Fremden Einsprachen und Aufwiegelungen Gehör

c) O Ja! — Wenigstens brachten einige Gelehrte in Zürich (bekannte Feinde des würdigen Lavaters) diese Schuster in Harnisch. Anmerkung des Herausg.

Gehör gegeben! Nur gerade vor sich hingeschaut! Ihnen, liebe Herren, trau ich Verstand und Wahrheitsliebe genug zu, um einzusehen, daß mir bey dem allen weder an Spott noch an Beleidigungen der Sinn kommen konnte, und daß ich das, was ich sagte, dem Geist und Wesen nach, auf der Kanzel sagen durfte.

Aber noch sind ein Paar Zeilen in obenbemeldeter Stelle, die die Schuster in Zürich besonders betreffen, und derenhalber mir herzlich leid ist, wenn sie eine ehrsame Meisterschaft beleidigt haben. Aus bereits angeführten Gründen aber und dem Texte erhellt klar, daß mir nicht um Spott, noch um Beleidigung zu thun gewesen seyn kann. Diese Stelle lautet also: „Auch ist nicht weniger anmerkungswerth, daß unter 80 Schusterkindern in Zürich nicht mehr als 6 oder 7 Knaben sind:„ Dann folgen die schon oben angeführten Worte: „Mögte eine weise menschenfreundliche Akademie dieß in gemeinnüzige Beherzigung nehmen!„ —

Wo ist nun, liebe Herren, darin der geringste Spott? Die mindeste Beleidigung? — Wem kann da, bey ruhiger Ueberlegung, der Sinn an Spott kommen. Und wenn nun dem so wäre — was wäre dann schändliches darin? Wem ist es denn eine Schande Töchter zu haben? Oder ists eine Schande ein Mädchen und kein Knabe zu seyn? Wie kann es Ihnen, liebe Herren, doch eingefallen seyn, sich darüber zu beschweren? Was war meine Absicht dieses anzuführen? Eine feindselige, oder menschenfreundliche? .... Wenn ich nun gewünscht hätte, daß Sie fast keine Knaben bekämen; das heist mit andern Worten, wenn ich gewünscht hätte, daß ein so nüzliches Geschlecht zu Grunde ginge — Wäre denn das menschenfreundlich gewesen? Nun ich das Gegentheil wünsche — (obgleich ich nun sehe, daß der Wunsch in Ansehung des gegenwärtigen Geschlechts ganz überflüssig war) nun ich wünsche, daß Knaben und Mädchen in gleicher Proporzion vorhanden seyn mögten — bin ich denn ein Menschenfeind? Ist denn das Beleidigung oder Spott?

„Aber

„Aber ich habe mich schrecklich geirrt.„ — Ja, liebe Herren und Mitbürger! — Sie haben mich von meinem Irrthum überzeugt, und also muß ich meinen vergebilchen, aber gewiß nicht bösherzigen Wunsch wieder zurücknehmen. Oeffentlich werd' ich's thun. Im dritten Theil meines Werkes, das, geliebt es Gott, auf Ostern herauskommen wird, werd' ich sagen, was die wahre Beschaffenheit der Sache ist,[d]) und das Jahr anzeigen, in welchem einmal unter den zürchischen Schusterkindern eine solche Disproporzion war — denn der ganze Irrthum beruht vermutlich nur darauf, daß, anstatt sind, es heissen sollte, einmal waren. So wenig ich nun glaube, eine vorjährige Schustergenerazion zu beleidigen, oder ihrer Ehre zu nahe zu treten, wenn ich dieser Disproporzion in offenbar menschenfreundlicher Absicht Erwähnung thun werde, so wenig konnte mir einfallen, eine ehrsame Meisterschaft, die noch am Leben ist, zu beleidigen, da ich glaubte, daß das, was mir von der Anzahl ihrer Kinder gesagt worden, sie angehe.

Wollen Sie, geehrteste Herren, daß ich sogleich eine Anzeige dieses Ihrer Ehre zwar durchaus unnachtheiligen Irrthums, oder Versehens in die Zeitung sezen lasse, so bin ich bereit es zu thun; aber, ich gestehe es aufrichtig, ich fürchte, daß es viel Aufsehens und neuen Spott geben mögte, so wie ich überzeugt bin, daß der, oder die, die diese ganz ungegründete und unverdiente Erbitterung gegen mich erregt und Ehrenmitglieder der zürchischen Meisterschaft ganz unbilliger Weise aufgezogen, und lächerlich machen wollten, keine gute Absicht gehabt haben können, und nun ihre Freude daran hätten, wenn eine ehrsame Meisterschaft durch eine übereilte Publikazion dieser Art sich wirklich lächerlich

d) Dieses ist auch wirklich im dritten Theile der Physiognomik an der 22 und 23 Seite geschehen.

Anmerkung des Herausg.

lich machen würde [e]). Das sag' ich als ein ehrlicher Mann und aus Wohlmeynung. Wollen Sie aber, so will ich sogleich in die Zeitung sezen lassen:

„Die gegenwärtig lebende ehrsame Meisterschaft in Zürich hat nicht, wie es auf der 13ten Seite des zweyten Bandes der Physiognomik steht, unter 80 Kindern 6 bis 7 Knaben, sondern, nach einem mir von derselben gütigst eingegebenen Verzeichniß, 28 Knaben und 31 Töchter. Man wird im dritten Theile dieß Versehn, und, wo immer möglich, das Jahr anzeigen, wo einmal eine so grosse, oder ähnliche Disproporzion gewesen seyn soll. — Unterdessen belieben die Besizer des Werkes in der zweyten Zeile, statt des Wörtleins sind, zu schreiben: einmal waren, oder gewesen seyn sollen. Uebrigens handeln alle die wider meine Absicht und äusserst lieblos, die das, was ich in dieser Stelle mit liebreichster Wohlmeynung sage, um mir Verdruß zu machen, zum Spott gegen einen oder den andern misbrauchen.„

J. K. Lavater.

Mehr in die Zeitung zu sezen find' ich nicht rathsam. Nicht nur meinetwillen können Sie, wenn Sie wollen, diese ganze Verantwortung und Erklärung durch den Druck bekannt machen lassen, sondern auch um Ihretwillen, liebe Herren und Meister. Ich will sagen, was Sie billiger Weise von mir verlangen können. Aber mir soll es nachher nicht beygemessen werden, wenn's Ihnen zum Nachtheil gereichen sollte.

Was ich also thun soll, will ich erwarten.

Noch

e) Wenigstens würde eine ehrende Meisterschaft dadurch Anlaß gegeben haben, daß der Herr Professor Hottinger in Zürich alsdann seine Physiognomik, — das ist, die von ihm schon irgendwo von fernher angekündigte Physiognomik der Esel — Gänse, und Schuwarkugeln hätte drucken lassen. Anmerkung des Herausg.

Noch einmal wiederhol' ich: ich habe Sie nicht beleidigt, gewiß nicht beleidigen wollen; und ich glaube — alle Richter in der Welt würden mich von dieser Absicht lossprechen müssen, wie denn auch gewiß diese Stelle die Zensur nicht passirt haben würde, wenn sie für beleidigend hätte gehalten werden können.

Sie sehen, liebe, geehrteste Herren, daß ich mir alle Mühe gegeben, mich mit geziemender Höflichkeit gegen Sie zu erklären und allen Misverstand aufzuheben. Ich hoffe, Sie überzeugt zu haben, daß ichs wenigstens nicht böse meynen konnte. Seyn Sie dessen sicher und glauben, daß ich Sie alle sammt und sonders ehre, liebe und an Ihrer leiblichen und geistlichen Wohlfahrt Theil nehmen werde. . . . Geben Sie mir Gelegenheit dieses zu zeigen. Mein Wille soll allemal meinem schwachen Vermögen gleich seyn. . . . Sollt' ich mir indeß selber für den blossen Anlaß dieser scheinbaren Beleidigung eine Strafe von Ihnen ausbitten, oder auflegen dürfen, so wär' es die Ehre, Ihrer künftigen Söhne, deren tägliche Vermehrung ich wünsche, wofern Ihnen niemand näherer an der Hand ist, Taufzeuge f) zu seyn.

Ich weis weiter nichts hinzuzusezen, als: ich empfehle mich Ihrer Liebe und Sie mit mir dem Segen Gottes und bin,

Hochgeehrtester Herr Obmann,
Allerseits geehrte Herren und Meister

Zürich d. 20. Sept. 1776. Ihr aufrichtig ergebner Diener
J. K. Lavater, Pfarrer am Waisenhaus.

f) Dieses Wort — versöhnte die ganze löbl. Meisterschaft. Sie ging von selbst von allen fernern Verfolgungen, und der verlangten Satisfaktion, ab. In jeder deutschen Stadt hätten vielleicht die Schuster den Hrn. Lavater todtgeschlagen, wenn ihnen jene unschuldige Stelle aus der Physiognomik eben so giftig wäre beygebracht worden, wie in Zürich. Aber Zürcherische Vergifter — haben wir, Gott Lob, in Deutschland nicht.
Anmerkung des Herausgebers.

4. Deut-

4.
Deutsches Schauspiel zu Venedig.
Eine Anekdote.*)

Alexander, Erbprinz von W — g, hatte den Einfall, den schon mancher deutscher Prinz gehabt, Italien zu durchreisen; ob aus Begierde, sich umzusehen, oder selbst gesehen zu werden; ob um allda die väterlichen Schäze auszustreuen, oder neue Kenntnisse zu sammlen; das weis ich nicht. Genug! er reiste; und das einzige, was ihn von dem grösten Theil seiner Vorgänger unterschied, war die Gesellschaft eines der einsichtsvollsten Deutschen, des Kammerherrn von E — l.

Es

*) Bey Mittheilung dieses Geschichtchens müssen mir meine Leser ein paar Worte Vorerinnerung erlauben. — Ich bin so wenig dessen Erfinder, daß ich noch in Ungewißheit schwebe, ob es nicht schon irgendwo gedruckt sey. Die Quelle aus der ich schöpfte, gab mir deshalb keine Gewißheit. Gleichwohl bewog mich die Simplizität der Erfindung, das Ueberraschende des Schlusses, das Sonderbare in der Rache selbst, einst in einer müssigen Stunde gegenwärtiges aufzusezen, und erst dann emsig zu suchen, ob sie bereits in einer von den unzähligen Anekdoten und Historiensammlungen befindlich sey. — Ich fand sie nirgends, und keiner meiner Freunde kannte sie; indeß beweist schon das oben mit Recht gebrauchte Beywort unzählig, wie trügerisch ein solches Nachsuchen sey. Wenigstens gehören mir Stil der Erzählung, zehn bis zwölf Uebergänge, und eben so viele kleine Abänderungen; daß ich sie hingegen nicht als Volkssatire, sondern nur als wiziger Einfall billige, und eben so wenig Bürge wegen der Richtigkeit der dritten deutschen Erfindung seyn mag, ergibt sich von selbst.

Es ist leicht zu errathen, daß auch Venedig auf dieser Reise nicht unbesehen blieb; und diese prächtige, in so manchem Betracht einzige Stadt, gefiel dem Prinzen so wohl, daß er über die bestimmte Zeit in ihr zu verweilen beschloß. Seine Freygebigkeit und Sanftmut machten ihn überall beliebt, und binnen kurzer Frist befand er sich mit den vornehmsten Häusern in einem gesellschaftlichen Zirkel, der manche Annehmlichkeit bey sich führte.

Nur etwas war kränkend für ihn. So oft er sich zu einem der ersten Nobili eingeladen sah, machte auch allezeit ein kleines italienisches Schauspiel den Beschluß des Festes, und fast ohne Ausnahme ward in diesem eine oder die andre deutsche Sitte lächerlich gemacht. — Der Prinz, der sich hier nicht der Gewalt erfreuen konnte, die er in seinem Vaterland hatte, ertrug es mit Unwillen, aber stillschweigend, und alle seine Begleiter folgten diesem Beyspiel, den einzige Kammerherrn ausgenommen.

Dieser, der zu gut seine eigene Erhabenheit, und die Erhabenheit seines Volkes fühlte, versicherte oft unter seinen Bekannten, daß er sich für diesen Schimpf zu rächen gedenke, und bloß der Gedanke an die heimtückische Gemütsart der Landeseinwohner machte, daß er sich in fremder Gegenwart mässigte.

Indeß nahte sich der Augenblick des Abschiedes, und der Prinz lud noch den Abend vor seiner Abreise alle seine bisherige Gastfreunde zu sich, um ihnen den Dank für ihre Geselligkeit abzustatten. —

Sie fanden sich zahlreich ein, der ganze Tag floß in Wohlleben dahin, die Abendtafel war schon geendigt, und man war nun eben im Begriff sich zu den Kartentischen zu lagern, als der Kammerherr von E — l die ganze Gesellschaft aufs höflichste anredete:

„Sie hätten, sagt' er, so oft das Aug und Ohr des Prinzen, seines Herrn, durch Schauspiele ergözt, die nicht anders als sehr gut, hätten seyn können, da sie italienisch gewesen wären. Es wäre ihm zwar unmöglich mit

gleich

gleich guter Münze Zahlung zu leisten; gleichwol würd' es ihm schmeicheln, wenn sie heut' ein deutsches Stück, so gut, als es hier möglich zu machen gewesen sey, auch auf einige Augenblicke ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen geruhten.„

Alle und selbst der Prinz staunten. Zwar errieth dieser leztre etwas von dem, was da folgen könnte; aber er ging wenigstens gleich den übrigen voll Neubegier seinem Kammerherrn nach, der die Gesellschaft in den Hof des Hauses herunter führte.

Ganz in der äussersten Ecke desselben sahen sie eine Art von elender Breterbude zusammengefügt, vor welcher rings umher Stüle gesezt waren. Man ließ sich nieder, und stieß schon höhnisch lachend die Köpfe zusammen; der Vorhang ging auf; und das spöttische Flüstern mehrte sich; denn der Schauplaz stellte eine ziemlich elende Strasse vor, in welcher einige wenige hin und wieder zerstreute Lampen, die Nacht mehr erleuchten sollten, als wirklich erleuchteten.

Endlich erschien ein deutscher Reisender, einfach, aber gut gekleidet, und seinen Leib mit einem Gurt umschnallt, in welchem zwey Pistolen steckten; er sah sich überall, neugiervoll, als ein Mann um, der sich an einem ihm ganz fremden Orte befindet, und ein kleiner Monolog bewies es bald noch mehr.

„Er komme, sagt' er, in tiefer Nacht zu Siena ein, und sey ungewiß, ob er noch irgendwo eingelassen werden dürfte. Müde von der weiten Reise verlange freylich sein Körper nach Ruhe, aber kaum würde sie dießmal ihm zu Theil werden. Je nun! besser sey freylich besser; aber ein kleines Uebel ertrüge man leicht, zumal wenn man ein Deutscher sey. Denn was sey wol diesem Volke furchtbar?„ „Ha! geirrt! (strafte er sich selbst) Es ist wahr, wir ertragen ziemlich viel. Hunger und Durst; Hiz und Kälte; Gefährlichkeiten des Krieges und der Reise; nur etwas nicht, was doch sonst die Wollust mancher weichlichen Völkerschaft ausmacht; — ein Leben ohne Beschäftigung. — Mag doch die Nacht noch einmal so lang seyn! Mag doch der

Schlaf mein Auge noch einmal so heftig drücken! Beschäftigung her, und ich wache gern.— —— Und ich hätte gar keine? Ist nicht hier Licht? Hab ich nicht hier ein Buch? Freylich ist der Ort nicht der bequemste; doch was thut der zur Sache?„

Mit Endigung dieser Worte zog er ein Buch aus der Tasche, trat unter die nächste daseyende Laterne, und fing an zu lesen. — Er hatte kaum angefangen, so zog ein andres, aus einem Quergäßchen hervorkommendes Wesen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich. Es war eine lange, weisse, gleichsam lüftige menschliche Figur, die den Deutschen sorgfältig von allen Seiten betrachtete, aber noch sorgfältiger es vermied von ihm gesehn zu werden, und die endlich, da sie ihn sehr emsig in sein Lesen vertieft zu seyn achtete, sich von hintenzu so nah an ihn wagte, daß sie über seine Achsel mit in das Buch blickte, und ihr Erstaunen über dasselbe durch Mienen an den Tag legte.

Der Deutsche seines Orts fand bald, daß Lesen eine Beschäftigung sey, die sich nicht leicht unter freyem Himmel, in einer so schwülen Nacht, und nach den Beschwerlichkeiten einer weiten Reise unternehmen liesse; seine Augen wurden immer schlaftrunkner, und er steckte mißvergnügt sein Buch wieder ein.

„Ist es denn wirklich so spät? Sollt' ich denn gar niemanden mehr zu ermuntern verhoffen? brach er endlich aus, zog seine Repetiruhr hervor, ließ sie schlagen, und es schlug 12 Uhr.

Mit jedem neuen Schlage wuchs das Erstaunen des dahinter stehenden Geschöpfes, und in seinem Blick sprach die dringendste Neugierde.

„Zwölf Uhr erst? fing der Deutsche wieder an: das ist so spät eben noch nicht, zumal in einem Lande, wo man nur allzugern den Tag zur Nacht, und die Nacht zum Tage macht. Vielleicht erweck ich noch irgendwo eine mitleidige oder eigennüzige Seele.„ — Er schlug an alle Hausthüren an, aber vergebens.

„Nun

„Nun denn! rief er verdrießlich aus: Wenn euch Klopfen nicht weckt, vielleicht ermuntert euch das!„ Bey diesen Worteu zog er eine seiner Pistolen heraus und drückte sie ab. Die Todtenstille der Nacht verstärkte den Schall; das arme weisse Ding fuhr erschrocken zurück, und sein lauter Schrey machte, daß der Reisende sich umsah.

Allerdings zeigte seine erste Miene, daß ihm eine Figur, wie diese da kein alltäglicher Anblick sey; aber er faste sich bald, winkte sie zu sich, und fragte: Wer sie sey?

„Laß das jezt noch: erwiederte die Erscheinung, und kam näher: Du sollst es bald hören; genug, daß ich dir nicht schaden werde."

„Und wer besorgte das? antwortete der Deutsche lächelnd: Dein furchtsamer Ausruf hat deine Zaghaftigkeit deutlich genug karakterisirt; ich wette du bist nicht weit von hier zu Hause."

„Getroffen, wenn du von ehemals, und gefehlt, wenn du von jezt sprichst! Aber wenn du anders mit mir reden und erfahren willst, wer ich sey; so must du auch mir einige Fragen beantworten."

„Warum das nicht! Sag' an!"

„Du lasest vorhin in einem Heft, voller so krausen sonderbaren Figuren, als ich sie noch nie sah; geschrieben konnte das doch nicht seyn?"

„Nein das war es auch nicht; du wirst doch gedrucktes kennen?"

„Gedrucktes? Gedrucktes? Nein; der Begrif ist mir ganz fremd. Sag mir doch, wodurch unterscheidet es sich von dem Geschriebenen? Dadurch, daß 150 Menschen nicht die Hälfte von dem in einem Tage schreiben, was ein einziger binnen eben dieser Zeit druckt; daß es netter, sich gleicher und dauerhafter ist, als jenes; und daß der Preis von ihm, noch kaum den sechsten Theil des Erstern beträgt.„

„Wichtige Vortheile! in der That sehr wichtige! rief das fragende Ding, und legte bedächtig den Spizfinger der

linken Hand über die gebogene Nase. — Eine Erfindung, durch welche Litteratur und Mittheilbarkeit der Künst' und Wissenschaften viel gewonnen haben muß!„

„Allerdings!„

„Und der Erfinder dieser nüzlichen Sache? Ich hab' alle mögliche Hochachtung für ihn. Wer war er?„

„Ein Landsmann von mir; ein Deutscher.„

„Er macht dir Ehre, Freund. Es muß ein treflicher Kopf gewesen seyn. Ich wollte viel darum schuldig seyn, wenn er der meinige wäre. — Aber hiemit ist meine Neugier noch nicht gestillt. Du hattest da noch ein andres Ding, das zum Erstaunen richtig die Stunde angab; was war denn das?„

„Was sonst, als eine Taschenuhr.„

„Taschenuhr? hm! zu meiner Zeit kannte man nur Wasser= Sand= und Sonnenuhren; aber troz ihrer Grösse, Unbequemlichkeit und Kostbarkeit waren sie ungewiß und mangelhaft oben drein. — Ich dächte, ich dächte, ein Ding so in der Tasche bey sich herumzuführen, und so zuverlässig in seiner Anzeige müste ein trefliches Hülfsmittel auf weiten Reisen abgeben, müsse dem Wanderer und dem Handelsmann gleich nüzlich seyn.„

„Es freut mich, daß du so schnell den Nuzen von Dingen erräthst, die du zu meiner Verwunderung noch nicht kennst. — Wer bist du denn? Aus welcher Zeit stammst du her?„

„Ey was! Wer wird so neugierig seyn. Sage mir vorher, wer erfand das?„

„Auch ein Deutscher.„

„Das brave Volk! Es verdient mein Lob. Ein Deutscher! — Wer sollte das in diesen blauäugigen Barbaren gesucht haben! — Doch es sey! — Nun da ich einmal nachzuforschen angefangen habe, so besinn ich mich auf meinen alten Wahlspruch: Nie im halben Wege umzukehren. — Du hattest da noch ein Ding, das Donner und Bliz im Kleinen nachmachte, und, der Himmel weis, wie? sogar

in

zu jene Thüre troz der weiten Entfernung eingeschlagen hat. Wie nennt ihr denn das?„

„Eine Pistole.„

„Und seine Natur? Die Art, wie es diese Wirkung hervorbringt?„

Der Deutsche, der einmal mit ins Reden gekommen war, nahm hier das andre Pistol hervor, wies ihm alles, erklärte seinen Bau, die Art des Pulvers, seine Macht im Grossen und im Kleinen, und kurz — verschafte ihm auch hierinn, so viel es sich in wenig Worten thun ließ, einen hinlänglichen Begriff.

Das Erstaunen des Forschbegierigen stieg hier aufs höchste. „Wie nuzbar dieß im Kriege seyn muß! brach er aus: Wie dienlich zu Eroberung fester Städte! Wie schnell entscheidend in Schlachten! O, ich bitte dich, sage mir: Wer erfand das?„

„Wer sonst, als ein Deutscher!„

Der Geist, — denn was leugnen wir es länger, daß es ein Geist war? — bebte hier, drey Schritte zurück.

„Immer Deutscher, und wieder Deutscher!

Woher in aller Welt ist euch die Weisheit zu Theil worden? — Wisse! so wie ich hier vorstehe, so war ich einst, ohne Ruhm zu melden, der Geist des Cicero, des weisesten Mannes seiner Zeit, des Vaters seines Vaterlandes, des Siegers im Frieden, des — — doch wer kennte mich nicht? Erlaube lieber, daß ich noch, als ein Geist, die Bescheidenheit beybehalte, die mich im Leben zierte. Aber zu meiner Zeit, waren, um aufrichtig zu reden, deine Landsleute eines der dümmsten Völker, das je die Sonne beschien; rauh, wild, ohne Ackerbau und Künste, ganz den Wissenschaften fremd, ewige Jäger, ewige Krieger, in Thierhäute eingehüllt, und selbst beynah ungezähmte Thiere. — Doch allem Ansehn nach müst ihr euch indeß treflich verändert haben. — Wenn ich mir nun izt meine damaligen Mitbürger denke, nach dem grossen Vorsprunge, den sie vor euch hatten; in Krieg und Frieden groß; Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Herren der halben Welt, und das erste Volk

unter der Sonne. — — O gewiß! sie müssen izt nah an die Gottheit gränzen. — Daß ich sie sehn könnte! Nur wenig Minuten noch, und das Daseyn der ersten Stunde nöthigt mich wieder zur Unterwelt hinab, von der ich vielleicht in den nächsten 1800 Jahren mich nicht entfernen, und nur in einer weiten Einöde mit mir selbst plaudern darf, weil es dem Murrkopf Minos scheint, als hätt' ich hier oben ehmals dann und wann zu viel gesprochen.„

Der Deutsche lächelte:„ So, sagte er, wie ich bin, sind alle meine Landsleute, oder könnten es wenigstens seyn. — Gefallen wir dir doch also, so wie wir zu euch kommen?„

„Allerdings!„

„Und du mögtest gern sehen, wie die Deinigen, oder wenigstens der gröste Theil davon, zu uns kömmt?„

„O für mein Leben gern!„

„Nun, so wart' einige Augenblicke. — Ich versteh ein wenig von der schwarzen Kunst; ich will sie izt, dir zu gefallen nüzen.„

Er winkte, und sogleich erschien auf jeder Seite der Gasse ein Savoyard.

„Kauft Hecheln! Kauft! Schöne Schattenspiel an der Wand! Schöne Margaretha! Wer schaut!?„ So erscholl es von beyden Ecken.

„Sieh, fuhr der Deutsche fort: Sieh, Cicero, so kommen deine Nachkommen, die ehmaligen Herrscher der Welt, die ersten unter den Menschen, das Volk mit dem mächtigen Vorsprung, so kömmt es gröstentheils zu uns. Gefallen sie dir?„

Der Geist verstummte; Es schlug Eins, und er schien mit Unwillen von dannen zu fliehn.

Aber mit noch grösserm standen die edlen Venezianer auf; beurlaubten sich mit kaltem Lächeln, und hätten sich mit Meuchelmörderlist gerochen, wäre nicht den nächsten Tag Prinz und Kammerherr verschwunden. A. G. Meißner.

---

5. Et-

5.
Etwas von Regenschirmen.

Ich fürchte den Regen nicht, sagte Joseph auf der Parade zu Mez, als ein freundlicher Offizier ihm seinen Regenschirm anbot mit gastfreyer Aufopferung seiner Frisur.

Die Franzosen sind, durch eine strengere Kriegszucht, seit dem lezten Kriege ganz umgebildet. Ihre Hälse sind in rothe Binden geschnürt, und man treibt ihren Körper, wie einen Leisten, in ein altpreußisches Kleid; ja mancher Befehlshaber ist schon so aufgeklärten Sinns, daß er die armen Königsknechte, wie freye Deutsche, prügelt. Aber Eleganz und Behäglichkeit bleiben in dem Karakter dieses Volks ein Paar unvertilgbare Züge, die man nicht wegprügelt und nicht wegfilosofirt.

Der Mann dort im seidnen Wagen, der sich wollüstig auf Stalfedern wiegt, ist Führer eines furchtbaren Volkes, das auf seinen Wink Tod und Verwüstung verbreitet.

Cäsar ging zu Fusse an der Spize seines Heeres; sein kahles Haupt war nur mit einem Lorbeerkranze [1]) bedeckt. Wenn der kühne Imperator mit der Flamme im Blick einem fliehenden Signifer den Adler wegriß, und dann rief: Gefährten, wer den Tod verachtet, folge mir nach! theile Tod aus, er ihn empfängt! das muste Römerseelen erschüttern.

Denkt euch nun den Ueberwinder von Minorka, halb zur Mumie gebeizt und gewickelt in Wolle von Vigogne, wenn er mit einer sublimirten Stimme zwischert: France France! mes enfans, la journée est à nous! Muß das nicht die Helden à quatre sols par jour zu gewaltigen Empfindungen stimmen?

Die Franzosen haben's oft mit einer ihnen eigenen Naivetät wiederholt, daß wir Neuern, oder sie wenigstens, tapfe-

1) Den er, nach einem Dekret des Senats, beständig tragen durfte.

tapferer sind, als die Alten, weil wir uns ohne Helm und Schild herumschlagen, und mit einer Sommerweste ins Kanonenfeuer gehen. Aber die Krankenwärter zur Pestzeit, welche, des Brods wegen, tausendfachen Tod wagen, sind darum den Primipilen der Römer nicht ähnlich. Wenn ihr eure Armeen durch Ribbenstösse in lange dünne Reihen geordnet habt; sind das Heere, wie Ossian sie schildert? as roll a thousand waves to the rocks, so Swaran's host came on; as meets a rock a thousand waves, so Innisfail met Swaran [2]).

Lechzt jeder Krieger mit dürrer Zunge nach Rache? tobt in jeder Brust lodernde Ungedult den Feind zu fassen und seine Seele zu schleudern auf eine vom Blize des Himmels geröthete Wolke?

Oder ist es eine aufgetriebene Heerde zum Dezimiren verurtheilt, die, fühllos und öfter zitternd, erwartet, wer der zehnte, der zwanzigste seyn wird, den das blind geworfene Todesloos trifft?

Eure Chocs — wenn die im Rauche schwankenden Massen, durch die Geseze ihrer Organisazion unwillkürlich auf einander treiben, gleichen sie den Handgemengen im Homer?

Close lock'd above, their heads and arms are mixt,
Below their planted feet at distance fixt; —
Their bones resound with blows sides, shoulders, thighs,
Swell to each gripe, and bloody tumors rise.

Il. XXIII. 824. [3])

Oder noch besser im Ossian? Each rushes to the grasp of his foe; their sinewy arms bend round each other; they turn

2) Wie tausend Wellen gegen die Felsen rollen, so kam Swaran's Heer heran; wie ein Fels tausend Wellen empfängt, so empfing Innisfail Swaran.

3) Oder wie es bey dem Griechen selbst heist: „Gegurtet traten nun beyde in den Kreis, umgriffen einander die Arme mit nervigen Fäusten . . . Da krachten die Rücken, von ihren starken Fäusten mächtig geschlagen; Schweiß strömte vom Leibe; schwarze blutige Schwielen liefen an Seiten und Schulter auf. Ix. v. 709.

turn from side to side, and strain and stretch their large spreading limbs below 4). Und wie klingt euer Kommandowort gegen den Zuruf des Vultejus? Comites, decernite letum!

Unsre Verfeinerung, Polizirung, Filigranisirung, das ganze künstliche System unserer Knechtschaft hat freylich einige Arten des Uebels ausgerottet, und manchen würdigen Mann, auch manchen Schurken, der Erde länger erhalten. Wir leben sicherer, und schlafen unsre sieben Stunden ruhiger; aber die Sehne des Geistes ist erschlafft und klingt nicht mehr auf unserm Bogen von Korkholz.

Wer forscht nach Hochgefühl der Menschheit, Vaterlandsleidenschaft, Opferdurst für Freyheit und Geseze, der sehe sich um in den tales of former times.

Ein Nordischer König, erzählen die Sagen, rüstete ein Schiff aus und wollte nur tapfere Gefährten. In seiner Halle lag ein Stein; wer den nicht aufheben konnte, wer ein furchtsames Wort aussprach, wer das Gesicht verzog, wenn man mit einer Lanze, die nicht selten traf, darnach warf, der blieb zurück. Man verglich sich über Geseze: der Degen muste kurz seyn; jeder muste seinen Feind gefaßt haben; Wunden wurden nur den folgenden Tag verbunden; im Sturm durfte nie das Segel unter die Hälfte des Mastes herabgelassen werden. Nach vollendeten grossen Thaten kamen sie zurück. Ein schreckliches Ungewitter stürmte. Die einzige Rettung war das Schiff zu erleichtern, oder das Segel ganz herunter zu lassen. Alle drängten sich, und die ersten am Rande sprangen ins Meer. Das Schiff wurde leichter, und das Segel blieb. Es bedurfte des Looses nicht. Jeder eiferte für die Geseze zu sterben.

Diese Erzählung schildert den Geist eines Volkes, das in kleinen Haufen Thronen erschüttert, das man ausrotten, aber nicht unterjochen kann. Frey-

4) Jeder läuft seinen Feind zu umfassen. Ihre nervigen Arme schlingen sich um einander, sie kehren sich von Seite zu Seite, und strecken und dehnen am Boden ihre grossen mächtigen Glieder.

Freylich sind Sie uns, Monsieur le Marquis, mit Ihren Kaloschen, auf unserm Parquet, mehr als diese Seeungeheuer willkommen, und wir wünschen auch die Zeiten der Regner, Lodbroge und der Innisfaile nicht wieder zurück, weil wir den Stein in der Halle doch liegen lassen müssen. Aber, als Soldaten betrachtet, war das schmuzige Häufchen wohl so brauchbar, als Ihre Legion portant des casques dorés, ombragés d'une touffe de crins blancs en forme d'évantail; und wenn Voltaire voller Verwundrung fragt:

Comment ces courtisans doux, enjoués, aimables,
Sont-ils dans les combats des lions indomptables?

Poeme de Fontenoy.

so liesse sich das Räzel wol noch erklären — weil es eigentlich auf das comment ankommt.

D.

6.

Etwas
aus und über des Aristoteles Physiognomik,
von
J. K. Lavater *).

Aeusserst superfiziell und hingeworfen, und sehr oft widersprechreich scheint mir des grossen Aristoteles Abhandlung über die Physiognomik — besonders seine allgemeinen Räsonnemens. — Jedoch trifft sich hie und da ein Gedanke, der allenfalls ausgestochen zu werden verdient. — Hier sind einige — nicht eben übersezt — sondern dem Geiste nach.

„Noch nie ist ein solches Ungeheuer von einem beseelten Wesen in die Welt gekommen, welches eines andern beseelten

*) Aus den physiognomischen Fragmenten B. III. S. 63.

seelten Wesens Gestalt, und zugleich eine von demselben durchaus verschiedne Denkens- und Handelnskraft an sich gehabt habe.„

„Also urtheilen z. B. die Pferdekenner aus dem blossen Anschauen von den Pferden, und die Jäger von den Hunden.„

„Man findet keinen Menschen, der einem Thiere gleich sehe; obgleich etwa Züge an den Menschen wahrzunehmen seyn können, die uns an Thiere zugleich erinnern.„

„Will man z. B. das Bild eines Tapfern aufsuchen, so wird man wohl thun, wenn man alles, was sich an beseelten Wesen als Merkmaal der Herzhaftigkeit angibt, und dieselben vor allen übrigen beseelten Wesen auszeichnet, in ein ganzes zusammenbringt — sodann wird der Physiognomist solche beseelte Wesen aufsuchen, die mit dem ersten, das er sich auszeichnete, in Absicht auf den innern Karakter nicht die geringste Aehnlichkeit haben. — Aus dieser Vergleichung wird das auffallend werden, was dem Ausdrucke von Herzhaftigkeit eigen ist.„

„Weiche Haare zeugen von Furchtsamkeit; rauhe hingegen von Tapferkeit. Dieß Beurtheilungszeichen ist eines von denen, welche nicht allein an den Menschen, sondern auch an den Thieren wahrgenommen werden. Die Thiere, welche vor andern furchtsam sind, sind der Hirsch, der Haase, das Schaaf. Eben diese haben aber auch vor andern ein sehr weiches Haar. Hingegen werden wol der Löw und das wilde Schwein die herzhaftesten seyn, und auch bey diesen entsprechen dieser Eigenschaft die Haare, da dieselben äusserst rauh sind. Dasselbe kann auch von den Vögeln bemerket werden; denn überhaupt sind diejenigen unter ihnen, welche rauhe Federn haben, herzhaft; diejenigen, welche weiche und sanfte Federn haben, furchtsam. Wachteln und Hähne mögen Beyspiele hiervon seyn. Die Anwendung auf die Menschen ist leicht. Diejenigen Leute, welche in nordlichen Gegenden wohnen, sind insgemein sehr herzhaft, und haben sehr rauhe Haare; die westlichen sind viel furchtsamer, und ihre Haare sind viel weicher.„

„Thie-

„Thiere, denen viel Herzhaftigkeit eigen ist, lassen ihre Stimmen schlechthin erschallen — ohne sonderliche Anstrengung — Thiere aber, welche furchtsam sind, haben viel heftigere Stimmen. Man vergleiche den Löwen, den Ochsen, den bellenden Hund, und die Hähne, denen wohl zu Mute ist — mit den Hirschen und Haasen!„

„Der Löw scheint unter allen beseelten Wesen am meisten männliches zu haben; denn er hat einen grossen Mund; ein viereckiges, nicht allzuknochiges Angesicht; der obere Kiefer raget nicht hervor, sondern trifft gerad auf den untern ein. Die Nase ist eher etwas rauh als zart. Die Augen sind nicht zu tief eingesenket, nicht zu sehr hervorragend. Die Stirn ist geviert, und in der Mitte ein wenig eingedämpft u. s. w.„

„Diejenigen welche einen dichten und angefüllten Hals haben, sind zornmütig — nach Aehnlichkeit aufgebrachter Ochsen[a]). Diejenigen welche einen dünnen, zarten und langen Hals haben, sind furchtsam, wie die langhälsigen Hirsche.„

„Diejenigen, so dichte und feste Lippen haben, und deren obere Lippe über die untere hinaus hängt, sind alberne Leute — nach Aehnlichkeit der Esel und Affen.„ — Das ist wohl erbärmlich unbestimmt gesprochen; — auch noch unbestimmt, doch bestimmter und wahrer wär's, wenn's hiesse: die

a) Wir erinnern uns eines sehr zornmütigen nunmehr verstorbenen deutschen Edelmanns mit einem sehr dicken Halse. Es fand sich aber bey ihm noch dieses besondere, daß sein Hals plözlich und nach Maßgebung seines Zornes immer dicker ward. Dieses betrug oft bis drey Zoll im Durchschnitt. — Aber lächerlich wär's, daß bey diesem Herrn (der eine sehr liebenswürdige von jedermann verehrte Gemahlin, und einen nicht geringen Hang zur Eifersucht hatte) die Eifersucht, in der Minute, auf seinen Hals eben so geometrisch wirkte, wie der Zorn.
Anmerk. des Herausg.

die, deren untere Lippen, weich und locker sind, und unter den obern vorhängen — sind alberne Leute b).

„Diejenigen, deren Nasenspize sehr hart und fest ist, geben sich gern mit solchen Dingen ab, welche wenig Mühe kosten — nach der Aehnlichkeit mit Kühen und Ochsen.„ — Unausstehlich! Die wenigen Menschen mit festen Nasenspizen sind die allerunermüdlichsten Durchdringer.

Ich mag nicht weiter ausschreiben. Es ekelt einen an. Sowohl die physiognomischen Bemerkungen an sich, als die angeführten Aehnlichkeiten mit den Thieren sind gröstentheils äusserst unrichtig, und ohne den mindesten Erfahrungsgeist hingeworfen.

7.
Wer ist glücklich?

Antwort: Ein gesunder, wiziger, geschmackvoller Mann mit einem Generalpächtervermögen. S. *Helvetius. Poeme sur le bonheur.*

Der reiche, sorgfältig erzogene Lord W. der den Geist aller Wissenschaften abgezogen hatte, und dessen Herz jedem Eindruck der Freude offen stand, trat, nach dem Tode seines Vaters, im fünf und zwanzigsten Jahre mit dem Vorsaz in die Welt, ihre Freuden mit epikurischer Weisheit zu geniessen. Lang reiste er in fremden Ländern herum, glänzte an Höfen, bey

b) Sehr unbestimmt. Denn wir kennen trefliche Männer, bey denen dieser Zug durch andere, zum Beyspiel durch eine verstandreiche Stirne, durch herrliche Augen, ganz vergütet ist. Aber wo auch diese vergütende Züge mangeln, da wird uns, wir gestehn's, bey weichen, und lockern, und vorhängenden Unterlippen — bange: Zum Beweise besehe man nur irgend eine Bildersammlung von unsern vormals berühmten Gelehrten, zumal aus der obersten Fakultät. Anmerkung des Herausg.

bey Weibern und unter wizigen Köpfen, trieb manche spröde Tugend zu Paaren, schrieb Bücher, ward von Kennern gerühmt, von Frerons gelästert, und sein Verdienst beleidigte selten, weil es durch den Schleyer seiner sanften Bescheidenheit stralte. Er widmete sich hierauf einem thätigen Leben, verfocht die gesezliche Freyheit der Nazion, diente dem Könige, und ward von allen Partheyen geschäzt. Doch gelangen ihm nicht alle seine Entwürfe; Freunde verliessen ihn oft, wenn er ihrer bedurfte; seine Vaterlandsliebe ward nicht immer erkannt, oft zum Verbrechen gedeutet. Thörige Anschläge wurden durch eigennüzige Haufen zur Patriotenklugheit emporposaunt; Höflinge raubten den Lohn seiner Tugend; Feinde sammleten sich, und zwar der unversöhnlichsten viele, solche nämlich, die ihn ohne gegebenen Anlaß beleidigt hatten. Das alles marterte anfangs und durchkältete endlich sein Herz; seine Empfindung erschlaffte und glitt nun zuweilen über Erscheinungen hin, die ihn sonst innigst erschüttert hatten. Er stieg von der feurigsten Menschenliebe zur Gleichgültigkeit herab und bis zur Menschenverachtung. In dieser Verfassung legte er seine Ehrenämter nieder, und filosofirte in der Stille über Wahrheit und Glück und Tugend und den Werth der menschlichen Dinge. Jedes Vergnügen wurde nun mit Scharfsinn bis aufs Geripp von Eitelkeit und Tand analysirt, jeder Gegenstand mit dem Mikroskop so lang verfolgt, bis sich irgend ein ekelhafter Bestandtheil entdeckte. Endlich erschien ihm die Welt wie ein optisches Theater, wenn die Kerzen verlöschen und ein Stral des Tages den papiernen Zauber erleuchtet. Ha! rief er, und dich konnte dieß Possenspiel reizen? — Freyheit war ihm nun nichts mehr, als ein leeres Huzzageschrey, das aus Sklavenhälsen erschallt, Tugend — eine Dame für den Bal masqué (denn er hatte sich selbst bey mancher guten Handlung das Geständniß eines schlechten Beweggrundes abgetrozt) Begierde nach Ruhm — das Symptom einer Krankheit. Was, sagte er, sind alle die grossen, wichtigen Revoluzionen der Staaten — der Menschheit —

wenn

wenn man hinter dem Vorhange den Drat in der Hand des Gauklers erblickt hat, der die Sultane leitet — und all das Auf- und Abrollen der Szenen, diese Saisons der Geschichte und der Natur, welche immer und immer einerley aufziehn, als wenn sie sich auf einer Uhrscheibe drehten! — Es ist Zeit, rief er an einem trüben Novembertag aus, daß der übergesättigte Gast aufstehe vom langweiligen Schmaus — Ja mir ins Herz rufst du Lukrez:

Cur non ut plenus vitae conviva recedis?

Aber, murmelte er bey sich selbst, meine Abreise aus der Welt soll nicht dem Entspringen eines Wahnsinnigen ähnlich sehn; erst will ich mein Haus bestellen. Mit diesem Vorsaze reiste er auf eines seiner einsamsten Güter, wo er in seinem Leben einmal, und nur wenige Tage gewesen war, damit ihn, wie er sich's ausdachte, keine Erinnerung an die Freuden seiner Jugend, nicht irgend eine Theilnehmung an's Leben fesseln möge.

In den ersten Tagen seiner Ankunft wurde zufällig in seiner Gegenwart der vergnügte Williams genannt. Vergnügt? — Wiederholte der Lord (das Beywort traf auf die Stimmung seiner Seele) — gibt's irgendwo ein solches Wundergeschöpf? „Auf diesem Gute, gnädiger Herr. Williams wohnt nur eine Viertelstunde von hier.„ — Ein Spaßvogel vermutlich, fragte der Lord, der die Bauern in der Schenke belustigt? „ — Halten zu Gnaden, erwiederte der Geistliche. Williams ist ein heitrer, vernünftiger Mann, und wollte Gott, daß Hochdieselben keine schlimmere Unterthanen hätten. Er bleibt nicht einen Tag mit den Priestergebühren, auch nicht mit den Pachtgeldern zurück, und ist ein geachteter Mann im Kirchspiel. Er hat manchen Streit unter Familien geschlichtet, manchen Nachbarn mit Rath und That unterstüzt, obgleich seine Stelle nur klein ist. Aber sein Acker ist besser bestellt als einer. Er hat wüste Pläze urbar gemacht, und sein Haus ist ordentlich und reinlich; ich mögte wol selbst darin wohnen. Ihm entfährt nie ein mürrisches Wort, und darum nennen sie ihn auch den vergnügten Williams in der Gemeine.„

Den Mann, sagte der Lord, will ich noch heut besuchen.

Es war schon Abend, als der Lord bey Williams Wohnung ankam, und er fand den Alten vor seiner Thüre unter einem Baume sizend. Zwey von seinen Enkeln spielten um seine Kniee, und ein drittes Kind tändelte auf seinem Schoosse mit seinem weissen Haar, das über seine braunrothen Wangen herabhing.

Guten Abend, Williams! —

Grossen Dank! sagte Williams, ward das Band gewahr und erinnerte sich des Lords — stand auf: Ey! — Wenn ich recht sehe — Willkommen, gnädiger Herr! Sind wir auch einmal so glücklich —

Lord W. Wie geht's Euch, guter Alter? Denn dem Ansehn nach seyd Ihr eben nicht jung mehr — In welchen Jahren, Williams?

Williams. Acht und sechzig, gnädiger Herr — aber ich denke noch mein Endchen zu leben, wenn es Gottes Wille ist.

Lord W. Und Ihr seyd mit der Welt zufrieden, wie es scheint.

Williams. Warum nicht, gnädiger Herr? Reich bin ich eben nicht, aber doch fehlt's an keinem Guten — und weil Euer Gnaden eben bey uns einsprechen — mein Pachtkontrakt geht auf Michaelis zu Ende. Wenn es Ihre Gelegenheit wäre, den Kontrakt noch auf dreyssig Jahre zu erneuern — desto besser! Ich und mein Vater haben uns lang auf der Stelle ernährt, und ich hoffe, sie ist nicht schlimmer geworden — Wenn Sie mit mir zufrieden sind, gut! — Ich bin mit meiner Herrschaft zufrieden.

Lord W. Gebt her, mein ehrlicher Williams, Euren Kontrakt und Feder und Dinte — Ich will ihn auf der Stelle erneuern.

Williams. Robert! — Gott, gnädiger Herr — Feder und Dinte ist nicht im Hause — Lauf, Robert, und hol des Schulmeisters Dinte — und zieh dort dem Gan-

ser

ser ein Paar gute Spulen aus! — Ich kann weder lesen noch schreiben, gnädiger Herr. — Mein Vater war ärmer als ich, und konnte das nicht an uns wenden. Unsre Kinder schreiben zur Notdurft, aber nur in der Schule. Zu Hause gibt's immer was bessers zu thun. —

Lord W. Nicht lesen? — Das ist Schade! Denn ein so vernünftiger Landmann sollte doch unsre Schriften vom Ackerbau lesen —

Williams. Ey ja, gnädiger Herr — und das Pflügen drüber versäumen. Ich denke, nach meinem geringen Verstand, daß man die Feldarbeit ohne Bücher lernen kann, weil mancherley Handgriffe dazu gehören. — Unser seliger Pastor Gibbons bestellte seinen Acker nach Büchern und schnitt nur selten die Einsaat wieder ab.

Lord W. Aber, sagt mir, Williams, Ihr seyd, wie es heist, immer zufrieden — Wo habt Ihr die Kunst vergnügt zu seyn gelernt?

Williams. Sie scherzen wol, gnädiger Herr — Bey der Arbeit ist keine Zeit zu Grillen übrig. Denn, wer Honig essen will, muß auch mit Honig machen helfen — das hab ich dort von meinen Bienen gelernt. Wenn ich erst meine Mahlzeit verdient habe, so schmeckt sie mir noch einmal so gut — (Hier kam ein Hund und bellte den Lord an.)

Lord W. trat zurück: Der Hund wird doch nicht beissen?

Williams. Was wollt'er? Armes Thier! Er hat keine Zähne mehr; so lang hat er meine Kleider auf dem Felde und mein Haus getreulich bewacht. Komm, ehrlicher Spiz! So lang ich Brod habe, sollst du's in Milch geweicht kriegen. — Wir müssen alle mit einander leben, Mylord, und wer uns Wohlthaten erzeigt, dem sollen wir wieder wohlthun. Ein undankbarer Mensch ist kein Mensch nicht. Wer seinem Nächsten nicht dienen mag, hat auf der Welt nichts zu schaffen.

Lord W. Aber hat Euch denn niemals ein Nächster betrogen, verleumdet, verrathen? Gibt's denn hier die

einzigen Menschen, die man nicht verachtet, eh man sie recht kennt, nicht verabscheut, wenn man sie durchgeforscht hat? Habt Ihr lauter gute Freunde, lauter verträgliche Nachbarn, lauter offene, ehrliche Leute in eurem langen Leben gefunden?

Williams. Ey, gnädiger Herr — so glatt und schier geht's in diesem Leben nicht ab, denn der Schurken gibt's auf Gottes Erdboden nicht wenig. Mein Nachbar Stefenson, Gott hab ihn selig, hat mir oft den Kopf warm genug gemacht. Er wolle mir durch mancherley Händel durchaus die Stelle verleiden — doch bin ich noch drauf, und hab's noch erlebt seinen Kindern Guts zu thun. Wenn mir so etwas wurmte, gnädiger Herr, so griff ich mich doppelt bey der Arbeit an, und sah nicht rechts noch links, und wenn ich denn am Abend jenen Weg herauf die Kinder anspringen sah, und meine Frau mich in der Thüre mit einem freundlichen Gesicht empfing — dann war alles vergessen. Die Freude hat keiner von meinen Feinden erlebt, mir nur Einen Trunk Bier zu verderben.

Lord W. Alles recht gut, Williams — das läßt sich begreifen — aber das begreif' ich nicht, wie ein Mann mit so viel Vernunft ein so langweiliges, einförmiges Leben nicht endlich müde wird. — Immer den nämlichen Acker zu pflügen und zu säen, durch einerley Wege und Stege immer vorwärts und rückwärts zu gehen, und das sechzig Jahre lang —

Williams. Das ist wol Ihr Ernst nicht, gnädiger Herr?

Lord. W. Meine aufrichtige Meynung, Williams. Denn ich kenne Leute, die mehr von der Welt genossen haben, als Ihr, und die sie doch endlich langweilig, ekelhaft und äusserst einförmig finden. Wenn wir noch hundert Jahre lebten, Williams, so kann die Natur weder für dich noch für mich etwas neues mehr auftischen —

Williams. Und mir, in meiner Einfalt, gnädiger Herr, kömmt die Welt jeden Tag veränderlich vor. —

Wenn

Wenn ich nur vierzig Jahre zurück denke, wie sich alles hier im Kirchspiel verändert hat — diesen Baum hier konnt' ich wie eine Weidenruthe beugen; jeden Busch hab' ich pflanzen gesehen — das Waizenfeld drüben war eine Heyde; bey meinem Hause stand nicht Ein Obstbaum; hier rechter Hand heists noch im Moor, wo izt meine besten Milchkühe weiden — wenn ich alles das so um mich her wachsen und gedeihen sehe, wie Gott meiner Hände Arbeit gesegnet hat — o gnädiger Herr, dann geht mir das Herz auf. — Wie herrlich die Frucht nicht dieses Jahr steht! — Der Junge hier war heut mit mir im Felde — das Kind freute sich über die vollen Aehren, und ich sollte mich nicht freun? —

Lord W. (nach einer kleinen Pause:) Holt mir Euren Kontrakt, Williams! Ich will ihn zerreissen.

Williams. Zerreissen? — Hab' ich irgend etwas Unrechts gesprochen, so verzeihn Euer Gnaden — Soll ich denn Ihr Pächter nicht mehr seyn?

Lord W. Nein, Williams! — Aber Herr sollst Du seyn von Deiner Stelle! — Ich schenke sie Dir und Deinen Kindern.

Williams. Gott im Himmel segne meinen wohlthätigen guten Herrn! (Er nahm die Müze feyerlich ab und faltete die Hände.) — Frau — Jungen — Kinder herbey! Dankt Gott auf den Knien, und küst dem gnädigen Herrn die Hände! — Wie hab ich das verdient noch so reich zu werden! —

Lord W. Du warst es, ehrlicher Williams! und reicher, als ich und alle Fürsten der Erde. Besuch mich oft. Ich will unter euch leben, und von Dir und Deinen Knaben Weisheit lernen. —

Der Lord ging und rief mit innigster Rührung: Glücklich ist, wer genieſt und nicht grübelt, keine Blume auf dem Pfade des Lebens zertritt, alle pflückt, die er abreichen kann! Ich wollte Freude kaufen auf dem Jahrmarkte der Welt, und verschmähte sie aus der Hand Gottes. — Natur, ich kehre zu dir zurück, und trenne mich nie wieder von dir!

Ue.

8.
Die Schöpfung der Liebe.

Venus schuf das Glück der Liebe, und wies ihr vollendetes Werk dem Prometheus. — „Sieh einmal (sprach sie) die Kettenreihe von Taumel, Entzücken und Seligkeit! Werden meine künftige Unterthanen nicht unaussprechlich glücklich seyn?„

„Allerdings, Göttin! — doch erfodert dieß ein weitläufigeres Gespräch, und zu dem gebricht es mir jezt an Zeit. — Wolltest du wohl meine morgende Tafel deiner Gegenwart würdigen? Da könnten wir mehr schwazen.„

Venus erschien. Man trug eine Menge Speisen auf; alle waren reichlich gewürzt; alle so süß, wie Hybla's Honig.

Die Göttin lobte die erste ungemein, genoß viel von der zweyten, einige Bissen von der dritten, und ließ die vierte stehen.

„Warum das, Aphrodite? Ists nicht süß, nicht gut genug?„

„Zu viel des Guten und der Süsse! Mir ekelt schier davor.„

„So wie gewiß bald dem Menschen vor deiner jezigen Liebe. — Ich kenne sie, die seltsamen Geschöpfe meiner Hand. Sie wollen nicht immer ergözt seyn.

Venus fühlte die Wahrheit dieses Sazes und befolgte ihn. — Seitdem unterbrechen den Taumel ihrer Freuden oft Stürme des Ungemachs.

Meißner.

9.
Beobachtung

eines am 26sten Februar 1777. zu Hannover während eines Nordscheines gesehenen ausserordentlichen grossen Bogenlichtes von Westen nach Osten, nebst einer merkwürdigen Abweichung der Magnetnadel.

von

Johann Friedrich Hartmann.

Ist den 3ten May in der Versammlung der königl. Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegt worden.

Das grosse Bogenlicht, welches ich am 20sten Julii 1760. allhie gesehen, und im 25sten Bande des hamburgischen Magazins beschrieben und erkläret habe *), war beynahe eben so beschaffen, wie das Phänomenon, welches ich hier jezt nur kurz beschreiben werde. Dergleichen Phänomena sind zwar merkwürdig und selten; aber die Abweichung der Magnetnadel dabey ist in der Naturforschung von grösserer

*) Ein anderes beynahe eben so grosses aber nicht so breites erschien Abends den 14ten März 1774. um halb acht Uhr von Osten herauf nach Westen während eines Nordscheines; daurete aber nur eine halbe Stunde, worauf die ganze Nacht über ein sehr starker Nordschein von der östlichen Seite durch Norden hin nach Westen folgte. Der Herr Hofrath Kästner hat dieß Bogenlicht um eben die Zeit wahrgenommen, und in den göttingischen gemeinnüzigen Abhandlungen beschrieben. Merkwürdig ist, daß an eben demselben Abende am 14ten März 1774. 20 Minuten nach 8 Uhr zu Havre de Grace der Hr. Abt Dicquemare ein Zodiakallicht in der Konstellation des Stiers wahrgenommen, dessen Streif von einer hellen durchsichtigen Farbe, fast der Milchstrasse gleich, und sich allgemählig ost und westwärts verlohr.

Wichtigkeit, deren Erklärung ich wegen einiger annoch nöthigen Aufmerksamkeit, bis ein andermal mir vorbehalte.

Den 26sten Februar 1777. Abends um 7 Uhr hatten wir zu Hannover ein schönes Nordlicht mit abwechselnden langen Lichtstreifen von Norden nach Westen. Die Luft war dabey stille, der Himmel klar und voller Sterne. Das Quecksilber im Barometer war des Tages zuvor bey klarem und ruhigem Himmel auf 30 Zoll und 4 Linien gestiegen; während des Nordscheines aber 30 Zoll 7 Linien, und das Fahrenheitische Thermometer zeigte auf meinem Garten an seinem gewöhnlichen Orte, da die Luft ungehindert vorbey streichen konnte, 44 Grad.

Die hiesige Abweichung der Magnetnadel von Norden nach Westen, welche gewöhnlich dem 17ten Grade nahe ist, wenn Nordscheine entstehen, wovon meine Nachricht in der Versammlung der königl. Sozietät der Wissenschaften am 6sten März 1773 vorgelegt worden, hatte den 26sten Febr. dieses Jahres Abends um 7 Uhr schon volle 17 Grade. Bald nach 7 Uhr, da der Nordschein ungehindert seinen Fortgang hatte, stieg aus Westen, wo das Nordlicht am hellesten war, zuerst ein blaßweisser ziemlich breiter Schein, gleich einer hellen Streifwolke, hervor, der in wenig Minuten an Länge sehr merklich zunahm, und seinen geraden Weg unter dem mittägigen Thierkreise in Bogengestalt ganz hin nach Osten fortging, da wo der Arktur eben aufging, und bekam allda am Ende des Horizontes eine scharfzugespizte Gestalt, und hatte das Ansehen eines grossen Kometenschweifes. Eine gute Viertelstunde lang war dieser grosse Lichtstreif etwa nur erst so breit, wie ein ordinairer Regenbogen, und so gar die kleinesten Fixsterne, die man zuvor sahe, bemerkte man annoch wie durch einen Flohr. Gegen 8 Uhr nahm das Bogenlicht, das nun schon ganz vom westlichen Horizonte an bis den östlichen ganz erreichete, so wohl an Breite als Lichtfarbe dergestalt zu, daß man in einem Raume von etwa 5 Graden am Himmel nun nicht mehr die kleinesten Fixsterne, wohl aber die grösseren, nebst dem zu der Zeit in Westen stehenden

henden Venusplaneten, und an den übrigen Theilen des Himmels die Plejaden, südwärts die Hyaden noch wie durch einen Flohr durchschimmern sehen konnte. Bald nach 8 Uhr erschien das Bogenlicht in seiner vollkommenen Gestalt, und hatte noch eine bogenförmige Richtung von Westen, südwärts des Thierkreises hin nach Osten.

Das Barometer und Thermometer blieb unveränderlich, und die Magnetnadel behielt auch dasmal noch seine volle 17 Grade Abweichung von Nord nach Westen. Halb 9 Uhr fing an die Magnetnadel wieder zurück näher nach Norden zu gehen. (Es versteht sich von selbst, daß ich dabey alle zur Untersuchung der magnetischen Kraft gehörige Vorsicht gebraucht.) Sie kam also schon nach gerade, so wie das Bogenlicht nach Süden näher fortrückte, auf 16 Grade zu stehen.

Das Licht stellete einen Bogen vor. Dieser Bogen drehete sich südwärts gleichsam um seinen Durchmesser, den man sich unter dem Horizonte vorstellen muß.

Die Venus und die Plejaden kamen nun ganz wieder aus dem Bogenlichte, so wie dieß Phänomenon sich dem südlichen Horizonte näherte; obgleich das Phänomenon einen deutlicheren lichten Kreisbogen formirte, so blieb die sehr zugespizte Gestalt desselben in Osten in seiner Lage.

Um 9 Uhr näherte sich die Magnetnadel dem Nordpole und stand ungewöhnlich 15 Grad von Nord nach Westen, während der Annäherung des Bogenlichtes nach Südosten.

Bald nach 9 Uhr verminderte sich dieß Phänomenon. Sein lichter breiter Schein verschwächete sich nun und wurde schmäler. Sein zugespizter Schenkel in Osten zog sich ein; in Westen aber behielt er noch seine vorige Breite. Der Kreis des Bogenlichtes wurde ferner kleiner, so wie dasselbe sich langsam aber doch merklich der Südseite näherte.

Ein Viertel auf 10 Uhr hatte der ostliche Schenkel des Bogenlichtes die Ostseite schon ganz verlassen.

Nun entstand noch in Süden ein artiger Anblick. Das Bogenlicht verlohr seine Bogengestalt und wurde schweifig.

Gerade in Süden legte sich dieser Schweif, und da derselbe annoch mit der Westseite Zusammenhang hatte, so bildete sich ein leuchtendes Knie, das wieder zurück nordwärts sich wenden wollte. In Westen hatte dasselbe annoch Gemeinschaft mit dem vorigen westlichen Schenkel.

Halb 10 Uhr verging diese Erscheinung gänzlich.

Die Magnetnadel zeigte noch immer 15 Grad von Norden nach Westen, und behielt diese Stellung auch noch die ganze Nacht hindurch während eines stärkeren Nordscheines, mit leuchtenden Streifen, dessen Anblick noch immer reizend war, ohnerachtet der Mond aufging. Des andern Morgens war die Witterung annoch heiter, und die Magnetnadel hatte noch die vorige 15 Grade Abweichung.

Zusaz
von A. G. Kästner.

Ich habe eben das Bogenlicht wahrgenommen, da ich mich um diese Zeit, mit meinen Zuhörern auf der Sternwarte befand, ihnen Sterne zu zeigen. Dieser Umstand hinderte, mich mit dieser Erscheinung allein zu beschäftigen, und daher habe ich nicht einmal daran gedacht, nach der Magnetnadel zu sehen, bey der ohnedem mit einer Menge Leute nicht gar zu sichere Bemerkungen statt finden. Uebrigens stimmt was man hier gesehen hat, mit Hrn. Hartmanns Erzählung sehr wohl überein. Arktur kam eben über den Hainberg herauf, und das Bogenlicht stellte bey ihm sehr natürlich einen Kometenschweif vor.

So stieg ein lichter Bogen vom aufgehenden Arktur auf, ein andrer von Westen, wo Venus sich dem Untergange näherte. Nach und nach vereinigten sich beyde in einen zusammenhängenden Streifen, der am Horizonte ohngefähr auf der einen Seite zwischen NO und NOgO; auf der andern bey WNW, durchzugehen schien, am Himmel, die vom Hrn. Komm. Hartmann umständlich beschriebenen Lagen hatte.

Ich habe eben dergleichen lichten Streifen hier den 14. März 1774 bemerkt, und die Nachricht davon in das 11 Stück der gemeinnützigen Abhandlungen, die damals hier herauskamen, einrücken lassen. Es war Abends um halb acht Uhr. Er schien in Osten vom Sternbilde der Jungfer anzufangen, das noch nicht allzuhoch erhoben war, kenntlich ging er durch γ, η, des Löwen, den Krebs, die Füsse der Zwillinge, welche, so wie andere helle Sterne durchschimmerten, seine südliche Gränze strich gleich an α, γ, des Orion hin *), die nordliche stand etwas vom Auge des Stiers ab. Da schien er mir ohngefähr so breit, als die Weite der genannten beyden Sterne im Orion, und diese Breite hatte er beynahe durchaus. Den Abstand seiner nordlichen Gränze vom Auge des Stiers, schäzte ich $\frac{1}{4}$ seiner Breite.

Ich betrachtete Stellen des Streifes durch ein Fernrohr mit zwey Augengläsern, das ich zu Kometen und teleskopischen Sternen brauche. (Astronomische Abhandlungen II. Sammlung 6 Abh. 62 §.) da war aber nichts zu erkennen, als Sternchen, die durch ihn schimmerten. Und so hätte sich seine Breite, durch ein Werkzeug zum Winkelmessen, nicht gut bestimmen lassen, wie gegentheils auf vorerwähnte Art bequem anging.

Um 8 Uhr 5 Min. verbreitete sich der Streifen wie ein Nebel, nun waren α, γ, Orions darinnen, an denen er zuvor hinstrich.

Um 8 Uhr 10 Min. war er nur noch von Osten her bis an die Füsse der Zwillinge als Streifen kenntlich, weiter westwärts war es neblicht, als wenn sich der Streifen in diesen Nebel zertheilt hätte.

Um 8 Uhr 18 Min. war nichts mehr vom Streifen kenntlich, aber der Himmel voll dünnen Nebels.

Ein

*) Dieser beyden Sterne Weite, habe ich, aus dem Bradleyischen Verzeichnisse, 7 Grad 27 Min. 42 Sek. berechnet. Also war des Streifens Breite etwa $7\frac{1}{2}$ Grad.

Ein grosser Theil des nordlichen Horizontes war sehr stark weißlich hell, also, ein Nordlicht, welches sich auch noch später in die Nacht zeigte. Doch habe ich bey ihm keine Strahlen bemerkt, aber auch darauf nicht acht gegeben.

Der Streifen hatte den weißlichen Schein eines Nordlichtes.

Hr. Prof. Lichtenberg hat den Anfang bald nach 7 Uhr wahrgenommen. In N. W. befand sich ein Nordlicht. Auf einmal zog sich in NO, etwa in der Höhe 30 Gr. eine sehr helle Wolke zusammen, die, als er sie zuerst erblickte, noch nicht über 2 Grade breit und 3 bis 4 lang seyn mogte. Innerhalb etwa 5 Minuten breitete sie sich nach oben und unten zu aus, und machte endlich den Streifen. Er ging bey seiner Entstehung durch das Zenith, wo er damals etwa 5 Grad breit war, zog sich bald darauf nach SO und kam, nachdem er etlichemal rückgängig geworden war, in die vorhin von mir beschriebene Lage. Das Nordlicht hat Hr. Pr. L. noch um 12 Uhr wahrgenommen.

Einen nicht ganz so vollkommenen und mehr veränderlichen Streifen, der fast dieselbe Richtung hatte, und in eben der Gegend entstand, hat er, auch hier, im May 1769 bemerkt.

Ich glaube, diese Nachricht verdient als ein Beytrag zur Geschichte solcher Erscheinungen aufbehalten zu werden, da Hr. Lambert, von der den 26sten Febr. der kön. preuss. Akademie einen Bericht vorzulegen der Mühe werth geachtet hat.

Als ich dieses nebst Hr. L. Wunsche in den Zeitungen las, bedauerte ich freylich, daß ich diese Begebenheit, eigentlich eben deswegen weil sie mir nicht ganz neu war, nicht so aufmerksam betrachtet hatte als die vorige.

Am besten ist es, bey solchen Erscheinungen, die Lage ihrer Gränzen, oder Theile von ihnen, die etwa durch Gestalt, Licht u. d. gl. sich besonders kenntlich machen, gegen Sterne anzugeben, nebst der wahren. Aus der lezten läst sich die

Lage

Lage des Sterns gegen einen bekannten Horizont berechnen und so allemal ein vollständiges Bild der Erscheinung geben.

So ward bey der den 26 Febr. von Berlin angegeben, der Streifen habe sich um 8 Uhr 28 Min. wahre Zeit, vom Arktur über die Zwillinge und den Kopf des Stiers, bis an den westlichen Horizont erstreckt.

Ich habe berechnet, daß Arktur um 8 Uhr 30 Min. zu Berlin 7 Gr. 58 Min. 20 Sek. hoch gestanden hat.

Also kann man den Anfang des Streifens um diese Zeit ohngefähr 8 Grad hoch über den berlinischen Horizont annehmen.

Ich will sezen, die Höhe dieses Anfangs wäre in eben dem Augenblicke 3 Grad über dem göttingischen Horizonte gewesen.

So hoch ohngefähr ist der Hainberg in der Gegend, wo die Erscheinung über ihn herauf kam.

Auf die Zeit aber habe ich nicht so acht gegeben, daß ich sie mit der berlinischen vergleichen könnte. Und, wie sich gleich zeigen wird, mache ich diese Voraussezungen nur, um ein Beyspiel zu geben, was sich bey dergleichen Vorfällen, aus genauern Beobachtungen herleiten liesse.

Aus den gegenseitigen Lagen von Berlin und Göttingen, die in den Berliner Ephemeriden angegeben werden, habe ich, die geographische Weite beyder Oerter, den Bogen eines grossen Kreises auf der Erdkugel durch beyde, 2 Grad 23 Min. 56 Sek. berechnet. Welches also, etwa 36 geographische Meilen gibt, 15 auf einen Grad gerechnet.

Den Anfang des Streifens also, für einen Punkt angenommen, der in der Ebene des größten Kreises durch Berlin und Göttingen, 8 Grad über dem berlinischen Horizont, 3 Grad über den göttingischen erhoben wäre, finde ich, daß dieser Punkt, von der Oberfläche der Erde, in der Vertikallinie durch ihn, 19,681 geographische Meilen abstehn muß.

So würde sich also die Höhe der Materie, welche diesen lichten Bogen darstellte, etwa auf 20 geographische Meilen

len angeben lassen, wenn die Voraussezungen, nach denen ich gerechnet habe, so richtig wären als meine Rechnung.

Man sieht, daß es darauf ankömmt, von einer gegebenen Stelle einer solchen Erscheinung, für den Ort des Beobachters Höhe, und Azimuth anzugeben. Dieses läßt sich beydes durch eine etwas genaue Bemerkung der Lage gegen Sterne bewerkstelligen, nur daß zugleich die Zeit bekannt seyn muß.

10.
Anekdoten.

I.

An einem deutschen fürstlichen Hofe, wo der Prinz, mit der, in Deutschland schon so seltnen Liebe zum vaterländischen Schauspiel, die noch seltnere Gabe der Einsicht verband, ward Emilia Galotti gegeben. — Troz des unnachahmlichen Spiel eines E..., troz aller der Kunst, die eine geborne Orsina aufbot, und troz der innern Vorzüge dieses Meisterstücks sah man doch, daß der Fürst kälter, als gewöhnlich blieb, und unter denen, die dieß bemerkten, befand sich auch einer unsrer grösten dramatischen Dichter, den ein Zufall auf einige Monate nach — geführt hatte. Da's ein Mann, voll Entschlossenheit, und voll wahren Eifers für alles Gute und Schöne ist, so wünschte er, den Prinzen selbst über diesen unerwarteten Gleichsinn zu befragen; und ein Ohngefähr, das ihn bemerkt, und noch diesen Abend in die fürstl. Loge berufen machte, unterstüzte sein Vorhaben.

Er hatte kaum die gewöhnlichen Komplimente geendet, als ihm der Herzog zurief:

„Soviel Sie, und ihre Herren Mitbrüder mir seit langer Zeit von Emiliens Schönheiten hergesagt und herbewiesen,

wiesen, so geh ich doch heut ziemlich misvergnügt von dannen.

Der Fremde. Und weshalb? Wenn mir erlaubt ist, Ew. Durchl. darüber zu befragen.

Der H. (lächelnd) O! nur einer Kleinigkeit halber! Weil ich unerweicht, ungerührt geblieben bin; mehr zurückgeschaudert, als Mitleid gefühlt habe.

Der Fr. Ein Trost für den Dichter, daß er selbst vielleicht in diesem Stücke nicht sanfte Rührung und Mitleid zu seinem Hauptendzweck gemacht hat!

Der H. Nicht? Was sonst?

Der Fr Erbitterung; wenn ich mich nicht irre.

Der H. (etwas verdrießlich) Erbitterung? ein neuer Endzweck, fürwahr! Nur Schade, daß ich nie gern erbittert seyn mag.

Der Fr. Verzeihn Ew. Durchl., die Schuld des Misverständnisses liegt an mir. Es gibt gewiß auch Erbitterungen, eines so edlen Fürsten würdig, und längst von ihm selbst gefühlt. Erbitterung gegen die Wollust, ihrer Folgen halber; Erbitterung gegen den Schmeichler, der Blutschuld über seinen Herrn häuft; Erbitterung —

Der H. O genug, genug! Ich sehe, wo Sie hinaus wollen, und daß Sie Recht haben. — Aber dann, wenn Emilia ein solch Gefühl erwecken sollte, dann müst es Marinelli's geben, und Bösewichter von der Grösse sind Undinge.

Der Fr. Ein süsser Ton für das Ohr eines Menschenfreundes, wenn ein Fürst zweifelt, daß es Marinelli gebe. — Wir haben Fürsten, an deren Höfen es keine gibt, noch auch nach iziger Verfassung deren geben kann; wo aber gewiß hundert sich finden würden, sobald ein Hettore Gonza regierte. Um nun es jedem unsrer vielfältigen deutschen Fürsten zuzuflüstern, wie schädlich es ihnen seyn könne, ein Hettore zu werden; um ihnen zu zeigen, wie fruchtlos all ihre gedungnen Leibwachen beym Zorn eines unschuldig beleidigten Odoardo wären; um dieser willen, schrieb, wie mir

mir däucht, auch unter andern Ursachen, Leßing dieß Stück, und nach meiner Empfindung kenn' ich keinen edlern, menschenfreundlichern Endzweck.

Die Wange des Prinzen glühte höher; aber sein Auge lächelte zufrieden auf den Eiferer. Er dankte ihm für diese Belehrung — wie er sie nennte — schäzte ihn seitdem noch höher, als bisher, und sucht' ihn auf immer an seinen Hof zu ziehen.

II.

Dieß ist der nämliche würdige Fürst, der einst, als er an den neuangenommenen Instruktor seines Prinzen die Frage gethan: ob er vorher schon in ähnlichen Bedienungen gestanden? auf die Antwort: „Ja, bey einem Grafen von B**„ lächelnd erwiederte: „Dacht ichs doch bald nach dem ersten Eintritt. Sie bücken sich tief bey jedem Wort, das ich zu Ihnen sage; bücken sich noch tiefer, so bald Sie sprechen. — Ich leugne nicht, es genirt mich. Bey Ihren ersten Herren war es nöthig. Aber der vornehme Mann bin ich nicht. Ich bin nur Herzog von —, weis, daß ich Mensch bin, und sehs gern, wenn man zuweilen diesen achtet, ohne immer an jenen zu denken.„

Diese Antwort war um desto treffender, da der junge würdige Mann deshalb seinen Abschied vorher erhalten, weil er einst bey Tische ungefragt gesprochen, und ein andermal die Verbeugung gegen seine Gräfin aus der kleinen Ursache, weil er sie gesehn, unterlassen hatte. —

Mßr.

II.

Rhapsodische Gedanken
die Wissenschaft des Herzens betreffend.

So wichtig unter dem, was der Mensch weis und wissen kann, der Artikel des Herzens*) ist für die innere Kultur des Menschen, und so sehr er von Papier zu Papier, von Zunge zu Zunge Lauf hat, gleich einer Münze von Hand zu Hand, von Beutel zu Beutel: so gewiß ist es doch, daß gar viele Menschen nicht einmal in sich, viel weniger in andern, wissen, was Herz ist. In dieser unumfaßbaren Wissenschaft liegen noch so unbekannte Schönheiten verborgen, daß Neugier und Nuzen der höhern Art ihre gröste Rechnung dabey finden würden, wenn sie bekannter wären, oder durch aufmerksame Kultur seiner selbst und anderer ans Licht gezogen werden könnten. Sie gleicht einem Pantheon, das die köstlichsten Originalgemälde der göttlichen Zeichenkunst eingeschlossen hält, deren Natürlichkeit und schöpferische Wahrheit, die die plastische Künstlerhand der Natur ihnen eingeprägt hat, den Stücken der menschlichen Nachahmungskunst, der Fiktion und Fantasie den Vorzug abgewinnen. Es ist hier mein Zweck nicht, eine solche Gallerie moralischer Zeichnungen, wie sie die menschliche Natur, so sehr sie auch sophistisch und trübsinnig verschwärzt, oder kindisch verlobt ist, wirklich darreicht, aufzustellen. Ich begnüge mich, dem Auge menschenfreundlicher Aufmerksamkeit nur zuzuwinken, ihren Blick hierauf zu wenden, und sich dadurch eine

*) Ich nehme das Wort Herz hier im gewöhnlichen metaphorischen Sinn, da es das ganze Empfindungssystem, das ganze menschliche Gewebe moralischer Neigungen mit ihren Aeusserungen in sich faßt.

eine Pforte zu neuen Vergnügungen und zu neuen Keimen wohlthätiger Empfindungen aufzuschliessen. Was mich betrifft, so will ich nur einige Gedanken hinschreiben, welche die Sache selbst angehen, und zwar so wohl die anmutige als triste Seite dieses Gegenstandes berühren.

Wie wenig aber diese wahren und natürlichen Originale vermischter Schönheiten des menschlichen Herzens bis izt noch seyn müssen, erhellet schon daraus, daß so viele Menschen an Gemälden und Kopien der Fantasie dieser Art sich tausendmal mehr belustigen, als daß sie die wahren Originalschönheiten der Natur selbst aufsuchen sollten. Sie ziehen die Schilderungen des menschlichen Herzens, wie die Einbildungskraft sie verfertigt, allezeit den natürlichen vor, so sehr auch der Gegenstand derselben ein blosser Schatten seyn sollte, indem die Gemälde der Einbildungskraft die Natur, gleich gewissen Malern, entweder zu sehr verschönern oder verhunzen, und so freylich der Neigung des menschlichen Herzens, die das Uebertriebne, das Verzerrte der blossen Belustigung wegen dem Natürlichen, aber Gewöhnlichen vorzieht. Ja diese verglänzten oder verschwärzten Gemälde der Fantasie werden sogar mit den ächten Produkten der Natur verwechselt, welches zugleich einen nicht gleichgültigen Mangel des Geschmacks am Reinen, Wahren und Natürlichen offenbart. Man könnte manchen poetischen Deklamateur und manchen, der vor süsser Empfindseligkeit krank ist, eben so wahr als wizig anreden: „Sie wissen ja wohl kaum, daß Sie ein Herz haben!„ wie Yorik jenes schöne Kammermädchen anredete, welche les egaremens du Coeur et de l'esprit kaufte.

Sehr viele Menschen kennen die eigenthümliche Oekonomie ihres Herzens so wenig, daß sie gar nicht wissen, was nach Maaßgabe des Kostums und der Grundeinrichtung desselben entweder zu luxuriös, oder zu armselig ist. Sie können wohl eine ganze Reihe von Jahren durchlaufen, ohne von diesem grossen Gegenstande im Grunde mehr, als den blossen Namen, zu wissen. Und wenn sie ja eine Rhapsodie

von

von Ideen dieser Art haben, so ist sie nicht aus dem innern Quell der Selbsterkenntniß geschöpft, sondern auf der veränderlichen Bahn der Lektür und des gesellschaftlichen Gespräches, hie ein wenig dort ein wenig, zusammengesucht. Daher haben sie weder für ihr eigenes, viel weniger für das Herz anderer Menschen, einen Spiegel, wie sie ihn für ihr schönes Angesicht haben; sie schauen in sich, wie in ein lichtleeres Halbgewölbe, und ihr ganzer Vorrath der Erkenntniß gleicht dem Schaz einer Polterkammer.

Wie jedes Kunstwerk der Natur, wie jedes musikalische Instrument; so hat jedes menschliche Herz seine bestimmte Höhe und Tiefe, ein Ziel, über das es nicht fliegen soll, und ohne Gewaltthätigkeit gegen sich selbst nicht fliegen kann; und eben so seinen bestimmten Fußboden, den es nicht zu durchbrechen im Stande ist. So bald man daher nur auf den herrschenden Ton, worin ein menschliches Herz überhaupt gestimmt ist, und auf die Mensur seiner Aktionen und Passionen Acht hat, so kann man sogleich merken, ob etwas demselben fremd oder einheimisch klingt, ob es aus sich selbst, oder durch das Sprachrohr eines andern redet. Da sich nach dieser Stufenleiter der Tiefe und Höhe so wohl die Mensur, als auch der ganze Ton und die Manier bestimmt; so findet man daher, daß gewisse Herzen eben so natürlich und fast instinktmässig über gewisse Niedrigkeiten hinweg sind, als es Höhen gibt, die andere eben so wenig zu erreichen im Stande sind, weil der Weg dazu für ihre Kräfte zu steil und für ihre Füsse zu höckrich ist: und eben so gewisse Delikatessen der Güte und Menschenfreundlichkeit, wovon sie gar keinen Begriff haben, weil dazu ein Geschmack erfodert wird, der ihnen ein unbekannter Diamant ist.

So wichtig es indessen ist, daß jemand für seine häusliche Oekonomie einen Maaßstab hat, wornach er abmist, was für dieselbe zu kostbar oder zu gering ist: eben so nothwendig ist es, daß der Mensch die rechtmässigen, natürlichen und nothwendigen Grundbedürfnisse seines Herzens kennen lernt, damit er nicht Fremdling des Hauses ist, das

er doch ewig bewohnen muß, noch so oft von einem Extrem zum andern überfliegt. Ich weis wohl, daß dieser Punkt, von einem Extrem zum andern springen, viel Natürliches zum Grunde habe; und daß die Oekonomie eines menschlichen Herzens, wenn sie etwas weitläuftiger ist, es gar wohl mit sich bringen kann, daß dergleichen Katastrophen heut oder morgen sich äussern können. Daher es denn oft kommt, daß oft der Mensch mit keiner Sache der Welt so sehr im Widerspruch steht, als mit sich selbst; und daß eben da die gröste Uneinigkeit herrscht, wo ein Mittelpunkt der Vereinigung alles Mislautenden unwandelbar ruhen sollte. Ein schwaches Herz überspringt in Freude und spielt alle Farben des Leichtsinns durch, wenn es von der Göttin des Glücks oder der Gefälligkeit durch Kleinigkeiten geliebkost wird, und es härmt sich in jammervollen Klagen und neigt seine Krone, wie eine verwelkte Blume, wenn die Atmosphäre seiner Wünsche und lustigen Aussichten dunstvoll und neblich ist. Allein ein grosser Theil dieser Widersprüche und kontrastirenden Erscheinungen kommt gewiß daher, daß der Mensch die Verhältnisse und Einwirkungen der äussern Dinge aus Nachlässigkeit oder Trägheit oder zu grosser Lustigkeit entweder gar nicht gesucht hat kennen zu lernen; oder, wenn er durch einzele Fälle von Erfahrungen in etwas dazu gelangt ist, doch zu ohnmächtig ist, den Grundtrieben seines Herzens eine solche Konsistenz und Resistenz zu geben, vermöge welcher er auf die Dinge von aussen eben so stark zurückzuwirken fähig würde, als sie auf ihn einwirken. Derselbe Mensch erschrickt oft vor den Schilderungen eines schwarzen Pinsels, der die Uebel des Lebens oder gewisse Gegenstände der Natur nur rauh und schaudernd zu malen weis; da er hingegen Lufttänze im Herzen macht, wenn er durch angenehme Lügen der Fantasie getäuscht und genarrt wird. Das alles und noch tausend andere Dinge zeugen, daß viele Menschen von der wahren Mensur ihres Herzens weder in Freude noch Leid etwas richtig bestimmtes wissen, sondern sich vielmehr dem angenehmen oder unangenehmen Zittern ihrer fibrarum sensitivarum ganz mechanisch überlassen,

lassen, wie diese durch Sturm, Eigensinn, Willkür, oder durch das sanfte Säuseln glücklicher Liebkosungen in Bewegung gesezt werden. So wie gewisse Dinge, z. B. fehlgeschlagene Hofnungen, der Seele oft fieberhafte Krankheiten zuziehen, und Sonn und Mond mit der ganzen leblosen und lebendigen Natur zu Herolden des Jammers, zu Klageweibern, zu Todtengräbern machen: eben so läst sie sich durch Dulzineen der Fantasie, der Hofnung und des Begegnisses zu schwärmerischen Entzückungen, Flügen und Konvulsionen hinreissen, und weis in beyden Fällen eben so wenig warum und wozu, als sie festen Grund und weiten Zweck dazu haben kann.

Viele unter den Alten, denen die Seelenlehre des Menschen ein Irrgarten ebentheuerlicher Träume und unbestimmter Meynungen war, glaubten dem Menschen zwey Seelen geben zu müssen, um die Kontraste des Guten und Bösen in demselben Menschen erklären zu können: und eben so könnte man einen Menschen, der sein Eines Herz nicht recht kennt, leicht überreden, daß er zwey derselben hätte. Denn nicht nur die Neigungen widersprechen sich oft eben so stark wie Ja und Nein, sondern er kann auch in Zustände kommen, wo ihm das ganze System seines systematischen Schlußgebäudes über den Haufen fällt, welches er vorhin für vieles nicht feilgeboten hätte, weil es aus den besten Gedanken und Glaubensmeynungen, die er kannte, zusammengesezt war, und weil sein Herz, zur Zeit der Anfechtung, sich grössere Dinge davon versprach.

Man findet bey einigen eine so glückliche Biegsamkeit des Geistes, durch welche sie oft in den Stand gesezt werden, allen Gram und kummervolle Anblicke sich aus der Brust zu spielen, weil sie den rauhen Weg, der vor ihnen ist und ihrem Anblick Furcht einflöst, vermöge einer magischen Kraft der Einbildung mit einem andern umzutauschen wissen, den die Fantasie auf ihre eigne Rechnung und Glück mit Rosen der Anmut bestreut, und von dem sie, wenn sie eine Weile darauf fortgegangen sind, eben so verjüngt und erfrischt an Lust und Kraft zurückkommen, als der luzianische Schuh-

flicker Micyll wahrhaftig glücklich war, so lange er sich reich träumte, und seinen Jammer und Schmuz vergaß.

Man kann nicht sagen, daß, in Beziehung auf die Vernunft, solche glückselige Träume der Einbildung den Namen der Narrheit oder gar des Wahnwizes verdienten. Denn da unsere ganze Glückseligkeit in angenehmen Empfindungen und Bildern besteht (alle Gedanken sind Formen oder Bilder, die sich die Seele von den Dingen macht —), so kann eine Anmut fingirter Glückseligkeit, oder die vielmehr aus fingirten Gegenständen aufsteigt, oft die Stelle derjenigen vertreten, deren Gegenstände historisch oder physisch wahr sind. Ein solcher Genuß, so weit er Wohlbehagen des innern Gewebes der Empfindungen ist, hat doch immer Wahrheit, wenigstens für den Menschen. Ich kenne selbst Menschen, die, so oft ihnen Luft und Wände zu eng werden, zu dergleichen Belustigungen der Einbildung und herzlicher Täuschungen ihre Zuflucht nehmen, und in deren offenbaren Gewalt es steht, mit Absicht und Verabredung auf diese lachenden Gefilde reizender Vorstellungen aus der Vergangenheit oder Zukunft Spaziergänge zu thun. Es kommt nur darauf an, daß der Mensch durch die nachmalige Vorstellungen der salomonischen Eitelkeit solcher Täuschungen nicht eben so schwer niedergedrückt wird, als er sich vorher erhoben und leicht fand wie Hirschfüsse. Denn alsdenn hat er freylich wenig Gewinnst.

Es gibt eine falsche Politur des Herzens, die darin besteht, daß man es immerfort im Gallakleide erscheinen lassen will. Ein edler Mann sagte einst sehr naiv, „wer mir nicht erlaubt, daß ich in gewissen Stunden ein Narr seyn darf, dem komme ich nicht.„ So wie die Politur des Verstandes ihren Gedanken und Schöpfungen niemals Wahrheit, Stärke und Adel rauben sollte; so sollte die Politur des Herzens den Menschen mehr zu menschenfreundlichen als höflichen Handlungen fähig machen, mehr, mit dem Kostum einer göttlichen Wohlthätigkeit Weinen in Freude umzuschaffen, als auf gut chinesisch eine Tasse Thee mit Anstand präsentiren

sentiren zu können. Allein das Herz kann nach demselben Verhältniß durch pure Exzesse der äussern Höflichkeit sein natürliches Gepräge der innern Güte verlieren, als der Verstand durch zu weit getriebne Raffinemens sophistisch werden, und die Schärfe, die die Natur seinem Karakter zum Zeichen gab, einbüssen kann. Durch das Kostum, wovon ich vorhin sagte, das Herz beständig im Gallakleide auftreten zu lassen, kann der Mensch zulezt dahin kommen, daß er aus seinem Herzen den spielendsten Affen, oder die ärgste Schalksdienerin, und oft beydes zugleich, bildet, so daß er, wenn er demselben immerfort Komplimente macht, sich gleichfalls in den wichtigsten Grundbedürfnissen, wo guter Rath theuer ist, mit leeren Täuschungen abspeisen lassen muß. Es gibt aber Menschen, die gleichsam dazu geboren zu seyn scheinen, alles mit Formalitäten und zeremoniellem Anstande zu thun und zu sprechen. Diesen ist es sehr natürlich, daß sie bis auf die geringste Offenbarung ihres Herzens eine Art von Festlichkeit affektiren, die man nur verhältnißmässig auf andere, deren Gang leichter und deren Manieren gefälliger und weniger unbeholfen sind, Affektation nennen kann, denn sie selbst sind äusserst besorgt, im Innern ihres Herzens nicht besichtigt zu werden, und wickeln sich daher lieber in das Spinngewebe ihrer Formalität ein, so sehr sie auch dadurch allen Fremdlingen den Zugang abschneiden.

Ist jemand so glücklich, daß ihm das Herz zu einem wahren oracle domestique dient, und ihm, gleich dem sokratischen Genius, alle häusliche Bedürfnisse, alles Gute und Böse prognostizirt, so kann man sein Herz ein Archicœur nennen. Ist er im Stande, die Sprache desselben zu verstehen, die sich zuweilen in Räthselsprüchen hören läßt, und für jedes Bedürfniß die schicklichsten Mittel zu gebrauchen; so bedarf er keines andern politischen, ökonomischen, moralischen Arztes.

Und wenn es endlich wahr ist, daß ein Mensch $\frac{3}{4}$ seiner Glückseligkeit in sich selbst haben muß, so sollte er mit seinem Herzen eine Universalallianz schliessen, daß ihm alle Schäze

desselben, die es nur haben kann, zum freyen Genuß darge-boten würden. Alsdann würde er, gleich jenem Philosophen Griechenlands, der sich zu seiner Glückseligkeit sufficientissimus war, mit sich selbst so vergnügt leben, als wäre er Herr der Welt. Aber eben dieses Herz, das so viele Gewalt über die Glückseligkeit seines Besizers hat, kann ihn auch durch Eigensinnigkeit, wenn es andere Dinge will, als die die ganze Welt will, zum schwächsten und elendesten Geschöpf bilden. Die eigensinnigen Prätensionen sind gemeiniglich von der Art, daß weder der Mensch, der davon geplagt wird, durch alle seine Kräfte, noch die ganze Natur, wenn sie sich einmal für allemal zum Pendant eines einzigen menschlichen Herzens erniedrigen will, sie befriedigen kann. Man pflegt solchen Herzen, die an einer überspannten Prätensionssucht kranken, gemeiniglich den Rath zu geben, daß sie sich mit der Welt versöhnen sollten. Einigen glückt es auch so weit, daß sie sich von nun an gut schmecken lassen, worauf sie vorhin schimpf-ten, und daß sie von denenjenigen Magen und Beutel füllen lassen, von denen sie vorhin hungrig und leer gelassen wur-den, wofür sie denn zur erkenntlichen Dankbarkeit diejenigen liebkosen, die sie vorhin als eine Pest und Aergerniß flohen. Allein wenn diese Versöhnung mit der Welt ächter Art seyn soll, so muß eine konventionelle Versöhnung des Herzens mit sich selbst vorher gehen, worin alle Misverständnisse und Lo-gomachien aufgeklärt oder zerstäubt werden, worin ihm ge-zeigt wird, daß es eben so wenig pure Wonnegefühle und elysische Geschöpfe unter dem Monde suchen darf, als es sich die Empfindungskanäle verkütten darf, damit es weder Gu-tes noch Böses schmeckt.

Das Gebiet des menschlichen Herzens, in Beziehung auf das ganze Geschlecht, ist unübersehbar. Es offenbaren sich in demselben die entgegengesetztesten Farben, Stimmun-gen, politische und physische Gänge und Manieren. Der eine wünscht mit Gewaltsamkeit und führt mit Gewalt aus; der wünscht eben so schlau, als listig seine Handlungen sind. Pabst Alexander VI. sagte nie was er that, und sein Sohn

that nie was er sagte. Es geschehen hier Prodigia, gegen die so viele Menschen gemeiniglich nur deswegen so gleichgültig sind, weil sie dieselben nicht auf sich zurückziehen, um den Abstand mit Augen zu sehen, oder sich selbst in einem zu grossen Abstande davon fühlen, und das Wunderbare in eine Welt verweisen, die für sie nicht ist, wie auch der Bauer gegen die Pracht des königl. Staatsministers gleichgültig bleibt, weil er sich nicht damit vergleichen darf noch mag.

Ich will der Seltsamkeit wegen aus den Annalen eines gewissen menschlichen Herzens etwas anführen, woran sich der Leser, aller Sonderbarkeit ungeachtet, noch immer wird belustigen und daraus lernen können. Ob der Mensch, von dem ich rede, noch im Leibe oder schon ausser dem Leibe lebt, weis ich nicht. Der Himmel hatte ihm eine so starke Portion von innerm Sinn gegeben, daß er sich von innen und aussen gezwungen fühlte, in den Grund seines Wesens einzudringen. So wie alles stark auf ihn wirkte, so muste er alles mit sich vergleichen, für sich wahr machen oder verwerfen, je nachdem er seine Rechnung dabey fand oder nicht. Seine Anlage des Herzens war nichts weniger als simpel oder dürftig; er vereinigte zwey Extrema in sich, die sich eben so innig vereinigten und auf einem Fleck zusammentrafen, als weit sie von einander abstanden. Die entgegengeseztesten, die sich bey ihm eräugneten, verbanden sich doch in einer Wurzel, und waren nur Zweige von gleichsam zwo Naturen, wovon die eine eben so demokritisch, als heraklitisch die andere war. Dieß war nicht Krankheit: im gesundesten Zustande offenbarte sich der Sprung von einem Extrem zum andern um so schneller und kühner. So sehr er sich auch in den Tiefen seines Wesens kannte, so wenig begriff er sich doch selbst, und ging oft in die längsten Soliloquia über, worin er nicht wuste, was er aus sich selbst machen und welchen karakteristischen Namen er sich geben sollte. Tausenderley Analogien fand er zwischen sich und andern Menschen, denen er solche Namen geben konnte, aber nirgend etwas, das er ganz mit sich hätte vergleichen können. Ich habe ihn ver-

liebt gekannt, obgleich er nicht wuste, in wen er verliebt war, weil er kein Bild sahe, dessen Anblick ihn bis zum Mark der Seele hätte rühren können. Seine Verliebtheit war, dem Gegenstande nach, idealisch, und physisch der Empfindung nach. Er zweifelte oft an der Wahrheit derselben blos deswegen, weil ihm gerathen war, sich keine Dulzinee zu schaffen, wenn er nicht für einmal und immer allen Anspruch und Hoffnung auf einen wahren Gegenstand aufgeben wollte; und doch, was das Seltsamste war, überzeugte ihn die Nothwendigkeit, allezeit eine Dulzinee in der Vorstellung zu haben, von der Wahrheit seiner Verliebtheit. Er hatte vordem eine geraume Zeit an einem Orte gelebt, wo sich alles zu vereinigen schien, jeden Funken guter Laune in ihm zu dämpfen, und doch bewahrte seine Resistenz, die stärker als alles Eindringen von aussen war, sein Salz, daß es nicht thum wurde, und seine Stachel, daß sie nicht zerbrachen.

Seine Wünsche waren oft so seltsam und ebentheuerlich, daß jeder Fleck seiner Lage und jede Minute ihm die Unmöglichkeit derselben anschaulich machen konnte. Das sahe er auch selbst; denn bey aller Seltsamkeit war viel Vernunft und bon sens in ihm. So weis ich, daß er sich einst in allem Ernst zehn Studierstuben wünschte, weil sich ihm alles zu bald abnuzte, alltäglich wurde und damit den Reiz verlohr. Dieses erstreckte sich bis auf alles, was er gebrauchte, sogar bis auf den Umgang mit Menschen, worunter selten einer so glücklich war, daß er allezeit so viel in Reserve behielt, ihm Nahrung zu geben. In gewissen Stunden hätte er gern im Strom der Vergessenheit alle Gelehrsamkeit vertrunken, doch mit dem Beding einer platonischen Reminiszenz.

Oft machte er sich Skrupel über seinen haut gout in allen Dingen, und doch verglich er denselben wieder in seinen gewöhnlichen Soliloquiis mit den Bedürfnissen eines Elephanten gegen die Nothdürftigkeiten einer Fliegenmücke. Das Merkwürdigste war, daß alle diese Szenen durch keinen

Wind

Wind von aussen herbeygeführt wurden, sondern von innen aus entstanden und sich wieder versenkten.

Ueber sein Leben schienen zwey Göttinnen das Ruder des Schicksals zu führen. Die eine hatte ihn treflich ausgesteuert, und ihn zum freyesten Thier auf Gottes Erdboden bestimmt, und die andere regierte mit dem Neide einer Juno den Faden seines Schicksals der vorigen Bestimmung ganz entgegen.

Er hatte nicht selten das Glück, für das Gegentheil dessen gehalten zu werden, was er war; und so bald ihm dieses auffiel, hinderte ihn der Eigensinn seines Herzens, das Gegentheil zu offenbaren, so leicht er dieses auch in vielen Fällen hätte thun können, oder thun sollen, weil es in der That schwer war, sich ihn recht vorzustellen. Aber bey alle dem hatte er einen vortreflichen Geschmack, in jeder Sache und durch jede Kleinigkeit von Versuch oder Begegniß weiser zu werden.

Nach seiner Meynung hatte der gesellschaftliche und politische Zustand der Menschen grosse Fehler, welche verhinderten, daß viele Menschen nicht so gut seyn könnten, als sie Anlagen hätten. Denn, sagte er mir einmal, wollen sie es mit Gewalt, so müssen sie keinen Theil mehr daran nehmen, und alsdann sind sie Schiffe in der Luft, und wollen sie im Element der bürgerlichen Gesellschaft bleiben, so müssen sie damit demjenigen, was das Beste und Kräftigste ihres Eigenthümlichen ist, entsagen. Der Mensch werde nach politischen Formen erzogen, da doch die bürgerlichen Zustände nach menschlichen Formen, wie die Natur sie zwar mannigfaltig gebe, die aber doch immer unter gewisse Linien gebracht werden könnten, zugerichtet seyn müsten. Wenn man ihm vorstellte, daß die ersten Gründer dieser Einrichtungen an diesen Rath nicht gedacht hätten, so antwortete er, „das sey zwar wahr, aber dadurch werde das Uebel nicht gehoben, das Uebel bleibe.„

Dieser seltsame Zustand einer moralischen Komposition von Grösse, Wahrheit, Sonderlichkeit, Eigensinn — hätte einen schwachen Kopf (wenn sie in dem zusammen treffen

sen kann) höchst unselig machen müssen. Das fand sich hier, so viel ich weis, nicht. Er wünschte, und sahe die Unmöglichkeit seiner Wünsche, und das schlug ihn im geringsten nicht mutlos nieder. Er konnte mit der grösten Kaltblütigkeit über sich, als das sonderbarste Ding im Gebiet der Natur, nachdenken, und stellte die ruhigsten Betrachtungen über die Bedeutung seiner und anderer Menschen Natur an.

So leicht der Leser aus den angeführten Anekdoten auf den seltsamen Zustand des Herzens, das sie betreffen, den Schluß machen und einsehen wird, daß ein solcher Mensch in vielen Dingen nothwendig einen ganz eignen Gang der Empfindung, und eine eigne Art des Blicks befolgen müsse, und dazu mehr durch innere als äussere Triebgründe bestimmt werde; so gut ist es, wenn er zugleich den Schluß macht, daß dieses auch, dem Zweck der Natur zufolge, auch gar nicht seyn solle. Alle Abwechselung und Verschiedenheit der Begebenheiten des menschlichen Herzens im Ganzen genommen gehören zur Schönheit. Das Uebrige ist leicht.

Kl.

12.

Der Läufer und der Bauer im Schachspiel.

1.

Ein schneller feindlicher Läufer im Schachspiel höhnte den trägen nachbarlichen Bauer. „Wohl meiner Parthey, wenn alle dir gleichen! Ahme mir nach, Langsamer!„ so rief er, und schoß blizschnell über sieben Felder hinweg. Der Bauer schwieg, ging Schritt vor Schritt, ruhte oft zu halben Stunden aus, und ward endlich — wer hätte das denken sollen! — zur Königin; da der rasche Läufer immer noch war, was er stets bleiben muste, ein sehr entbehrlicher Läufer.

2.

2.

Doch auch hiebey blieb es nicht. — „Spottete nicht jener Elende, rief die neue Königin, meiner ehmaligen Niedrigkeit? Wir wollen doch sehn, ob sein Spott izt noch anhält!„ — Sie grif ihn an, und der Arme fiel vor ihr auf den ersten Zug.

3.

„Ist diese Rache nicht süß?„ rief die Siegerin dem nächsten Rochen zu. — Das wohl, erwiederte dieser; nur schade, daß sie zugleich deinen vorigen dürftigen Ursprung verräth. Der wahre Edle rächt sich nicht.

Meißner.

13.
Etwas von Universitäten.

Ich muß euch um etwas befragen, ihr Grossen, ihr Diener der Fürsten. Vielleicht daß meine Frage nicht wohl bedacht ist: nun so verzeiht mir. Ist es nicht möglich, die Sittlichkeit auf den Akademien Deutschlands zu verbessern? Die Wollust unsrer Zeit zeigt sich da am fürchterlichsten. Ihr wist vielleicht Manches davon nicht; denn man scheut sich euer Herz zu verwunden. Von einer gewissen Akademie, die sich sonst durch feine Sitten auszeichnet, weis ich mit Gewißheit, daß mehr denn die Hälfte der jungen Leute sich mit Krankheiten schleppt, die nur den schrecklichen Lastern der Unzucht folgen. Welch eine Anzahl, welch ein betrübender Anblick! Und die Leute sollen inskünftige Richter, Aerzte, Diener der Religion, vielleicht gar Aufseher eines Staats werden! Die schrecklichsten Folgen müssen daher in der Wohlfahrt des Ganzen entstehn.

Viele

Viele Beyspiele solcher traurigen Folgen könnt ihr erfahren, so ihr wollt. Auch ich kann euch eines sagen, das mich nahe angeht.

Mein Bruder hatte einen Sohn, sein Einziges Kind, den er mit grosser Sorgfalt erzog. Der Knabe hatte Kopf und Lust zum Studiren, und so ließ sein Vater es geschehn. Seine Neigung und sein schönes Herz machten ihn besonders zum geistlichen Stand geschickt. Sein Vater, froh über den Entschluß, voll Hoffnung zu seinem Sohne, schickt ihn auf die Akademie. Wer gut ist, sieht jeden von der guten Seite an; ihm gefallen Viele der Mitstudirenden, vorzüglich die Lustigen. Er geräth in grosse Bekanntschaften; lange flieht er das Laster der Uebrigen; aber ihr Umgang und ihr Spott reissen ihn fort. Der arme Jüngling sank, wenn gleich nicht zur grösten Tiefe. Er kehrte zurück in sein Vaterland, und, da ihn seine Bescheidenheit und das Aeussere der Tugend nicht ganz verlassen, argwohnte man nichts. Er ward gleich Gehülfe eines alten Predigers; dieser starb bald, und hinterließ unter vielen Kindern eine Tochter, die ihn zärtlich liebte, nicht ohne Gegenliebe, denn sie war schön von Körper und Seele; sie ist nicht mehr. Man trug ihm des Alten Stelle an; aber sein Gewissen erwacht, er schlägt sie aus, und mit ihr die Hand des Mädchens. Wir wunderten uns äusserst; denn wir hatten noch von seinem Wandel nichts erfahren. Er gab seine Gesundheit zur Entschuldigung an, und ging zu seinem Vater, sie zu bessern. Sie war auch wirklich durch Schwermut äusserst geschwächt. Er verfiel bald drauf in eine Krankheit, und in einer seiner traurigen Stunden gestand er Alles, mit schrecklicher Angst. Er verzweifelte an seiner Seligkeit. Gott nahm ihn bald weg. O daß ich nicht sagen darf, er nahm ihn zu sich! — Mein armer Bruder ist izt dem Grabe nahe; sehnlich wünscht er bey Gott zu seyn, ihn um Gnade für sein Kind zu flehn.

Solcher Fälle gibt es viel, und schrecklichere. Für ihn ist noch wol Erbarmen zu hoffen.

Mögte

Mögte dieß einem von euch den Gedanken der Verbesserung der ihm untergebnen Akademie, den er gewiß schon hatte, erneuern! Mögten weise Männer ihm ihren Rath ertheilen!

Mit heissem Dank, der einst deine Seligkeit tausendfach erhöhen wird, werden dich, grosser und guter Mann, die glücklichen Eltern, die glücklichen Weiber der durch dich bewahrten Jünglinge belohnen! auch ich werde dir (ich bin nahe dem Ziele) von einer andern Welt herab innig danken, wenn deine Vorsorge künftig eins meiner noch kleinen Kinder vom Verderben gerettet. Du arbeitest für die Nachwelt und für die Seligkeit, für ihre und deine. —

N. R.

14.
Der junge Perser.

Cyrus. Artaxes. Höflinge.

Cyr. Schäm dich, Prinz! — Wer wird den Verlust einer solchen Kleinigkeit länger, als eine Stunde betrauern! — Es gibt der Wettrennen mehr. Im heutigen warst du der zweyte am Ziel; im nächsten wirst du der erste seyn.

Art. Nie! so lang der Jüngling mit kämpft, der heute siegte; und kämpft er nicht, was für Ruhm bleibt mir dann zu erbeuten übrig? — Ach! wie pfeilschnell sein Roß dahinflog! Mit welcher unnachahmlichen Leichtigkeit er es lenkte! — Ich sehe nur ihn, wohin ich blicke; sehe den Edelmut in der bescheidnen Miene, und die stille Grösse, mit der er den Lorbeer hinnahm, und mich zum zweytenmal besiegte.

Cyr. Recht so! du bist Cambysens *) Vetter! (er umarmt ihn) Ueberwundner, du bist mir werther, als ein Feld-

*) Cyrus Vater.

Feldherr, der mir seinen Sieg zu melden kömmt. — Schon der thut viel, der unpartheyisch die äusserlichen Vorzüge seines Gegners lobt; doch der, der selbst die Seel' an ihm zu rühmen vermag, muß einer der wenigen Edlen in der Menschheit seyn. — Ich mögt ihn wohl kennen, den Mann, der über dich gesiegt.

Ein Höfling. Das kannst du, Monarch, sobald du willst. Ich hab ihn nur noch eben izt vor deinem Gezelt gesehn.

Cyr. Nun wohl! So ruf ihn. Höfling ab.

Artaxes tritt hinter Cyrus Stul.

Cyr. Wo willst du hin, Vetter?

Art. Mich hinter dir verbergen, damit er die Schamröthe auf meiner Wange nicht sehe.

Höfling tritt mit dem jungen Soldaten herein.

Höfl. Hier ist er, Unüberwindlicher. Ich fand ihn unter einem Haufen Kameraden, unter die er die tausend Goldstücke austheilte, die der Preis des Wettrennens waren.

Cyr. Das thatest du? Und warum? Ich selbst hatte sie ausgesezt: Verschmähst du mein Geschenk?

Sold. Wer könnte das? Es war unendlich mehr, als ich verdiente; aber ich hielt den Besiz von diesem da, (indem er den Lorbeerkranz emporzeigt) schon für ein so wichtiges Gut, daß ich Bedenken trug, von dem wandelbaren Glücke zwey solche Geschenke an einem Tage anzunehmen. Zudem — — (er hält inne)

Cyr. Warum gestockt? Rede frey heraus!

Sold. Ich hatte um Ruhm gekämpft, und der ward mir. Sollt ich meinen Mitbrüdern nicht das gönnen, was mir ward, ohne daß ich es suchte.

Cyr. Brav gesprochen! Ich bin der Beherrscher des edelsten Volkes unter der Sonne, wenn es viele in Persien gibt, die so reden und — denken. Aber wenn dir dieser Kranz so werth ist, würdest du wol das Roß, das ihn dir erwerben half, für irgend einen Preis hingeben?

Sold.

Sold. Für keinen.

Cyr. (halblächelnd) Auch für keine Herrschaft?

Sold. Auch für ein Königreich nicht. Aber mit Freuden würd' ich es für einen Freund hingeben, wenn ich einen finden könnte, der dieser Verbindung würdig wäre.

Artaxes (hervorstürzend, und mit ofnen Armen auf ihn zueilend) Edler Jüngling! laß mich der seyn! — Umarme mich, du Einziger, umarme mich!

Sold. Wie gern, wenn du nicht Artaxes wärest! Aber so darf ich nicht; du bist —

Art. Und was? Prinz vielleicht? zu hoch für dich? — Ha! nimm die Hälfte meiner Provinz! Ich verkaufe sie mit Wucher, wenn du mein Freund, und mir gleich wirst. — Umarme mich!

Sold. (immer noch zurücktretend) Ich darf nicht. Du bliebest Wohlthäter; immer noch unendlich über mich erhaben. Ueberdieß — verzeih! — ich mag auch nicht Prinz seyn. Noch bin ich nur selten Herr über mich; Wie sollt' ichs über andre?

Cyr. (steigt vom Thron) Ich Armer! Hab ich in allen meinen Schäzen wohl eine Kostbarkeit, die Denkungsarten wie diese belohnte? die ich einem Jüngling, wie dem anbieten dürfte? — Krieger, du fichtst künftig neben mir in den Schlachten, und bald, als Feldherr, auch ohne mich; das bittet Cyrus. Und mich und Artaxen zu umarmen, befiehlt dein König.

(Er thuts)

Sold. (zu Cyrus) Mein Dank hat keine Worte. (zu Artaxen) Nimm meine Hochachtung an, bis ich deiner Freundschaft werth werde. — Sieh hier die Probe. (Er theilt den Lorbeerkranz) Er sey zur Hälfte dein! Du warst der nächste nach mir am Ziele.

A. G. Meißner.

15.

Falks Leben.

Herr Falk war in Westgothland in Schweden, wo ich mich seiner Erzählung recht erinnere, 1725 oder 1727 geboren. Er widmete sich der Medizin in Upsala, und legte sich unter Anführung des Ritters von Linne', bey dessen Sohn er Hauslehrer ward, auf die Botanik, vertheidigte auch seine Dissertation über das neue Pflanzengeschlecht Alstromeria, die sich in des Hrn. von Linne' Amoenitatibus befindet. Als ich ihn 1760 in Upsala antraf und mit ihm Umgang hatte, war er gewiß schon 10jähriger Akademikus, und so hypochondrisch, daß der menschenfreundliche Ritter von Linne' ihn, der Bewegung und Zerstreuung halber, die Insel Gothland bereisen, und die Pflanzen und vom Meere ausgeworfene Korallenarten dieses Eylandes sammeln ließ. So viel die abgelegte Rechenschaft für die Geschicklichkeiten des Hrn. Falks bewies, so wenig gesunder war er geworden; sein Uebel fand in einem sanguinischmelancholischem Temperament, einer sizenden Lebensart und dürftigen Umständen beständige Nahrung.

Als Hr. Professor Forskol 1760 von Upsala nach Kopenhagen abreiste, begleitete ihn Hr. Falk, um nach des Ritters Absicht zu versuchen, ob Hr. Falk nicht als Hrn. Farskols Gehülfe die berühmte arabische Reise mit machen könnte? Der izige Hr. Stiftsamtmann Oeder und mehr kopenhagner Gelehrte vom Range boten diesem guten Entwurf die Hand, die Reisegesellschaft war aber schon formiret. Das ging dem Manne nah, welches er mir selbst bezeugte, denn auch zu Kopenhagen hatte ich Umgang mit ihm, weil der izige Hr. Hofrath Schreber in Erlanzen und ich unsern Weg über diesen Ort nähmen. Er botanisirte gleichsam

sam nach Upsala zurück, und bereicherte dadurch die schwedische Flor.

Ein Mann von Stande in St. Petersburg verlangte von dem Ritter v. Linne' einen Aufseher über seine Naturaliensammlung. Diese Stelle nahm Hr. Falk an. Sie bahnte ihm den Weg zur botanischen Profession im St. Petersburgschen Apothekergarten, welche Stelle seit Siegesbecks Zeiten offen war. Er blieb hypochondrisch.

Als die kaiserliche Akademie der Wissenschaften 1768 physikalische Expeditionen abfertigte, nahm sie den Hrn. Prof. Falk in ihre Dienste und gab ihm eine der sogenannten orenburgschen Expeditionen. Weil es mit seiner Gesundheit nicht fort wollte und er also einen Gehülfen nöthig hatte, ward ich ihm, seinem Verlangen gemäß, nachgesendet. Ich traf ihn 1770 bey Astrachan und begleitete ihn durch das orenburgsche Gouvernement, die isetische Provinz und in Sibirien bis an den Obfluß. Der Mann hatte die ganze Zeit keinen gesunden Tag. Das gab der Reise eine schädliche Langsamkeit; doch arbeitete er beständig, wenn es ihm nur einigermassen möglich war. Seine Papiere müssen viele und gut ausgearbeitete Beschreibungen von neuen aber nicht hinreichend beschriebenen Thieren und Pflanzen und gute Nachrichten von den Nazionen, die sein Weg berührte, enthalten, weil er das erste zu seiner Hauptbeschäftigung und das lezte zur Erholung erwählte.

Im Jahr 1771 rief ihn die Erlauchte kaiserliche Akademie der Wissenschaften wohlthätig zurück; und da ich zu gleicher Zeit zur Expedition des Herrn Akad. Pallas versezt ward, verließ ich, meiner neuen Bestimmung wegen meinen kranken, gelehrten, redlichen Führer, als meinen wahren und wohlthätigen Freund, in Tomsk im Februar 1772. Er blieb seinen Gesinnungen, so viel es sein Gemütszustand litte, treu, und bewies beständig Vertrauen und Liebe gegen mich.

Die Erlauchte Akademie, die dem Hrn. Falk über nichts Einwendungen machte, gestattete ihm, 1773 von

Kasan, denn so weit war er nur noch mit der Rückreise, nach den kislarschen Bädern zu gehen, von welchen er zu Ende des Jahrs mit verbesserter Gesundheit nach Kasan zurückkam.

Alle seine Uebel aber stellten sich hier bald mit erneuerter Wut wieder ein. Seit dem Dezember 1773 hatte er das Bett wenig verlassen, und ausser Brod, nach schwedischer Art getrocknet, (Knäkebröd), welches er, doch nicht einmal täglich, in den Thee getunkt nahm, keine Speise genossen. Anfänglich nahm er freundschaftliche Besuche an, in der Folge wies er alles ab, und überließ sich ganz der Einsiedeley. Ich fand ihn als ein Geripp von wildem und fürchterlichem Ansehen. Das wenige, was er sprach, bestand in Klagen über ein Heer folternder Krankheiten und völliger Schlaflosigkeit. Ich besuchte ihn oft, und war noch den lezten Abend bis Mitternacht bey ihm. Er sprach wenig, aber nichts Bedenkliches. Sein Jäger, der sein vertrauter Diener war, wollte die Nacht bey ihm wachen, darein willigte er aber nicht.

Als ich den 31 März des Morgens um 5 Uhr nach seinem Quartier gerufen ward, fand ich ihn in seinem Blute liegen. Bey ihm lag ein Scheermesser, mit welchem er sich einen kleinen Schnitt in den Hals gemacht hatte, die unglückliche Pistole und eine Dute voll Schießpulver. Alles war schrecklich. Er hatte die Pistolenmündung unter die Gurgel, und den Kolben aufs Bett gesezt, und dann abgedruckt. Dadurch war die Kugel durch den Kopf in die Stubendecke gegangen. Um 4 Uhr hatte ihn sein Soldat noch wachend im Bette gesehen, da er sonst um diese Zeit zu schlummern pflegte. In der Stube fand man einen den vorigen Tag geschriebenen verworrenen Zettel, ausserdem aber keine Vorkehrungen oder irgend etwas Bedenkliches.

So lange ich den unglücklichen Falk kenne, war er als Hypochondrist zurückhaltend, und in einigen Fällen etwas argwöhnisch. Sein Betragen war gesezt, rechtschaffen und gefällig, daher er überall gelitten und entschuldigt ward.

ward. Bey seiner überaus mässigen Lebensart blieb von seiner Besoldung etwas übrig, ob er gleich sehr wohlthätig war; also drückte ihn wenigstens kein Mangel. Seine Gleichgültigkeit findet nicht oft ihres Gleichen. Die Liebe war ihm fast eine widrige Leidenschaft, und Einsiedeley und Stille lieber als Gesellschaft, Freude und Vergnügen, doch wich er denselben, die lezte Zeit ausgenommen, nicht aus. Selbst gegen die Religion äusserte er alle Achtung, aber wenig Wärme, und so war er wenigstens kein Schwärmer. Blos die Wut der Krankheit und das dadurch geschwächte Gemüt müssen seine Hand wider ihn aufgehoben haben und der Entschluß muß kurz gefast seyn. Ein jeder bedauerte den unglücklichen Mann.

Seine ordentliche Beerdigung hatte Schwierigkeiten, und es war eine Folge der edlen Denkungsart der hiesigen ehrwürdigen Geistlichkeit, daß er, zwar nicht auf, doch an dem Kirchhof der Ausländer unter dem Geleite seiner Freunde anständig begraben ward.

Georgi.

16.

Auszüge aus Briefen.

I.

Gent den 18ten Oktobr. 1776.

Hier in der Vaterstadt Karls V habe ich nun meine Reise durch die österreichischen Niederlande geendigt. Niemand kann sie machen, ohne sich von der Falschheit verschiedner Maximen zu überzeugen, die sehr allgemein angenommen worden. — Die Regierung dieses Landes ist unumschränkt und willkührlich; aber der Ackerbau befindet sich im schönsten Flor. Kein Land kann vollgepfropfter seyn mit Monopolgesellschaften, aber in keinem haben die Manufakturen glücklichere Fortschritte gemacht. Kein Land ist öftrer von grau-

samen Kriegen verwüstet worden; und doch ist es izt eines der blühendsten von Europa. Kein Land in der Welt kann bigotter und abergläubischer seyn, als dieses; und doch findet man in keinem mehr allgemeine Industrie. Alle diese Dinge scheinen Widersprüche; aber sie sind wahr, und können uns überzeugen, daß wenige allgemeine Bemerkungen so zuverlässig sind, als man gemeiniglich glaubt. Nie wird man mistrauischer wider dieselben, als auf Reisen; und dieß ist gewiß nicht der geringste Vortheil derselben.

Die gröste Merkwürdigkeit von Flandern ist die grosse Vollkommenheit, zu der man hier den Ackerbau geleitet hat. Der Boden ist im hohen Grade fruchtbar, und wird durch den Fleiß und die Geschicklichkeit seiner Einwohner so wohl benuzet, daß das Land von einem Ende zum andern vollkommen wie ein Garten aussieht. Die Mannigfaltigkeit von Früchten, die man hier bauet, geht weit über alles, wovon man sich in Frankreich und England nur einen Begriff machen kann. Denn ausser Waizen, Gerste, Hülsenfrüchte, Rüben u. d. gl. bauet man hier auch noch Hanf, Flachs und eine Menge andrer Früchte.

Auch die Manufakturen sind hier noch sehr blühend. Spizen, Linnen, feine Tücher, Elfenbeinarbeit, nebst einigen andern Fabrikwaaren werden hier gefunden. Bey allen diesen Vortheilen ist doch der Handel der Eingebornen sehr eingeschränkt, und nichts weniger als in einem guten Zustande. Alle einsichtsvolle Kaufleute klagen, daß ihr Handel ganz in den Händen der Fremden sey. Die Ursache davon ist bloß Unaufmerksamkeit und Mangel der Kenntniß von Seiten der Regierung, deren schlechte Einrichtungen dem Handel schädlicher sind, als dem Ackerbau und Manufakturen, in welchen gute Einrichtungen sich gleichsam durch Tradition, ohne Sorge der Regierung, von selbst fortpflanzen. Der Handel aber hängt mehr von auswärtigen Verbindungen ab, und fodert eine ununterbrochne Leitung der Regierung. Vielleicht erhält sie der niederländische Handel noch in der Folge der gegenwärtigen Regierung. — D.

II.

II.

Aus dem Briefe eines deutschen Staatsmannes und Gelehrten vom ersten Range

vom 28sten März. 1777.

Ich mag nicht mehr gedruckt seyn; und die Hand auf's Herz — verdenken Sie mir's? la Compagnie est trop mauvaise! — Das, was man die schöne Litteratur nennt, ist in Deutschland in der Unmündigen Händen — L'armée sera bonne, lorsqu'elle sera majeure, sagte Condé von dem Heere, das er in den lezten Jahren Ludewigs XIII kommandirte. Alles dreht sich auf dem ewigen Pivot von hohler Empfindsamkeit, Bänkelsängerey und Grobheit, das nennen sie Drang des Genies; — und eigentlich hat die Schmeicheley ihrer Freunde den Unrath wie ein Purgiermittel abgeführt. Abgeschmackt ist's insonderheit, daß nur die über das, was gemacht wird, richten, die selbst nichts machen können; recht comme l'Eunuque au serail, Il n'y fait rien et nuit, à qui veut faire.

B.

III.

Basel. den 20sten Aug. 1776.

. . . Von Geßnern muß ich Ihnen noch sagen, daß keins der Gemälde, Kupferstiche, Medaillen, die ich bisher gesehen, ihm gleicht. Er ist klein, stark, und seine Züge sind beynah etwas grob, wenigstens verkündigen sie nicht den Mann, der er ist. In seinem ganzen Betragen gleicht er Weißen sehr viel und hat eben die freundliche, einnehmende Heiterkeit. Er ist in Zürich fast allgemein geschäzt. Seine Frau verdient

eben so sehr gekannt zu seyn. Ein natürlicher, tiefeindringender Verstand, eine fast Kennerkenntniß in den Kunstwerken ihres Mannes und ein Gefühl in seinen Schriften, welches er zu seinem vornehmsten Kunstrichter gemacht hat, machen sie schäzbar. Des Sommers über wohnt er auf einem Landhause bey Zürich. Ich traf bey ihm den Professor Steinbrüchel, von dessen griechischem Theater wir bald einmal wieder einen Theil zu gewarten haben. Er gehört, mit Geßnern, Usteri, Hirzeln und unzähligen andern, unter die Anti-Lavaterianer. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr in Zürich alles wider diesen Mann glühet und wütet. Ganz betäubt bin ich worden, ganz ausser Fassung gebracht, da ich diese fast allgemeine Stimme gehört habe; ich kann Ihnen also kein Urtheil niederschreiben, nicht einmal ein mutmassendes. In Hottingern kann ich mich auch nicht finden. Er ist Verfasser des Sendschreibens wider Lavatern und von Selkofs Briefen an Welmar. Heß, der die Geschichte der drey lezten Lebensjahre Jesu geschrieben, lebt noch als Kandidat auf einem Landhause bey Zürich, und wartet auf ein Amt. Unter die würdigsten Männer dieser Stadt gehört Fuesli, der als Professor der Helvetischen Geschichte an Bodmers Stelle gekommen ist. Sein Geist ist nichts weniger als vom Staub alter Dokumente und Chroniken erstickt, und er wird, wenn er einmal hervortritt, bald unter die besten, kraftvollsten deutschen Schriftsteller gezählt werden. Seine Werke sind noch alle in der Handschrift. . . . . Ueberhaupt bemerkt man bey den meisten Gelehrten in Zürich, daß immer einer berühmter seyn will, als der andre, daß keiner deswegen dem andern im Herzen gut ist, und daß nichts alle vereinigt, als der Haß gegen Lavater. . . . . .

B.

IV.

Leipzig. Febr. 1777.

.... Herr Weiße hat aus München ein Gemäld auf Kupfer zum Geschenk bekommen, das die Szene vorstellt, wo sich Julie aus dem Grabe aufrichtet, da ihr Romeo den Gift schon genommen hat. Es ist alles meisterhaft behandelt, ganz in van der Werfs Manier. Sie ist in Sterbegewand gekleidet, hebt sich eben aus dem Grabe und schlägt die beyden Arme um des Geliebten Schultern, der taumelnd und mit Todesangst, Freude und Betäubung im Gesichte kämpft. Der Mond scheint oben wie verstohlen hinein; eine Lampe steht auf dem etwas seitwärts stehenden Sarge des Tebaldo und wirft ein mattes Licht auf die Hauptfiguren. Ganz im Hintergrunde tritt Benvoglio ein, mit der Miene eines Lauschenden und eine Blendlaterne in der Hand. Die Lichtmassen sind herrlich vertheilt; wie verloren, aber mit Weisheit angebracht sind in der Gruft an den Wänden Ehrendenkmäler bey den Särgen der Verstorbenen. Bey Juliens Sarg ist ein Hymen, der seine Fackel auslöscht. Das Gemäld ist von Deukern. Graf in Dresden hat Mad. Brandes als Ariadne in Lebensgrösse geliefert, vortreflich! Die Wehmut bricht dem Zuschauer das Herz. Das Gewitter thürmt sich; Nacht und Meer rücken immer stärker an; sie stützt ihr Haupt auf die linke Hand, die rechte sinkt verloren hinab, das Aug läßt grosse Thränen rollen: „Er ist fort, mein Theseus!„ das mit wenig Perlen durchflochtene braune Haar, die griechische Kleidung, weisse Seide das Gewand, rothe der weite flatternde Mantel — es thut herrliche Wirkung, das Ganze! ... Zum dritten Band der Physiognomik hat Geyser ein schönes Bild von Herdern gestochen. Es ist in Quart, im runden lockigen Haar und ohne Unterschrift. Oeser hat eine Hochzeit zu Kana

eben geendigt, in dem Zeitpunkt, wie die Gäste den guten Wein trinken und nicht wissen, wie das zugeht. Ausdruck und Natur ist meisterhaft. . . . .

V.

London. den 1sten May. 1777.

. . . Von dem oxfordischen Apollonius Rhodius, der izt heraus ist, wird man auch eine Oktavausgabe machen, wo Text, Uebersezung, Noten und Scholia unter einander gesezt werden, wie es billig schon in der Quartausgabe hätte seyn sollen. Aber man pflegt so oft den Nuzen der äusserlichen Pracht aufzuopfern. Kennicott hat eine Epistel an und gegen Michaelis drucken lassen. . . . Man hat oft gesagt, und vielleicht auch nicht ohne Wahrheit, daß die geistlichen Stellen in England nicht nach Verdienst und Gelehrsamkeit, sondern nach Gunst und Verbindungen ausgetheilt werden. Indeß kann ich Ihnen doch drey erlauchte Exempel des Gegentheils anführen. Das erste ist der unlängst ernannte Erzbischof von York, Dr. Marckham. Dieser Mann war vor zwölf Jahren nichts als Rektor der Westminsterschule, wurde aber vom König zum Lehrer der drey ältesten Prinzen und zugleich zum Bischof von Chester ernannt, und izt, da der berühmte Dr. Hurd die erste Stelle erhielt, ward er zur Belohnung der geleisteten Dienste zum Erzbischof von York erhoben. Seine klassische Gelehrsamkeit ist groß und ausgebreitet, bleibt auch nicht bey der Grammatik stehen, sondern dringt in den Geist und die Schönheiten der Autoren. In seiner Jugend hat er einige feine lateinische Gedichte geschrieben, die in den carminibus quadragesimalibus stehen, und auch einige Englische, die geschäzt werden. Ueber die Werke der Kunst, besonders der Malerey, ist er ein so scharfer und geübter Richter, als über

Werke

Werke der Poesie. In Historie und Geographie sind seine Kenntnisse sicher und gehen über die ganze Erde. Auch in seinen Predigten sind Stellen genug, die auf die Schriftsteller, woraus er seine Kenntnisse geschöpft, hinweisen. — Der andere ist Dr. Porteus, der nunmehrige Bischof von Chester. Die Königin hörte diesen Mann verschiedenemal predigen, und ward von seiner bündigen und eleganten Art des Vortrags, und von seinem ganzen Wesen und Betragen, woraus unangenommene Leutseligkeit und Sanftmut, mit Wissenschaft verbunden, hervorleuchtet, so eingenommen, daß sie, die sich sonst nie in Besezung der Aemter und öffentliche Angelegenheiten mischt, ganz aus freyem Willen, um das unlängst erledigte Bisthum Chester für ihn anhielt. In einer Predigt, worin er von den Verdiensten der Englischen Klerisey handelt, würden Sie auch feine historische Bemerkungen finden. Er hat noch mehrere drucken lassen, die alle mit Beyfall gelesen werden. Eine von ihm bekanntgemachte Ermahnung wegen beßrer Feyer des Charfreytags hatte die Folge, daß der Magistrat neue Verordnungen deswegen herausgab und dieser Tag mit ungewöhnlichem äusserlichen Anstande das leztemal begangen ward. Der dritte, den persönliche Verdienste, und nicht Freunde und andre Umstände zum Ehrenamte verholfen haben, ist der auch in Deutschland berühmte Dr. Lowth. Ohne alles Ansuchen von ihm und seinen Freunden ward ihm neulich vom Könige das vakante Bisthum London, das vornehmste dem Range und eins der ersten den Einkünften nach, übertragen. Wahrscheinlich wird dadurch die Herausgabe seines Jesaias beschleunigt. . . . . John Swinton, der verschiedene geistliche Stellen hatte und auch Kustos Archiv. der Un. Oxford war, starb vor einiger Zeit in seinem 78sten Jahre. Seine Verdienste um die phönizische Litteratur sind bekannt. Ausser verschiednen lateinischen Dissertazionen, die einzeln zu haben sind, worunter die Inscriptiones cilicae 1750 die bekannteste und beste ist, hat er viele Aufsäze

säze über Münzen in den philosophischen Transaktionen vom 49sten bis den 61sten Band drucken lassen. Er hatte auch Antheil an der Allgemeinen Welthistorie und schrieb in der alten die Geschichte der Karthager, Numidier, Mauritanier, Gätulier, der Etrurier, Umbrier, Sabiner, der Türken, Tataren, Mongolen, der Bevölkerung von Amerika und des freyen Staats der Araber; in der neuern das Leben Mohammeds und die Geschichte der Araber. Er war in der Geschichte aber wohl nicht viel mehr bewandert als in den orientalischen Sprachen, und von diesen verstand er blutwenig. Sein vornehmstes Fach scheint Münzwissenschaft gewesen zu seyn. Er hat auch eine artige Sammlung Münzen hinterlassen, die vermutlich Dr. Hunter an sich zu bringen suchen wird, der auch Dumers Sammlung, deren Dutens mit Ruhm gedenkt, gekauft hat. D'Anquetil du Perron, der, verführt von seinem lumpigen Aufzuge, Swinton's Armut spottete, hätte sich wol nicht vorgestellt, daß dieser Mann einige 1000 Pf. hinterlassen, die er sich durch seine kärgliche Haushaltung zusammengespart. . . .

VI.

Stadthagen, den 4ten März. *)

Bey meinem Aufenthalt in dem lippischen Antheile der Grafschaft Schaumburg empfand ich die süsse Freude, die der Mensch empfindet, wenn er Menschen glücklich sieht. — Die philosophische Stille, welcher der Regent dieses Landes, ein so grosser General, als Weltweiser, izo den Abend seiner wohlthätigen Tage widmet, ergiest über Ackerbau, Gewerbe, Erziehung und Sitten die seligen Einflüsse, welche die gesellschaftliche Glückseligkeit dieses Staats zu einer dauerhaften Reife

*) Hamb. N. Zeit. 42 St. 1777.

Reife bringen werden. Nicht der gestrenge Ton des Gebieters — die sanfte Stimme des Gesezgebers, die gütige Ermunterung des Vaters streuet diese glückliche Saat aus, und macht seine Regierungsart zum würdigen Muster der Nachahmung. Ein nach Maaßgabe der Volksmenge gefülltes Magazin schüzt den Einwohner gegen bedrückende Theurung; der gesunde Arme findet in öffentlichen Anstalten durch Arbeit Unterhalt; der Greis und Kraftlose hat in den vortrefflichen Armenanstalten und in den erweiterten Hospitälern, und die verlassene Waise in dem vergrösserten Waisenhause zu Stadthagen seine Zuflucht. Der müssige Bettler aber wird durch Zwangarbeit auf weise Art zum Nuzen des Staats und zum tugendhaften Wandel genöthiget. Die Prediger sind durchgehends nach Vorschrift unsrer Religion zu Kuratoren der Armen und Unglücklichen bestellt. In allen Aemtern befindet sich ein in landesherrlicher Besoldung stehender Arzt, und dürftigen Kranken reichet die Rentkammer die Arzeneyen. Die Priester sind, Kraft eines Gesezes und nach einer ihnen nach Art des Tissots ertheilten Anleitung, die Fürsorger der Kranken, und müssen die Aerzte herbeyrufen. Die Schulen auf dem Lande haben eine solche Einrichtung erhalten, welche die traurige Unwissenheit des Landmanns zu verbannen vermögend ist. Schulmeister, welche sich durch Fleiß und Geschicklichkeit auszeichnen, erhalten jährlich eine Belohnung. Mehr, als 100 neue Bauerhöfe sind an öden, aber fruchtbaren Gegenden, auf Kosten des Landesherrn, angelegt, und ausgedienten Soldaten erblich geschenkt. Der Herrendienst und die Gemeinehut und Weyde sind aufgehoben. Jährlich wird zweymal der Haushaltungsstand des Landmanns durch die Dorfpolizey untersucht. Bauren, welche sich auf eine rühmliche Art im Acker- Wiesen- und Gartenbau und Viehzucht hervor thun, werden dem Landesvater angezeigt, und empfangen Kleidungsstücke, Geld, auch Schaumünzen zur Belohnung. Der träge und ungesittete Bauer aber wird mit Tragung eines

eines weissen Huts und Ausschliessung von den gewöhnlichen Zusammenkünften gestraft. Auf gleiche Art bezeiget sich der weise Wilhelm gegen die Handwerker in den Städten. Vorzügliche Handlungen der Tugend und der Vaterlandesliebe werden auch vorzüglich belohnt. Sie müssen dem Landesherrn angezeiget werden, nach dessen Urtheil sie sodann in den Kirchen- und Stadtbüchern aufgezeichnet, in den Kirchen und dem öffentlichen Blatte bekannt gemacht und öffentlich belohnt werden. Mögten doch die Väter der Völker diese Triebfeder der Ehrliebe und der geselligen Verdienste bemerken! Den gemeinen Mann belehrt ein zu Bückeburg herauskommendes gemeinnüziges Wochenblatt, welches er auf Kosten der Kirche seines Orts lieset. Die Abgaben sind leidlich, und scheinen den Staatsgrundsaz: durch Abgaben die Industrie im Getriebe zu erhalten, zur Richtschnur zu haben. Die Stimme der Unterthanen darf hier nicht verstummen; die verständigsten und fleissigsten in den Dörfern und den Zünften und Gilden der Städte erscheinen jährlich zweymal an bestimmten Tagen vor den zu dieser Absicht verordneten Kommissarien und eröfnen mit freyer Zunge ihre Wünsche und Vorschläge über Mängel und Verbesserungen der Land- und Stadtwirthschaft, der Gewerbe, u. s. f. zu Bückeburg wohnet der regierende Graf diesen Zusammenkünften selbst bey u. s. f.

17.
Holberg zu Paris.

Holberg gab in Norwegen mit vielem Beyfall im Französischen Unterricht. Er kam nach Paris und fand, daß er kein Französisch verstand.

Ich hoffe, so wird es manchem Theologen im Himmel gehen. Warum ich das hoffe? Je, es sezt ja zum voraus, daß er in Himmel kömmt.

A. G. Kästner.

Inhalt.

9. Be-

Verbesserungen.

Im März S. 213 Z. 16. 17. muß die englische Stelle so heissen: *Oats*, a grain, which in England is generally given to horses, but in Scotland supports the people.

Im May S. 471 Z. 6. lese man: Böser Mann, wer wird dich hinfort ꝛc. S. 472 Z. 14. statt sterbender l. strebender.

Im Jul. S. 17 lezte Z. l. nos moeurs.

Die Weygandsche Buchhandlung zu Leipzig ist Willens, ein Werk zu verlegen, das nicht nur Aerzten, sondern auch und vorzüglich deutschen Wundärzten nüzlich seyn wird. Sie will nämlich, nach Art des Herrn Leßke bekannten Auszuges aus den philosophischen Transaktionen, einen Auszug aus den alten und neuen Actis academiae naturae curiosorum liefern, unter dem Titel: **Auserlesene chirurgische Beobachtungen und Erfahrungen, und wichtige anatomische, die in die Chirurgie einen Einfluß haben; aus den Werken der Akademie der Naturforscher, in einem Auszuge geliefert. Aus dem Lateinischen.** Die Arbeit ist einem geschickten und gelehrten praktischen Arzte übertragen worden. Daher darf man nichts gemeines und alltägliches erwarten. Die Uebersezung soll rein und fliessend seyn. Die Kunstwörter sollen, soviel möglich, übersezet werden, und zwar so, daß man sich keines Provinzialausdrucks bedient, sondern daß man sie in allen Gegenden, wo man deutsch spricht, verstehen kann. Die lateinischen Kunstwörter sollen, wenigstens einigemal im Anfange, bis der Leser sich daran gewöhnt, in einer Parenthese dabey stehen. Zu denjenigen interessanten Abhandlungen, die ohne Kupfer dem Leser nicht verständlich genug sind, sollen die Kupfer getreulich und genau von einem geschickten Künstler nachgestochen werden. Alle Weitläuftigkeiten sollen aufs äusserste vermieden und die sorgfältigste Auswahl getroffen werden. Ungefehr vier bis fünf Bände in groß Oktav können das ganze Werk ausmachen. Zu Ende des ganzen Werks soll ein Register folgen. Jeder Band enthält ungefehr ein Alphabeth, nebst den nöthigen Kupfern. Zur Ostermesse 1778 soll der erste erscheinen, und alle Jahr um eben diese Zeit ein Band folgen. Druck, Papier und Kupfer sollen gut, sauber und schön seyn, und gewis des Publikums Beyfall erlangen.

Es ist wohl nicht nöthig dem Publikum zu sagen, wie gemeinnüzig solche, von Sachverständigen mit wohl überlegter Wahl veranstaltete Auszüge sind. Um nur etwas zu berühren — der unbemittelte Gelehrte hat nicht nöthig, die ungeheuer grossen, und daher sehr theuern, Werke sich anzuschaffen. Er kauft den Auszug um einen ungleich geringern Preis, und kann sogleich das Beste lesen, da er hingegen in den Werken manchmal viel lesen muß, eh' er etwas für sich nüzliches findet. Zugleich ists kein sehr geringer Vortheil, daß derjenige, der die Ursprache der Werke nicht versteht, sie nun in der Muttersprache lesen kann.

Folgende neue Bücher kommen eben bey uns aus der Presse und sind zu haben.

Siegwart, eine Klostergeschichte, drey gleiche Theile, neue sehr verbesserte und vermehrte Auflage, worin das Klosterkostume aufs sorgfältigste beobachtet worden, mit sechs Oktavkupfern, von Cho-

Chodowiecki gezeichnet und von Geysern, so wie die drey Titelvignetten gestochen. auf Schreibpapier. 8. 3 Rthlr.

Des Präsidenten von Brosses über Sprache und Schrift: zwey Theile, aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Hrn. Mag. Hißmann in Göttingen, mit Kupfern, 8. 2 Rthlr.

Ebelings, C. D. amerikanische Bibliothek. Drittes Stück. gr. 8. 12 gr. alle drey Stücke 1 Rthlr. 5 Gr.

An guten und berichtigten deutschen Uebersezungen von nachstehenden wichtigen neuen Büchern sind bey uns im Druck und werden bald fertig:

Nouvel abrégé chronologique de l'Histoire & du Droit publique d'Allemagne par Mr. *Pfeffel.* 2 Voll. 4. 1776.

History of the Decline and Fall of the *Roman Empire,* by Eduard *Gibbon* Esq.

l'Esprit de la *Ligue,* ou histoire politique des Troubles de France, pendant les XVI. & XVII. Siecles. III. Tomes. 12.

l'Esprit de la *Fronde,* ou histoire politique & militaire des Troubles de France, pendant la Minorité de Louis XIV. V Tomes. 12.

Holhvells interesting Events of Bengal. 8.

Georg Glas Geschichte der Entdeckung und Eroberung der kanarischen Inseln, aus einer Spanischen auf der Insel Palma gefundenen Handschrift übersezt, aus dem Engl, mit Karten. gr. 8. und

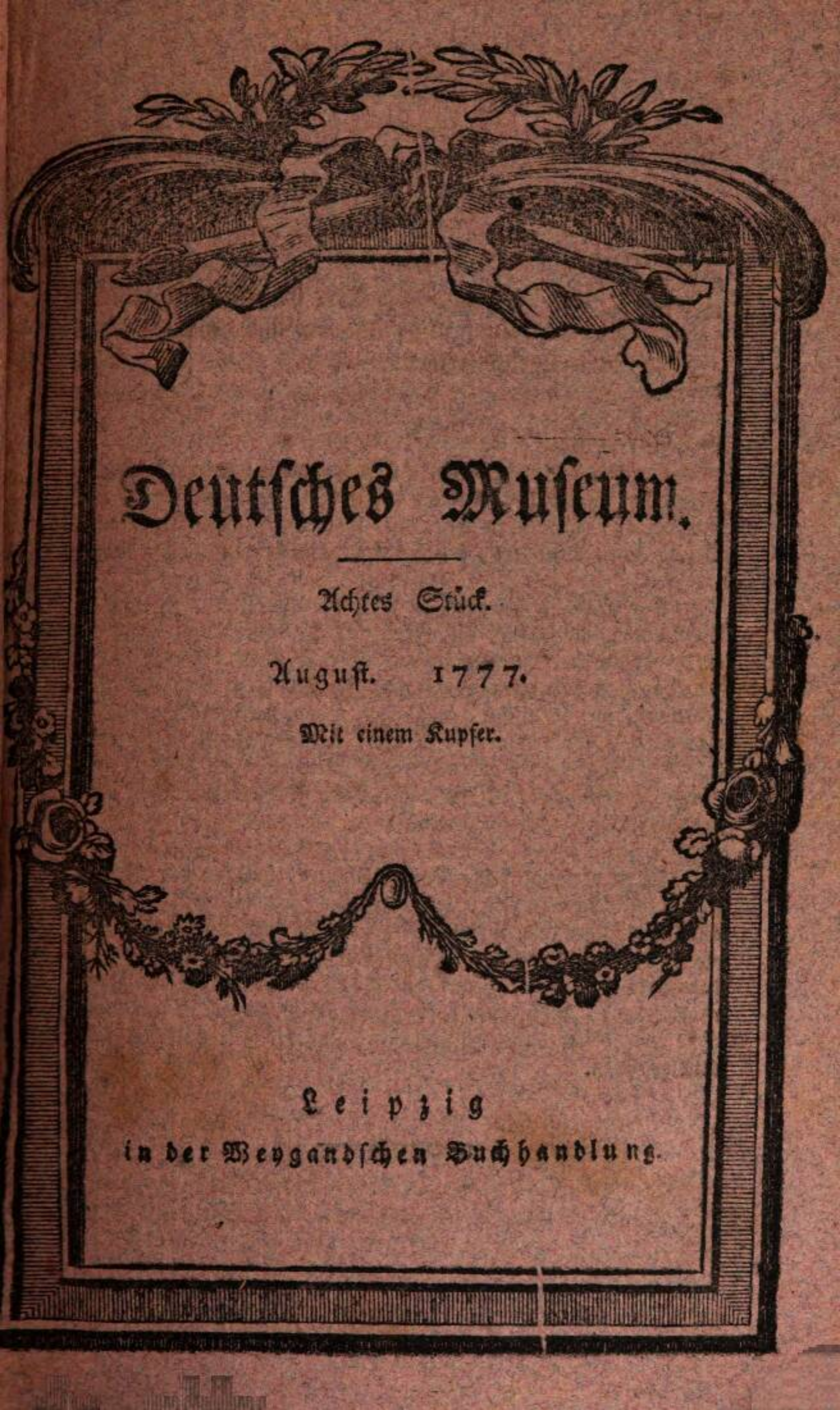
Nachrichten zur allgemeinen Geschichte der kanarischen Inseln von Don Joseph de Viera y Clavijo. aus dem Spanischen. 1776. 3 Bände.

The Spirits of *Athens,* being a political and philosophical investigation of the History that Republic by William *Young.* London. 1777.

Memoires concernant l'Histoire, les Sciences, les Arts, les Moeurs, les Usages etc. des *Chinois:* par les Missionaires de Peckin. à Paris. 1776.

Essays: on the nature and immutability of *Truth,* in opposition to Sophistry and Scepticism: on *Poetry* and *Music,* as they affect, the Mind: on *Laugther,* and *Ludricrous Composition:* on the Utility of *Classical Learning* by *James Beattie* LL.D. 4. Edinburgh. 1777.

mit chursächsischer gnädigster Freyheit.



Deutsches Museum.

Achtes Stück.

August. 1777.

Mit einem Kupfer.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.

Dieß deutsche Museum wird jährlich in 12 einzelnen Monatsstücken gebunden geliefert, jedes besteht aus 6 Bogen in groß Oktav mit kleiner und enger Schrift gedruckt. So oft sich wichtige Gelegenheiten zeigen, werden Kupfer, Liederkompositionen oder merkwürdige Risse beygefügt.

Die Liebhaber dieser periodischen Schrift können jedes Stück durch die Postämter oder Buchhandlungen ihres Orts in und ausser Deutschland sogleich richtig und franko erhalten und werden ersucht, sich nach Beschaffenheit ihres Aufenthalts an eins von beyden zu wenden. Die hiesige kurfürstliche Oberpostamts Zeitungsexpedition erbietet sich auch mit zur Hauptversendung, und man bittet die auswärtigen Postämter und Expeditionen besonders, sich dahin zu addressiren.

Für Holland besorgen die Buchhändler Pieter Meyer zu Amsterdam, van Cleef im Haag und Lüzac und van Damme in Leiden die Hauptversendungen. Für England die Buchhändler Dodsley und Kompagnie, und J. Ridley zu London. In Hamburg nimmt ausser den dasigen Buchhändlern Hrn. Bohn und Hrn. Herold auch das Kayserl. privilegirte Addreß- und Zeitungskomtoir die Aufträge und Versendungen deshalb an, so wie überhaupt für Niedersachsen Herr Postsekretair Dünte in Hannover.

Man verlangt keine Vorauszahlung, sondern nur Unterschrift und Versicherung, daß man das Journal mithalten und alle halbe Jahre unerinnert richtig bezahlen will, um weder Stücke zurück zu bekommen, noch auf das Geld lange zu warten und darum zu erinnern. Jedes Stück kostet Acht Groschen Konventionsgeld, macht aufs halbe Jahr Zwey Rthlr. Man kann ohne was weiter dabey zu bedingen, zu jeder Zeit antreten und unterzeichnen.

Deutsches Museum.
Achtes Stück. August. 1777.

I.

Ueber die Einrichtung einer Volkslehre, in einem eigentlich monarchischen Staat, nach den Begriffen des Verfassers der Abhandlung: Ueber den Patriotismus, als Gegenstand der Erziehung in Schulen eines monarchischen Staates.

Man ist gewohnt, in der eingeführten Volks- und Kinderlehre das Zeitliche dem Ewigen, dieses Leben der Zukunft, die izige Wohlfahrt der Seligkeit, allzusehr entgegen zu sezen. Als wenn uns dieses Zeitliche von der Vorsehung nur beschieden wäre, um zu sehen, mit welcher Gleichgültigkeit wir es aufopfern würden!

Gleichwohl ist dieses Zeitliche ein Theil der Ewigkeit, und mit ihr aus Einem Stücke. — Der Mensch ist zwar von ewiger Dauer; allein ihm wird niemals mehr, als ein Izt zu Theile. Er lebt und geniesset immer nur in dem Zeitlichen, niemals in dem Ewigen. Er ist in dem Zeitlichen der Glückseligkeit fähig, oder niemals.

Es ist wahr: so oft das zeitliche Wohl mit den Folgen für die Fortdauer nicht bestehen kann, ist die Aufopferung Tugend. Aber das Verdienstliche dieser Tugend bestehet nicht in der Verachtung des Zeitlichen; sondern in der Bereitwilligkeit höheren Pflichten den Vorzug zu lassen. Ja das Verdienst ist desto grösser; je wichtiger uns das Zeitliche ist, das wir im Kollisionsfall aufzuopfern bereit sind. Religion und Staat, Weltklugheit und Gottseligkeit: — Sophisten und Schwärmer haben diese einander entgegen gesezt.

In den Augen des Weltweisen sind sie, wie das Nüzliche und Gute. Derselbe Begriff in verschiedenen Ver-

hältnissen betrachtet. — Die Religion, die mit der Wohlfahrt der Gesellschaft nicht bestehen kann, ist nicht die wahre. Die Staatsklugheit, die der wahren Religion zuwider handelt, ist Thorheit, untergräbt die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft, anstatt sie zu befestigen.

In der endlosen Laufbahn, welche die Vorsehung einem jeden Menschen vorgezeichnet hat, machet das Leben hienieden, der Zeitraum, den das Individuum hier auf Erden zubringet, Eine Epoche. Die Merkmale dieser Epoche sind, Entwickelung der Kräfte und Fähigkeiten in dem gesellschaftlichen Leben, und durch dasselbe.

Ohne geselliges Leben ist der Mensch eine Knospe, die kein Sonnenschein zum Aufbrechen begünstiget. Der Keim erstickt zwar nicht, und bleibt einer künftigen Vegetation vorbehalten. Allein diesmal welkt sie hin, ohne ihre verborgene Schönheiten auszubreiten. — Auch der Vogel, der in einem Käfig stirbt, ist von der Natur zum freyen Herumfliegen bestimmt gewesen, und hat dazu die Flügel bekommen.

Entwickelung unserer Kräfte und Fähigkeit durch das gesellschaftliche Leben ist also auf Erden unsere Bestimmung, der Endzweck unseres Hierseyns, der Wille Gottes, unsere Glückseligkeit; also Hauptgrundsaz in der Sittenlehre der Religion und der Vernunft, in der Politik, in der Pädagogik, in dem gymnastischen Theile, der den Körper und die Geschicklichkeiten desselben angehet, sowol als in dem musikalischen Theile, der die Seele, und ihre Fähigkeiten ausbilden lehret. — Das ganze Leben des Menschen ist eine Erziehung. Der Knabe wird in der Schule zum Manne; der Mensch in dieser Welt zu einem höhern Wesen erzogen. Theologie und Politik enthalten die Vorschrift dieser grossen Erziehung. Sie arbeiten beyde nach Einem Plane, oder verderben anstatt zu vervollkommen.

Es ist wahr, die Verbindung der Politik mit der Religion ist einem unseligen Misbrauche unterworfen, und das menschliche Geschlecht hat lange genug die Marter empfunden,

den, die ein solcher Misbrauch zur Wirkung gehabt. Locke selbst hat geglaubt, diesen Misbrauch nicht anders verhüten, und das edelste Kleinod des Menschen, die Gewissensfreyheit, nicht anders sichern zu können, als wenn er die Idee eines Staats blos auf das Zeitliche einschränkte, um ihn völlig von allen Eingriffen in die Meynungen der Menschen, in Absicht auf ihre künftige Seligkeit, zu entfernen. Er lebte in einer Zeit, in welcher die wahren Begriffe von Duldsamkeit noch nicht aufgeklärt genug waren. Um nicht auf die eine abschüssige Seite des Vorurtheils zu wanken, muste man auf die entgegengesezte Seite einsenken. Allein es war doch immer Abweichung von dem Wege der Wahrheit. Wir leben, Dank sey es der ewigen Vorsehung! in solcher Zeit, und in einem solchen Staate, in welchem wir aus Furcht vor dem Vorurtheile der Wahrheit nichts vergeben dürfen.

Der vollkommenste Staat wird also derjenige seyn, in welchem die Menschen durch öffentliche Vorkehrungen am fähigsten werden ihrer Bestimmung treu zu bleiben; d. i. dem Willen Gottes, und den Wegen seiner Vorsehung gemäß, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden sich zu vervollkommen. Die Glückseligkeit des Staats bestehet nicht in der Volksmenge, nicht in Reichthum, nicht in der Macht, nicht in Freyheit, auch nicht in der Einigkeit allein; sondern in allen diesen zusammengenommen; weil alles dieses Mittel sind, die Menschen auf dem Wege der Natur zu ihrer Bestimmung zu führen. Der Endzweck der Natur ist Entwickelung der Kräfte. Jedes Bedürfniß hört mit der Befriedigung auf dringend zu seyn. Jede Federkraft wird losgespannt, indem sie sich entwickelt. Daher der beständige Kreislauf in den Weltbegebenheiten, die unaufhörliche Umwälzungen der Staaten und ihrer Schicksale. Die Abänderung selbst, und die unausbleibende Wiederkehr in dieser Abänderung, ist der Bestimmung des Menschen gemäß, ist Endzweck der Natur. — Die Erziehungsanstalt bleibt mit geringer Veränderung eben dieselbe; indem er-

wachsene Zöglinge in die grosse Welt übergehen, und jüngere an ihre Stelle kommen.

Jede Staatsverfassung, die schlimmste selbst nicht ausgenommen, begünstiget gewisse Triebfedern der menschlichen Natur, und sezt sie in thätiges Spiel; so wie jede Lage des menschlichen Körpers gewisse Muskeln in eine freyere Bewegung sezt. Nur durch beständige Abwechselung der Lage und Stellung wird der menschliche Leib vollkommen ausgebildet.

Die Glieder eines Staats haben mannigfachen Willen, mannigfaltige Kräfte. In der Vereinigung derselben zum allgemeinen Besten bestehet die Vollkommenheit der Regierung. Aus den verschiedenen Nüanzen, in welchen sich diese Mannigfaltigkeit und Einheit einander einschränken, und abändern, entspringen die verschiedenen Regierungsformen.

Die Monarchie schränkt die Mannigfaltigkeit ein, um desto grössere Einheit zu erhalten. Sie legt dem Willen der Glieder einen Zwang auf, und schränkt den freyen Gebrauch ihrer Kräfte ein; aber zum Besten der Vereinigung.

Die Republik siehet mehr auf die Mannigfaltigkeit, und sezet ihr die Einheit nach. Sie erhält den Willen der Glieder bey mehrerer Freyheit; aber mit einigem Verlust auf Seiten der Vereinigung. Der Despotismus vernichtet die Mannigfaltigkeit, unter dem Scheine der vollkommensten Einheit. Aber nur unter dem Scheine; denn indem er den freyen Willen der Glieder völlig zernichtet, höret der Staat auf, eine Vereinigung moralischer Wesen zu seyn, und man erhält ein physisches Ganze, statt eines sittlichen Systems.

Die Anarchie löset die Einheit auf, unter dem Scheine der vollkommensten Mannigfaltigkeit, d. i. der uneingeschränktesten Freyheit der Glieder; aber wiederum nur unter dem Scheine. Eine Freyheit, die nicht zum allgemeinen Besten abzielt, ist ungebundene Frechheit.

Der

Der Wille aller Glieder ist in der Monarchie dem Willen des Monarchen, und im despotischen Reiche der Willkühr des Despoten unterworfen. Der Wille hängt von der Vernunft und ihren Gesezen ab. Die Willkühr wird von Laune und Eigensinn gelenkt. — Der Monarch herrscht durch allgemeine Geseze, der Despot durch einzelne Eingebungen der Laune, durch Machtsprüche. Je nachdem in einem Staate die allgemeinen Geseze mehr, oder weniger, durch Machtsprüche gehemmt, und in ihrer Wirkung gehindert werden, desto mehr oder weniger neigt sich die monarchische Regierungsform zu Despotismus. — Ein vollkommener Despotismus, oder ein Staat, in welchem alles nach Willkühr Eines Menschen, nichts nach allgemeinen Gesezen geschiehet, ist in der Natur unmöglich.

Der Unterthan eines despotischen Reichs ist keines politischen Unterrichts fähig. — Alle Pflichten desselben laufen am Ende auf unbedingten Gehorsam hinaus (wenn anders eine gleichsam physische Nothwendigkeit noch Pflicht zu nennen ist.) — Seine Triebfeder Furcht, seine Rechte null.

Von dem monarchischen Unterthan wird auch Gehorsam und Unterwürfigkeit gefordert; aber nur gegen die Willensmeynungen des Beherrschers, nicht gegen seine Willkühr; gegen die allgemeinen Verordnungen des einzigen Gesezgebers im Staate, aber nicht gegen Machtsprüche, die nur einem Despoten entfahren können.

Die Geseze des Monarchen heischen unbedingten Gehorsam, seine Person Liebe und uneingeschränktes Zutrauen, seine Machtsprüche, höchstens, in unschädlichen Fällen, kindliches Nachgeben.

Dem geringsten Unterthan müssen die Geseze bekannt gemacht werden, denen allein er Gehorsam zu leisten hat. Er muß von seinen Pflichten gegen jeden ihm Vorgesezten, auf eine seiner Fassung gemässe Weise unterrichtet werden. Wenn er aber seine Pflichten kennen soll; so muß er auch erfahren, was seine Rechte und Befugnisse sind, die ihm

sein Daseyn werth machen, und ohne welche keine Pflichten statt finden. — Pflichten ohne Rechte, Verbindlichkeit ohne Befugniß, gleichen einer Last, die ohne Kraft in die Höhe gehoben werden soll; einer Wirkung, ohne Ursache.

Und der niedrigste Stand ist eines solchen Unterrichts fähig. —

Hält man das geringste Volk für würdig, es von seinen Pflichten gegen Gott und die Religion zu unterrichten, und was ist der Mensch, ohne diesen Unterricht? so muß es auch von seinen Pflichten gegen die Gesellschaft, so wie von seinen Rechten und Befugnissen belehrt werden können. Der Mann, der von seiner Hände Arbeit lebt, muß seine Bestimmung auf Erden wissen, und die Mittel erfahren, wie er durch das gesellige Leben derselben Genüge zu leisten hat. Ohne Religionsunterricht ist der Mensch ein reissendes Thier: ohne politischen Unterricht ein verirrtes Lamm, das jedem reissenden Thiere zum Raube werden kann.

Ist der gehörige Unterricht von Gott, der Vorsehung und von der Bestimmung des Menschen vorhergegangen; so folge zuförderst die Lehre von den Pflichten gegen das Hauswesen. Man zeige dem gemeinsten Manne, was für Rechte und Pflichten ihm als Vater, Sohn, Ehemann und Ehefrau, Herr und Knecht zukommen. Er lerne einsehen, wie der Mensch, ohne geselliges Leben, keiner Glückseligkeit, weder in diesem, noch jenem Leben fähig sey. — Die kleinste Gesellschaft erfordert Unterordnung. — Es kann kein Hauswesen, ohne Unterordnung, bestehen. — Unterordnung erfordert. Verschiedenheit in Rechten und Pflichten, erfordert Geseze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorsam. — Wehe dem Hauswesen, in welchem alle Glieder gleiche Macht, gleiches Recht, und gleiche Verbindlichkeit haben!

Von dem Hauswesen läßt sich, mit geringer Veränderung, die Anwendung auf den Staat machen. Die Glückseligkeit der Familien erfordert eine genauere Verbindung unter denselben zu einem allgemeinen Ganzen; zu einem

System,

System, in welchem sie sich vereinigen, ihre gemeinsame Wohlfahrt zu befördern. — Auch hier ist Unterordnung unentbehrlich. Geseze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorsam, Verschiedenheit in Ständen, Rechten und Pflichten, Mannigfaltigkeit in den Verhältnissen der Glieder zum Ganzen, sind die Bande, ohne welche das Gebäude in Trümmer zerfällt.

Nach dieser allgemeinen Einleitung sondere man den Unterricht für das Volk, mit dem Verf. der Abhandlung über den Patriotismus, in die von ihm bestimmte Klassen ab.

Für die geringste Klasse — deutliche Aphorismen, Säze ohne Beweise, höchstens mit Stellen aus der Schrift belegt. Vom Monarch und Unterthan. — Pflichten gegen die Obrigkeit. — Unbedingter Gehorsam gegen Geseze, nicht gegen Personen. Liebe und Zutrauen gegen vorgesezte Personen — Befugnisse und Rechte — des Menschen — des Bürgers. — Sicherheit der Person und des Eigenthums — Gewissensfreyheit — Einfalt der Sitten dieses Standes — Häusliche Ruhe — Zufriedenheit — Unschuld.

Für die mittlere Klasse. Säze in wissenschaftlicher Verbindung mit Gründen der Religion und der Vernunft unterstüzt — Beytrag zur Wohlfahrt der Menschen — Einfluß der Gewerbe, Handlung, Künste und Wissenschaften, auf die Glückseligkeit des geselligen Lebens überhaupt — des Staats insbesondere. — Vergleichung der Regierungsformen — Vorzüge der vaterländischen Regierung — Liebe zum Vaterlande, bürgerliche Ruhe und Eintracht. — Verdienst und Belohnung.

Für die Klasse der Edelen. — Dieselbe Form des Vortrags. — Verbindung der Völker — Pflichten und Rechte des Staats gegen einander — Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung — durch Geseze und Handhabung der Gerechtigkeit — durch kluge Anwendung der Macht. Sicherheit des Staats. — Vertheidigung seiner Rechte. — Befugnisse des Krieges. — Pflichten des Kriegsmannes gegen

gen Vaterland — gegen Feinde. — Aufopferung — Ehre und Nachruhm.

* * *

Nacherinnerung.

Wenn die Leser die Ideen dieses Auffazes sehr wahr und richtig glauben, wenn sie die Ausführung der hier gezeichneten Entwürfe von Lehrbüchern für die verschiednen Klassen des Volks als ein dringendes Bedürfniß unsrer Zeit ansehn: so werden sie sich mit mir freuen, wenn ich ihnen sage, daß der Zeichner dieser Entwürfe einer der hellsehendsten und erhabensten Menschenfreunde unsers deutschen Vaterlandes und unsrer Zeit sey, der das göttliche Vergnügen geniesset, für die Glückseligkeit und Aufklärung von mehrern Millionen Menschen zu arbeiten, und der den Werth einer solchen Thätigkeit ganz zu schäzen und die edle Wollust derselben zu geniessen weis! Welche Erwartungen und schöne Aussichten darf sich der Philosoph erlauben, wenn er die Regierer der Menschen sich in seine Zirkel mischen sieht!

Daß ein politischer Unterricht eine immer mehr nothwendige Erweiterung des Schulunterrichts in den neuern monarchischen Staaten sey, daß unsre Christen auch Bürger und Menschen seyn, und ihre Verhältnisse in dieser Welt so gut wie die zu jener wissen sollten; — war eine Bemerkung, die schon mehrere gemacht hatten. Aber niemand hat sie mit mehr Energie und lichtvoller dargestellt als der Verfasser der Vorlesung über den Patriotismus als einen Gegenstand der Erziehung in monarchischen Staaten. Er hat noch mehr gethan, dieser Idee eine Erweiterung und Bestimmtheit gegeben, die mir sehr wichtig scheint; diese nämlich, daß man das Volk in gewisse Klassen theilen und jeder besondre Lehrbücher des politischen Unterrichts geben müsse. Es kam sehr viel darauf an, wie diese Klassen gemacht wurden. Sie ins Detail zu verfolgen und eine lange Enumeration von Klassen zu machen, war leicht, —

aber

aber taugte hier nicht. Die grossen wesentlichen Gränzlinien, welche die Natur der Bestimmung, Beschäftigung und des möglichen Glücks machen, musten getroffen werden. Der Verfasser, dünkt mich, hat sie genau getroffen, seine drey Klassen. *) 1) Der Produzirenden (sie mögen Produkte durch Erzeugung oder Verarbeitung hervorbringen.) 2) Der Besoldeten oder aller, welche die Nazion bedienen, aufklären, bilden, 3) des Adels — Diese drey Klassen scheinen mir in unsern Monarchien gerade durch die Natur der bürgerlichen Verfassung geschieden. Nur an eine Klasse scheint der Verfasser sich nicht erinnert zu haben, die weder zu der produzirenden noch zu der besoldeten gehört, die tauschende nämlich, welche die Produkte entweder der verschiednen Klassen des Landes untereinander oder auch fremder Länder gegen einander umtauscht. Ich glaube, daß diese Klasse durch die Natur ihrer Beschäftigung zu einer Mittelklasse zwischen der ersten und zweyten gemacht werde; doch mögt ich sie auch nicht als eine vierte ganz neue Klasse einschieben. Dieß leidet, dünkt mich, ein sehr wesentlicher Unterschied unter den Gliedern dieser Klasse selbst nicht.

Krämer und Kaufleute sind ganz verschiedne Menschen, haben ganz verschiedne Beschäftigung, bedürfen ganz verschiedne Bildung. Eine Waare, deren Absaz gewiß und fast immer gleich ist, in grössern Quantitäten anschaffen, um sie in kleinern gegen baar Geld wieder zu geben, — dieß ist das sehr mechanische Geschäft des Krämers, das unendlich weniger Geisteskräfte, Aufklärung und Kenntnisse fodert, als die Geschäfte jedes Fabrikanten, und sehr vieler Handwerker und Landbauer. — Die unzähligen Produkte der Natur und Kunst aller Welttheile gegen einander umtauschen, diese Produkte richtig und präzis bis zum Detail kennen, die Bedürfnisse verschiedner Klimate und die Ab-

*) S. die Vorlesung über den Patriotismus 2c. nach der deutschen Uebers. p. 28.

wechselungen dieser Bedürfnisse genau schäzen und gegeneinander abwiegen, mehrere Vortheile verschiedner Handelszweige richtig berechnen, durch verwickelte Kombination immer eine Spekulation an die andre knüpfen; — dieß ist das Geschäft des Kaufmanns, der allein diesen Namen verdient. Dieß fodert eine Geistesanstrengung, die der des Gelehrten, und noch mehr der des Staatsmanns sehr analogisch ist. Dieß macht sehr viel Bildung, Aufklärung und Kenntnisse nothwendig.

Der Kaufmann müste also seinen politischen Unterricht in der zweyten Klasse bekommen, dem Krämer reichte vielleicht der Unterricht der ersten zu.

Die Ordnung und Vertheilung der verschiednen Arten von Kenntnissen für die Lehrbücher der drey Klassen scheint mir vortrefflich und die beste, die gemacht werden konnte. Nur eine Gattung Kenntnisse vermisse ich, die der Naturgeschichte und besonders der natürlichen Produkte des Vaterlandes. Diese scheint mir für alle Klassen (nur natürlich in verschiednen Graden) ausnehmend nüzlich. Es gibt kein Land in Deutschland, das nicht noch mehr und gröstentheils noch weit vortheilhaftere Produkte gewinnen könnte, als es izt gewinnt; kein Land, das allen seinen natürlichen Produkten die mannichfache Veredelung gibt, deren sie empfänglich sind. Eine wichtige Ursache (denn bey einem Theil des Volks ist es auch die Armuth) dieser wichtigen Vernachlässigung ist die Unwissenheit. Warum vertauschen unsre wohlhabende Güterbesizer nicht die gewöhnliche Getreydearten mit dem Krappbau, der in der Mark Brandenburg und in Hessen so gut fortkommen würde, wie in der Pfalz, in Seeland und in Schweden, — da sie doch für den Ertrag eines Morgens Krapp unendlich mehr Getreyde kaufen können, als wenn sie ihn mit diesem besäen? Warum bauen wir nicht noch mehr Tabak? Waid und andre Handelskräuter? Aus Unwissenheit.

Auch der Bauer und der gemeine Bürger sollte die Produkte seines Vaterlandes, die Art ihrer Erzielung, die wichtig-

wichtigsten Arten ihrer Verarbeitung und die Natur und mögliche Verbesserung seines Bodens kennen. Zu einem guten ökonomischen Lehrer mögten den meisten Dorfschulmeistern Kenntniß und Erfahrung abgehen. Aber man könnte dem gescheutesten Oekonomen des Kirchspiels — am besten wenn's der Pfarrer wäre, oder sonst einem Verwalter, Pächter ꝛc. — diesen Unterricht auftragen. Selbst die Abwechselung des Lehrers würde gute Folgen haben, auch für die Lehrer, weil es ihnen Anlaß gäbe, ihre eignen Ideen mehr zu ordnen und zu berichtigen.

Die zweyte und dritte Klasse müste eben diesen Unterricht, aber weit vollständiger haben, sowohl in der Ausbreitung über die wichtigen Produkte aller Länder als in der genauern Entwicklung der Kenntniß derselben. Schon lange habe ich die Idee einer materia statistica, wenn es mir erlaubt ist diesen Ausdruck zu gebrauchen, die für die Politik ohngefähr das wäre, was die materia medica für die Arzneykunde. Ich entlehnte für dieselbe in Beschreibung der Produkte von dem Naturhistoriker nur so viel, als zur richtigen Unterscheidung gehörte, vom Physiologen und Chemiker die Kenntniß der innern Bestandtheile, die für die Benuzung wichtig wären, — aber bey allen Arten dieser Benuzung, der wirklichen sowohl als der wahrscheinlich noch möglichen, bey allen Formen, unter denen das Produkt erscheint, bey allen Arten Beschäftigung und Genuß die es gibt, bey allen Händen, durch die es der grosse Handel leitet, würd ich mich vorzüglich verweilen und über diese Gegenstände so richtige und bestimmte Ideen, als nur möglich, zu liefern suchen. Die Ordnung würd ich entweder nach den Naturreichen, oder nach den Klimaten, oder auch nach beyden zugleich machen. Aber so ein Unterricht, dünkt mich, müste für die zweyte und dritte Klasse von vortreflichen Folgen seyn. Er gehört schon für die Jugend, weil er sehr weitläuftig ist und auch viel Gedächtniß fodert. Daß die Kenntniß der Produkte des Vaterlandes, und der Vermehrung und Verbesserung der-

sel-

selben, — die genaueste und vollständigste seyn müste, versteht sich ohne Erinnern.

Mich dünkt, daß auch diese Kenntniß auf den Patriotismus der Einwohner etwas mitwirken müste. Man liebt einen Boden desto mehr, je ergiebiger er an Quellen des Genusses und Reichthums ist. Und man liebt eine Regierung mehr, welche die Unterthanen lehrt, den Boden immer ergiebiger zu machen.

Noch mehr wird diese Wirkung die politische Geschichte auch bey den untersten Ständen thun. Die Erzählung der Thaten der Vorfahren gibt ein Gefühl von Stolz, das dem des Adels analogisch ist. Jeder Nachkomme der Cherusker denkt, daß auch sein Ahnherr einer der Helden war, die Varus Armee schlugen. Die Nazion sezt einen gewissen Werth auf sich — und das ist sehr gut. Bey der ältern Geschichte müste der Unterricht für die erste Klasse nur kurz verweilen. Die neuere ist wichtiger. Die grossen Thaten der Vorfahren unter den Friedrich Wilhelmen und Friedrichen müssen den Geist der Tapferkeit noch auf Jahrhunderte unter den Preussen erhalten; die dankbare Erinnerung der wohlthätigen Aufnahme müssen die spätesten Enkel der Salzburger und Hugonotten an ihr Land attachiren. Und wie wäre es möglich, daß Menschen nicht ihr Land liebten, wenn sie erfahren, mit welcher Anstrengung und Gefahr ihre Vorfahren unter dem grossen Friedrich kämpften, dieß Land noch auf sie zu bringen!

Aus diesem Grunde wünscht ich den Unterricht in der Landesgeschichte (ein Blick in die allgemeine reichte hin diese dem gemeinen Mann begreiflicher zu machen) auch aus dem Bezirk der Kenntnisse der ersten Klasse nicht ausgeschlossen. Hiezu kömmt, daß dieser Unterricht der allgemeinen Neigung aller Menschen zur Geschichte entspricht. Sobald auch der Bauer nur nicht ganz niedergedrückt ist, so wünscht er zu wissen, wer doch wohl in dem Lande, wo er izt wohnt, vor einigen tausend Jahren gewohnt habe? Keine Theile der Bibel werden fleissiger gelesen, als die historischen und die

gemei-

niglich hinten angehängte Historia von der gräulichen Zerstörung Jerusalems. Ich habe auch wohl bey reichen Bauern einen Livius in einer Verdolmetschung des sechszehnten Jahrhunderts und einen deutschen Sleidan gefunden. Man lenke nur diese Neigung.

Christian Wilhelm Dohm.

2.

Des Mag. Sebaldus Nothankers lezte Predigt.*)

Wider den Garten- und Felddiebstahl.

Text.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Acker, — noch alles was dein Nächster hat. 5 B. Mos. 5. V. 21.

Schon seit einiger Zeit sind öftere Klagen vor meine Ohren gekommen, es werden wiederum im Felde und in den Gärten

*) Diese Predigt hat der Herausgeber der zwey Bändchen der Nothankerschen Predigten erst nach dem Abdrucke des zweyten Bändchens vollends entziffert, ist aber, leider! die lezte. Denn der Rest des Manuskripts ist ganz und gar unleserlich. — Uebrigens kann ers seiner Eitelkeit — verzeihe sie ihm, Leser: es ist ja die Eitelkeit eines Anonymen, mithin so gut, als keine! — nicht abgewinnen, den Feinden des gutmeynenden Sebaldus zu gefallen, wenn er welche hat, eine Stelle aus einem Briefe aus Wien, vom 4ten Sept. abzuschreiben: „Die Predigten des Noth. die Sie mir schickten, habe ich gar noch nicht, ausser in einigen Stellen gelesen; sie wurden mir den ersten Tag gleich von einer sehr geistreichen Dame entrissen, und gestern, da ich den Raub wieder eintragen wollte, muste ich sie — nicht weil man sie noch nicht gelesen hatte, sondern weil man

ten so viele Diebstähle begangen. Kaum sey etwas reif geworden, so sey es weg, wenn man es den andern Tag heimthun wolle; es seyn verschiedene Leute im Dorfe, die nur darauf umgingen, andern dasjenige, was sie mit vieler Mühe und mit grossen Kosten gepflanzt haben, gleichsam vor dem Munde hinweg zu nehmen. Man sey nichts gefreuet. Habe Gott auch seinen Segen in dem Felde und in den Gärten gegeben, so sey es nur ein Raub böser Buben. —

Dergleichen Klagen höre ich fast täglich. Man hat mir auch Leute genennt, die wegen solcher Diebstähle stark im Verdacht sind, und es ist ziemlich wahrscheinlich, daß es den Augenblick an den Tag kommen würde, wer die Diebe sind, sobald darauf untersucht würde. Ich habe aber diejenigen, die solche Klagen führten, gebeten, sie mögten es der Obrigkeit noch nicht so gleich klagbar anzeigen; ich wolle bey der nächsten Gelegenheit die heimlichen Diebe in einer Predigt warnen, und hoffe, sie werden sich warnen lassen; man müsse erst alles versuchen, ehe man die Leute ins Unglück stürze, wenn sie auch gleich nicht allemal Mitleiden verdienen; und müsse erst sehen, ob sie sich nicht durch sanfte und ernsthafte Vorstellungen bessern, und von ihren Diebswegen abbringen lassen? — Hälfe es nichts, dann sey ihnen der Weg zum Richter immer noch offen, und diese Dorfdiebe würden alsdann ihrer Strafe nicht entgehen. Machte aber meine Ermahnung Eindruck, so würde es ihnen lieber seyn, ihren Bruder ohne öffentliche

man sie noch einmal lesen will — noch auf drey Tage zurücklassen. Mit Enthusiasmus sprach Sie davon, und will mit Gewalt den Alten kennen. — Ich nannte Ihr die Nestors, die Methusalems, die Anakreons, die Fontenellen, die Voltaires. Dies sind aber alles Ihre Leute nicht. Sie ist eine Wittwe, und will daher wissen, wer Er ist, um ihn zu heurathen. Sein Gretchen lebt, sagt' ich Ihr, und doch will Sie sich nicht abweisen lassen; wenn sie ihn nicht zum Manne haben kann, so will sie ihn zum Papa wählen, Ihr weibliches Herz, das er so sehr errathen haben soll, zu leiten.„ —

liche Strafe gebessert zu sehen. — Die Klagenden wa-waren so billig, meinen Vorstellungen Gehör zu geben, und mir zu versprechen, den Erfolg meiner Ermahnung zu erwarten. Erkennet diese Gütigkeit, ihr, die ihr ihnen Ursache gegeben habt zu klagen, und merkt auf die Warnungen, die ich euch heute, meinem Versprechen gemäß, geben werde.

Nämlich, ich will euch vorstellen

die grosse Sünde, die derjenige begeht, der die Gärten und Felder seines Nächsten bestielt, und will euch zeigen, was für schlimme Folgen es sind, die aus einem solchen Betragen gegen den Nächsten entstehen.

Denn ihr denkt vielleicht, das seyn nur eigentliche Diebstähle, die eine grosse Strafe und schlimme Folgen nach sich ziehen, wenn man einem bey Nacht ins Haus bricht, und ihm sein Geld und seine Haabe entwendet. Diese Gattung von Diebstahl ist freylich noch gottloser, theils, weil man dadurch seinem Nächsten grösseren Schaden zufügt, theils, weil man gemeiniglich zu einem solchen Diebstahle Gewalt gebrauchen muß. Allein bedenkt, daß nicht nur das, was ich in meinem Hause habe, sondern auch alles, was in meinem Garten und auf dem Felde ist, in Sicherheit seyn muß, sonst kann die menschliche Gesellschaft nicht bestehen. Denn deswegen lebt man in Gesellschaft zusammen, damit alle das Unsrige gegen die Anfälle nicht nur der wilden Thiere, sondern auch anderer Menschen gesichert ist. Jedes Glied dieser Gesellschaft ist verbunden, die Güter seines Nachbars gegen die Angriffe des Feindes zu schüzen. Wenn nun selbst Glieder der Gesellschaft unsere Feinde sind, und unsere Gärten oder Aecker beschädigen, sind das nicht die schädlichsten Mitglieder der Gesellschaft? sind sie nicht noch fürchterlicher, als auswärtige Feinde? Vor einem auswärtigen Feinde kann ich mich in Acht nehmen und schüzen — denn ich weis, daß er in keinen guten Absichten kömmt, und verwahre mich gegen seinen Angriff — aber wenn unser Feind mitten unter uns ist, wenn er täglich unter uns herumwandelt, und jede Gelegenheit,

heit, uns zu schaden, ausspähen kann, dann ist er doppelt gefährlich: denn er schleicht in der Nacht umher, und, indem wir uns am sichersten glauben, plündert er unsere Gärten und leert unsere Felder. Daher wenn ich ein Richter wäre, ich würde die Garten- und Felddiebe weit härter, als andere Diebe, bestrafen: denn weil man die Gärten und Äcker nicht verschliessen kann, wie ein Haus, so würde ich die offen liegende Güter durch die Schärfe der auf den Felddiebstahl gesezten Strafe in Sicherheit zu stellen suchen. Wem in's Haus eingebrochen wird, der ist zuweilen selbst Schuld daran: denn durch starke Schlösser und Riegel kann man dem einbrechenden Diebe den Einbruch ins Haus wenigstens schwer machen; aber unsere Gärten und Aecker können wir nicht mit so hohen Mauern, nicht mit so dichten Zäunen umgeben, nicht durch so starke Schlösser, Thüren und Riegel verwahren, daß sie dem Diebe unzugänglich wären, daher muß der Richter scharfe Geseze gleichsam als eine eherne Mauer um sie her ziehen, damit sich niemand gelüsten lasse, etwas aus denselben zu entwenden. — Sehet, dies ist der erste Grund, warum es ein so grosses Verbrechen ist, die Güter eines andern bestehlen. Nämlich ein solcher Dieb stört besonders die ganze Gesellschaft, und wirft die Geseze über den Haufen, kraft welcher alle das Unsrige in Sicherheit seyn sollte, und vorzüglich dasjenige, was wir nicht selbst in Sicherheit hinlänglich sezen können. So ist also der Felddieb ein unnüzes, oder vielmehr höchstschädliches Glied der Gesellschaft, das man in der Gesellschaft keinen Augenblick länger dulden kann, und das aus der Gesellschaft verbannt werden muß.

Zweytens ist der Felddiebstahl auch deswegen ein grosses Verbrechen, weil er uns aller Früchte unserer Arbeit beraubt. Wer einen Acker mit vieler Mühe und mit grossen Kosten eingepflanzt hat, der hofft das ganze Jahr, die Früchte davon einernten zu können — und wenn er dann sie einernten will, so sieht er sich zulezt betrogen, und sieht, daß er alle Mühe und alle Unkosten vergeblich gehabt hat. Ein

fleissi-

fleissiger Mann bauet sein Feld im Schweisse seines Angesichts. Gott gibt ihm seinen Segen, und läst den ausgestreuten Samen nach Wunsch aufgehen, schickt zu rechter Zeit den nöthigen Regen, und der Ackermann sieht seine Lust daran, wie alles in die Höhe schiest, und gerathen ist. Nun denkt er: Von diesem Segen Gottes kann ich und meine Frau und Kinder so und so lange leben; ist die Frucht vollends reif, so wollen wirs einernten. Kaum kann ers erwarten, bis sie reif ist. Er bestellt Arbeiter, und den andern Tag will er die Früchte seines Schweisses sammeln. Aber siehe! Da er kömmt, findet er zu seinem grösten Erstaunen und zum grösten Leidwesen die Früchte abgeschnitten, und sieht sich in Einer Nacht der ganzen Frucht seiner Arbeit beraubt. Er bricht in Klagen aus, und weis sich in seinem Jammer fast nicht zu trösten; und wer wills ihm verdenken? Für wen hat er nun die Last und Hize des Tages ausgestanden? — Um seine Frau und Kinder zu ernähren? — Nein! um einen Dieb zu sättigen! — Für wen hat er das Geld hergeschossen, das sein Acker ihn kostete? Ists zum Nuzen der Seinigen angewendet worden? — Nein! für einen Räuber hat ers hergegeben. Muß das nicht jeden fleissigen Arbeitsmann so verdriessen, daß er alle Lust, arbeitsam zu seyn, verliert? Ist das nicht ein doppelter, ein dreyfacher Diebstahl? Erst stehlt ihr dem ehrlichen, fleissigen Arbeiter das ausgelegte Geld, hernach habt ihr ihm seinen ganzen Fleiß unnüze gemacht, zulezt, da er glaubte ernten zu dürfen, stehlt ihr auch die längst erwarteten Früchte. Hört, ihr Korn- und Obstdiebe! wie gefiele es euch, wenn ihr nun seit langer Zeit auf einen Diebstahl umgegangen wäret; immer wäre euch der Zugang versperrt gewesen; endlich hättet ihr ihn gefunden: aber nun müstet ihr noch viele Riegel und Schlösser durchbrechen, viele Mauern mit der grösten Mühe übersteigen, und endlich nach tausend überstandenen Schwierigkeiten und nach vieler Lebensgefahr säht ihr euch in dem Besize des mit solchem Schweisse eroberten Guts. Aber in dem Augenblicke, da ihr die Beute nach Hause tragen wolltet,

käme plözlich ein anderer daher und nähme sie euch ab. Würdet ihr nicht euer Schicksal verwünschen? Würde es euch nicht unendlich mehr verdriessen, daß man euch nimmt, was euch so viele Mühe gekostet hat, als wenn man euch nur wieder abgenommen hätte, was keine Mühe gekostet hat? — Sezt euch nun in den Fall dessen, den ihr bestehlet. Er kann die Früchte seines Fleisses mit Recht erwarten — ihr hingegen müst in der Angst seyn, man nehme euch wieder ab, was ihr so unrechtmässig erobert habt. Ihr erntet, wo ihr nicht gesäet habt, und esset von den Früchten, die ihr nicht gepflanzt habt — und er soll nicht essen, was ihm von Gott — und rechtswegen gehört? Barbaren seyd ihr, die ihr andern das Brod von dem Munde hinwegrauben könnt. Rohe, unmenschliche Geschöpfe seyd ihr, die ihr nicht den kleinsten Funken von Mitleiden oder menschlichem Gefühle hebt. — Weil dann ihr so leer seyd von Mitleiden, so verdient ihr auch keines. Euer Schicksal wartet auf euch, und es wird euch treffen, und euch, gleich einem Fallstrick, überraschen, wenn ihr nicht von euern bösen Wegen euch abkehret.

Bedenkt ferner, ihr Feld = und Gartendiebe, welche grosse Ungerechtigkeit ihr auch dadurch begeht, daß ihr oft dem Armen das einzige, was ihm noch übrig ist, raubet. Mancher Arme hat sonst nichts, als sein kleines Gärtchen. Er und seine ganze hungernde Familie freuen sich auf die Zeiten, wo sie etwas aus ihrem Gärtchen geniessen, und ihren kleinen Vorrath auf den Winter einsammeln können. Statt daß sie sonsten auf die Herbstzeit sich freuen durften, muß es ihnen nun bange seyn, ob sie dann noch etwas zu ihrer Nothdurft auf ihrem kleinen Felde finden? Ist es nicht himmelschreyend, dem Armen das Bißchen, das er hat, noch entziehen? Wenn stehlen keine Sünde wäre, solltet ihr nicht stehlen, um ihm noch zu geben, statt ihm zu nehmen? Muß nicht sein Klagen über die Härtigkeit eures Herzens vor Gottes Thron dringen, und euch eine schwere Strafe zuziehen? Oder, sprecht ihr, wir stehlen nur

Rei=

Reichen! — Die Reichern in einem Dorfe sind gemeiniglich eure Vorgesezte, oder Glieder von eurer Obrigkeit. Ist das die Ehrfurcht, die ihr ihnen schuldig seyd, daß ihr sie durch Eingriffe in ihr Vermögen beleidigt? Ihr solltet ihr Guth und ihre Haabe gegen jeden ihrer Feinde schüzen — und wäre das nicht billig, da sie euch gegen eure Feinde schüzen, und da ihr der Obrigkeit es zu danken habt, wenn ihr in Ruhe und Sicherheit leben könnet? — statt des Danks aber störet ihr ihre Ruhe. Ihr Undankbaren! was für ein schweres Gericht wird über euch ergehen, daß ihr Gutes mit Bösem vergeltet! daß ihr die von Gott gesezte Obrigkeit so wenig ehret! — Ihr könntet denken, ihr werdet von mir deswegen so scharf angegriffen, weil ich selbst Ursache habe, über Beleidigungen dieser Art zu klagen — und könntet glauben, ich würde vielleicht eines oder das andere nicht sagen, wenn ich weniger eigennüzig wäre; denn nach eures bösen Herzens Sinn ists euch nicht zu viel, euch einzubilden, meine Warnung geschehe nicht aus herzlicher Liebe zu euch, und aus der Absicht, euch zu bessern, sondern aus Zorn über eigenen Schaden. Daher sage ich euch, daß ich nicht so viele Ursache habe zu klagen, als andere, und daß ich — wenn ich auch aufs unbarmherzigste wäre bestohlen worden — dem Dieb oder den Dieben ihre Beleidigung herzlich gerne verzeihen würde, wenn sie nur jeden andern seine Früchte und Pflanzen in Ruhe geniessen liessen; deswegen, weil ich eigentlich nicht für mich, sondern für andere eifere, erwarte ich, ihr werdet meine Warnung desto tiefer zu Herzen nehmen.

Endlich, was noch den Punkt betrifft, daß ihr selbst eure Obrigkeit bestehlet, so könntet ihrs etwa thun auch aus der Ursache, um euch an ihr zu rächen. Ihr habt vielleicht sonsten ein Verbrechen begangen, und darüber die verdiente Strafe erhalten; nun seyd ihr aufgebracht, und denkt etwa, es sey euch zu viel geschehen. „Ha! sprecht ihr nun bey euch selbst; der Richter soll mir das nicht umsonst gethan haben! ich will ihm schon einen Possen dafür thun„ —

und nun geht ihr hin, ihm seine Gärten zu leeren, oder seinen Acker zu verwüsten. Zwar thut ihrs vielleicht nicht gleich den Tag hernach, um nicht den Verdacht zu sehr gegen euch zu erregen; doch vergest ihr eurer Rachsucht nicht, und fügt ihm nach einiger Zeit den gedrohten Schaden wirklich zu. — Ist nun, wie ich fast vermute, Rachsucht die Quelle einiger Diebstähle, so ist dieser Diebstahl doppelt Sünde, erstlich, als Diebstahl an und für sich selbst, hernach als ein Ausbruch einer verdammlichen Rachgierde. Ist nicht Rachsucht diejenige Leidenschaft, die einem Christen am wenigsten zu verzeihen ist? Denn wer war weniger rachsüchtig, als unser Heiland, der Stifter unserer Religion? Hat er seinen Feinden jemalen Böses mit Bösem vergolten? hat er nicht seinen grimmigsten Widersachern verziehen? Sind also nicht Rachgierige diejenigen Glieder seiner Gemeinde, zu denen er an jenem Tage am ersten sagen muß: „Ich kenne euer nicht. Rachgierige können unmöglich Verehrer von mir gewesen seyn, ihr habt den Namen, den ihr von mir erhalten habt, aufs schändlichste gemisbraucht. Christen zu heissen, verdient ihr nicht. Weichet von mir, ihr Uebelthäter! ihr Schänder meines Namens!„

Gesezt aber auch, Rachsucht wäre kein so häßliches und verdammliches Laster — gegen wen wäre sie weniger erlaubt, als gegen die Obrigkeit? Denn wenn die Obrigkeit, die das Schwert Gottes in der Hand hat, und damit straft, den rachgierigen Anfällen der bestraften Bösewichter ausgesezt wäre, wer würde Obrigkeit seyn wollen? oder welche Obrigkeit würde es wagen, ein Verbrechen zu bestrafen? Wenn also die Obrigkeit kein Verbrechen mehr zu strafen sich getrauen dürfte, und vor solchen bösen Buben immer in Furcht leben müste — würden nicht alle Arten von Sünden und Lastern, gleich einem Strom, der aus dem Ufer tritt, die ganze Welt überschwemmen? Müste nicht die ganze menschliche Gesellschaft auseinander gehen, wenn die Obrigkeit in Gefahr geriethe durch Ausübung der Gerechtigkeit? Seyd daher versichert, ihr Diebe, daß Gott

die

die Obrigkeit, die ihre Schuldigkeit gethan hat, und der ihr deswegen Schaden zufügt, mächtig schüzen, und sie an euch rächen wird! Der Herr wird die Beleidigungen, die sie durch Erfüllung ihrer Pflicht sich zuzieht, als eine Beleidigung von sich selbst ansehen, und die Bösewichter vor seinen Richterstul fordern; aber dann werdet ihr nicht so gelinde wegkommen, und werdet euch nicht rächen können.

Ueberlegt zulezt auch dieses! In welchen schlimmen Ruf bringt ihr unser ganzes Dorf! Wird man nicht in der ganzen Nachbarschaft sagen: „Gottlob! daß wir nicht in dem bösen Dorfe wohnen, in welchem man pflanzen muß, damit andere ernten! Bey uns geniest doch jeder die Früchte seines Fleisses; aber da, bey unsern Nachbarn, muß man, so oft man des Morgens aufsteht, befürchten, man finde, wenn man in seinen Garten kömmt, das Beste daraus gestohlen. Haben denn die Leute keine Obrigkeit? oder ist die Gerechtigkeit da so schläfrig? *) Kömmt ein Sohn aus dem diebischen Dorfe, um eine von unsern Töchtern zur Frau zu begehren — wir geben sie ihm nicht; sollen wir sie hinziehen lassen, damit sie das, was sie in dem Schweisse ihres Angesichts gepflanzt hat, von andern verzehren sieht? — Oder will bey uns einer sich niederlassen — wir nehmen ihn nicht unter uns auf. Müsten wir nicht befürchten, er seye einer von den dortigen Felddieben? und könnten wir nicht alsdann selbst um die Früchte unserer Arbeit betrogen werden?„ — So werden die Nachbarn schlimm von uns urtheilen, wenn dieses grosse Uebel des Diebstahls noch ferner unter uns fortdauern sollte. Dürfen wir alsdann die Augen gegen einen fremden Menschen aufheben?

Zwar was wird euch das rühren, in welchem Rufe unser Dorf steht? ob in einem guten, oder einem bösen? wenn ihr nur gestohlenes Brod essen könnt. — Wenn es dann

*) Es scheint, Nothanker hat hier wirklich selbst der Obrigkeit einen verstekten Verweis geben wollen, die — wie s in Polizeysachen öfters geschieht – sich Schläfrigkeit zu Schulden kommen ließ. Der Herausg.

dann euch nicht rührt, so rühre euch, ihr niederträchtigen Menschen! die Strafe, die euer gewiß erwartet!

Nun will ich noch einiges reden von den Ursachen, die euch allenfalls bewegen könnten, andere zu bestehlen. Ihr thuts entweder aus Bosheit, oder aus Faulheit, daß ihr nicht selbst die Mühe des Pflanzens über euch nehmen wollt, oder aus Armut, daß ihr glaubt, zum Stehlen genöthigt zu seyn.

Stehlt ihr aus blosser Bosheit, stehlt ihr deswegen, weil ihr Freude daran habt, andern die Früchte ihrer Arbeit zu entziehen, und weil es euch etwan inniglich freuet, wenn ihr andere über ihr Unglück so sehr klagen und jammern hört; ist euer Herz so verdorben, daß ihr über den Schaden des andern Vergnügen empfindet — dann seyd ihr so verruchte Bösewichter, daß ich jedes Wort der Ermahnung, das ich euch sagen wollte, für verloren halte; dann verdient ihr nichts anders, als aus der Gemeinde, gleich räudigen Schafen, den Augenblick ausgestossen, und den Gerichten Gottes überlassen zu werden. Denn es könnte euch über kurz oder lang einfallen, das Dorf anzustecken, um es niederbrennen, und alle Leute am Bettelstab zu sehen.

Vielleicht aber ist der eine oder der andere unserer Feld- und Gartendiebe nur zu faul, sein Brod in dem eigenen Schweisse seines Angesichts zu essen, und hält es für bequemer, andere für sich pflanzen zu lassen, gleich den Hummeln, die selbst Honig zu machen zu träge sind, und ihn den fleissigen Bienen zu stehlen suchen. — Gehe hin zur Ameise, du Fauler! und lerne von ihr fleissig seyn, und laß dich von diesem kleinen, verächtlich scheinenden Thiere beschämen; sie sammelt mit grosser Emsigkeit ihren Vorrat, und trägt den Sommer über ein, um im Winter nicht zu darben. Wer nichts zu essen hat, ist gröstentheils selber schuld: denn wer arbeiten will, findet überall Arbeit genug, und kann sich allezeit so viel verdienen, daß er zu leben hat. Daher verdient der Faule kein Mitleiden, und wird

er über seinen Diebstählen ertappt, so wartet seiner die Strafe so gut, als eines andern. — Aber das ist doch sonderbar, daß solche faule Leute lieber die Mühe sich nehmen, das Brod auf eine unehrliche Art zu erwerben, als auf eine ehrliche Art sich zu nähren. Mich dünkt, daß sie das Stehlen oft mehr Mühe kosten müsse, als das Arbeiten. Muß der faule Dieb nicht ganze Nächte auf seinen Raub lauern? muß er nicht öfters Schwierigkeiten überwinden, um zu seinem Zwecke zu gelangen? — Versucht es nur, ihr Faulen, ob ihr nicht mit weniger Arbeit wegkommt, wenn ihr anfangt, euch euer Brod auf eine ehrliche Art zu erwerben. Im Anfange wird es euch einige Anstrengung kosten, aber nach und nach werdet ihr euch so an die Arbeit gewöhnen, daß ihr euch wundern werdet, wie ihr auf dem mühseligen und gefährlichen Wege der Diebe wandern konntet. Ists alsdann nicht besser, wenn ihr euer Brod in Ruhe esset, weil ihrs euch durch eurer Hände Arbeit verdient habt, als wenn ihr beym Genuß desselben immer in der Angst seyn müsset, eure Diebstähle werden entdeckt und bestraft werden?

Endlich werden vielleicht einige von der Armut zum Stehlen gereizt. Seyd ihr durch eure eigene Schuld arm geworden, so bedenkt, daß ihr die Herzen eurer Mitbürger noch mehr gegen euch verschliest, wenn ihr nicht nur das Eurige durchgebracht habt, sondern auch andere arm machen wollt. — Seyd ihr aber durch Unglücksfälle arm geworden, ohne eure Schuld, so weis ich gewiß, daß jedermann so vieles Mitleiden haben wird, euch ein Stückchen Brod zu geben. Man theilt ja viel lieber selbst dem Armen etwas mit, als daß man sich von ihm nehmen läst. Wenn der Arme sich fromm und ehrlich aufführt, so verläst ihn niemand in der Noth; aber mit armen Bösewichtern hat niemand kein Mitleiden. — Wer also arm ist, der sage es — man wird ihn nicht hungern lassen. Wer sich aber schämt, seine Armut zu bekennen, der schäme sich alsdann doppelt, wenn er von der Obrigkeit zur öffentlichen

Schande ausgestellt wird! — Wer arm und lasterhaft ist, stürzt sich und seine Familie, statt sie aus der Armut herauszureissen, in ein noch tieferes Elend; denn er wird entweder gefangen gesezt — alsdann ist seine Frau und Kinder sich selbst, mithin dem schrecklichsten Mangel überlassen, — oder es wird ihm eine Geldstrafe angesezt — dann kömmt der Gerichtsdiener, und nimmt ihm, weil er nicht bezahlen kann, alles aus dem Hause hinweg, was er noch übrig hatte. Wie werdet ihrs aber verantworten, wenn ihr die Eurigen ganz und gar zu Bettlern macht? wenn ihr euch in solche Schande stürzt, daß eure Frau sich ihres Manns, und die Kinder sich des Vaters schämen müssen? Wollen sie einmal selbst in der Welt ihr Brod ehrlich erwerben, gibts ihnen nicht immer einen Anstoß, wenn es heist: „Der Vater dieses Kinds ist der berüchtigte Feld- und Gartendieb gewesen! Dem Sohn muß auch nicht viel zu trauen seyn, denn was kann er bey seinem Vater anders gelernt haben, als stehlen?„ So wird man alsdann sprechen, wenn euer Sohn einmal Arbeit verlangt — und vielleicht spricht man nicht allezeit ohne Grund so. Denn welche Kinderzucht kann ein Dieb haben? was können Kinder Gutes von einem verstolenen Vater lernen? — Und sagt er ihnen auch etwas Gutes, wie kanns Wirkung bey ihnen haben, da euer Leben den Lehren, die ihr gebt, widerspricht? Freylich aber noch schrecklicher wäre das, wenn der Vater oder die Mutter die Kinder selbst zum Stehlen anhielten, und ihnen über die Mauern zu steigen, oder durch die Zäune zu schlüpfen befohlen; wenn sie ihnen sagten: sehet doch jenen schönen Kohl, den müst ihr heute Nacht holen; seht, dort werden die Früchte reif seyn, den Baum müst ihr nun ableeren. Welch' eine Verantwortung vor Gott! Die ihr ernähren solltet, bringt ihr an den Bettelstab! und die ihr lehren solltet, man solle dem Nächsten sein Gut helfen bessern und behüten — die lehret ihr stehlen. Der Fluch, der gewissenlosen Eltern gedroht ist, wird euch treffen!

O ihr! die ihr durch euere diebische Hände uns die Früchte unsers Fleisses und alle Freude darüber so unbarmherzig raubet —

bet — sündiget doch hinfort nicht mehr. Laßt jedem das Seinige — das ist billig, und thut ihrs nicht, so könnt ihr nicht in der Welt leben, ohne von allen menschlichen Gesellschaften gehaßt und ausgetrieben zu werden — und sucht euch durch Fleiß auch etwas eigenes zu erwerben, damit ihr nicht nöthig habt, oder nicht gereizt werdet, von dem Brode anderer zu entwenden. Denkt, so oft ihr in bösen Absichten ausgeht, an diese väterliche Warnungen, die ich euch heute gebeben habe: wo nicht, so denkt her nach an den Richter hier — und vorzüglich an den Richter dorten! ꝛc.

---

3. Familienanekdote.

Herrmann Riedesel von der Brackenburg, auf dem Scheder Berge zwischen Göttingen und Münden, Ritter, war in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts am Hofe Landgrav Ludwigs von Hessen. Röhrig von Röhrenfurth Erbmarschall von Hessen, der lezte seines Geschlechts, lebte am nämlichen Hofe und hatte eine Tochter Margrethe, seine einzige Erbin. Riedesel und Margrethe liebten sich — jedermann, selbst der Landgrav wünschten sie vereinigt zu sehen, nur Röhrenfurth versagte alles Bittens und Verwendens ohngeachtet, hartnäckig seine Einwilligung, weil er eine vortheilhaftre Heurath für die reiche Erbin suchte. Einst war Riedesel auf der Jagd; er hört um Hülfe rufen; er eilt als ein rechtschaffner Ritter dem Rufe des Nothleidenden entgegen; er kommt näher und erblickt — den Vater seiner Geliebten unter den Händen der Räuber, die eben im Begriff waren dem wehrlosen Greis das Leben zu nehmen; er eilt vollends hinzu, verjagt die Räuber und rettet Röhrenfurthen. Dieser dankt dem unbekannten Ritter — er war im Harnisch und hatte den Helm auf'm Haupte — und bittet ihn, etwas als einen Beweis seiner Erkenntlichkeit von ihm zu verlangen. Riedesel bittet um Margrethens

Hand — Röhrenfurth verspricht sie ihm, unter der Bedingung, daß er ein Ritter seyn müsse. Riedesel nimmt den Helm ab; ohngeachtet nun aber der Erbmarschall in seinem Retter denjenigen erblickt, dem er seine Tochter so hartnäckig versagt hatte, so bestätigt er doch sein Versprechen, nimmt Riedeseln mit sich und stellt ihn seiner erstaunten Tochter als seinen Retter und ihren Bräutigam vor. Kurze Zeit drauf wurde dieses liebende Paar, unter jedermanns Beyfall, vereinigt, besonders gab der Landgrav seine Zufriedenheit dadurch zu erkennen, daß er Riedeseln im Jahr 1457 mit dem Erbmarschallenamte in Hessen belehnte. Aus dieser glücklichen Verbindung stammt das ganze heutige Geschlecht derer Riedesel, Freyherrn zu Eisenbach, Erbmarschalle in Hessen her, nachdem die beyden ältern Linien, die Cambergische und Bellersheimische, ausgestorben sind, und von Margrethen von Röhrenfurth rühret der gröste Theil derer Güter her, die dieses Geschlecht im fränkischen Rittercanton, Rhön und Werra und in Hessen besizt.

Durch diese ganz wahre und durch mündliche Ueberlieferungen und einige andre Denkmäler erhaltne Anekdote, wünschte ein Glied dieses Geschlechts demselben den Vorzug zu verschaffen, den das Berlichingische Herrn Göthe zu danken hat. Er sezt deswegen auf ein Drama über diese Anekdote unter dem Titel: Hermann Riedesel, einen Preis von zwanzig Dukaten, der in der Michaelmesse des Jahrs 78 zu Leipzig von dem Verleger dieses Museums, dem Verfasser desjenigen Stücks ausbezahlt werden wird, dem Herr Hofrath Leßing diesen Preis zuerkennen wird. Diejenigen, welche um diesen Preis konkurriren wollen, schicken ihre mit einer Devise bezeichneten Arbeiten und mit einen versiegelten Billett, das ihren Namen, Karakter und Aufenthalt enthält, nebst der Erklärung, ob sie öffentlich genannt seyn wollen, im Fall sie den Preis erhielten, an den Verleger des Museums ein, und erhalten dagegen die Versicherung, daß nur das Billet desjenigen eröfnet werden soll, dessen Arbeit der Preis zuerkannt wird.

---

4. Ueber

4.
Ueber die Kaffeegesezgebung
von
Christian Wilhelm Dohm.

Vorausgesezt und als hinlänglich bewiesen angenommen, daß der häufige und allgemeine Gebrauch des Kaffee ein wahres politisches Uebel vieler deutschen Länder sey; daß diese Konsumtion eine erstaunende Menge Geldes wegnehme, von dem bey weitem der kleinste Theil durch die Prozente der Krämer im Lande bleibt, der ungleich grössere aber unter die Holländer, Franzosen und amerikanischen Pflanzer vertheilt wird; daß wenige Länder den Kaffee mit ihren Produkten, sondern meistens mit baarem Gelde bezahlen, daß dieses baare Geld ganz verlohren werde, weil nur eine Waare des augenblicklichsten Genusses dafür eingetauscht wird; daß neben vielen andern politischen und moralischen Gründen auch die immer mehr zunehmende Ueppigkeit und besonders der Gebrauch des Kaffee, unter den Besizern der Güter und in der ganzen produzirenden Klasse den Verfall des Landbaues, die Abnahme der Indüstrie und aller natürlichen und künstlichen Produktionen veranlasset habe; daß der Kaffee in unserm Klima gewiß keine so vortheilhafte Mischung der Säfte hervorbringe als Wein und Bier, und besonders der arbeitenden Klasse keine Kräfte gebe; daß er diese zur Faulheit, zum sizenden Leben, zur Leckerey und zu einer schädlichen und insipiden Gattung von Geselligkeit gewöhne. Daß er den Arbeitslohn der Manufakturarbeiter, Handwerker, der Taglöhner und Bedienten erhöhe; daß er die ehmals so ansehnliche Bierbrauerey und den davon abhängenden Hopfenbau, auch zum Theil den Weinbau — alles natürliche Indüstrie von Deutschland — ausnehmend vermindert habe: vorausgesezt, sag ich, daß alle diese Daß ihre

ihre Richtigkeit haben und sowol durch Schriftsteller als die Bemühungen der Gesezgeber hinlänglich bewiesen sind, will ich mich berechtigt halten, gethane Dinge nicht noch einmal zu thun. Ich nehme also als bewiesen an: der häufige Gebrauch des Kaffee, besonders unter den arbeitenden Klassen, ist ein grosses politisches Uebel, und gehe sogleich über zu einem Versuch, die Frage: Wie kann dieß Uebel gehoben werden? zu beantworten.

Daß es noch nicht gehoben sey, liegt am Tage. Allen medizinischen und politischen Beweisen und Deklamationen gegen den Kaffee in Journalen, Wochenschriften u. s. w. allen Verboten, Strafen, Auflagen, allen Heeren von Zoll- und Accisebedienten zum Troz wird noch immer eine erstaunende Menge Kaffee jährlich in Deutschland vertrunken. In keinem Dorfe des nördlichen Deutschlands (denn in die Weinländer des südlichen ist der Kaffee noch nicht so durchgedrungen*) wird man in einem nur erträglichen Bauerhause ein kleines Kaffeeservis nicht vermissen; auf keinem Marktplaz eines Landstädtchens wird man ein Krämerweib ohne ihren Kaffeenapf sehn; keine Frau, die nur etwas über den Pöbel sich erhaben glaubt, wird es sich versagen, ihren jährlichen Zirkel von Kaffeevisiten durchzulaufen. Umsonst haben sich also Gesezgeber, Philosophen und Aerzte verbunden, umsonst das medizinische und politische Anathema ausgesprochen; noch immer hat sich das braune Zaubergetränk glücklich erhalten, der Geschmack hat über die Vernunft, die Mode über die Geseze gesiegt. Nothwendig muß also in den bisherigen politischen Verfügungen irgend ein Fehler liegen, der sie fast ganz unwirksam gemacht hat. Ich will mich bemühn, diesen Fehlern bey einigen der wichtigsten nachzuspüren.

Ein

*) In einer ansehnlichen Stadt im Elsaß fragte mich die Wirthin, als ich eine Portion Kaffee verlangte, ob ich denn mehr wie Eine Tasse trinken wolle? Der geringste Dorfwirth wird bey uns nicht eine so einfältige Frage thun. Er versteht unter einer Portion oder unter einem Kaffee wenigstens 6 - 8 Tassen.

Ein gänzliches Verbot der Einfuhr des Kaffee — scheint beym ersten Anblick das simpelste und sicherste Mittel, die Konsumtion dieses Getränks abzuschaffen. Aber selten rechtfertigt eine genauere Entwicklung das Resultat des ersten Anblicks. So auch hier. Eine Sache, die schlechterdings verboten ist, wird nach dem bekannten Grundtrieb der menschlichen Natur nur ein desto reizendrer Gegenstand der Begierde. Dieß ist noch mehr der Fall, wenn das Verbot einen sinnlichen Genuß betrifft, an den man seit früher Jugend sich gewöhnt hat, und der nach und nach ein Bedürfniß geworden ist, dessen Befriedigung man sich nicht mehr versagen kann. Wenn die Regierung das Opfer dieser Befriedigung verlangt; so scheint sie den meisten Bürgern etwas Ungerechtes zu fodern; sie scheint ihnen einen Genuß zu beneiden, der eben dadurch nur desto lieber wird.

Eine weise Regierung muß sich soviel möglich hüten, Geseze zu geben, die auch nur einen Schein von bloß willkührlichen Verfügungen haben. Der Unterthan denkt bey ihnen, wenn er es auch nicht sagen darf, daß die Regierung einen Eingriff in seine Rechte thue, und er hält sich nicht moralisch verbunden ihr zu gehorchen. Er handelt also, ohne sich selbst Vorwürfe zu machen, gegen das Gesez, so oft er glaubt, der Strafe entwischen zu können. So hier bey einem allgemeinen Kaffeeverbote. Der gröste Theil der Bürger ist nicht fähig die politischen Bewegungsgründe der Gesezgeber einzusehn, und es ist unmöglich, die Begriffe von Tausenden durch eine Verordnung auf einmal umzustimmen. Last doch immer, sagt der Unterthan, der in unsern meisten Staaten vom Patriotismus gar keinen Begriff hat, last doch immer den Holländer und Martiniquer das Geld für meinen Kaffee bekommen, — was kümmert es mich, wenn ich ihn nur trinken kann. Hierzu kömmt, daß bey einem solchen Verbot der Schein von einer bloß willkührlichen Bestimmung unmöglich vermieden werden könnte. Man muß natürlich einen gewissen Zeitpunkt bestimmen, mit dem das Verbot seine Wirksamkeit bekommen, und vor dem die Krämer sich

von ihrem angeschafften Vorrath losmachen sollen. Dieß beleidigt den Menschenverstand des gemeinen Bürgers. Wie kann, raisonnirt er, eine Sache am ersten Junius ein Verbrechen werden, die am 31sten May noch ganz erlaubt und löblich war? Ich weis wohl, daß er falsch raisonnirt, aber er thut es, und beruhigt sich dadurch gegen das Gesez zu handeln, so oft er kann.

Und dann, sollte wohl auch nicht nach der Empfindung gebildetrer Bürger in einem so allgemeinen, strengen Verbot etwas Hartes und Unbilliges liegen? Mir, ich gestehe es, scheint es so. Der Genuß des Kaffee ist durch die Gewohnheit nach und nach unter uns entstanden; die Regierung hat diese Gewohnheit stillschweigend gebilligt und entstehn lassen. Hätte sie sich gleich anfangs derselben widersezt; hätte sie vor achtzig Jahren unsre Vorfahren abgehalten, ihr gutes Bier mit dem levantischen Getränk zu verwechseln, und uns fast unmittelbar nach der Muttermilch mit Kaffee zu nähren: so würden wir izt nicht so an dieses Getränk gewöhnt seyn; so würden wir nicht so ein reizendes Vergnügen darin finden; so würden so viele unter uns es nicht für ein nothwendiges Mittel halten, ihren Geist zur Arbeit zu stärken und zu erheitern? Ist es unsre Schuld, daß wir so gewöhnt sind, und wer gibt der Regierung ein Recht, uns auf einmal einen Genuß zu verbieten, der unter ihren Augen und mit ihrer Billigung ein Bedürfniß für uns geworden ist?

Dieß wird das stille Raisonnement vieler Bürger seyn, und man wird nicht unrecht sich einem Gesez zu entziehn glauben, das auf eine unbillige Weise einen gewohnten Genuß nehmen will. Man wird den Kaffee mit dem stolzen Gedanken einschlurfen, daß man die Rechte der Menschheit räche, und sich den willkührlichen Verordnungen despotischer Beherrscher entziehe; und die Kaffeegesellschaften werden neues Leben und frische Reize bekommen, weil sie zur Würde einer ecclesia pressa erhoben sind.

Diese Gesellschaften mit dem verbotnen Material zu versorgen, dazu wird es an Mittelsmännern nie fehlen. So oft eine Waare, an deren Konsumtion man lange gewöhnt ist, in einem Lande verboten ist; so wird sie für die Kaufleute aller benachbarten Lande nur desto mehr ein Gegenstand der Handelsspekulation. Das Verbot macht, daß die Waare nicht ohne Gefahr eingeführt werden kann. Diese Gefahr wird ein neuer Theil des Preises und erhöhet den Gewinn des Schleichhändlers. Dieser zieht izt für eine kleinre Quantität Waare weit mehr Geld aus dem Lande, als vorher für eine grössere.

Der Schleichhandel ist in einem grossen aneinanderhängendem Reiche, wie Frankreich, Spanien, in einer Insel, wie Großbritannien, vielleicht zu hindern; aber in unsern deutschen immer getrennten und zerstückten mit funfzig Nachbarn umringten und durchkreuzten Staaten unmöglich. Ueberhaupt, dünkt mich, hat man es bey eingeführten Zwangsgesezen der Einfuhr und Ausfuhr sehr oft übersehn, daß die Lage unsrer Staaten bey weitem nicht alles erlaube, was in den Ländern, von denen man kopirte, sehr wohl möglich ist.

Die grosse österreichische Monarchie ist vielleicht (wenigstens in ihren grössern Theilen) unter den deutschen Staaten die einzige, welche Ein- und Ausfuhr wirksam regieren kann. In einem Theile der preussischen Monarchie (wo noch der Vortheil einer vorzüglich strengen Aufsicht hinzukömmt) ist es vielleicht auch möglich. Aber in den andern Staaten von mittlerer Grösse scheint es mir fast ganz unmöglich, und die Unwirksamkeit dieser Art von Gesezen in Sachsen, Hannover, Hessen, Pfalz beweist es. Von den kleinern Staaten, die oft fast bloß Gränze sind, will ich nicht einmal reden. Sie müsten alle ihre Ackerleute zu Akzise- und Zollbedienten machen, und ihr Land von Unterthanen entblössen, um ihre Linien zu unterhalten.

Die Erfahrung hat in dem Fall, von dem ich rede, schon laut genug in mehrern Ländern und noch in den neue-

sten

sten Jahren geredt. Die strengsten Kaffeeverbote haben die Konsumtion nicht vermindert. Sie haben nur gedient die Kaufleute und Krämer der benachbarten Länder zu bereichern, und weit mehr Geld aus dem Lande entlockt, als vor dem Verbot ausging. Mehr als eine kleine Landstadt verdankt noch izt ihren zunehmenden Wohlstand den strengen Kaffeeverboten der Nachbarn.

Hiezu kömmt noch, daß man dem Schleichhandel bisher doch immer eine Thür offen gelassen hat. So streng ein Kaffeegebot auch seyn mogte, so war es doch, so viel ich weis, noch nie ganz und im eigentlichen Sinn allgemein. Immer hat man noch eine kleine bestimmte Einfuhr für die Konsumtion des Hofes und der vornehmsten Bedienten erlaubt. Nur allein in Schweden finde ich eine ganz allgemeine Untersagung der Einfuhr vieler Waaren des Luxus, und unter ihnen auch des Kaffee, ohne daß irgend einer Ausnahme erwähnt würde.*) Diese muß natürlich zwey schädliche Folgen hervorbringen: Erstlich, mit der erlaubten Quantität schleicht sich noch eine viel größre sehr bequem ein, bey deren verstohlnem Verkauf und Genuß sehr viele Menschen interessirt sind; zweytens vergrössert die Ausnahme natürlich den Haß des Gesezes und die Neigung ihm entgegen zu handeln.

Fast alle diese Betrachtungen bleiben, wenn man den Kaffee auf einmal mit einem sehr hohen Impost belegt. Dieser Impost ist nichts anders, als ein Verbot des Kaffee für einen Theil der Unterthanen. Denn natürlich können nicht so viele Menschen eine Waare kaufen, wenn sie 16 ggl. kostet, als da sie 6 kostete, und alle wünschen sie zu dem geringern Preise zu haben. Nur wenige Bürger sehn dergleichen Auflagen als Mittel an, die Handlung und Konsumtion einzuschränken und zur allgemeinen Wohlfahrt zu regieren; sie betrachten sie nur als Finanzoperationen einer Regie-

*) S. diese schwedische Verordnung vom Jahr 1756 im büschingischen Magazin Band 2, p. 375.

Regierung, die auf Kosten ihres Genusses sich bereichern will. Daher der allgemeine Widerwillen des Volks sich dergleichen Gesezen zu fügen; daher selbst bey rechtschaffenen Bürgern, die in andern Fällen um der grösten Vortheile willen sich keine Betrügerey erlaubten, die Neigung, Zoll- und Akzisedefrauden entweder selbst zu unternehmen oder doch bey andern zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Diese Denkungsart wird man fast in allen Ländern finden. Ein Mann, der sich einer Grundsteuer oder einer andern hergebrachten Auflage entziehn will, und sie ohne die höchste Noth nicht abträgt, wird nie Entschuldigung oder Mitleiden bey seiner Strafe finden. Aber ein Akzisebetrüger trifft überall sympathisirende Herzen an. Der frömmste Mann, der gehorsamste Unterthan findet es hart, wenn er die Strafe leidet, die er doch vorher wuste. Man erzählt mit Wohlgefallen lustige Erfindungen, durch welche die Akzise betrogen wurde, und niemand glaubt Unrecht zu thun, wenn er Kontrebande verhehlen hilft. Sie zu verrathen, wird unter dem Volk sogar für Schande gehalten.

Alles dieß trifft noch mehr zu bey einer Waare, an deren Genuß man gewöhnt, und deren wohlfeiler Preis ein gemeinschaftliches Interesse Aller ist. Unsre Sinnlichkeit verbindet sich mit dem Haß gegen die Auflage; unsre Sympathie mit unserm gefallnen Mitbürger wird verstärkt, weil wir eben so gut, wie er, die Reizung zum Verbrechen empfinden.

Wenn auch bey einem gänzlichen Verbot der Schleichhandel nicht verhindert werden kann; so ist er bey einer starken Auflage noch unendlich leichter. In jenem Fall läst es sich doch denken, daß eine äusserst strenge Aufsicht, eine ausnehmende Genauigkeit, eine exakte Kontrolirung u. s. w. doch wenigstens einigermassen die Bestechung der Akzise- und Zollbedienten verhindere. Freylich kömmt die Waare auf andern Wegen doch ins Land, aber man kann doch wenigstens entdecken, ob es durch Untreue der Bedienten geschehn sey, und diese durch sehr harte Strafen schrecken.

Aber wenn nur eine starke Auflage da ist, wie will man hindern, daß bey hundert Zentner verakzisicten Kaffee nicht noch funfzig einlaufen, die nicht angegeben worden? Die Schwierigkeiten vermehren sich hier ins Unendliche, und ich berufe mich auf die Erfahrung aller Staaten, wo die strengste und beste Ordnung eingeführt ist, und glaube nach dieser behaupten zu dürfen, daß es ganz unmöglich sey, durch bloß starke Auflagen die Konsumtion des Kaffee merklich einzuschränken.

Man empfand ohne Zweifel alle diese Schwierigkeiten und man hoffte ihnen auszuweichen, wenn man nicht mittelbar die Einfuhr, sondern geradezu und unmittelbar die Konsumtion des Kaffee einschränkte. Man sah, daß sie in den Ständen des Bauern, des Handwerkers, und gemeinen Bürgers vorzüglich schädlich sey; man verbot also diesen schlechterdings den Gebrauch des Kaffee und auch der Geschirre, aus denen man ihn zu trinken pflegt. Man sezte Strafen für die Uebertretung, die das Kaffeetrinken mit den abscheulichsten Verbrechen in Einen Rang bringen; man stellte die strengsten und häufigsten Durchsuchungen an, man befahl den Krämern, nie an unkaffeefähige Personen zu verkaufen. Diese Einrichtungen schienen am feinsten ausgedacht, alle Ausflüchte zu benehmen und den bisher verfehlten Zweck zu treffen; — aber die Erfahrung lehrte, daß auch sie nicht trafen.

Vielmehr schien das Gefühl von natürlicher Gleichheit der Menschen aller Stände (ein Gefühl, das im Herzen des Volks sich immer regt, wenn es einmal empfindlich beleidigt scheint) hier recht kränkend verlezt. „Wenn es ungesund ist, Kaffee zu trinken, unpolitisch, das Geld für eine solche Waare aus dem Lande zu schicken, warum sind denn unsre Obern und Beamten so wenig besorgt für ihre Gesundheit, warum schicken sie ihr Geld aus dem Lande?„ So urtheilte das Volk, und kann man sagen, daß es ganz unrecht urtheilte? Freylich zwar bringt der häufige Gebrauch des Kaffee unter den arbeitenden Klassen des Volks weit schäd=

schädlichre Folgen hervor als unter den höhern; aber kann man von diesen Klassen verlangen, daß sie sich in den hohen Gesichtspunkt der Regierer erheben, und die Sache mit dieser Augen sehn sollen? Muß das Volk nicht vielmehr ein solches Verbot bloß für eine Ausübung der höchsten Gewalt halten, welche aus willkührlichem Eigensinn das braune Getränk für sich allein behalten will, und dem armen Volk den kleinen Trost misgönnt, bey dem Kaffeetopf über seine Lasten zu klagen?

Das Volk hat freylich Unrecht, die Sachen so anzusehn, aber wenn es dieselben nach seiner Lage nicht anders sehn kann; so muß sich eine weise Regierung hüten, es in diese Lage zu sezen. Die Regierung hat fast immer das Vermögen, die Gedanken und Empfindungen des Volks zu lenken, wie die Wasserbäche; und sie sollte von diesem kostbaren Vermögen fleissig Gebrauch machen. Immer sollte man es vermeiden, das Volk seine Unterwürfigkeit und Abhängigkeit noch mehr empfinden zu lassen, und vorzüglich nicht durch Beraubung eines angenehmen und gewohnten sinnlichen Genusses. Diese Privation wird noch kränkender, weil sie an die Niedrigkeit des Standes erinnert. Bey jedem Anblick eines Kaffeegeschirrs sagt sich der gemeine Mann: „ich bin nur gemeiner Mann„ und solche Erinnerungen sollte man ihm ersparen, soviel nur immer möglich. In allen unsern Ländern muß es Augenmerk der Regierung seyn, den Geist des Volks zu heben, zu stärken, zu erheitern, — nicht niederdrücken, schwächen, mismütig machen! Denn wie wollen wir sonst bey allen den drückenden Auflagen, der kostbaren Justiz, den Frohnen, Kriegsetat u. s. w. — zunehmendes Aufleben von Indústrie, Verbesserung des Ackerbaues, Vermehrung und Erweiterung der natürlichen und künstlichen Produktionen hoffen?

Zwar muß Unterschied der Stände nothwendig immer bleiben, und jedem Staate sollten alle Mittel willkommen seyn, die nicht den Stolz aber die Würde, nicht den Prunk aber den Reichthum des Adels erhielten. Mit seinem Ver-

fall wird sicher der wahre Wohlstand eines monarchischen Staats immer in gleichem Verhältniß fallen. Wahre Politik wird also immer dem Adel seine reellen Vorzüge zu erhalten und wo möglich seine innere Stärke zu vergrössern suchen. Der Adel muß allemal vorzüglichen Antheil an der Regierung haben, und die höchsten Stellen nicht nur im Militair- sondern auch im Civilstande, sollten der Regel nach nur mit Adlichen besezt werden. Das Verdienst darf deswegen nicht klagen, daß es zurückgesezt werde, es kann Belohnung genug finden, wenn es gleich nicht zu den höchsten und ersten Stellen gelangt, — und die wenigen Bürgerlichen, die ihr seltnes Verdienst dahin führte, müsten allemal dem Korps des Adels einverleibt, und zu einem bleibenden Etablissement in dem Lande, das sie regieren, bewogen werden.

Eben so billig müssen alle andre Bediente des Staats wesentliche Vorzüge vor den übrigen Bürgern geniessen. Der aufgeklärteste und reichste Mann, der nur sich selbst dient, muß doch allemal dem nachstehn, der dem Staate dient. Es ist ein grosses Glück, daß Rang und äußre Ehre unter uns einen konvenzionellen Werth haben, weil man damit dem Staat geleistete Dienste bezahlen kann. Aber diese Bezahlung reicht doch allein nicht hin. Es wird in allen Staaten immer mehr nothwendig, den Mann, der allem Erwerb im Ackerbau, Manufakturen und Handel entsagt und bloß für das Beste der produzirenden Klassen beschäftigt ist, noch besser zu entschädigen, wie es bis izt geschehen ist. Sicher würde dieß die Denkart und den Karakter der Diener des Staats veredeln. Man bringe nur richtigre Proporzion zwischen die Besoldungen und die Kornpreise, und man wird die Justiz- und Finanzbedienten rechtschaffener machen, man wird ihre Seelen über die kleinen Kunstgriffe des Gewinns und der Unterdrückung erheben, und man wird mit unerbittlicher Strenge den Schurken strafen können, weil er kein Bedürfniß hatte Schurke zu werden. Man wird die Wittwenkassen (diese künstlichen Nothbehelfe, deren die besoldete Klasse izt fast nicht mehr entra-

then kann) entbehrlich machen. Man wird den Ehestand wieder befördern und die Eltern in den Stand sezen, ihren Kindern eine vernünftige Erziehung zu geben.

So gerecht, so nöthig diese Vorzüge für den Adel und die Bediente des Staats sind; so müssen sie doch nie in dem ausschliessenden Rechte zu einem sinnlichen Genuß bestehn. Nur bey wilden und rohen Nazionen sezen die Despoten einen Werth darin, daß sie gewisse Dinge allein geniessen, und verweigern sie grausam den Unterdrückten. Nirgend ist dieser Unterschied weiter verfolgt, als auf der berühmten Insel Otaheite im Südmeer. Nicht nur (erzählt Hr. von Bougainville) sind Fleisch und Fische bloß eine Nahrung der Vornehmen, sondern diese brennen auch eine besondere Art Holz, dessen sich die Gemeinen nicht bedienen dürfen.

Bey einer kultivirten Nazion ist der sinnliche Genuß zu klein und zu niedrig, um einen würdigen Vorzug der edlern Bürger zu bilden. Das Recht eines spanischen Grande, sich vor seinem König zu bedecken, ist nicht lächerlich; aber wer könnte sich des Lachens enthalten, wenn man ihm unter den Vorzügen des Adels auch le privilége de prendre une tasse de caffé herzählte? Und was würde die Nachwelt urtheilen, wenn unsre Maler den Einfall hätten, neben dem Helm und die Waffen eines edeln Mannes auch einen Kaffeetopf zu stellen?

Ein Verbot, das den sinnlichen Genuß nach dem Staatskalender regulirt, macht zwey Partheyen im Staat, — der Kaffeetrinker und nicht Kaffeetrinker. Diese leztern werden natürlich Malkontenten, und was das ärgste ist, die Unterscheidung interessirt ein Geschlecht, das sich nicht leicht eine Privation seines Vergnügens gefallen läst, und noch weniger eine Kränkung seiner Eiltelkeit.

Die Einrichtung, von der ich rede, muß nothwendig diese Folge haben. Den Kaffee nur gewissen Ständen erlauben, heist, ihn zum Objekt der Eitelkeit machen. Wie lästig wird der Frau des Kaufmanns oder des Fabrikanten ihr Stand werden, wenn sie auf einmal ihre geliebten Kaffeegesell=

gesellschaften einstellen, und, was noch ärger, von ihrer Nachbarin, der Frau des Raths oder des Pfarrers, eine triumphirende Einladung zur Kaffeevisite annehmen muß, ohne sie erwiedern zu dürfen; wenn sie dabey berechnet, daß ihr Mann jährlich 50,000 Thaler umsezt, und der Mann der begünstigten Nachbarin 600 Rthlr. einnimmt! Diese Leidenschaften sind klein und kindisch, aber sie sind heftig und dauernd. Der Gesezgeber sollte sich sehr hüten, sie in Bewegung zu sezen, und Widerwillen, Neid und Abneigung unter den verschiednen Klassen der Unterthanen hervorzubringen.

Der sinnliche Genuß muß nie der Vorzug eines Standes, die Belohnung des Verdienstes seyn. Er ist die natürliche Belohnung des Reichthums, der Indüstrie und des Erwerbes. Ihn nach Stand und Würden einschränken, heist dem Fleisse seine Ermunterung, dem Reichthum seinen Werth nehmen, und die produzirenden und reichen Klassen der Unterthanen misvergnügt mit ihrem Zustande und dem Lande ihres Aufenthalts machen. Das Geld hat seinen Werth allein daher, daß es alle mögliche Güter der Welt, alle Arten von Genuß vorstellt; — aber wenn es nicht genug ist, Geld zu besizen, um gewisse Dinge kaufen zu dürfen, wenn man dazu noch eines Rangs in der Gesellschaft bedarf; so wird natürlich das Geld gerade in eben dem Verhältniß herabgesezt, als man den Genuß einschränkt. Wer Geld hat, wird sich mit demselben in das Land begeben, wo er alle Arten von Genuß dafür eintauschen kann; und wer Geld erwerben will, wird es am liebsten in dem Lande thun, wo es ihm frey gelassen ist, sich die Belohnung seines Fleisses zu wählen, wie er will. Diese natürlichen und unausbleiblichen Folgen — Erstickung der Indüstrie und Abschreckung der Reichen — sind unendlich schädlicher, als das Uebel, gegen welches das Kaffeeverbot nach den Ständen ursprünglich gerichtet war. Aber auch dieß wird nicht dadurch gehoben. Denn welche neue Reize erhält nicht der Schleichhandel durch das Gehässige und Beleidigende des Gesezes.

sezes. Man hat den sinnlichen Genuß, die Eitelkeit, das Gefühl der Billigkeit und natürlichen Gleichheit, die Freyheit sein Geld nach Belieben anzulegen, — beleidigt. Und wo ist nun eine Regierung mächtig genug, die unzähligen Kunstgriffe zu vereiteln, welche so viele verbundne Triebfedern hervorbringen werden? Man wird Kaffee trinken, weil man ihn liebt, weil er verboten ist, weil ihn die vornehmen Stände trinken. Die Einschränkung selbst hat ihn erhoben und ihm einen neuen Werth beygelegt.

Aber nun, — wenn sowohl ein allgemeines Verbot als ein plözlicher hoher Impost in deutschen Staaten nur dem Schleichhandel neue Ermunterung gibt, — wenn das Verbot nach den Ständen noch ausserdem so nachtheilige Folgen hat; wenn also diese Mittel ohne Wirkung bleiben, und doch der häufige Gebrauch des Kaffee unstreitig ein grosses politisches Uebel ist, durch was für andre Mittel kann man dieses Uebel einschränken? Wie soll die Gesezgebung dieß schädliche Getränk abhalten, wenn es weder durch Verbot noch hohe Auflagen geschehn kann?

Eine Bemerkung, dünkt mich, steht hier an ihrer rechten Stelle. Eine Gewohnheit nämlich, die nach und nach entstanden und die schon in Bedürfniß übergegangen ist, eine Sitte, die durch Sinnlichkeit, Geselligkeit und Eitelkeit festgehalten wird — kann nicht durch einen einzigen Federstrich, durch Einen Befehl, in Einem Tage, in Einem Jahre abgeschafft werden. Auch in den unbeschränktesten Regierungsformen können die Menschen nicht so beherrscht werden. Zwar schmeichelt die Simplizität und Leichtigkeit der Mittel der Fantasie und der Bequemlichkeit, — aber was hilft's, daß die Mittel simpel sind, wenn sie nicht wirken?

Die Gesezgebung muß also nothwendig zu komplizirtern Mitteln sich entschliessen. Sie muß mehrere Triebfedern bald neben einander, bald nach einander, bald straffer, bald schlaffer gespannt spielen lassen, um ein Uebel zu tilgen, das auf mehrern Gründen beruht. Sie muß es nur ganz

aufgeben, eine Gewohnheit und Sitte, die sich in achtzig Jahren gebildet hat, in eben so viel Tagen auszurotten.

Diese Bemerkung vorangeschickt wage ich es, einige Mittel anzugeben, die vielleicht glücklicher, wie die bisherigen, wirken mögten. Vielleicht irre ich mich auch. Aber in einer Sache von dieser Wichtigkeit wird man, hoffe ich, auch den guten Willen nicht tadeln, einige brauchbare Ideen ins Publikum zu bringen.

Der Kaffee gibt einen Genuß; eine blosse Privation desselben kränkt. Aber man muß diesen Genuß durch einen andern zu verdrängen suchen. Ehemals wurde unendlich mehr Bier in Deutschland gebrauet, als izt, und gewiß ist nebst England kein Land erfindrischer in guten Bieren gewesen. Der Kaffee hat das Bier verdrungen; man sollte izt dieses wider jenen gebrauchen. Ohne Zweifel empfanden unsre Vorfahren bey ihrem Bier eben soviel Vergnügen, als wir in unsern Kaffeegesellschaften, und daß jenes viel gesünder sey und den arbeitenden Klassen mehr Kräfte gebe, darf ich als ausgemacht annehmen. Es sollte also die Regierung deutscher Staaten sich bemühen, die Bierbrauerey und die vorzügliche Güte derselben auf alle mögliche Weise durch Freyheiten und Prämien zu ermuntern. Wenn dieß anfangs im eignen Lande Schwierigkeiten fände, so sollte man lieber die Einfuhr der besten ausländischen Biere begünstigen. Denn immer ist es doch besser, dem Merseburger, Ruppiner, Manheimer u. s. w. etwas Geld zufliessen zu lassen, als dem Holländer und Westindier eine zehnmal grössere Summe zu bezahlen.

Sollte man auch nicht das vortrefliche englische Bier (sowohl Ale als Porter) nachahmen können, diese Biere, die mit dem lieblichen Geschmack viel Geistiges und Berauschendes verbinden, und das (besonders der Porter) an der Stärke und Kraft des arbeitenden Britten so vielen Antheil hat. *)

Eben

*) Die Möglichkeit dieser Nachahmung ist schon durch sehr glückliche Versuche in Hannover bewiesen worden.

Eben so sollte man auch die Verfertigung der englischen Cyderweine zu ermuntern suchen. In England wird weit weniger Kaffee getrunken, als bey uns. Dieß ist vermuthlich ausser den starken Zöllen und deren strenger Verwaltung, auch dem guten Bier und Cyderwein beyzumessen.

Ich trage auch kein Bedenken, den häufigern Gebrauch des Weins dem des Kaffee vorzuziehn. Jener gibt ohne Zweifel ein munterers, leichterers Blut, und man findet in Ländern, wo Wein das gewöhnliche Getränk des Bauern und gemeinen Mannes ist, weit mehr Indûstrie, Leben und Erfindsamkeit bey dem gemeinen Mann, als wo dieser sich durch einen elenden Wasserkaffee — und einen andern trinkt unser Volk nicht — schwächt und entnervt. Doch kömmt es bey diesem Vorschlage auf die Kommerzverhältnisse eines Landes an. Der häufigere Gebrauch des Branntenweins ist dem des Kaffee von der politischen Seite ohne Zweifel weit vorzuziehen, aber ich zweifele, ob er es von der medicinischen auch sey?

Indeß sind alle diese Getränke noch nicht eigentliche Surrogate des Kaffee. Um diesen völlig zu ersezen, müste man ein ähnliches Getränk von einheimischen Pflanzen erfinden und auf alle Art in Gang zu bringen suchen. Ohne Zweifel würden viele deutsche Pflanzen ein solches Getränk liefern, wenn man nur die Versuche mit ihnen recht ermunterte. Vor einigen Jahren kam der sogenannte Cichorienkaffee in die Mode, und ich weis nicht, warum er schon wieder herausgekommen ist? Daß dieß Getränk sehr gesund sey, daß es, wenigstens mit etwas Kaffee gemischt — eine Toleranz, die anfangs wohl nöthig seyn möchte — auch den Liebhaber befriedige, ist bewiesen. Die Kultur dieser Pflanze ist auch sehr vortheilhaft, und wahrscheinlich kann man nebst Krapp und Tabak den Boden nicht vortheilhafter als mit Cichorienbau nuzen. *

*) Hr. D. Krüniz gibt in seiner ökonomischen Encyklopädie Band VIII. p. 117. folgende Berechnung. Ein magdebur-

Sicher verdient also derselbe alle Ermunterung in deutschen Staaten. Man sollte durch Prämien diese Kultur zu begünstigen suchen, und, um den Absaz zu befördern, Magazine anlegen, aus denen er mit dem kleinmöglichsten Vortheil an die Unterthanen, und mit etwas grösserm an Fremde verkauft würde. Selbst diese Kultur würde nach und nach zum allgemeinern Gebrauch des Getränks, und dieser wieder zu Ausbreitung der Kultur Gelegenheit geben.

Hätte man zuerst sich bemüht, neben dem Kaffee andern analogischen Genuß einzuführen; so — aber nicht eher — könnte man allmählig anfangen, auch durch kleinen Impost den Preis des Kaffee in die Höhe zu treiben. Ich sage mit Absicht allmählig; ein plözlicher hoher Impost ist (wie ich schon gezeigt habe) bloß ein Verbot für einen Theil der Unterthanen und Ermunterung zum Schleichhandel. Aber ein kleiner allmähliger ist dieß nicht. Der mögliche Vortheil ist nicht so groß, daß er die Gefahr der Kontrebande überwöge; auch ist die Versuchung zu derselben bey einer niedrigen Auflage bey weitem nicht so groß als bey einer hohen. Man bleibt doch immer lieber ein ehrlicher Mann, wenn man es ohne große Aufopferung bleiben kann. Hierin liegt der Grund, daß ein niedriger Impost oft weit mehr einbringt, als ein hoher auf dieselbe Waare, weil dieser weit mehr

deburgischer Morgen zu 180 Rheinländischen Ruthen gibt acht Zentner getrocknete Cichorien, der Zentner wurde in der berlinischen Cichorienfabrik mit 12 Thaler bezahlt. Also ist die Einnahme von einem solchen Morgen 96 Thaler; alle Kulturkosten betragen 27 Thlr. 14 Gr. also der reine Ertrag 69 Thlr. 10 Gr. Dagegen gibt ein magdeburgischer Morgen nur 5 : 6 Zentner Tabak, und, den Zentner zu 4 Thaler gerechnet, also nur 24 Thaler, ohne Abzug der Kulturkosten. Und ausserdem hat Hr. Krüniz bey seiner Berechnung in Ansehung des Ertrags den niedrigsten, und in Ansehung der Kosten den höchsten Saz angenommen. Denn die Entrepreneurs der Berliner Fabrik versicherten, daß ein magdeburgischer Morgen, nach Unterschied der Kultur, 8, 10 bis 12 Zentner gebe.

mehr defraudirt wird. Man seze also anfangs einen ganz niedrigen Impost auf den Kaffee. Dieser wird von den Verzehrern, die ihn als Theil des Preises bezahlen, kaum empfunden. Hat man indessen immer mehr für gute Biere, Cichoriengetränk und andere Surrogate gesorgt; so lasse man nach einigen Jahren den Impost wieder etwas höher steigen, nach einem zweyten Ruhepunkt wieder u. s. w. Ist z. E. izt der Preis vom Kaffee das Pfund 6 Gr. so bringe man ihn in 10 Jahren bis zu 12 hinauf. Ich unterstehe mich fast zu behaupten, daß ein Staat bey einem solchen gelinden, dem grösten Theil der Nazion unmerklichen Mittel (das nicht beleidigt, kein Redens macht) in zwanzig Jahren unendlich weiter kommen würde, als ein Staat, der durch ein Verbot den Kaffee in sechs Wochen exuliren will, in funfzig.

Neben einer solchen fortschreitenden Auflage könnte man die Einfuhr und den Verkauf des Kaffee überhaupt erschweren. Man könnte ihn nur nach den großen Städten und an gewisse Kaufleute erlauben; in allen Landstädten und auf den Dörfern müste er schlechterdings nicht verkauft werden dürfen; die Einfuhr müste nur in sehr großen Quantitäten erlaubt werden. Der Krämer wäre also gezwungen, sich für einige Jahre zu versorgen; er müste ein grösseres Kapital hineinstecken; er könnte nicht von der Abwechselung der Preise profitiren, die Untersuchungen der Zoll- und Akzisebedienten müsten mit äusserster Strenge und Genauigkeit angestellt, auf mannichfache Art kontrolirt werden. Alles dieß würde den Handel geniren, ihn dem Krämer verleiden, diesem viel Mühe machen u. s. w.; und so würde gerade die Absicht des Gesezgebers erreicht. Die Krämer würden natürlich ihr Geld lieber auf andre Artikel wenden, als auf den Kaffee. Der Verkäufer würden also weniger, diese würden das Beschwerliche des Handels dem Käufer anrechnen. Der Preis stiege also immer fort, aber allmählig und gleichförmig für alle Stände. Die Krämer raffinirten vielleicht selbst, Surrogate des Kaffee zu erfinden; man würde wenigstens gewiß sich desselben nach und nach

entwöhnen lernen. So erreichte die Regierung ihre Absicht, ohne daß ihre Wirksamkeit fast einmal bemerkt würde, ohne daß sie sich der Abneigung und einem vorsezlichen Ungehorsam der Unterthanen aussezte.

Hätte man einige Zeit mit diesen Operazionen fortgefahren, und nur für standhafte und strenge Befolgung gesorgt; so wäre ich wohl dafür, daß man neben dem Impost auf den einführten Kaffee auch noch ein paar andre Auflagen machte, eine nämlich für die Krämer, welche mit Kaffee handelten, eine für die Verzehrer.

Die leztere müste nach der Grösse der Familien jährlich bestimmt werden, übrigens aber bey allen Ständen, Armen und Reichen, gleich seyn. Beyde Auflagen müsten anfangs sehr gering seyn und nach und nach steigen. Sie würden den Vortheil haben, daß der Schleichhandel noch mehr eingeschränkt würde, weil er nicht so leicht drey Auflagen, als einer entwischen könnte. Und dann erhöhten sie den Preis.

Jeder Familie müste es frey seyn zu erklären, daß sie gar keinen Kaffee trinken wolle, und alsdann wäre sie von der Abgabe ganz frey. Sie dürfte alsdann aber auch nicht einmal Kaffee trinken, ohne durch vorherige Anzeige und Bezahlung der Auflage für ein Jahr sich berechtigt zu haben. Auf den Uebertretungsfall (der durch jeden Bedienten verrathen werden könnte) müste eine sehr harte Gefängniß- und Geldstrafe festgesezt seyn, und wo möglich, sollte man sich bemühen, in die Uebertretung eine Schande zu bringen. Man könnte sie als eine öffentliche Verlezung der Treue und des dem Staat gegebenen Worts ansehn, und ich denke, es müste Wirkung haben, wenn man in den Zeitungen, an Kirchen und Rathhäusern durch öffentlichen Anschlag bekannt machte: die Familie N. N. habe ihr dem Staat gegebenes Wort gebrochen, und der Hausvater sey deshalb zu der bestimmten Strafe verdammt, auch so lange er lebe, der Familie die doppelte Auflage aufgelegt worden, wogegen man ihr dann, mit einer Art von Verachtung, den Kaffee erlauben könnte.

Man

Man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man mir den Vorwurf machte, daß ich hier eben die Auflagen und Einschränkungen billige, die ich oben getadelt habe. Dieß hiesse mich ganz misverstehen. Ich halte es durchaus nicht für nüzlich, mit den Mitteln, von denen ich zulezt geredt habe, anzufangen. Nur in der beschriebenen Folge verspreche ich mir von ihnen Wirkung, und in dieser sind sie noch in keinem Lande gebraucht worden. Also hat die Erfahrung wenigstens noch nicht gegen mich gezeugt und ich hoffe, ihr Zeugniß wird auch künftig nicht gegen mich seyn.

Also zuerst Ermunterung der Brauerey und Einfuhr der besten fremden Biere, Prämien auf gute einländische und nachgemachte englische Biere und Cyderwein, besonders auf Cichorienbau und Sorge für den geschwinden Absaz desselben, nebst eifriger Bemühung, noch mehr analogische Getränke aus inländischen Pflanzen zu ziehn. Dann erst eine kleine allmählig steigende Auflage; dann mancherley Beschwerung und Genirung des Kaffeehandels; dann die zwey leztern Auflagen. Auf diese Sukzession von Anstalten baue ich viel, und ich bitte, sie nie aus den Augen zu verlieren. Die beyden lezten Auflagen müssen z. E. wie ich hoffe, vom Schleichhandel, in der Stellung, worin ich sie bringe, nicht viel mehr zu befürchten haben. Denn die vorhergegangenen Anstalten müssen alsdann den Gebrauch des Kaffee schon so vermindert haben, daß der Schleichhändler keinen Absaz und Nahrung mehr finden wird, die der Gefahr seines Handwerks proporzionirt wäre, besonders da ausserdem meine dreyfache Auflage diese Gefahr sehr vermehrt hat.

So thun überhaupt eben die Einschränkungen und Anstalten ganz eine andre Wirkung, wenn man mit ihnen anfängt, als wenn man mit ihnen aufhört, und sie so, wie ich vorgeschlagen habe, vorbereitet. Ich verlange nicht, daß irgend einem Bürger im Staat der Kaffee verboten werde, aber ich wünsche, daß alle davon sich nach und nach entwöhnen mögen. Er soll, nach meiner Idee, sich nach und nach gerade eben so unmerklich wieder aus

unsern

unsern Staaten verlieren, wie er sich in dieselben eingeschlichen und so erstaunend in ihnen ausgebreitet hat.

Man könnte zu den angeführten Mitteln noch mehrere von eben der Art gesellen. So hat man z. B. in dem Lande, worin ich das Glück habe zu leben, neulich allen Bauern schlechterdings alle Erlassung von Abgaben versagt, wenn es von ihnen bekannt ist, daß sie Kaffee trinken. Hier ist kein Verbot, keine Einschränkung, sondern nur die Bestimmung der Umstände, unter denen eine landesherrliche Wohlthat allein statt finden soll. Daher scheint mir dieß Gesez vortreflich, und es ist ganz in dem Geist, den ich in die Kaffeegesezgebung zu bringen wünsche.

Könnte man nicht auch allen Dörfern und Städten, die bewiesen, daß sie die kleinste Quantität Kaffee, hingegen mehr einländische Biere, Cichorien und andre Surrogate, als im vorigen Jahre, verbraucht hätten, eine Prämie bestimmen, die dann entweder in die öffentliche Kasse der Gemeinde fliessen, oder noch besser unter die Unterthanen vertheilt werden könnte, die bewiesen, daß sie zu der kleinsten Konsumtion des Kaffee das meiste beygetragen hätten?

Eben so würde es von sehr guten Folgen seyn, wenn die Regierung von Zeit zu Zeit das Volk nicht sowohl im Ton des befehlenden Gesezgebers als des belehrenden Vaters, (nach den trefflichen Mustern, die neulich Türgott in Frankreich und der Freyherr von Moser in Darmstadt gegeben haben) von der Schädlichkeit des Kaffee unterrichtete, und wenn die Geistlichen es nicht mit einem unwürdigen und lächerlichen Stolze ihrer Heiligkeit und ihrem Ansehn zuwider hielten, diese Ermahnungen der Gesezgebung mit Theilnehmung bekannt zu machen, und noch durch die ihrigen zu verstärken. O wie viel Wichtiges Gute könnten diese Männer in unsern Staaten thun, wie edel könnten sie der Gesezgebung zu Hülfe kommen, und zum Wohl der Menschen konkurriren, — wenn sie nur Einsicht und guten Willen hätten!

Eben

Eben so könnte man auch die Kalender und öffentliche Blätter, die bis zum gemeinen Mann durchdringen, nuzen, um Ideen von den Nachtheilen des Kaffee in Kurs zu bringen und darin zu erhalten.

So viele vereinigte Mittel müsten, schmeichle ich mir, doch einige Wirkung hervorbringen. Aber sie fodern nothwendig eine beständige, ununterbrochene Aufmerksamkeit und Gleichheit der Regierung. Nichts ist für die Gesezgebung nachtheiliger, als eine unaufhörliche Veränderung und Abwechselung der Grundsäze. Diese vermindern das Ansehn und die Achtung der Gesezgeber und verstärken die Neigung zum Ungehorsam, weil man glaubt, nur eine kurze Zeit gehorchen zu dürfen, und weil der Unterthan, (der in allen Staaten über die Verfügungen seiner Obern oft mehr raisonnirt, als man glaubt) sich gar nicht in die Bewegungsgründe des Gesezgebers finden kann, die alle Jahre abwechseln. Kann hingegen der aufmerksame und kluge Beobachter gewisse feste, bleibende Grundsäze, kann er Einheit des Plans und Absicht in den Gesezen auffinden, so gehorcht er willig, weil es ihm gefällt, als ein vernünftiges Wesen behandelt zu werden. Er denkt sich nach und nach selbst in das politische System seiner Obern hinein, er macht ihre Grundsäze zu den seinigen, und fügt sich ihnen gern, weil er ihre Nuzbarkeit einsieht. Dieß ist ein ausnehmend wichtiger Vortheil.

In England ist dieser Vortheil eine natürliche Folge der vortrefflichen Konstitution. Immer darf man annehmen, daß die kundigsten und weisesten Männer mit zu der Gesezgebung konkurriren; die Stimmen aus allen Ständen werden gehört, das Interesse aller Klassen der Bürger, aller Theile des Reichs wird gegen einander gewogen. Daher die fast immer gleiche Einheit des Plans in der brittischen Legislation. Seit Jahrhunderten ist die Ausfuhr der Wolle nie erlaubt worden; seit Kromwell hat man nie von der Navigationsakte dispensirt; seit der Revolution an keine Aufhebung der Getreydeprämie gedacht. Daher findet man

auch

auch in keinem Lande der Welt mehr politische Aufklärung, als in England. Nirgend sind alle Bürger, die nicht zum Pöbel gehören, mehr von dem wahren Interesse ihres Vaterlandes unterrichtet, mehr vertraut und einstimmig mit den Grundsäzen der Gesezgebung, — als in dem glücklichen Vaterlande der edelsten Freyheit.

Unter den monarchischen Staaten kenn ich keinen, wo diese beständige Gleichheit vollkommener beobachtet wäre, als den Preussischen, besonders unter dem izigen erhabenen Monarchen, an dessen Grösse (nur als Regent und Gesezgeber) ich nie ohne tiefe Bewundrung denken kann. In sieben und dreyssig Jahren geht durch seine Geseze immer Ein Plan, Ein Gedanke. Seine Regierung ist, (wenn ich mich so ausdrücken darf) ganz aus einem Stück. Man schlage die Verordnungen von 1740 und von 1770 auf, und man wird sie immer von Einem Geist belebt finden.

Was aber kann wohl aus dem schönsten Reiche Europens mit allen herrlichen Vortheilen seiner Lage, seiner Produkte und Indûstrie werden, so lang in demselben noch immer die Abdankung eines Ministers auch die Abdankung eines politischen Systems zur Folge hat; so lange man mit französischer Leichtigkeit immer von einem System zum andern hüpft, und in Einem Jahre die Zünfte aufhebt und wieder einsezt!

Neben der Gleichheit in der gesezgebenden Gewalt ist die äusserste Strenge in der ausübenden das nothwendigste Erforderniß, wenn ein Staat von seinen politischen Einrichtungen gute Folgen wünscht. Ein Impost auf die Einfuhr des Kaffee sey politisch gut oder nicht; so lange er da ist, muß er mit unerbittlicher Strenge und Genauigkeit eingetrieben werden. Sonst ist er eine Drückung der Unterthanen, die ihnen keinen Vortheil schafft, und die den ehrlichen Mann am meisten trifft. Kann einem Schleichhandel nicht gewehrt werden, so muß die Regierung den Impost abschaffen; aber ihn nachlässig verwalten lassen, ist eben so ungerecht als unpolitisch. Aus diesem Grunde wün-

sche

sche ich kleine und nach und nach steigende Auflagen auf den Kaffee, aber diese müssen mit der vollkommensten Genauigkeit und unabänderlicher Strenge gehoben werden; sonst bleiben sie ohne Wirkung.

Diese Kombination so vieler komplizirter Mittel, diese beständige Gleichheit der politischen Grundsäze, diese Aufmerksamkeit auf Strenge in der Ausübung, fodert freylich eine beständig ununterbrochene, immer thätige Wirksamkeit der Regierung — macht freylich viel Mühe und Arbeit! Aber ich habe auch immer geglaubt, daß es nicht eine so ganz leichte Sache sey — Land und Leute zu regieren!

5.

Ueber eine Vorschrift Horazens.

. . . Nonumque prematur in annum.

Die Vorschrift ist wirklich für unsere Dichter unmöglich zu beobachten.

Wenn sie sich darnach richten wollten, mögten sie sich an dem Ende der neun Jahre, in den Umständen der Siebenschläfer befinden; als die aufwachten, kamen sie unter Leute, dergleichen sie bey ihrem Einschlafen gar nicht gesehn hatten, und redeten eine Sprache, die kein Mensch mehr redete.

Vielleicht wäre es ein Vorschlag zur Mässigung, Horazens Jahre in Monate zu verwandeln, so käme das Jahr des Numa heraus, wie Ovid es angibt.

Quod satis est vtero matris dum prodeat infans.

Aber auch diese Zeit scheint manchem unserer Dichter zu lang zu seyn, und sie legen Horazens Räzel so aus, wie jener Küster einen evangelischen Ausdruck anbrachte, das Gebet der Gemeine für ein Mädchen, das eilf Tage alt war,

zu fodern: Es wird auch zu bitten begehret, für unsres Schuloberſten krankes eilfjähriges Töchterlein, einen Tag für ein Jahr gerechnet.

Daher kömmt es auch, daß die Bewunderung der Nachwelt, welche dieſe Dichter erlangen werden, nur ſehr hyperboliſch ſo auszudrücken wäre:

Nonumque legetur in annum.

A. G. Käſtner.

6.

Brief an die Herausgeber des Muſeums.

Ueber eine militäriſche Erfindung.

Kaſſel den 6ten Jul. 1777.

Erlauben Sie mir, m. H. Sie und die Leſer Ihres angenehmen Journals einmal zur Abwechslung mit der Beſchreibung einer militäriſchen Erfindung zu unterhalten, die ich auf einer neulichen Reiſe, in Gotha geſehn habe. Es gibt doch gewiß viele Militärs unter Ihren Leſern, denen die Erzählung davon nicht unangenehm ſeyn wird. Sie iſt gewiß für alle diejenigen, die ſich mit der groſſen Wiſſenſchaft des Krieges auf irgend eine Art beſchäftigen, ſehr intereſſant.

Die Erfindung beſteht in einer neuen Art Flinten, bey welchen kein beſondres Bajonet iſt, ſondern die einen ſo geſtalteten Ladeſtock haben, daß er zugleich des Bajonets Dienſte vertritt. Der Erfinder iſt der Herr von Berbisdorf, ſachſengothaiſcher Oberſter und Kammerherr, und Kommandant in Gotha. Als ich von dieſer Erfindung hörte, bat ich jemanden, mir die Erlaubniß von dem Hrn. Oberſten von Berbisdorf auszuwirken, ihm aufzuwarten, um die neue Art von Flinten von ſeiner Invention zu ſehn. Ich erhielt ſie und

kann die Gütigkeit, womit er mir alles daran zu erklären beliebte, nicht genug rühmen.

Dieser merkwürdige Ladestock ist nicht länger als die gewöhnlichen, er hat aber nicht durchgängig Eine Form. Erstlich bis auf ungefähr zwey Drittheile seiner Länge ist er zylindrisch gestaltet. Der übrige Theil, der einen Fuß bis 15 Zoll beträgt, ist wie eine dreyeckige Pyramide gemacht, deren Grundfläche das gleichseitige Dreyeck ist, das in dem Zirkel des Zylinders beschrieben werden könnte. Dieser Theil macht das Bajonet aus. Wenn das Gewehr nicht gebraucht wird, und in allen Fällen, wo der Soldat bey uns das Bajonet nicht aufgesteckt hat, steckt der dreyeckige Theil des Ladestocks in dem Schaft, und dann sieht die Flinte völlig wie ein gewöhnliches Gewehr mit dem zylindrischen Ladestocke aus. In allen Fällen aber, wo, steckt auf das Bajonet, kommandirt wird, würde der Soldat, der das berbisdorfische Gewehr führte, seinen Ladestock herumkehren, der dann um das ganze dreyeckige Theil über den Lauf hervorragt und ein wahres Bajonet präsentirt. Damit nun dieser Ladestock in alle seine Lagen leicht gebracht werden könne und darin fest stehe, ist von dem Hrn. Erfinder folgendes in dem Schafte angebracht worden. An dem Ort des Ladestocks, gerade so weit vom obersten Ende des Schaftes, als der zylinderische Theil des Ladestocks lang ist, steckt ein Eisen, das eine sechseckige sternförmige Oefnung hat. Dieses Eisen läst, wie natürlich, den dreyeckigen Theil des Ladestocks, von welcher Seite derselbe auch hineinkömmt, immer durch, ohne daß man erst zu drehen oder zu fühlen braucht; wie wenn die Oefnung triangulär wäre, und die Ecken des Ladestocks kämen etwa nicht gerade in die Winkel, sondern an die Seiten der Oefnung. Sie läst aber den zirkelförmigen Theil nicht durch und dient also zur Grundlage des Ladestocks, wenn das Bajonet hervor ist, und hält ihn in der gehörigen Lage, daß der ganze trianguläre Theil über den Lauf herausragt. Wenn dieser Theil in dem Schaft steckt, so liegt der Ladestock wie andere Ladestöcke schon vor sich fest.

Allein wenn das Bajonet hervor ist, so wäre zu besorgen, daß, da ein kleinerer Theil des Ladestocks im Schafte steckt, das Uebergewicht des hervorragenden Theils machen mögte, daß er, zumal beym Anschlagen und Feuern, herausfiele. Um dieß zu verhüten, ist in der Gegend des obersten Bandes eine kleine Feder angebracht, die den Ladestock da fest hält, wo der zylindrische Theil aufhört und der pyramidalische anfängt. Diese Feder hemmt das Laden nicht im geringsten, denn sobald der Soldat die Patrone in den Lauf gethan hat, so thut er einen kleinen Schlag mit dem Ballen oben an den Lauf und da springt sie los. Diesen Schlag läst man auch bey dem Exerziren mit den gewöhnlichen Flinten thun, daß sich die Patrone im Laufe besser senkt. Sollte er aber jemanden bedenklich scheinen, so kann er unterbleiben: der berbisdorfische Ladestock geht auch ohne denselben los, wenn man ihn nur ein wenig im Herausziehen nach dem Lauf zu drückt. Er wird zum Laden, wie sichs versteht, ohne umzudrehen, sondern mit dem zylindrischen Ende gebraucht.

Die Vortheile dieser Erfindung sind für denjenigen, der Begriffe vom Exerziren hat, gar leicht einzusehn. Ein solcher Ladestock hat alle Vortheile der zylindrischen, nämlich ohne das sonst gewöhnliche Herumdrehen desselben, und also viel geschwinder zu laden. Ja man möchte fast sagen, man könnte noch geschwinder damit laden, weil er um einen Fuß weniger tief in dem Schaft steckt als der gewöhnliche zylindrische. Doch das ist eine Kleinigkeit. Aber das ist keine, daß das Gewehr viel leichter dadurch wird. Der gröste Taktiker dieses Jahrhunderts, der König von Preussen, hat die Vortheile der zylindrischen Ladestöcke so groß gefunden, daß er sie bey seiner ganzen Infanterie eingeführt hat. Daß aber dadurch die Gewehre etwas schwerer geworden sind, ist ganz natürlich. Zwar hat man mich versichert, das sey nur eine Kleinigkeit; anderseits hat man mir doch auch gesagt, man habe doch deshalb die Gewehre etwas kürzer machen müssen; wodurch freylich die Flinten in Ansehung der

Schuß-

Schußweite und andrer Vortheile etwas verlieren. Und doch hat dieß alles der Vortheil des Nichtumdrehens beym Laden, zu überwiegen geschienen. Hier sind aber alle Vortheile ohne allen Nachtheil beysammen. Der ganze Ladestock nach berbisdorfscher Art ist zwar wohl etwas schwerer als der bisher üblich gewesene, aber doch um weniger als der zylindrische. Dagegen fällt aber auch das ganze Bajonet mit seinem Griffe weg. Ein Abgang, der um so wichtiger ist, da das Bajonet am äussersten Ende des Gewehrs wiegt, und also beym Anschlagen mit aller Kraft eines am langen Ende eines Hebels angebrachten Gewichts wirkt, das Gewehr, wenn nicht ausserordentliche Kräfte angewendet werden, vorn herunterzieht, und sodann macht, daß der Schuß, anstatt den Feind zu treffen, auf wenig Schritte in die Erde einschlägt. Ein andrer Vortheil ist noch der, daß alle Unkosten zur Anschaffung und Reparirung der Bajonetscheiden wegfallen, und daß der Soldat durch das an der Seite hängende Bajonet nicht mehr genirt wird, auch ihm dasselbe das Rockfutter nicht zerreist. Ich gestehe, der Punkt des Genirens und Zerreissens fällt beym Infanteristen weg, als welcher sein Bajonet fast immer auf dem Lauf stecken hat, aber er ist bey dem Dragoner desto wichtiger. Denn da der es zu Pferde immer an der Seite trägt, so ist es ihm da höchst unbequem, weswegen es dann auch kommt, daß in den ersten sechs Wochen im Felde, kaum die Hälfte der Leute bey den Dragonern mehr Bajonets haben; denn der eine sucht unvermerkt sich bald hier bald da der unleidlichen Last zu entledigen. Alles dieses fiele alsdann ganz weg, und der Dragoner hätte ohne alle Beschwerlichkeit immer sein Bajonet bey sich. Will man nicht auch dieß für einen Vortheil rechnen, daß der Soldat, auch in der grösten Eil, oder beym Exerzirenlernen, wenn er noch ungeübt und folglich ungeschickt ist, nicht Gefahr läuft, sich beym Laden in das Bajonet zu verwunden, welches denn doch bey der gegenwärtigen Art es aufzustecken, wohl geschehen kann? Nach der Erfindung des Hrn. Obersten von Berbisdorf ist das

ganz unmöglich, da beym Laden das Bajonet abgehoben wird. Dieses leztere werden hoffentlich keine Kunstverständige zu einem Einwurfe gegen die Erfindung machen, als wenns Gefahr hätte, daß ein anrückender Feind das Bataillon in dem Augenblicke befiele, da es im Laden begriffen und der Ladestock im Laufe wäre, und mithin kein Bajonet auf der Flinte stäcke, um selbst mit gefälltem Gewehr einzudringen. Gewiß wer von dem Kriegswesen einen Begriff hat, weis wohl, daß, wenn der Feind einem so nahe ist, daß man nicht mehr Zeit hat, den Ladestock in den Lauf und wieder an seinen Ort zu bringen, ohne daß er einem auf den Hals komme, überhaupt an kein Laden mehr zu gedenken ist; und daß Infanterie, die feindliche mit gefälltem Bajonet auf ihr zukommende Infanterie so wenig stehendes Fusses erwarten darf, wenn sie nicht gewiß will über den Haufen geworfen werden, als Kavallerie stehn bleiben darf, wenn feindliche Kavallerie herzugejagt kömmt, um auf sie zu schokiren. Ich führe diesen Einwurf nur darum an, weil ich manchmal in Kriegsbüchern wohl noch seltsamere gelesen habe. Ein andrer hat mehr Schein. Es ist der, daß das Bajonet zu schwach ist. Ich glaube in der That, daß es schwächer ist als das gewöhnliche bey der Infanterie, allein doch nicht viel; denn ohngeachtet das gewöhnliche viel breiter ist, so ist es doch nicht so dicke, und die Stärke eines Stücks Metall hängt mehr von seiner Dicke als von seiner Breite ab. Doch was nuzt beym Bajonet mehr oder weniger Stärke, wenn nur die Stärke hinreichend ist, um in Körper der Menschen und Pferde einzudringen. Das Bajonet wird nicht so geführt wie der Degen, daß man besorgen könnte, das Stärkere hiebe das Schwächere ab. Das Gewehr und die Stärke des Arms, der dasselbe führt, entscheidet, wer dem andern das Bajonet in den Leib stossen wird, wenn zwey Korps Infanterie damit auf einander zu gehn. Auch thut, zumal beym Widerstand gegen Kavallerie, die Länge des Gewehrs und Bajonets vieles, und hier hätte die berbisdorfsche Erfindung einen offenbaren Vorzug,

da

da man, wegen Abgang an Gewicht, der Länge des Gewehrs allenfalls noch etwas zusezen könnte. Und daß das berbisdorfsche Gewehr in Menschen und Pferdeleiber eindringen wird, das ist wohl gewiß, und zwar um so besser, je leichter ein allmählig sich erweiternder Körper wo eindringen kann, als ein sehr breiter, der oben eine schnell zulaufende Spize hat. Weil es aber im Kriege doch einmal auf die Kunst am besten und sichersten todtzumachen ankömmt, so hat hier das berbisdorfsche Bajonet den Vorzug. Da es gewiß leichter eindringen würde als das gewöhnliche, so würde es tiefere und mithin tödtlichere Wunden machen; man weis auch, daß die dreyeckigen Klingen an den Degen wegen der Tödtlichkeit ihrer Wunden verboten sind. Dreyeckige Bajonets würden gleiche Eigenschaften haben. Ich kenne nur eine Sache, wozu das berbisdorfsche Bajonet nicht so tauglich ist als das gewöhnliche; das ist das Aufsprengen der Thüren, wenn es ans Plündern geht. In wie fern das nun eine Ungelegenheit wäre, überlasse ich jedem zu beurtheilen. Ich dächte, man könnte sich darüber trösten, denn es bleibt ja allemal die Ressource sie mit den Kolben einzustossen.

Gesezt aber auch, man wollte alle diese Gründe nicht gelten lassen, sondern behauptete: da das Bajonet ein Hauptgewehr für die Infanterie sey, so müsse dasselbe stark seyn, das neuerfundne Berbisdorfsche aber sey zu schwach, und dieser Grund überwiege alle andern Vortheilen desselben; so bleibt doch die Erfindung für die Dragoner von der allergrösten Wichtigkeit, als welche gegenwärtig Bajonets haben, die denen von der Infanterie an Stärke, und welches das wichtigste ist, an Länge sehr nachstehn, und doch ihnen sehr beschwerlich sind. Nach der Berbisdorfschen Erfindung aber fallen alle Beschwerlichkeiten weg, und ihre Bajonets können eben so lang gemacht werden als die von der Infanterie. — Ich würde sogar rathen, der Kavallerie solche Ladestöcke zu geben, da nicht die gerinaste Beschwerlichkeit dabey ist. Denn der Fall kann doch kommen, wo sie sie ge-

brauchen kann; so lange man ihr Karabiner läst, so lange man sie auf Manövres zu Fusse exerzirt, (welches blos in dem Falle von Nuzen ist, daß sie etwa genöthigt seyn mögte abzusizen) so lange wird es sehr nüzlich seyn, ihr solche Ladestöcke zu geben. Wünscht doch der Graf von Türpin (Commentaires sur Montecuculi, Ed. in 4. T. I. p. 116) daß man der Reuterey Bajonets, wie die gewöhnlichen geben möchte, weil der Nuzen dieser Art Waffen im Falle des Absizens, der, wie er sagt, sich tausendmal in einem Feldzuge eräugnen kann, die kleine Unbequemlichkeit derselben weit überwiegt. Hier fällt nun aber alle Unbequemlichkeit ganz weg. Ich bin versichert, dieser grosse Kriegsverständige würde sich über diese Erfindung unendlich gefreut haben, wenn er sie gekannt hätte. Sie past gar zu sehr in alle seine Gedanken, wie diejenigen sehen werden, die sich die Mühe geben wollen, alles was er im 1sten Theile von der Armatur der Reuterey und des Fußvolks, und den dabey zu treffenden Veränderungen sagt, nachzulesen.

Es war an der Flinte, die der Herr Oberste die Gütigkeit hatte mir zu zeigen, noch ein Umstand, der mit dem bisher Gesagten keine eigentliche Verbindung hat, doch aber keine unbeträchtliche Verbesserung scheint. Vorn, aber nur bis auf anderthalb oder zwey Strich von der Mündung, war dieselbe ein wenig erweitert, nach Art wie die Mündung eines Musketons. Dieß hat den Vortheil, daß die Patrone leichter in den Lauf gebracht werden kann, da sonst der Soldat sie mit den Fingern drückt, um sie hinein zu bringen, wodurch es denn bisweilen geschieht, daß sie so gedrückt bleibt, das Pulver nicht auf den Grund fällt, mit dem in der Pfanne nicht kommunizirt, und sodann der Schuß nicht losgeht. Dieß wird dadurch verhütet, und man kann sich leicht vorstellen, daß diese anderthalb Strich, um die der Lauf seiner Wirkung nach kürzer wird, in der Schußweite keine Veränderung verursachen kann.

Dieß ist die Idee einer Erfindung, die so ingeniös als nüzlich ist, und die den Herrn Erfinder als einen über

das

das Metier tief und mit Einsicht nachdenkenden Mann zeigt. Ich zweifele gar nicht, daß sie über lang oder kurz allgemeiner werden wird. Allein, wie's mit vielen Erfindungen geht, sie kann in Hände fallen, die sie sich selbst zueignen, und der wahre Erfinder verliert den ihm gebührenden Ruhm. Gesezt es käme ein Offizier von fremden Truppen nach Gotha und sähe dieß Gewehr: könnte er es nicht nach seiner Rückkehr nachmachen lassen, und für seine Erfindung ausgeben? Nichts leichters als das. Dieß hat mich um so begieriger gemacht, durch den Kanal Ihres Journals eine so beträchtliche Erfindung unsrer Nazion und ihrem wahren Eigenthümer, dem sie so viel Ehre macht, auf künftige Zeiten zu vindiziren. Da die bereitwillige Gütigkeit, womit der Herr von Berbisdorf mir diese Erfindung umständlich beschrieb, mir ein Beweis ist, daß er sie nicht zu seinem Vortheil anwenden will, der durch gegenwärtige Bekanntmachung vernichtet würde, so hoffe ich, daß er mir sie, da sie vorbesagte Bewegungsgründe hat, nicht verübeln wird, wenn ich ihn gleich nicht um eine besondere Erlaubniß, sie auf die Art bekannt zu machen, gebeten habe.

Ich bin u. s. w.

Mauvillon.

7.

Ein Blick in die Schäferwelt.

Unweit des Hauses wo ich wohne, befindet sich ein Hof, aus dem täglich eine Heerde Schaafe auf die Weide getrieben werden Ich stelle mir also oft vor, ich sehe aus dem Fenster herab in Arkadien.

Der Schäfer hat einen ganz kleinen Hund, der es mit einem Wolfe zuverlässig nicht annehmen dürfte; aber die Schaafe beist er, die nicht in der Ordnung bleiben wollen.

Eben so dient manchem kleinen Fürsten sein Korps Soldaten. Zur Erläuterung dieses Sazes findet man einen Kupferstich in dem Leben und den Meynungen M. Sebald Nothankers 1 Th.

A. G. Kästner.

8.

Vermischte Anmerkungen und Erläuterungen über die Todesstrafen und verwandte Materien, von Viktor Barkhausen.

Wegen Mangel eines Verlegers, und weil ich zum Selbstverlag noch zur Zeit keine Lust habe, ist es ungewiß, ob die von mir angekündigte kommentirte Uebersezung des Traktats Dei Delitti e delle pene, überall, oder doch fürs erste erscheinen wird. Ich will daher dem Publikum auch noch verschiedene abgerissene Gedanken und Erläuterungen über einige die Todesstrafen betreffende Materien vorlegen, die ich bisher an seinem Orte einzurücken willens war. *) Es ist ganz und gar nicht Verachtung der Gründe für die Todesstrafen gewesen, warum ich so lange geschwiegen, und die Sorgfalt, mit der ich sie zu beantworten suchen werde, wird

*) Ich will hier zugleich anzeigen, daß schon eine neuere Ausgabe vorhanden, als die, wonach ich die Uebersezung angekündigt. Wie weit sie aber differire, weis ich noch nicht. Aber es ist eine französische Uebersezung nach der 6ten Ausgabe vorhanden. — Die 1766 zu Hamburg noch vor der ulmischen erschienene Uebersezung ist nach der damaligen französischen Uebersezung gemacht und also sehr unverbessert und unvermehrt.

wird beweisen, wie wichtig mir wenigstens verschiedene geschienen, und ich bin den Verfassern sowohl wie vermuthlich das Publikum verbunden, daß sie einige Erinnerungen gemacht haben, die wichtig genug sind, genauere Prüfung und alle Aufmerksamkeit zu verdienen. Wer aber Recht habe, kann ich in eigner Sache nicht entscheiden.

Bey der ganzen Frage über die Todesstrafen ist es vor allen Dingen nöthig, daß man sich über den Begriff verstehe. Ich habe es mit andern für überflüßig gehalten, mich darüber zu erklären; es wäre es aber, wie es scheint, nicht so gänzlich gewesen. Denn man hört oder list zuweilen, daß es falsch sey, daß Elisabeth Petrowna keine Todesstrafen gebraucht haben solle, indem an der Strafe der Knute doch manche gestorben. Dieß Faktum mag meinetwegen immerhin wahr seyn: wenn man das aber schon als Todesstrafe betrachten will, da es blos zur Würdigung und Fixirung des Werths der Knute gehört; so müste man eben sowohl Gefangenschaft und alles Todesstrafe nennen, was zumal wegen irgend eines Fehlers Ursach seyn könnte, daß jemandes Leben auf irgend eine Weise, wärs auch nur um eine einzige Stunde, verkürzt würde, ja, die höchste Gewalt kann dann, zumal wegen der etwa übersehenen oder nicht zugleich verbesserten Fehler vielleicht gar keine so gelinde Strafe anordnen, die nicht irgend einmal einen etwas früheren Tod hervorbringen und sich in Todesstrafe verwandeln könnte. Aber dergleichen Zufälle und Erfolge mögen Fehler beweisen, aber sind doch unstreitig noch nicht die Sache selbst. Um wirklich zu beweisen, daß Katharina II. nebst andern Zeugen das Publikum hintergangen, wenn sie vorgegeben, daß Elisabeth Petrowna keine Todesstrafen gebrauchen lassen, *) wäre zu zeigen, (dieß verstehe ich unter

*) Katharina II, hat es nicht zuerst behauptet, daß unter Elisabeth Petrowna keine Todesstrafen in Rußland gebräuchlich gewesen: aber durch Wiederhohlung dieser Behaup-

ter Todesstrafen, und mit mir jeder und zwar nach aller Sprachen Gebrauch) daß nach Recht durch Prozeß und Urthel Begeher gewisser Missethaten, worauf Todesstrafen gestanden, und also nicht durch blosses Privilegium,*) das Leben verloren haben. Dieß hat bis auf den heutigen Tag, so viel ich weis, noch niemand aus öffentlichen Urkunden, nämlich aus Gesezen, oder nur aus Aktenstücken, oder nur durch gültige Zeugnisse darzuthun vermocht, oder nur unternommen, und also ist es bis izt für eine unleugbare Wahrheit zu halten, daß unter Elisabeth Petrowna in Rußland es keine Todesstrafen gegeben habe; und daß es ohne Nachtheil geschehen, muß man ebenfalls diesem authentischen Zeugniß, der allergültigsten Autorität, so lange glauben, als noch niemand das Gegentheil bewiesen hat.

Wenn man das Recht mit dem Tode zu strafen der höchsten Gewalt ableugne, das hiesse, meynt einer meiner Gegner, ihr alles Recht zu strafen absprechen. Das wolle aber Gott nicht, daß ich einen Saz, woraus so etwas folgte, behauptet hätte! Ich habe mit andern allerdings Gründe zu entkräften gesucht, worauf das Recht, das Leben zu nehmen, gebaut wird; und dieß sind zum Theil Gründe, die auch für das Recht zu andern Strafen angeführt werden können. Aber ich traue schon zum Voraus dergleichen Säzen nicht viel, wo man eine Lehre nur damit widerlegt, daß ihre Wahrheit zugleich auch die Wahrheit nachtheilig scheinender Dinge darthun würde. Die Sache der Wahrheit halte ich nicht für so schlecht, daß sie sich nicht selbst beweisen lasse, und wenn wovon die Falschheit nicht durch stichhaltende

hauptung in ihrer Instruktion zur Verfertigung eines neuen Gesezbuchs hat sie selbige öffentlich bestätigt und gleichsam ein authentisches Siegel der Wahrheit darauf gedrückt.

*) Wäre Todesstrafe durch blosses Privilegium unterblieben, so müste es vielleicht so gar noch mehr beweisen. Nach den Ausdrücken scheint aber doch dieß nicht die Meynung zu seyn.

tende Gründe gezeigt werden könnte, so würde es auch wohl für wahr gehalten werden müssen. Was die gegenwärtige Frage betrifft, so wäre wenigstens erstlich zu zeigen, daß es ausser den angegriffenen Gründen gar keine andre gebe, worauf das Recht der Strafen gebaut werden könnte, wenn man auch nur schon gebrauchte andre Gründe ableugnete, wobey ich mich aber um so weniger zu verweilen brauchte, da überdem auch ein Grund, der in Absicht einer gewissen Strafe, wie hier der mit dem Tode, angefochten ist, deswegen doch noch nicht in Absicht aller andern Strafen angefochten wird, indem, was das Mehrere nicht beweist, doch ganz wohl das Mindre beweisen kann, so wie auch oft ein Instrument für jemanden kein Recht auf eine ganze Erbschaft, wohl aber auf einen Theil dieser Erbschaft und auf ein Legat und kurz auf alle andre Rechte beweisen kann. Völlig so verhält es sich mit den Beweisen des Rechts der Strafen. Ein andres ist es, einen Grund in Absicht aller Strafen verwerfen, und ein andres, es nur in Absicht einer gewissen, wie der mit dem Tode, es thun; ein andres ist es, einen Grund verwerfen, welches ein gemeinschaftlicher und ein andres, welches der gemeinschaftliche der Strafen ist, und sie fallen weg, nicht wenn ein gemeinschaftlicher, sondern wenn der gemeinschaftliche, was nämlich zugleich der einzige ist, einstürzen gemacht wird. Wenn man dieß übersieht und behauptet, weil alle Strafen einerley Grund in Absicht des Rechts sie anzuordnen hätten, so würde mit Ableugnung des Rechts zur Todesstrafe das Recht zu strafen überhaupt geleugnet, dann mögte ich auch wohl fragen, ob sich denn etwa gar keine ungerechte Strafen anordnen lassen? Denn dieß scheint nach dieser zur Rettung der Todesstrafe gebrauchten Schlußart zu folgen, weil alle Strafen, so viel ihre Anordnung betrifft, auf einerley und bloß gemeinschaftlichen Gründen und gleichmässig beruhen sollen, daß ungerechte Strafgeseze Undinge, ja Unmöglichkeiten seyn müsten, so daß nach Willkühr auf eine Ohrfeige und wohl noch viel geringere Dinge die Todesstrafe gesezt werden dürfte.

An

An sich sind ungerechte Geseze eine ganz mögliche Sache. Weil man mir diese Wahrheit aber abgeleugnet zu haben scheint und mir die angeführte Lehre entgegen sezt, die, so gut sie auch gemeynt seyn mag, mich doch gefährlich dünkt, eine Lehre, die nicht allein den morgenländischen Despotism, sondern selbst jede nur ersinnliche Tyranney gerecht machen würde, so bald der höchsten Macht Tyranney gut dünkte, so wird es wohl nicht undienlich seyn, es kürzlich zu berühren, wie es zugeht, daß von der gesezgebenden Macht Ungerechtigkeit begangen werden kann.

Wo jemand sich selbst die Rechte macht oder nur dazu konkurrirt und bewilligt, da könnte man nicht ohne Schein behaupten, daß alle Geseze gerecht wären, weil jeder über sich selbst statuiren könnte, was er wolle. Man kann zweifeln, ob dieß ohne alle Einschränkung richtig sey; aber ich will mich izt nicht dabey aufhalten und es einmal annehmen. Man erwäge aber nur dieß, daß die zur Gesezgebung Konkurrirenden zugleich Repräsentanten von andern, wenns auch nur von ihrer Familie wäre, *) sind, und also auch aus Vollmacht, aus einer Art eines ihnen anvertrauten Amtes zur Gesezgebung konkurriren. Wer aber ein Amt hat, ist nicht befugt, die ihm verliehene Macht, die vorgeschriebenen Gränzen seines Amtes zu überschreiten. Solche Gränzen sind nun für jeden Konkurrenten zur Gesezgebung wirklich vorhanden: das sind die von der ewigen Ordnung, die von der Natur, von der Gottheit diktirten Regeln der Gerechtigkeit. Kein Fürst, keine andere höchste Gewalt hat die Gesezgebung als eignes Recht, sondern blos als gegebenes Amt, und behält daher immer Verpflichtungen, mit was für grosser Vollmacht es auch gegeben wäre. Ein Auftrag mit ungebundener Gewalt ist eine Chimäre,

*) Selbst von der Nachkommenschaft sind sie gewissermassen Repräsentanten, da die Geseze auch bey den Nachkommen verbindlich bleiben.

wäre, und würde allenfalls auch unverjährliche Rechte der Nazion und jedes Bürgers verlezen.

Hieraus ergibt sich denn auch von selbst, wie wenig der Grund für die Todesstrafe beweisen könne, den, (wie ich aus einer Rezension ersehe) der Verfasser des Traktats della impunità legitima vorgebracht, und den in Deutschland auch Hr. Jakobi gebraucht hat, daß nemlich den Unterthanen Abzug gestattet werde, und daß sie auswandern könnten, wenn ihnen die im Lande eingeführten Todesstrafen nicht gefielen. Eine sonderbare Forderung in der That, daß die, welche das Amt der Gesezgebung gegeben, wegziehen sollen, wenn diesem Amte nicht gehörig Genüge geschehen sollte; gleich als wenn die Unterthanen der Obrigkeit wegen, der von ihnen oder nur für sie angeordneten höchsten Gewalt wegen, und nicht vielmehr umgekehrt diese der Unterthanen wegen da wären; gleich als wenn der höchsten Gewalt alles nur ersinnliche selbst alle Verbrechen freystünden, wenn nur die einzige Vorsicht dabey gebraucht würde, Abzug zu verstatten. Ueberdem ist es auch nicht einmal völlig richtig, daß der Abzug so gänzlich freystehe; und wenigstens, wenn er denn auch nicht, wie in vielen Ländern, als Deserzion betrachtet wird, pflegt er doch mit Verlust verknüpft zu seyn, welches man denn doch sicher nicht ausser Acht lassen kann. Und wie, wenn man denn allenthalben und wenigstens da, wohin man auszuwandern gelegen fände, dieselben oder dagegen andere Mängel wahrnähme? Soll mans doch nicht tadeln, nicht auffordern, die Mängel zu verbessern, und alles der Vollkommenheit so nahe als möglich zu bringen? Soll man, weil man zweifeln muß, ob gleich was Untadelhaftes zu Stande gebracht wird oder werden kann, lieber, freylich eine sehr gemächliche Methode! — auch diejenigen Fehler lassen, die man sieht und wenigstens geringer machen könnte? Endlich würde auch die Auswanderung das nicht so gänzlich heben, warum die einsichtvollsten, rechtschaffensten Leute oft Geseze getadelt haben. Dieß ist nicht so wohl, daß sie selbst Nachtheil

theil davon befürchtet, und wenigstens, was wahre Verbrechen betrifft, ganz und gar nicht, als welche sie ohnehin schon nicht begehen möchten: aber sie können auch andere nicht gleichgültig leiden sehen, und wenns die größten Verbrecher wären, sind sie ihnen doch nicht so rechtlos, daß alles gegen sie freystünde, daß die Gesezgeber gar keine Rechte gegen sie zu beobachten hätten.

In der unterlassenen Auswanderung im Aufenthalt an einem Ort liegt denn auch gar keine stillschweigende oder thätliche Billigung eines jeden Gesezes, sondern blos eine Unterwerfung unter alle die daselbst geltenden Rechte, und selbst dieß nicht ohne Einschränkung, da die Geseze bey uns für die mehrsten eine ihnen unbekannte und also unmöglich überdachte und durch Wohnung eingewilligte Sache sind. Nur das kann man mit dem Aufenthalt beweisen, daß ein Land, so viel Mängel es auch habe, durch alle andere Umstände und nach aller Lage doch noch mehr anziehende als fortstossende Kraft für jemanden haben müsse. Ich selbst, der ich bis izt in Deutschland geblieben, protestire gar sehr dawider, daß man daraus folgere, daß ich die Verfassung und Geseze der deutschen Länder, wo ich bis izt gewesen oder künftig seyn mögte, für die gerechtesten und besten erkläre, oder denen von allen andern Ländern vorzöge; ich erkläre vielmehr, daß ich z. B. die Verfassung und Geseze von Großbritannien, sollte ich auch nie einen Fuß hineinsezen, doch für unendlich vollkommner halte; und was insbesondere die Todesstrafen betrifft, so muß ichs sehr verbitten, daß man aus den Orten meines Aufenthalts beweise, daß ich meiner öffentlichen Bestreitung der Todesstrafe ungeachtet sie für gut, besonders für legislatorischgerecht und nüzlich halte.

Wer den Zweck will, sagt man ferner nicht ohne Scheinbarkeit, will auch die Mittel. Ich könnte allgemein gesprochen, sagen, daß ich einen Zweck aufgeben könnte, weil mir das Mittel misfalle. Inzwischen ist dieß doch hier der Fall nicht. Wichtiger ist, daß die Todesstrafe nicht das

ein-

einzige Mittel des Zwecks ist, die Verbrechen zu hindern. So bald es aber wozu mehr Mittel gibt, werde ich sie doch nicht sämmtlich gebrauchen wollen, sondern oft von unzähligen alle bis auf ein einziges, das mich vielleicht allein gerecht und billig ꝛc. kurz das Beste dünkt, verwerfen.

Eben so kann ich auch nicht den Schluß machen, daß das Mittel der Todesstrafe gerecht seyn müsse, weil ihr Zweck gerecht sey. Es ist z. B. gerecht, den Zweck zu haben, keine Landstreicher zu dulden: aber wäre denn auch das Mittel gerecht, daß man sie unverhört todtschlagen liesse, da nicht allein noch mehrere, sondern auch noch bessere Mittel diesen Zweck erreichen würden? Wer sollte doch nicht sehen, daß Zweck und Mittel ganz verschiedene Eigenschaften haben können, daß an sich ganz wohl gerechte Zwecke bey ungerechten Mitteln, wie auch gerechte Mittel bey ungerechten Zwecken seyn können! Daß eben dieß auch von andern Prädikaten gelten müsse, daß man daher auch nicht von der Nüzlichkeit des Zwecks der Todesstrafe auf die Nüzlichkeit dieses Mittels schliessen könne, versteht sich von selbst.

Ich selbst bin übrigens unvorsichtig genug gewesen, einen ähnlichen Paralogism zu machen, da ich mit andern die Unnüzlichkeit der Todesstrafe als einen Grund gebraucht, daß sie ungerecht sey. Ein Ungenannter *) und nach ihm Hr. Professor Runde ist dadurch veranlast, umgekehrt zu fragen: Die Todesstrafen sind nüzlich; wie können sie ungerecht seyn? **) Ob ich gleich die Nüzlichkeit, so, wie ich mich darüber erklärt

*) Im Okt. des Museums vom vorigen Jahr.

**) Der Ungenannte, dessen Abhandlung jüngst Herr — gegen mich für das Beste erklärte, was seither über die Kapitalmaterie erschienen sey, hat vielleicht nur gegen einige unbestimmte Säze Erinnerungen machen wollen, ohne die Todesstrafen gradezu zu billigen. Wenigstens bin ich zweifelhaft, ob er den Tod in andern Fällen, als ich, angethan haben will; vielleicht daß wir in speziellen Fällen ziemlich oder fast einerley Meynung haben und blos verschiedene Wege zum Ziel nehmen.

Ueber-

erklärt habe, noch immer verwerfe, und worüber ich auch noch einiges sagen werde; so muß ich doch bekennen, daß ich ganz passend durch meine eigne Schlußart angegriffen bin. Durch Zurücknahme meiner Schlußart, durch gehörige Absonderung der Begriffe, wird der Fehler verbessert und damit der ganze Streich abgewandt. Denn dergleichen stoische Paradoxe, wie die, daß allein das Nůzliche gerecht sey, oder, daß allein das Gerechte nůzlich sey, veranlassen einen blossen Zirkelgang um einander herum, und sie sind vielleicht nicht eher bewiesen, bis erst die Gerechtigkeit so wohl als die Nůzlichkeit der Strafe, jede schon getrennt, dargethan worden, und also der Schluß von einer auf die andre schon überflüssig gemacht ist. An sich aber, und nimmt man die Worte nicht im Begriff der stoischen Philosophie, sondern der gewöhnlichen Sprache, sind nůzlich und gerecht, so gut sie auch neben einander bestehen, doch ganz verschiedene Begriffe, die keins das andre beweisen, und wenigstens nicht, wenn Nuzen und Gerechtigkeit in verschiedenen Subjekten vorhanden sind, und ich kann gewiß nicht schliessen, weil etwas für A. nůzlich sey, so müsse es gegen B. gerecht seyn. Jedes Verbrechen, z. B. Diebstahl hat, wenns von statten gegangen, dem Verbrecher unstreitig Nuzen geschaft: wer kann aber an der Ungerechtigkeit in Absicht des Bestohlnen zweifeln? Wenn man denn auch vom Nuzen auf die Gerechtigkeit der Strafe schliessen wollte; so könnte man doch

Ueberhaupt bedaure ich, daß die Apologisten der Todesstrafen nicht die Gränzen angeben, wo der Tod statt haben soll, wie es von der andern Seite geschehen ist, damit die Verschiedenheit gewiß sey und damit der Streit, in engere Gränzen eingeschlossen, leichter übersehen werden könnte. Auf dem Unbegränzten und ohne gewisse Wege geht man zu leicht, statt einander zu begegnen, neben einander her. In allen Fällen wird denn doch gewiß niemand Todesstrafen gebraucht wissen wollen! Deswegen sollte man angeben, wo, oder wo nicht, die Todesstrafen statt haben sollten?

doch nicht so schliessen, daß der Staat von der Todesstrafe Nuzen habe, und daß sie folglich in Absicht dessen gerecht seyn müsse, der den Tod leide. Ob der Tod in Absicht dessen, der Nuzen davon hätte, nämlich in Absicht des Staats, gerecht sey, das ist gar die bestrittene Frage nicht, sondern, ob er gegen den gerecht sey, der Schaden davon hätte, der den Tod leiden sollte, nämlich gegen den Verbrecher. Man würde sich also so ausdrücken müssen, daß die Todesstrafe demjenigen nüzlich sey, der ein Leben zu verlieren hätte, und also gegen eben diesen auch gerecht seyn müsse. Ich bin aber sicher, daß dieß, daß man demjenigen was Nüzliches oder eine Wohlthat erweise, dem man das Leben nehme, niemand gegen mich behaupten wird. Hiemit, hoffe ich, wird der von mir gemachte Paralogism verbessert und dieselbe gegen mich umgekehrte Schlußart hinreichend beantwortet seyn.

Ein Grund, worauf man sich zur Vertheidigung der Todesstrafen recht viel zu gute zu thun scheint, ist die Nothwehr. Wenn von Ausrottung wegen Gefährlichkeit eines Lebens die Rede wäre, so mögte dieß allerdings Beweiskraft haben. Allein man geht viel weiter und schliest, weil die Nothwehr im natürlichen Stande unstreitig zum Tode des Anfallenden berechtige, so müsse doch auch der Staat mit dem Tode zu rächen befugt seyn. Aber sind denn Nothwehr und Rache Eins? Fallen sie nicht vielmehr sogar in zwey ganz verschiedene Zeitpunkte? Ist nämlich das Unrecht noch nicht geschehen, soll die Vollendung der Beleidigung noch abgehalten werden, so würde ich freylich im Stande der Natur, wenns erfordert würde, mit dem Tode deß, der mir drohte, mich in Sicherheit stellen dürfen, aber auch sicher schon bey so geringen Beleidigungen, wo selbst kein Tyrann den Tod würde als Strafe gebraucht haben wollen. Denn niemand ist schuldig, Unrecht stillsizend anzunehmen, und seine Wehr dagegen hat nicht eher Gränzen, bis die Gefahr abgewandt ist. Dieß sind also dieselben Grundsäze, die noch izt in unsern Kriegen gelten, und nach denen ich selbst dem

Staat das Recht zugeschrieben habe, ihm gefährliche Leute auszurotten, und es ist einerley, wenn unsre Juristen vom Moderamen inkulpatâ Tutelâ sprachen, als welches so sehr im Naturrecht selbst gegründet ist, daß man aller politischen Einschränkungen ungeachtet es doch nirgend und nie hat ganz versagen wollen oder können. Durchaus anders verhält sich aber die Sache in dem nachfolgenden zweyten Zeitpunkt, wo das Uebel geschehen, die Gefahr aber vorbey ist. Nunmehr leiden die Grundsäze von unbegränzter Nothwehr keine fernere Anwendung, sondern an ihre Stelle tritt nun Rache. Diese ist nichts weniger als ein unbegränztes Recht, Böses zu versezen, sondern blos Genugthuung, nämlich Bezahlung alles Interesse, allenfalls auch Sicherheit fürs künftige zu fordern. Freylich ist es wahr, daß im natürlichen Stande der durch Beleidigung Entflammte, der nach Rache Dürstende, ihm zugefügte Beleidigungen, und zwar, wie gering sie auch seyn mögen, zuweilen mit dem Tode des Beleidigers rächen wird: allein eine solche Rache ist als Thatsache, nicht schon als Recht zu betrachten. Auch könnte man es billigen, daß der Gesezgeber in dem ersten Feuer der Rache begangene Verbrechen von der Strafe befreyete, welches ich hier nicht untersuchen will: allein es geschähe wenigstens nicht, um solche Rache für rechtmässig zu erklären, sondern weil man solche Leute in der Wuth der durch Beleidigung verursachten Leidenschaft wie Verrückte achtete, und als solchen selbst Todtschlag ihnen zuzurechnen sich nicht getrauete. Sobald aber der Mensch wieder vernünftig und seiner mächtig geworden, hat er gewißlich kein Recht, unbegränzte oder äusserste Rache vorzunehmen, und er hat ein solches Recht desto weniger, je mehr Zeit verflogen ist und die Verrücktheit also aufgehört haben muß. Da nun, um jemanden, der die Beleidigung vollbracht hat, das Leben zu nehmen nicht nur Rache, sondern eine ausserordentlich grosse oder äusserste Rache erfordert wird, so glaube ich, konnte ichs mit Recht für unanständig halten, darauf das Recht zu einer Strafe zu gründen. Hiemit hebt sich auch von selbst der Vorwurf, den

mit

mir der Hr. Prof. Runde gemacht, daß ich das Rache nicht in der unter den Naturrechtisten angenommenen Bedeutung gebraucht. Es ist genug, daß meine Bedeutung von äusserster Rache allein die Todesstrafe rechtfertigen könnte. Wollte man diesen Exzeß der äussersten Genugthuung aber als Werk des Verstandes und kalter Abwägung, nicht als Werk der Leidenschaft ansehen, desto besser, indem der Verstand doch sicher noch viel weniger dahin ausschweifen dürfte, wo sogar schon Leidenschaft zu weit gegangen wäre und Tadel verdiente, so wie auch eine That der Bosheit strafbarer ist, als wenn sie nur Leidenschaft wäre! Ueberhaupt geben auch Schriftsteller über ein und dasselbe Wort sehr variante Erklärungen. Wollte man daraus gleich auf Verschiedenheit der Begriffe folgern, so müste man nach jeder Erklärung besonders drüber reden. Aber es hätte nichts lächerlichers seyn können, als zu sagen, daß Rache die Todesstrafe nicht rechtfertigen könne, wenn sie im Sinn des A. genommen würde, noch auch im Sinn des B. noch auch im Sinn des C. rc. und so alle Erklärungen und jede und auch die geringste Verschiedenheit durchgegangen und diese noch mit noch vermutlichen vermehrt, die man denen untergeschoben hätte, welche keine Erklärung ausdrücklich angegeben. Ich brauche mich hiebey um so weniger zu verweilen, da der Grad der Rache selbst, auch ohne auf ihren doch so sichtbaren Unterschied von der Nothwehr zu sehen, um bis zum Tode fortzugehn, doch grösser ausfällt, als wozu rechtmässige Genugthuung, nämlich Bezahlung alles Interesse und Sicherheit des Beleidigten vor dem Beleidiger fürs künftige Grund gibt, und alles mehrere, weit entfernt an den Staat übertragen zu seyn, um so mehr für kassirt zu achten ist, da es an sich schon die erlaubten Gränzen übersteigt. Noch wichtiger scheint, daß Rache und Nothwehr eben so wohl von der Strafe ganz verschieden ist, wie jene unter einander, und daß sich eben so wenig von dem einen auf die andre ein Schluß machen läst. Denn Rache und Nothwehr ist eine Beziehung des Beleidigten zu dem Beleidiger; Strafe hin-

gegen ist eine Beziehung einer höhern Gewalt gegen die Untergebenen, sie sey nun zwischen Staat und Unterthanen, Herrn und Dienenden, oder endlich Eltern und Kindern. Eltern würden sich aber schämen, ihr Strafrecht als ein Vollstreckungsrecht für ein Kind, das von einem andern Kinde beleidiget worden, anzusehn; vielmehr strafen sie das beleidigende Kind aus eignem Rechte. Eben so ist denn im Staat Strafe keinesweges eine Umwandlung der Rache oder Nothwehr, sondern eine mit dem Staat ganz neu entstandene Beziehung, sezt eine durch Einstimmung verliehene Gewalt, ein Amt voraus, wenn dieß Strafrecht rechtmässig seyn soll.*) Wie es sich mit dieser Gewalt nun verhalte, daß sie insbesondre an die Regeln der Gerechtigkeit gebunden sey, habe ich schon erinnert. Vielleicht könnte man auch sagen, daß die Herleitung eines Strafrechts aus einem Rachrecht ꝛc. auch von der Seite unschicklich sey, weil der Staat dadurch zum Repräsentanten des Beleidigten und Richter zugleich und also gewissermassen in eigner Sache wird. Ein wahrer Widerspruch scheint es dabey, wenn man den Staat sich auf das Recht des Beleidigten stützen läst, und ihm zugleich das Recht der Begnadigung beylegt; indem ja der Staat nicht begnadigen dürfte, wenn er deswegen strafte, weil er die Rechte des Beleidigten zu verwalten und zu besorgen und ihn zu rächen hätte, da es sich gar nicht denken läst, daß der Beleidigte Vollmacht gegeben, die ihm zuständige Rache, die er wünscht und warum er solche Vollmacht ertheilt hätte, freywillig zu erlassen, und sollte der Staat sich auf eine Art von Kommission des Beleidigten stützen, so dürfte er solche nicht überschreiten. Von der Begnadi-

*) Vielleicht können von dieser Seite einige scheinbare Gründe wider mich selbst gewandt werden. Aber die Sache verhält sich so: Amicus Plato sed magis amica veritas, ist mein Hauptgrundsaz. Auch wäre es doch nur blosse Scheinbarkeit, und wirklich beweisen wird man auch von dieser Seite die Gerechtigkeit der Todesstrafen nicht können.

gnadigung selbst werde ich noch reden; hier sage ich vors erste nur, daß man mit solchen Vorschlägen Inkonvenienzen der Todesstrafe eingesteht, und sie so gehoben wissen will, daß die Rechte des Beleidigten und das Amt sie zu besorgen verlezt würden. Aber die Rechte des Beleidigten gehn nicht so hoch, daß eine Verlezung seines Rechts nöthig wäre.

Doch man will den Staat auch zum Selbstbeleidigten machen, wenn eins seiner Mitglieder beleidigt worden, und als solcher soll der Staat sich mit dem Tode des Beleidigers rächen können. Aber die Sache bleibt dieselbe und insbesondre hat auch hier alles seine volle Anwendung, was ich über den Unterschied zwischen Rache und Nothwehr und Strafe gesagt habe. Ueberdem scheint es mir bedenklich, ein System zu lehren, das alle Privatverbrechen zu Hochverrath und den Bürger selbst zur blossen Waare des Staats machen würde. Es wird vermutlich nicht ganz überflüssig seyn, ein Paar Anmerkungen über die natürliche Beschaffenheit der Staatsverbrechen zu machen.

Allerdings gibt es Staatsverbrechen, wo nämlich die ganze bürgerliche Gesellschaft oder ihr Wohl angegriffen wird. Hier könnte der Staat denn als beleidigte Person handeln, und würde alles, da kein Richter über diesen Beleidigten und den Beleidiger vorhanden wäre, bles nach Kriegsrecht gehen, wo der Staat die eine, der Beleidiger die andre Parthey wäre. Freylich oft ein sehr ungleicher Krieg; aber der Beleidiger hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er Ursach zu einem solchen Kriege gegeben, und wenn Danzig oder irgend ein ganz kleiner Staat den König von Preussen beleidigte, würde dieser ganz gerecht Genugthuung fordern oder Kriegsrecht gebrauchen können. Dieß führt nun wieder auf meine Folgerungen aus der Gefährlichkeit, indem Kriegsrecht allerdings Befugniß gibt, einen Gefährlichen wegzuschaffen, und bey subsistirender Gefahr ihn sogar, wenns nöthig ist, zu vertilgen. Nachdem die Gefahr aber vorbey ist, darf man mit Recht ausser Schadensersezung

sezung nur dahin sehen, daß der Feind nicht von neuem gefährlich werde.

Staatsverbrechen nicht nach Regeln des Kriegs, sondern der gewöhnlichen Justiz zu beurtheilen, scheint in Schwierigkeiten verwickeln zu müssen. Man könnte sie als Beleidigungen vielmehr jedes als aller betrachten. Dann hätte jeder Recht zu klagen. Wie kann aber jeder Recht der Klage aus der Staatsbeleidigung, nämlich zu mehr, als die allgemeine Beleidigung ihn selbst angeht, zu mehr, als zu seinem Antheil haben? Freylich könnte durch Vertrag und Gesez demjenigen Vollmacht aus Aller Beleidigung gegeben werden, der die Klage zuerst erhöbe, und wenn man besorgte, daß ein solcher erster Kläger auch wohl mit dem Verbrecher kolludiren, ihn begünstigen, schlecht verklagen rc. mögte, daß vielleicht auch niemand Klage erhöbe, wenn zumal Nachtheile davon für den Kläger zu besorgen wären, und daß dadurch mancher Verbrecher ungestraft, oder, wo der Richter, nicht das Gesez, den Ausspruch thut, mit gelinderer Strafe davon käme; so könnte der Kläger denen, die gleichfalls Recht der Klage gehabt hätten, Verantwortung wie von einem Amte schuldig seyn; auch könnte bey manchen Verbrechen der, welcher das natürlichste Interesse zu klagen haben müste, und sich innerhalb legaler Zeit dazu nicht qualifizirt hätte, als Mitverbrecher oder Kolludent angeklagt oder zur Verantwortung gefordert werden, oder es könnte auch eine Person angestellt werden, die das Amt hätte, Kläger in deren Namen zu seyn, die klagen sollten und solchen Verantwortung schuldig seyn müste.

Ich will nicht untersuchen, was diese und dergleichen Mittel ausrichten mögten, da doch immer andre Schwierigkeiten in Absicht des Richters übrig bleiben würden. Denn wer könnte Richter seyn, wenn jeder zu einem gewissen Antheil wie Beleidigter zu achten wäre, und also in gewissermassen eigner Sache nicht sollte entscheiden dürfen? Dieser Anstoß könnte freylich — wenigstens gröstentheils verschwinden gemacht werden, wenn nämlich der Richter nicht die

Grösse der Strafbarkeit zu bestimmen, sondern nur zu entscheiden hätte, ob die Strafbarkeit da sey, ob jemand die vom Gesez selbst schon bestimmte Strafe verdient habe, ob er schuldig oder nicht schuldig sey, indem doch niemand, wenn er unpartheyisch ist, ein Interesse hat, ob jemand und dieser oder jener der Verbrecher sey, wohl aber die Grösse der Strafe nach Leidenschaft bestimmen wird, zumal wenn Feuer, starker Haß gegen alles Böse, Eifer es auszurotten ꝛc. ihn entflammt, gegen den Verbrecher erhizt, und heiß Gutes anzurichten, Grausamkeiten oder wenigstens Ungerechtigkeiten begehen läst. Vielleicht werden aber doch immer noch in dem Verfahren und ganzen Prozeß Dinge übrig bleiben müssen, wo der Richter Parthey nehmen kann. Dieß zu heben kann man den Richter beeidigen lassen. Allerdings wird dadurch das Mitinteresse und die auf den Richter fallende Porzion der allgemeinen Beleidigung gewissermassen abgelobet, allein was hilft abloben, was sich nicht abloben läst? Abloben, Mitleid oder Haß oder überhaupt Leidenschaften zu haben, die von äussern Umständen, von Temperament, Philosophie und dergleichen abhängen? Abloben, daß man aufhören wolle, empfindlich und Mensch zu seyn? Ich will hiemit nicht sagen, daß der Eid ohne Einfluß sey; ich behaupte nur, daß er nicht hinreichend sey, ganz unparteyisch und unintereßirt zu machen, wenn dagegen die Sache selbst Interesse und Parteylichkeit gibt. Daß es daher auch eben so wenig hinreichen kann, wenn ein Richter den Verbrecher nicht persönlich kennt, wie man unter andern für das Ende des Prozesses durch Verschickung der Akten zu erhalten sucht, ist so klar, daß es keines Beweises bedarf. Der Anstoß, keinen schicklichen Richter bey öffentlichen Verbrechen bekommen zu können, läst sich also durch Eid und dergleichen Mittel so wenig gänzlich heben, als Todtfeindschaft, wenn sie abgelobt worden, wieder Fähigkeit Richter oder Zeuge zu seyn verschaffen könnte.

Selbst mit der Bestellung des Richters sieht es nicht viel anders aus. Denn da schon blos durch die Wahl des

Richters Parthey für oder wider jemand genommen werden kann, so scheint es, wenn jeder durch ein Verbrechen mitbeleidigt ist, dürfte niemand den Richter über ihn und den Beleidiger wählen. Freylich liesse sich auch dieser Anstoß mildern, wenn beyde Partheyen sich die Richter wählten, und der mitbeleidigte Staat nur nebst andern Beleidigten die Richter zur Hälfte und die andre der Beleidiger wählten; wenn überdem mit Angabe der Ursach jeder vom andern Gewählte verworfen werden könnte; wenn endlich auch, weil Angabe der Ursach bedenklich scheinen, auch wohl die Ursach mehr in gegründetem Mistrauen als in deutlicher Erkänntniß ihren Grund haben könnte, verstattet würde, noch eine gewisse nicht zu geringe Anzahl ohne Angabe der Ursach zu verwerfen. Auf solche Weise scheint es, daß man endlich Richter bekommen müste, die für völlig unpartheyisch zu achten wären, da sich von keiner Seite das geringste habe dagegen einwenden lassen, zumal wenn noch eine auf den gegenwärtigen Fall gehende Beeidigung hinzugefügt würde.*) Allein das System der Mitbeleidigung verwickelt doch in eine neue Schwierigkeit. Denn dann hätte der Inquisit für jeden eine Ursach, ihn zu verwerfen, weil nämlich jeder Mitinteresse hätte, und müste also dieß System der Mitbeleidigung, wie man sich auch wenden und drehen möchte, bey Staatsverbrechen nichts als Kriegsrecht übrig lassen, man möchte denn Richter nehmen, die keine Mitglieder des Staats wären, Richter, die zwischen dem beleidigten Staat und dem Beleidiger zu entscheiden hätten, ohne selbst beleidigt zu seyn.

Leute,

*) Auch ohne mein Erinnern wird hier jeder die Aehnlichkeit mit der Einrichtung meiner alten Vorfahren bemerken. Es ist traurig, daß sie nur da noch übrig geblieben ist, wohin sie durch selbige gebracht ward — in England. Ich liebe diese Einrichtung unsrer Brüder, und mir ekelt für unserm römischdeutschen peinlichen Rechte dagegen, und solches hat vielleicht durch und durch nichts so vortrefliches.

Leute, denen aus Studium nur römische Sitte, und zwar nur die des spätern Reichs gefällt, möchten vielleicht sagen, daß der Staat, der Mitbeleidigung ungeachtet, den Richter ohne Bedenken bestellen könnte, indem ja der Richter für keine spezielle Fälle, sondern ein für allemal und auch für künftige nicht vorhergesehene Fälle bestellt werde. Gleich als wenn es nicht geschehen könnte, daß gerade bey einem Vorfall ein Richter zu bestellen wäre; gleich als wenn es nicht absichtlich sich so veranstalten liesse, daß eine Richterstelle von neuem zu besezen wäre; gleich als wenn nicht auch Leute zu Richtern genommen werden könnten, von denen der Anstellende versichert wäre, daß sie ihm gefällig seyn, auf alle mögliche Weise seinen Willen erfüllen und seine Wünsche begünstigen würden, zumal da sie auch durch beständiges Gehalt und tausend andre Sachen in erstaunlicher Dependenz von der höchsten Gewalt zu seyn pflegen! Daß dergleichen Einfluß in die Justiz haben könne, wird jeder begreifen, und daß es ihn wirklich habe, auch davon werden manchem gewisse oder sehr wahrscheinliche Beyspiele einfallen. Und wenn denn auch die Bestellung der Richter noch so sehr ohne Bedenken von statten gehen könnte, so bleibt wenigstens die Schwierigkeit, daß das Mitinteresse jeden untüchtig machen müste, zum Richter bestellt zu werden.

Daß es sich bey den Zeugen in Absicht des Mitinteresse sehr ähnlich verhalte, fällt in die Augen, und es ist unnöthig, mich dabey aufzuhalten.

Nun könnte man zwar die Sache auch so vorstellen, daß der Staat mitbeleidigt sey, wie Aeltern durch Beleidigung ihrer Kinder. Aber der Vater hätte doch nur geringeres Recht als das Kind selbst, könnte also auch unmöglich Todesstrafe fordern, wenn das Kind selbst kein solches Recht hätte, wie es denn nicht hat. Und daß eben dieß auch vom Staat gelten müsse, ist unstreitig. Zudem ist es gleich viel, auf was für Weise der Staat mitbeleidigt seyn soll; genug, daß diese Qualität doch immer zum Richter in eigner Sache rc.

macht.

macht. Ich kann und will nichts desto weniger nicht leugnen, daß der Staat durch Todtschlag wegen eines verlohrnen Bürgers lädirt sey. Aber es darf doch nicht der gerechte Grad der Genugthuung überschritten werden. Zudem schafft Todesstrafe den verlohrnen Bürger nicht wieder, sondern der Staat gibt sich vielmehr nur noch einmal eben diesen Verlust. Nur dann würde dieser Verlust aufgewogen, wenn gezeigt werden könnte, daß die Todesstrafe, wenn auch nicht das einzige, doch das zuverlässigste Mittel sey, dergleichen Verlust seltener zu machen, worüber ich noch einiges sagen werde.

Eine nicht ausser Augen zu lassende Absurdität scheint auch daraus zu erwachsen, daß man den Staat sich auf das Recht des Beleidigten stützen läßt, ohne auszumachen, ob jemand nur über sein eignes Leben zu disponiren Macht habe. Denn das ist und bleibt aller gebrauchten und noch fort zu brauchenden Sophismen ungeachtet eine ewige Wahrheit, wenn jemand über eine ihm selbst zugehörige Sache, über ein eignes Leben, nicht zu disponiren hätte, vielweniger müste er über eine ihm nicht zugehörige Sache, über ein fremdes Leben, disponiren können. Freylich ist die Hauptfrage, ob der Mensch über sein eignes Leben Gewalt habe, etwas, worüber sich viel streiten läßt. Aber ich möchte denn auch nur mich hierin geirrt haben; so könnte es doch gegen die Verfechter der Todesstrafen, wenigstens was die mehrsten betrifft, genug seyn, sie aus dem gewöhnlichen und präsumtivisch eignen System anzugreifen. Man sucht zwar dadurch auszubeugen, daß man sagt, der Mensch habe nur keine unbedingte, wohl aber eine bedingte Gewalt, über sein Leben: allein ich muß gestehn, daß ich nicht sehe, was mit einer solchen Auskunft geholfen werden könne. Anstatt daß es vorher geheissen: Der Mensch kann keine Macht übertragen, die er selbst nicht hat, und also, da er selbst keine Macht über sein eignes Leben hat, auch diese nicht; würde es nunmehr nur etwas verändert heissen müssen: der Mensch kann nicht mehr Macht übertragen, als er selbst hat, und also

unter

unter allen denen Bedingungen, unter welchen er nicht die Macht hat, selbst sich das Leben zu nehmen, kann er eine solche Macht auch nicht übertragen. Wenn also der Prof. Runde den Selbstmord für eine unerlaubte Handlung hält, und also, wenn ihn ein Verbrecher beginge, solchen als Hinzufügung eines wo nicht grössern doch neuen Verbrechens betrachtet, so wird er, wenn er aufrichtig handeln will, behaupten müssen, daß niemand Macht über sein Leben einem andern, und also auch dem Staat nicht, übertragen könne *). Auf die unerwiesenen Voraussezungen, daß Todesstrafen die einzigen oder sichersten Mittel wären, keinen Selbstmord zu begehen, nämlich das Leben zu erhalten 2c. brauche ich weiter nichts zu antworten, als daß es, wie mich dünkt, Voraussezungen und zwar falsche sind.

Für einen von den wichtigsten Gründen haben viele die Talion gehalten, und ob sie gleich, so viel ich weis, noch niemand gegen meine Einwürfe gerettet hat, so wird es doch wegen ihrer Scheinbarkeit nicht überflüssig seyn, noch einiges darüber beyzubringen.

Die Talion scheint auch von Seiten der Arithmetik oft keine Gleichheit zu beobachten. Ein Jüngling nämlich erschlage einen Greis. Ist der Jüngling nun zumal von einer Gesundheit, wie der Greis sie nie gehabt hat, so wird ihm statt der zu fordernden wahrscheinlich gleichen Anzahl von Jahren ein grosser Ueberschuß von wahrscheinlichem Leben genommen. Man würde also auch bey einem solchen Jünglinge warten müssen, bis er ein Alter erreichte, wo er nach Wahrscheinlichkeit nicht länger leben würde, als wozu der Greis

*) Ausser andern Abhandlungen über den Selbstmord steht in Engels Philosphie für die Welt, eine Abhandlung hierüber; unstreitig von Garve. Jedem empfehle ich auch eine Rezension über Moses Mendelssohns Phädon in der N. Bibl. der schönen Wissensch. 2c. die vermutlich von eben diesem Denker herrührt, und in dieser eine hieher gehörige kurze Stelle für den March. von Beccaria.

Greis noch Wahrscheinlichkeit gehabt hätte. Um ihn also mit Talionsgerechtigkeit strafen zu können, würde man ihn etwa im Gefängniß aufbewahren müssen, und, da das Gefängniß schon selbst ein Uebel ist, müste der Werth dieses Uebels wieder bezahlt, oder von der gebührenden Strafe wieder abgezogen und selbige um so viel vermindert werden, als das Gefängniß Strafe wäre. Das schlage an, wer da kann! Ich weis dazu keinen Maßstab. Zugleich wäre dabey der Nachtheil unvermeidlich, daß die Aufsparung bis auf die Zeit, da Talion anfinge mehr Wahrscheinlichkeit der gleichen Vergeltung zu bekommen, auch grosse Gefahr bringen müste, daß durch früheren natürlichen Tod oder andre Zufälle ein Mörder fast von aller Strafe befreyt bliebe.

Eben solche Schwierigkeiten scheint auch die beyderseitige Porzion des Glücks zu machen. Aber es thut nicht Noth, dieß weiter aus einander zu sezen.

Die Ungleichheit der Talion kann sich aber auch gewissermassen umgekehrt äussern, daß zu wenig vergolten zu seyn scheint. So kann es geschehen, daß ein kränklicher Greis einen gesunden Jüngling erschlägt. Schon Solon hat einen ähnlichen Fall vor Augen gehabt, daß nämlich ein Zweyäugiger einem Einäugigen sein noch übriges Auge ausschlüge. Er suchte diese Ungleichheit damit zu heben, daß dem Lädirer beyde Augen ausgeschlagen würden. Doch hatte derselbe nur Eins ausgeschlagen, und wenn blos Auge für Auge gegeben werden soll, dürften ihm nicht zwey Augen für ein Auge entrissen, doppelter Schmerz und ganze doppelte Talion gegeben werden. Ist es so gar nothwendig des Verlezers Schuld, daß der Lädirte mit Verlust des einen Auges schon blind wurde? Solons Auskunft mag übrigens ganz vortrefflich seyn: aber sie ist wenigstens nach andern Grundsäzen zu retten. Ich greife sie nur als Talion an.

Ich sehe indeß ganz wohl, was man für die Talion noch sagen könnte: daß die Sache an sich gleich sey, daß blos der Eindruck und die Folgen für den Empfänger verschieden wären; daß auch wohl eine Summe Geldes in Absicht deß,

der

der bezahlt und deß, der bezahlt bekömmt, zumal nach der verschiedenen Zeit des Borgens und des Zurückgebens einen sehr verschiedenen Werth haben könne: aber es sey genug, daß es an sich einerley sey, und es bleibe doch immer gerecht und billig, daß eben das bezahlt werde, was geliehen ist, ohne daß man sich um den Werth in Rücksicht auf Zeit und Personen zu bekümmern habe.

Dieß ist vielleicht nicht ohne Schein. Inzwischen läst sich doch auch noch Unterschied genug in der Sache angeben. Bey dem Gelde muß nicht mehr und nicht weniger als dieselbe Summe zurückgegeben werden, weil der Kontrakt eine solche Bezahlung vorschreibt; und es kann doch der Kontrakt auch anders seyn. Aber über das Ausschlagen des Auges ist kein Kontrakt vorher gemacht. Ueberdem ist hier auch die grosse Verschiedenheit zu bemerken, daß ich das vorgestreckte Geld wirklich selbst wiederbekomme und von neuem gebrauchen kann. Ein verlornes Auge bekomme ich aber nie wieder, wenn auch noch so viele ihre Augen verlieren müsten, so wenig als der, welcher das Auge ausschlug, ein Auge mehr bekam, als er vorhin gehabt. Der eine, der mit Talion belegt wird, leidet nur Schaden, ohne daß der andre, der von ihm Verlezte, das geringste dadurch gebessert würde.

Die Talion darf ich aber doch noch nicht verlassen, weil sie, wie viel andre Dinge, einem fabelhaften Geschöpf gleich ist, das immer unter veränderter Gestalt wieder hervorkömmt, und nachdem ich mancherley Blössen der Talion aufzudecken gesucht habe, seh ich sie schon im Begriff, sich in ein Recht der natürlichen Gleichheit zu verwandeln, daß nämlich, was dem einen recht, auch dem andern nicht unrecht sey, und also der Mörder, der das Leben genommen, auch solches wieder verlieren müsse, der das Leben versagt, auch solches wieder versagt bekommen müsse, damit Beleidiger und Beleidigter in gleichem Rechte stünden. Das Trügliche solcher Schlüsse läst sich aber ohne Mühe aus seiner Hülle ziehn. Nämlich es würde hiedurch vorausgesezt, daß Motive und

Ursach des Mordes eben so in dem Ermordeten oder dessen Repräsentanten, wie in dem Mörder sey, daß sie in eben derselben Lage wären, und daher dasselbe Recht haben müsten. Dieses Recht der natürlichen Gleichheit könnte aber vielleicht eher einen Grund wider die Todesstrafen abgeben. Wenn z. B. ein Stamm eines Volks, wie bey den Israeliten, nicht etwa einen andern Stamm, sondern nur einen einzelnen Menschen eines andern Stamms umgebracht hätte, so wäre der ganze Staat unstreitig befugt, über eine solche Universität Gericht zu halten. Schreibt nun das Gesez Todesstrafen vor, so würde die ganze verbrochenhabende Universität, jedes durch Beschliessung oder Einwilligung verbrochenhabende Mitglied derselben hingerichtet werden müssen. Aber von der menschlichen Natur selbst unterstüzte Politik bebt zurück und verbietet solche für den Staat so nachtheilige Strafe, und also misbilligt man gleichsam selbst das Gesez durch dessen Durchlöcherung, und geht von der Gleichheit des Rechts ab. Oft straft man nur die Anführer, oft nach dem Loose, oft nach Auszählung, und straft wohl desto härter, um andere gar nicht zu strafen: gleich als wenn nur die Anführer verbrochen hätten, oder als wenn es in Absicht angeführter Diebesbanden rc. eben so gehalten würde, und als wenn niemand gestraft würde, wenn man die Anführer nicht hätte oder wüste; gleich als wenn das Loos oder die Auszählung durch eine Art von Wunder gerade die Anführer oder die Schuldigsten anzeigen würde; gleich als wenn die übrigen Antheilhabenden dadurch die verdiente Strafe gleichmäßig mitbekämen; gleich als wenn an einigen Komplizen auch die Strafe der ungestraften oder doch begünstigten Mitschuldigen vollzogen werden könnte; und gleich als wenn in Absicht andrer Komplizen Verbrecher zu ganzen Banden gelindere Strafen, als wenn sie getrennt und nicht auf Einen Zweck wirkend gehandelt hätten, oder gar Erlassung der Strafe verdienten! Misbilligt man aber bey Universitäten Todesstrafen, so scheint man sie auch bey einzelnen zu misbilligen. Denn es ist blos mehr und weni-

ger

ger Tod, blosse Abstufung von der grösten Universität bis zum Einzelnen; die Sache selbst ist aber Eins, und ein Nachtheil, der vom Verlust von Hunderten erwachsen würde, würde eben so wohl, wenn schon im Verhältniß von $\frac{1}{100}$ gegen $\frac{100}{100}$ aber doch wirklich erwachsen, und gibt der Verlust von $\frac{100}{100}$ einen Grund wider Todesstrafe, so thut es eben so wohl, wenn schon verhältnißmässig, auch der Verlust von $\frac{1}{100}$ aus einer solchen Universität, und also auch der Verlust jedes Einzelnen einer noch grössern Universität, endlich des ganzen Staats.

Ich habe schon in meiner Ankündigung der Uebersezung des M. D. B. etwas über die Mittel einfliessen lassen, womit man die Inkonvenienzen der geseztlichen Strafen überhaupt zu heben sucht, und zum Theil ihren Gebrauch recht sehr anpreist. Die Begnadigung und andre ähnliche Mittel gehen nicht die Todesstrafen allein an. Weil man sich aber doch zuweilen auf einige dieser Mittel beruft, und andres wenigstens zur Aufklärung dieser Materie dienen kann, so wird es doch wohl keine überflüssige Ausschweifung seyn, die Begnadigung und dergleichen Mittel etwas genauer zu untersuchen, damit niemand sich wider mich, die Fehler und Nachtheile der Todesstrafen zu vertheidigen, auf Auskünfte berufe, die wider mich erst selbst gerettet werden müssen, die ich eben so wohl, wie die Todesstrafe selbst, verwerflich finde, oft selbst das, womit man heben will, schlimmer finde, als das, was man heben will.

Begnadigungen, diese so oft gepriesene Panacee, dieser so oft erhobene Beweis der Güte und Sanftmut des Regenten, sind wirklich in meinen Augen ein Beweis einer schwachsinnigen, ungerechten, alles zerrüttenden Regierung, oder sonst eines solchen Abschaums von Gesezen, daß es besser ist, sie einstürzen zu machen, und gleichsam ein öffentlich autorisirtes Beyspiel zu geben, daß Geseze nichts für den sind, der hinreichende Macht hat.

Zur genaueren Prüfung der Sache scheint es nöthig, zuförderst zu untersuchen, ob das Recht der Gnade ein Theil der rechtsprechenden oder gesezgebenden Justiz seyn könne?

Die rechtsprechende hat ein kalter Untersucher des Falls und ein unverrücklicher dem vorhandenen Gesez schnurstracks nachkommender Vollstrecker seiner Entscheidung. Der Richter, und wenn der Gesezgeber Richter zugleich ist, auch dieser in solcher Qualität und so fern er Richter ist, hat sich nicht drum zu bekümmern, wie die gesezliche Entscheidung billig oder hart ausfalle, sondern was für eine Vorschrift da sey, nicht wie gut, wie menschlich der Ausspruch ausfalle, sondern wie er dem Willen des Gesezgebers treu, dem daraus für jeden erwachsenden Rechte gemäß sey.

Sollte nur mit einigem nicht zwar Recht aber doch Rechtsschein begnadiget werden, so würde es gleichsam voraussezen, daß vorher durch die gesezgebende Gewalt mit Zuziehung aller Konkurrenten und nach allen vorgängigen Erforderlichkeiten das vorhandene Gesez abgeschafft und statt dessen ein andres gegeben würde, nach welchem hiernächst der Verbrecher von der nach diesem Gesez rechtsprechenden Gewalt ungestraft durchkommen müste. Dann würde zwar nach dem Gesez gerichtet, aber die Begnadigung bekäme doch zugleich eine andre Inkonvenienz, daß der Verbrecher nicht nach dem vorhin vorhandenen, sondern nach einem neuern Gesez, als die That, gerichtet würde. In Absicht der Nazion selbst, scheint die Begnadigung eine Verlezung gleichsam eines derselben geschehenen Versprechens, indem in der Publikazion der Geseze auch ein Angeloben zu liegen scheint, daß jedesmal genau nach diesen Gesezen gesprochen werden soll, und niemanden dawider zu privilegiren. Diese Wahrheit ist so unleugbar, daß die Ungerechtigkeit der Begnadigungen einem jeden sogleich aufzufallen scheint. Auch das unwissendste Volk schreyt, die und die That hätte nicht so ungestraft hingehn sollen; es sey vorhin einmal dieselbe That begangen worden, und damals sey sie so und so bestraft worden; eben so hätte es nun wieder bestraft werden müssen, wenn es anders damals gerecht gewesen; und dergleichen mehr. Und wie, wenn denn auch Bürger bey einem Verbrecher Mitinteresse haben, und als Lädirte durch peinliche

Anklagen Strafe fordern könnten? Begnadigung scheint daher Absagung der Rechte der lädirten, beleidigten Bürger; und ihr Interesse verschwindet auch nicht dadurch, daß sie nicht Klage angestellt, da sie sich getrost auf unsre Verfassung und darauf verlassen konnten, daß die Klage des öffentlichen und bestellten Klägers auch zu ihrem Interesse und zu ihren Rechten verhelfen müste. Von Rechten, die erst mit der Verdammung sich äussern können, will ich nicht einmal reden. Das Recht, Strafe zu erlassen, scheint aber, wie das Recht zu strafen, ein Recht aller Bürger, enthält also ausser der Porzion der höchsten Gewalt auch die Porzionen aller andern Mitglieder des Staats. Der eignen Porzion könnte freylich der Regent, oder wer sonst die Majestät hat, entsagen, aber deswegen nicht auch schon den Porzionen, die ihm anvertraut sind und andern zugehören, wo er vielleicht nur Auftrag hat, den Porzionen eines jeden Genüge leisten zu lassen, nicht aber eben sie zu annulliren oder dem Beleidiger hinzugeben. Denn als eine wahre Hingabe fremder blos zur Verwaltung anvertrauter Porzionen, ist wirklich Begnadigung zu betrachten. Ja, der Bürger muß auch vor den Begnadigungen noch vor einer andern Seite zittern. Denn wenn erst die Justiz durch günstige Privilegien abgeändert wird, was könnte doch wohl sichern, daß ein andresmal die Justiz nicht eben so wohl durch odiöse abgeändert würde. Denn wirklich dieselbe Macht, welche begünstigen, wider das Gesez schüzen kann, müste doch auch wohl berechtigt seyn, zu misbegünstigen, gen, ohne Gesez zu strafen, ja, Tugend selbst zu strafen, wenn dieß solcher Macht gut scheinen sollte. Ueberdem bedenke man, daß die ganze Wirksamkeit der Strafe durch die Verwirrung und Ungewißheit, welche durch Begnadigungen entsteht, erschüttert, zerstört, oder wenigstens geschwächt wird. Denn wie wenig mag oft eine Strafe Eindruck machen, die nicht gewiß ist, wo die Hoffnung der Gnade um so leichter wirkt, da der Mensch ohnehin schon bis an den lezten Athemzug gern zu hoffen pflegt, ohnehin schon die Gefahr leicht als vermeidlich ansieht, und nun dadurch

noch viel sicherer gemacht wird, daß er weis, daß die schwachen, gegen einzelne Personen gnädigen, das heist, gegen die ganze, Vollziehung der Geseze fordernde Nazion, ungerechten, harten, grausamen, unmenschlichen Regenten vom schwachen, weiblichen und männlichen, Weibsvolk als recht christliche, gutherzige, menschliche Regenten ausposaunt werden. Im Grunde beklage ich jedes Volk eines gnädigen von den Gesezen durch Pardonnirungen errettenden Herrn. Bey alle dem kann und will ich doch nicht leugnen, daß es Fälle geben könnte, da Vollstreckung der Strafe keine Wohlthat für die Nazion seyn würde, wie es Fälle geben kann, wo jemand, troz aller Gründe wider Todesstrafen, das Leben verlieren müste. Ich zweifle aber, ob es überall oder wenigstens oft Fälle gebe, wo Gnade anders als durch schlechte Geseze nothwendig würde. Ungerechtigkeit, jemandes natürliche Rechte verlezende oder nur zu nichts dienende Härte eines Gesezes kann freylich vor dessen Vollziehung zittern machen, und hier mögte vielleicht Begnadigung nicht so sehr zu misbilligen seyn. Aber man sollte wenigstens damit Aufhebung oder Verbesserung des schlechten Gesezes verknüpfen.*) Allerdings kann es, wie es Fälle gibt, wo jemandes Leben gefährlich wird, auch Fälle geben, daß nicht allein die Strafe mit dem Tode, sondern auch mit andern Strafen, für den Staat nachtheilig oder gefährlich werden könnte. Dieß trifft besonders bey Personen, deren Dienst keine andre Person dem Staat ersezen könnte, z. B. im Kriege eines Feldmarschalls. Aber vielleicht könnte man doch solche Personen auf eine Art von der Strafe eximiren, daß man durch irgend einen falschen für

*) Wenn gegen schlechte Geseze begnadigt wird, so wird der Fehler weniger bemerkt und wird gelassen. Hat keine Begnadigung statt, so wird dieß ein starker Antrieb der Verbesserung. Hier kömmt es drauf an, ob der gegenwärtige Nachtheil wichtiger ist, oder daß mit Begnadigung das Gesez eher bleibt, und in der Folge, wenn auch geringere aber dagegen viel Nachtheile rc. erwachsen können.

für wahr ausgegebenen Umstand sie dem Gesez gemäß gestraft glaubte, oder daß man wohl sie so gar für unschuldig hielte, das heist, man sollte nur mit Vermeidung des Scheins der Begnadigung begnadigen; vielleicht wäre es zuweilen genug, daß man Verbrechen nicht bemerkte, oder die Aufklärung der Untersuchung hinausrückte; nicht als wenn dergleichen ohne Bedenklichkeiten wäre, sondern daß sie nur vielleicht geringer seyn würden, als offenbare Begnadigung. Hieher gehört, wenn in England die Exekuzion aufgeschoben wird, und zwar nicht nur auf bestimmte Zeit, sondern auch mit der Klausel: nach Gutbefinden des Königs. Wenn wirklich wo Begnadigung nothwendig werden sollte, so würde ich wenigstens so etwas vorschlagen, daß nämlich die vorigen Verdienste nur gleichsam einen Beweis von der Fähigkeit zur Begnadigung gäben, daß ihre wirkliche Erlangung aber zum bedungenen Geschenk für gewisse künftige Verdienste, zur Belohnung künftiger Tugend gemacht würde, und könnte dieß dann nach bestimmter Zeit untersucht und durch dazu gesezte Richter entschieden werden müssen, ob dieser Bedingung ein Genüge geschehen sey, oder allenfalls doch Verlängerung des Termins verdiente. So gäbe Begnadigung für ihre Nachtheile wenigstens den Nuzen wieder, daß sie, da die Strafe nur durch Verdienste abgekauft werden könnte und müste, eifrig machte, nichts zu unterlassen, wodurch man ein Recht erlangte, vom Staat Begnadigung zu bekommen. Aus solchem Gesichtspunkte ist auch Begnadigung für das Verdienst zu betrachten, wenn jemand zum allgemeinen Besten böse Vorhaben zeitig genug verräth, seine Komplizen anzeigt und dergleichen, zumal wenn eine solche Begnadigung nicht nur speziell, sondern allgemein und gesezlich wäre, damit sie von Verbindungen abhielte. Vielleicht könnte es selbst dienlich seyn, so gar Belohnungen zu solchen Begnadigungen hinzuzusezen, das als Belohnung nicht sowohl für Verrätherey, als für Rückkehr zur Tugend zu betrachten wäre.

Wenn ich übrigens Begnadigung misbillige, so verwerfe ich sie auch da, wo sie unter einem etwas andern Schein vorkömmt, z. B. als Abolizion des Prozesses. Inzwischen scheinen doch ihre Nachtheile geringer, sofern es noch in der Dunkelheit ist, ob jemand Strafe verdient hat. Aber neben dem Gebrauch der Begnadigung vermehrt sie ihren Nachtheil, da nun doppelte Hoffnung der Impunität da ist.

Nichts kann aber tadelhafter seyn, als, wie sehr oft geschehen ist, gewisse Freuden mit allgemeiner Begnadigung zu feyern. Denn so wird nicht einmal erwogen, ob die Verbrecher Leute sind, die Verdienste haben, und ohne vorhandenes Gesez der Impunität werth wären. Es ist, als wenn man glaubte, daß die Freude der Nazion zu groß wäre, daß man, um sie wieder zu kränken, vom Gesez abgehn und Verbrecher, die der Nazion vormals Grund zur Betrübniß gegeben, wider die zum gemeinen Besten gemachten Geseze schüzen müste.

Es versteht sich auch von selbst, daß die bisher vorgetragenen Gründe wider Begnadigung überhaupt auch wider Parzialimpunität oder Milderung der Strafen gelten müsse. Denn es ist, wenn schon mindre, doch wahre Begnadigung.

Was nun Begnadigung in Absicht schon begangener Verbrechen ist, das ist gewissermassen Dispensazion oder vorgängige Erlaubniß, ehe sich jemand zu einer That entschliest. Die Gründe, aus denen ich mich wider Begnadigungen erkläre, scheinen mir auch wider Dispensazion hinreichende Beweiskraft haben zu müssen, indem die ganze Beschaffenheit der Sache dieselbe und nur der Unterschied ist, daß das eine für das andre nach der That ertheilt wird.

Es ist gar kein ungegründeter Sillogism, den man machen kann: Entweder ist das Vorhaben an sich was Böses; so darf keine Erlaubniß dazu gegeben werden: Oder es ist, wenn auch nicht was Gutes, doch zum wenigsten was Gleichgültiges; und so sollte es auch niemanden verboten werden. Denn wenn gleichgültige, wenn zugleich oft nüzliche Dinge verboten und mit denen in Eine Klasse gesezt werden, die an

sich

sich unerlaubt sind, so hat dieß leicht den Erfolg, daß beyde an sich gleich geschäzt werden; daß man daher, wenn man sieht, daß vom erstern Verbot dispensirt wird, auch Dispensirung vom andern für möglich hält; daß die Geseze diskreditirt werden, weil man sieht, daß die Strafen vielmehr willkührliche als nothwendige Folgen sind weil man sieht, daß einiges Verbotenes an sich nichts Böses, vielleicht auch nichts Schädliches sey, daß man das an sich und nothwendig Unerlaubte in Eine Klasse sezt, es gleichfalls als willkührlich ansieht, und daß man, weil man einzelne von einigen Gesezen dispensirt werden sieht, sich gleiches Recht zu haben, sich eben so gut zu seyn dünkend, auch ohne Dispensirung und auch die andern Geseze zu übertreten weniger Bedenken hat.

Ich sehe übrigens ganz wohl ein, daß vielleicht auch Dispensazion als ein Rettungsmittel wider schlechte Geseze angesehen werden könnte. Allein wenn Dispensazion ein solches Bekenntniß über Schlechtheit der Geseze enthalten soll, so ist sie damit noch gar nicht gerechtfertigt. Denn da Dispensazion aufs künftige geht, auch, um keine unrechtmäßige Verlezung der Geseze zu seyn, alles erfordern würde, was zur Aufhebung und Veränderung des Gesezes selbst gehörte, so sollte man, dächte ich, auch lieber, statt das Gesez bey einem Vorfall, der dessen Fehler zeigt, gleichsam aufzuheben und gültig zu lassen, es für alle verbessern.

Wirklich scheint schon die Wahrheit dieser Grundsäze anerkannt zu werden, wenn schwerlich jemals zu den natürlichen, wenigstens den gräulichern Verbrechen Dispensazion ertheilt worden ist. Urtheilt man aber hier recht, so sollte man auch in denen Fällen nicht dispensiren, die erst durch gesezliche Verfügung Verbrechen geworden sind. Sind die natürlichen und willkührlichen Verbrechen sich darin gleichgemacht, daß beyde wirklich verboten sind und gestraft werden, so sollten sie auch darin gleichgehalten werden, daß von dem einen so wenig wie von dem andern dispensirt würde, zumal da auch gewöhnliche Köpfe den Unterschied zwischen natürlichen oder nothwendigen und willkührlichen Gesezen

nicht recht fassen, und was sie an den leztern sehen, auch an den erstern für möglich halten oder verlangen.

Nach diesen Grundsäzen wird nun jeder schon von selbst beurtheilen können, was ich davon denke, wenn zuweilen Obrigkeiten Nachsicht gegen gewisse Personen gebrauchen, konniviren, oder, wie man spricht, durch die Finger sehen, das man richterliche Blindheit nennen könnte.

Der Richter oder vielmehr das Gericht oder auch der Gesezgeber darf aber nie blind seyn, darf nie die Augen zuthun, und am wenigsten zu dergleichen zum Voraus Versicherung geben, wenn Geseze und Strafen nicht gänzlich ihre Kraft zu verlieren in Gefahr kommen sollen; er muß unerbittlich und hart wie ein Fels, und scharfsichtig wie ein Luchs seyn, daß keine Hoffnung sey, auf irgend eine Weise ungestraft durchzuwischen.

Ich weis übrigens ganz wohl, wie man diese und alle dergleichen Abweichungen von Gesezen zu vertheidigen pflegt. Der Geber des Gesezes, meynt man, habe einen solchen Fall vielleicht bey dessen Verfertigung nicht vor Augen gehabt, und man habe anzunehmen, daß er in Rücksicht auf selbigen andre Verfügung getroffen haben würde. Aber es kömmt nicht drauf an, wie das Gesez gemacht seyn könnte, sondern wie es wirklich gemacht ist. Ist ein Gesez für den vorliegenden Fall vorhanden, so muß dem nachgekommen werden; und spricht das Gesez wirklich von einem andern Fall, fehlt es an Vorschrift zum Ausspruch, an bekannt gemachtem Willen des Gesezgebers, so kann der Richter auch solchen nicht anwenden, und muß man sagen: wo kein Gesez ist, ist auch kein Richter, kein Applizirer des Gesezes. Jede andre Modifikazion des Gesezes, als die Worte enthalten, ja ich sage, eine andre, als es der Verbrecher selbst *) oder jeder verstanden

*) Pares curiae sind also eine nothwendige in der natürlichen Billigkeit gegründete Sache, und sollte niemand so rechtlos seyn, daß er andre, als seines Gleichen, nämlich andre als Leute

standen haben kann, ist ein gleichsam neueres Gesez, und würde, da es noch kein dem Verbrecher bekannt gemachtes Gesez wäre, ungerecht auf ihn angewandt. Was die Härte eines Gesezes in einem speziellen Fall betrifft, so kann man nicht besser antworten, als was ein Alter (nach den Fragmenten im corp. jur. civ. Rom.) gesagt hat, daß das Gesez zwar hart, daß es aber doch so vorgeschrieben sey; oder mit einem andern weisen Mann, daß es besser sey, daß von einigen wenigen auch eine billige Ausnahme nicht angenommen, als daß von allen einige versucht werde. (Satius — a paucis etiam justam exceptionem non accipi, quam ab omnibus aliquam tentari. Seneca de benef.)

Die Fortsezung künftig.

9.

Ohngefähr so, brauchte Mäcen manchmal Horazen.

Man fand bey Leipzig einen todten Körper, ob ertrunken, erschlagen . . . das weis ich nun seit etwa 40 Jahren nicht mehr.

Er sollte, wie gewöhnlich, sezirt werden; ich war auf den anatomischen und den juristischen Theil dieser Verrichtung neugierig, und begab mich deswegen auf den Gottesacker zu rechter früher Tageszeit, da noch niemand beym Leichname war, als die Wächter.

Bald langten auch diejenigen an, die zur Sekzion verordnet waren, der Vornehmste unter ihnen war Hofrath Maskov.

M 5 So-

Leute zu Richtern hätte, die seine Einsicht rc. aus ihrer eignen kennten; daß also unwissende Bauren nur von Bauren, von wahrscheinlich der Geseze eben so unwissenden rc. gerichtet werden dürften rc.

Sobald derselbe mich erblickte, fing er ein Gespräch mit mir an, führte mich nach und nach vom Leichname weg, und unterhielt sich mit mir, auf und ab spazierend, so lange als die Sekzion dauerte.

In seiner Assemblee würde so was für einen jungen Magister, wie ich war, sehr schmeichelhaft gewesen seyn; hier aber fühlte ich sehr wohl, daß er meine Lehrbegierde seiner Bedürfniß aufopferte, sich von einem ihm unangenehmen Gegenstande zu entfernen.

So machte es mir freylich nun keine ausnehmende Ehre, daß ein Maskov meine Gesellschaft suchte; indessen war sein Bewegungsgrund dazu doch auch nicht unedel, und es entehrte mich wenigstens nicht, daß er mich mit seiner Gesellschaft beehrte, wie solches oft der Fall bey Gesellschaften zwischen Vornehmern und Geringern ist.

A. G. Kästner.

10.

Neuestes französisches Urtheil über den Ton des alten Dichters von Ferney.

Aus Nouveau Dictionnaire pour servir de Supplement à l'Encyclopédie. Tom. I. Article: *Academies* (avantages des)

Es ist ein unangenehmer Anblick, daß Männer von grossem Ruhm, die in so mancher Absicht die Zeit und Länder, in denen sie leben, erleuchten, dem Ton des Anstandes und des Ernstes den einer ewigen Plaisanterie vorziehn. Dieser muß natürlich am Ende überschritten werden, und sich ins Niedrige und Triviale verliehren. Wenn man mit allen Gegenständen, wie sie uns vorkommen, spielt, keinen Unterschied zwischen wichtigen und leichten macht, vielmehr sich bemüht, jene in lächerliches Licht zu stellen, — dieß muß endlich einen allgemeinen Ton des Burlesquen geben, der, wie

ich

ich wenigstens hoffe, mit eben so wenig Ehre endigen wird, als der Ton des lezten Jahrhunderts. — Ehemals ertrug man dergleichen Unarten, weil man sie noch Iuvenilia nennen konnte; izt muß man Mitleiden mit ihnen haben, da sie sich den Titel: Senilia, erworben haben.

Bis dieser Ton sich wird verloren haben, bleibt das gröste Uebel immer noch, daß eine Menge von subalternen Köpfen nichts bessers thun zu können glauben, um sich neben ihre Chefs hinauf zu schwingen, als daß sie viele Ballen recht gutes Papier mit dem elendesten, ausgelassensten und abscheulichsten Zeuge füllen.

II.

Erinnerung zum Museum, März S. 217.

Ich hatte neulich vorgeschlagen, „daß man bey den jährlich von den Predigern einzuschickenden Tabellen über die Gebornen, Gestorbnen und Kopulirten, den gänzlichen Mangel der Kontrolle dadurch einigermassen ersezen könne, wenn man über die einzelnen Fälle Bescheinigungen der Prediger beylegen liesse, welche kleine Mühe desto natürlicher wäre, da die Prediger noch immer ihren Antheil vom Tode, Geburt und Kopuliren der Menschen bekämen.„ Hr. Oberkonsistorialrath Büsching macht hierüber die Anmerkung (in seinen wöchentlichen Nachrichten d. J. S. 128.) „ich bürdete den Predigern etwas zu viel Last auf.„ Ich mögte auch in einem Vorschlage, der vielleicht nie ausgeführt wird, doch nicht gern den Vorwurf verdienen, „daß ich irgend jemand zu viel Last aufbürde.„ Aber mich dünkt, ich verdiente hier diesen Vorwurf nicht. Die meisten Prediger (nur in grösseren Städten gibt es seltene Ausnahmen) haben bey weitem nicht so viel Geschäfte als andre Bediente des Staats, und sie dürften sich also als gute Bürger nicht bekla-

beklagen, wenn man ihnen auch noch einigermassen mühsame Geschäfte zum allgemeinen Besten auflegte. Aber könnten auch wohl die Prediger es mit Recht für eine Last halten, wenn sie jährlich ein paar Hundert kurze Scheine, daß sie für Gestorbene, Geborne und Kopulirte ihre Gebühren richtig erhalten, ausfertigen, von den interessirten Personen unterschreiben und am Ende des Jahrs mit den Tabellen einschicken müsten? Man könnte ihnen ja mit gedruckten Scheinen, die nur ausgefüllt werden dürften, die Sache erleichtern, und wie wäre es dann möglich, ein so kleines Geschäft, das einen so nüzlichen Zweck hätte, eine aufgebürdete Last zu nennen? Ich kenne des mir in so vieler Absicht verehrungswürdigen Hrn. O. C. R. Büschings Denkart und Unpartheylichkeit so gut, daß ich von Ihm selbst das Urtheil erwarte, er habe mir in diesem Vorwurf zu viel gethan.

Dohm.

12.

Aus einem Schreiben vom 1sten Januar 1777. aus dem Lager bey Fort Knyphausen.

— — Das Land hier herum trägt alle Früchte, wie wir sie in Hessen haben; Rocken bauet man nicht viel, weil die amerikanischen Britten, wie die europäischen, so sehr an Weizenbrod gewöhnt sind. Türkischer Weizen wird auch viel gebauet; besonders aber ist der Flachs seyr schön, und nie hab ich so vortrefflichen Leinsaamen gesehn. Obst ist wenig da, aber von ungemein delikatem Geschmack. Die Kartoffeln sind hier bey weitem nicht so schmackhaft, und kommen nicht so gut fort wie in Pensylvanien und Long-Island, obgleich der Boden hier mehr sandig als thonig ist. Diese Gegend ist, so wie das benachbarte Neu-Yersey, sehr bergicht und felsicht, und voller Waldung. Von Wildpret

pret habe ich nichts gesehen als Hasen, die nicht grösser sind als Kaninchen; auch Fasanen und allerhand Vögel. Es gibt aber doch auch einigs Hochwildpret.

Die Menschen hier leben ein sehr animalisches Leben. So bald man aufgestanden, trinkt man Thee und isset dabey eine ganze Schüssel voll Butterbrod. — Um 12 Uhr wird ein zweytes Frühstück eingenommen, das in Rind- oder Schweinefleisch über Kohlen gebraten, und abermals in Thee besteht. Der Frauenzimmer einzige Beschäftigung ist hier, daß sie auf ihren Thee warten, ihre Stuben aufputzen und vor dem Kamin sizen. Oefen sind hier gar nicht gebräuchlich, ob es gleich an Eisen nicht fehlt. Das Holz, das hier in 24 Stunden in einem Kamin verbrannt wird, reicht bey uns reichlich acht Tage.

Die Grossen wohnen meistens in der Stadt Neu-York, haben im Lande Lusthäuser und auch sogenannte Bauergüter, von denen sie jährlich 10, 20 bis 50 Pf. Sterl. ziehen. In einem Lande, wo der Unterthan nicht zügellos leben darf — und wie glücklich ist der nicht gegen diese! — würde ein solches Bauergut, oder besser Freygut, noch dreymal so viel abgeben können, und der Verwalter hätte doch reichlich zu leben.

Man hat sonst der Stadt Neu-York 2500 Häuser gegeben, allein sie hat über 4000, von denen etwa ein Viertel abbrannte, als die Rebellen die Stadt verlassen musten. Sie hat folgende Kirchen: Drey englische, zwey deutschlutherische, eine deutschreformirte, drey holländischreformirte, zwey englische und eine schottische presbyterianische, eine französische, eine wiedertäuferische, eine jüdische und noch eine, deren Sekte mir entfallen ist. Von diesen sind die altenglischen und eine lutherische mit abgebrannt. Die Kirchen und Häuser in Neu-York sind kostbar gebauet. Ein Gymnasium ist auch hier, und hat ein Gebäude von drey Etagen, ebenfalls sehr kostbar gebauet. Lehrer hat es nie gehabt als einen Doktor,*) und die von Eng-

*) vermutlich Medicinae.

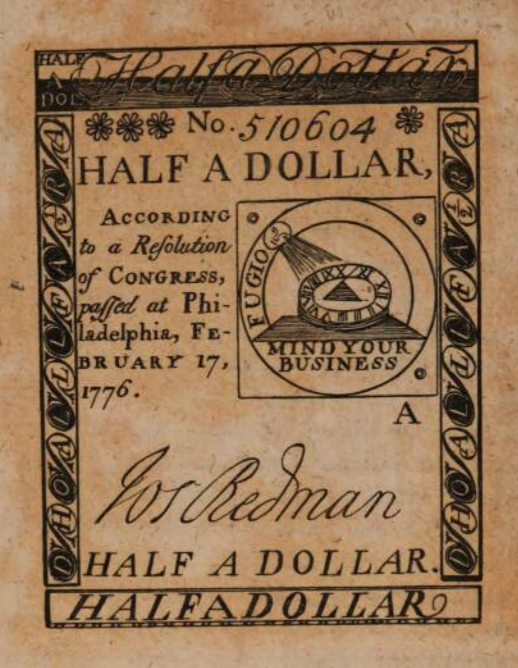
England bestellten Prediger, die aber izt in Philadelphia sind. Die Strassen sind breit und gut gepflastert; ihre Zahl aber hat mir noch niemand sagen können. Ueberhaupt soll Neu-York Hannover gleichen. Ein Fort an der Seeseite ist vortrefflich angelegt, aber noch nicht fertig und nur mit einigen Kanonen besezt, da es doch 200 fodert. Neben demselben hat eine stark vergoldete Statüe von Bley gestanden, welche 1765 Sr. Majestät dem Könige von Großbritannien errichtet wurde und 3000 Pf. St. kostete. Sie hat den König zu Pferde vorgestellt, und ist aus Dankbarkeit für Aufhebung der verhaßten Stempelakte errichtet. Diese Statüe haben die Rebellen mit einem Stricke vom Pferde gerissen, den Kopf abgehauen, in der Stadt herumgeführt, geprügelt, mit vielen Schimpfreden belegt, und endlich hier ins Fort gebracht, um Kugeln daraus zu giessen. Den Kopf hat man dem hier wohnenden Wirth vor die Thüre geworfen, welcher ihn heimlich versteckte, und, da die Rebellen nicht nachfrugen, in die Stadt lieferte, wo er sich noch befindet. — Dem Lord Chatam ist zu eben der Zeit eine Statüe von weissem Marmor errichtet, welche 1500 Pf. St. kostet und bis izt noch unversehrt ist.

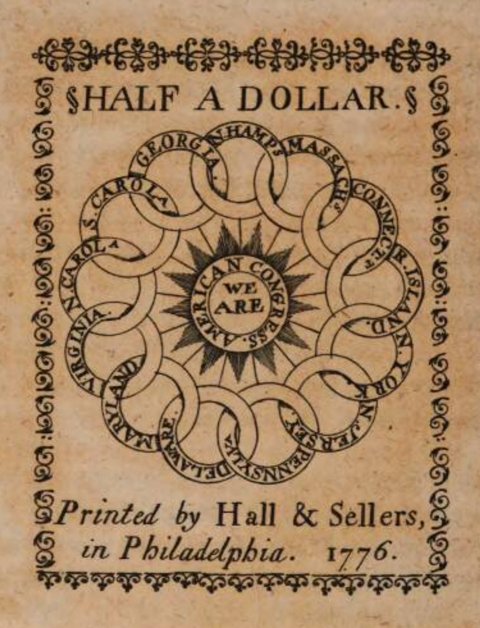
Auch die Steine haben hier etwas Eigenes. Sie sind fast durchgehends so schwer wie Bley, und glänzen wie das feineste Silber. Vor einigen Tagen brannt ich aus einem, wie eine Wallnuß groß, einen kleinen Klumpen Bley. — Noch hab ich vergessen, daß in Neu-York auch ein Versammlungshaus für die Quäker, ein schönes Rathhaus, ein Hospital, ein Zucht- und Gefangenhaus ist.

Die ganze Provinz Neu-York soll 300 englische Meilen lang, und 14 — 12 — 10 — 4 und auch 2 Meilen breit seyn.

Auf meine Frage, warum in der ganzen Provinz, die doch sehr metallreich scheint, kein einziges Bergwerk im Gange sey? wurde mir geantwortet, sie hätten keine Erlaubniß zu graben. Auf Neu-Jersey soll Kupfer und Eisen genug seyn. Das Kupfer ist unvergleichlich. Auf

Rhode-


Half a Dollar
No. 510604
HALF A DOLLAR,
According to a Resolution of Congress, passed at Philadelphia, February 17, 1776.
FUGIO
MIND YOUR BUSINESS
A
Jos Redman
HALF A DOLLAR.
HALFADOLLAR


§HALF A DOLLAR.§
GEORGIA
N.HAMPS
MASSACHS
CONNECTT
R.ISLAND.
N.YORK
N.JERSEY
PENNSYLVA
DELAWARE
MARYLAND
VIRGINIA.
N.CAROLA
S.CAROLA
AMERICAN CONGRESS.
WE ARE
Printed by Hall & Sellers, in Philadelphia. 1776.

Rhode-Island ist ein Silberbergwerk, das mir sehr ergiebig beschrieben wird.

Ich lege Ihnen hier — zur Ersezung des Porto — ein Stück Papiergeld bey. In Philadelphia und allen Provinzen, die nicht von uns besezt sind, gilt es $\frac{1}{2}$ spanischen Thaler. Ich besize auch noch ein 7 Thlr. Stück, worauf die vereinigten amerikanischen Staaten nicht stehn.

Nun noch einige Proben von pretiis rerum, die Sie wissen wollten. Eine Leberwurst, die in Hessen (falls man sie essen könnte) 4 Heller gilt, kostet hier 5 Schilling ($1\frac{1}{2}$ Thlr.) eine Bouteille ziemlich gut Bier 1 bis 2 Schilling; eine Bouteille Wein *) 5 Schilling; ein Paar Stiefeln 6 bis 8 spanische Thaler; ein Paar wildlederne Hosen 8 bis 10 spanische Thaler.

13.

Nachricht.

Die hochfürstl. hessische Sozietät der Alterthümer in Kassel, sezt auf die beste Lobschrift Winkelmanns einen Preis, von zwanzig Pistolen.

Sie verlangt von den Konkurrenten, daß folgende Fragen genau und gründlich beantwortet werden: Wie fand Winkelmann das antiquarische Studium, als er anfing es zu bearbeiten? was hat er für dasselbe gethan? wo und wie seine Gränzen erweitert?

Der Preis wird am 16ten August 1778 zuerkannt. Die konkurrirenden Schriften müssen vor dem nächsten ersten May an den beständigen Sekretär der Sozietät, den Hrn. geh. Legationsrath, Marquis de Luchet eingesandt werden. Sie können in französischer, deutscher, italiänischer, eng-

*) Wir bedauern, daß der Herr Korrespondent nicht meldet, was für Wein er mit anderthalb Thlr. bezahlt habe?
Die Herausgeber.

englischer Sprache geschrieben seyn, doch wird die gekrönte Schrift allemal französisch erscheinen.

Alle in Kassel gegenwärtige Mitglieder, aber nicht die auswärtigen, sind von der Konkurrenz ausgeschlossen.

Inhalt.

Die Schweiz bleibt in vieler Absicht einer der merkwürdigsten europäischen Staaten — und, sollte sie es auch bloß ihrer republikanischen Verfassung, — ihres ächten, Freyheit liebenden Sinnes, und ihrer zwanglosen, offnen Denkungsart seyn. Die Kenntniß derselben ist nicht nur Gelehrten von Profession, auch Kaufleuten, dem Kenner des Natürlichen, dem Freunde des Schönen und Freyen, überhaupt einem jeden Beobachter der Menschheit nöthig und nüzlich.

Wir haben freylich manch wichtiges Werk über die Schweiz. Stumpf — Bullinger — Stattler — Simmler und Plantinus sind Namen, die ein jeder Geschichtforscher kennt in denen man Männer verehrt, die mit warmen Patriotismus u. einer ganz uneigennüzigen Wahrheitsliebe das Gute u. das Böse ihres Vaterlandes bekannt machen. Zur Lauben — Bochat — Hirzel und Hirschfeld haben nicht minder schäzbare Beyträge zur Geschichte der Schweiz geliefert.

Indessen haben wir doch keine vollständigere und interessantere Nachrichten, als die, welche folgendes Werk enthält.

Etat present et Delices de la Suisse, ou la Description historique et geographique de XIII. Cantons Suisses et de leurs Alliès. Nouvelle Edition. IV. Tomes, avec beaucoup de figures, 12 m. Basle 1775.

Der innren bekannten Güte und der so sehr wichtigen Beyträge wegen, die dies erhebliche Werk nach einständigem Urtheile der Kenner hat, ist die Weygandsche Buchhandlung entschlossen, eine deutsche Uebersezung desselben mit Zusäzen, und Fortführung des Fadens der Geschichte dem Publikum zu liefern. Das ganze Werk soll 3 Bände sauber und korrekt gedruckt in 8vo auf Schreibpapier betragen. Das Unnöthige, wenigstens das Minder-brauchbare für den Deutschen wird weggelassen, dagegen sollen viele Zusäze theils zur Aufhellung des Ganzen, theils zu seiner Verschönerung und Erhöhung hinzugefügt werden.

Die Kupfer werden nicht abgedruckt. Es ist ja leider! bekannt genug, daß die Deutschen oft die besten Abdrücke nicht lieben. Zum Beyspiel dienen die wenige Pränumeranten zu den Kupfern der Tristram Shandiade — — und die sticht doch Deutschlands Zierde — Chodowiecki. — Nicht zu gedenken, daß durch die vielen Kupfer das Buch sehr theuer werden würde.

Die schon angeführten theils eingebohrne theils ausländische Gelehrten sollen zur Berichtigung und Vermehrung gebraucht werden. Ueberdem verspricht auch der Uebersezer bey der neuen Geschichte die neueste und eine unmittelbare Korrespondenz aus der Schweiz zu nuzen.

Der erste Band ist schon unter der Presse und erscheint zur Michaelmesse unausbleiblich.

Beschreibung des Brittischen Amerika zur Ersparung der englischen Karten von Chr. Leiste, Konrektor zu Wolfenbüttel.

Die Absicht dieser Schrift ist, die neuen englischen Karten von dem Brittischen Amerika gemeinnüziger zu machen. Ihr Vorzug vor unsern gewöhnlichen Karten leidet fast keine Vergleichung; nicht einmal die Gränzen der Hauptprovinzen sind auf denselben richtig bezeichnet, die einzige Homannische von Nordamerika, die 1756 herausgekommen ist, ausgenommen. Doch ist auch diese nicht ohne Mängel. Gleichwol werden sich die meisten Liebhaber der Geographie wegen des hohen Preises der e[illegible] schen Karten mit derselben begnügen müssen, und sie werden es auch ver[illegible] Beschreibung können. Ich werde nämlich nach den bis jezt in England h[illegible]

nen neuesten General- und Spezialkarten die Grösse dieser Länder in geographi-
en Quadratmeilen genau berechnen, die Lage der Hauptstadt in jeder Provinz nach
er Länge und Breite bestimmen, auf diese die bekannte Windrose legen, und nach
en Gegenden derselben die Oerter, auch, wo es nöthig ist, die Gränzen der Distrikte,
bst ihrer Entfernung von der Hauptstadt in deutschen Meilen angeben. Bey
erkwürdigen Oertern, wenn sie nicht genau durch die Windrose bestimmt werden kön-
n, werde ich die Grade des Abstandes vom Meridian beysezen, und grössere Entfer-
ungen trigonometrisch berechnen. Alsdenn werden sich die Gränzen der Provinzen,
d ihrer Distrikte, ingleichen die Richtung der Gebirge, und der Lauf der grössern
üsse leicht bezeichnen lassen. Wer nur etwas mit dem Zirkel umzugehen weis, wird
nach derselben eine Spezialkarte von einer Provinz abzeichnen können.

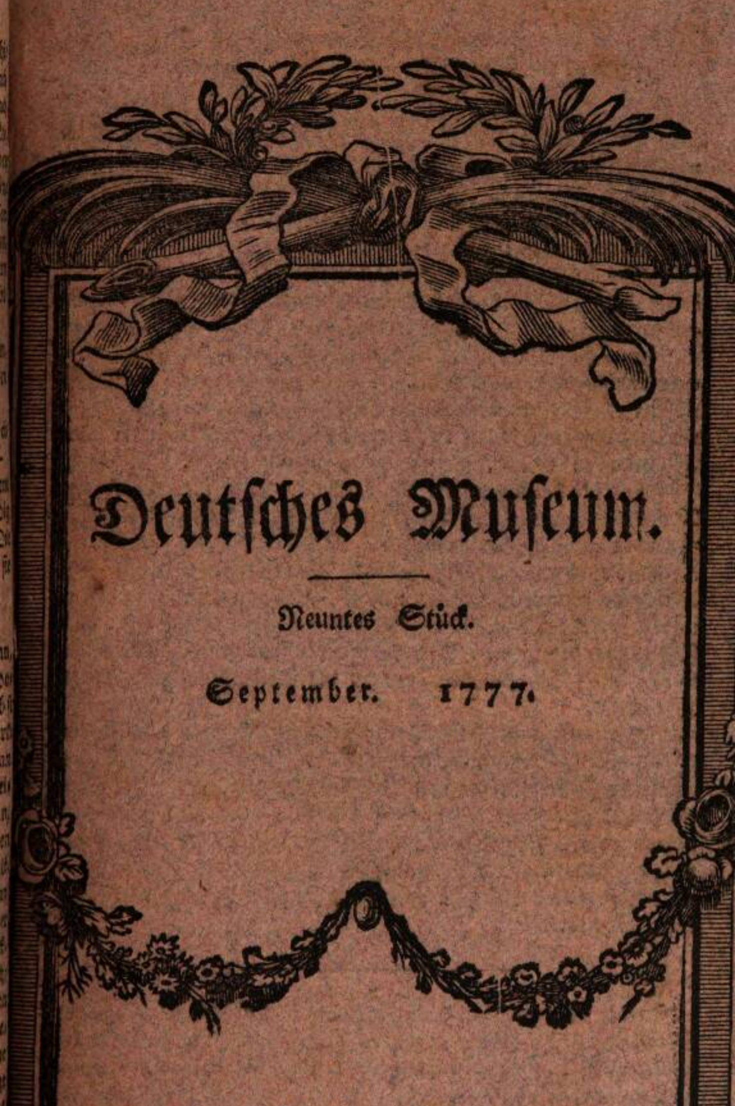
Daß die Entfernung der Oerter nicht, wie in den bisherigen Büchern geschehen,
ch englischen Land- oder Seemeilen, sondern nach deutschen Meilen angegeben
erden, hoffe ich, wird jedem angenehm seyn.

Endlich muß ich noch anzeigen, daß man nicht blos Namen und Zahlen, sondern ei-
n Auszug aus den besten Schriften von diesen Ländern zu erwarten habe. —

Herr Leiste wird wirklich noch mehr leisten, als er in dem vorstehenden Avertissement
sprochen hat, nämlich auch eine Naturgeschichte des englischen Amerika, so vollständig
die Quellen erlauben. Man kann also von seiner Arbeit recht viel erwarten. Die
ränumeration von 18 Gr. steht bis Ende des Septembers offen, und man wird sie
r ein so nüzliches Werk von 1 Alphabet sehr billig finden.

Der Buchhändler Hr. Nikolai, kündigt ein aus dem Englischen übersetztes Werk an,
s binnen Jahresfrist, in 4 Bänden in 8. mit Kupferstichen von Daniel Chodo-
cki geziert, erscheinen soll. Es hat folgenden Titel: Leben Johann Bunkels, nebst
Leben verschiedner merkwürdigen Frauenzimmer. Dieses sonderbare und merk-
dige Buch ist uns fast ganz unbekannt geblieben. Es ist ein Roman, wenn man
ll, auffallende, zuweilen sehr romantische Karaktere, Begebenheiten, die im gemei-
n Lauf der Welt nur selten vorfallen, ein durchscheinender Zweck des Ganzen,
einen allerdings dieser Geschichte unter den Werken der Einbildungskraft, einen
az zu geben. Hinzegen hat die Geschichte gar nicht den Zuschnitt eines förmli-
n Romans, der eine einzige Handlung nach einem künstlich ausgedachten Plan
rchführen soll. Es ist eine eigene Lebensbeschreibung, die ein funfzigjähriger
Mann schreibt, indem er mit gutem Gewissen auf sein wohlgelebtes Leben zurück-
ht. Es sind in der Geschichte viele Personen, die wirklich gelebt haben, eingefloch-
, Ort und Zeit der Begebenheiten sind genau beschrieben. In England gibt man
nen nonkonformistischen Geistlichen, Hrn. Amory, als den Verfasser an, der in die-
n Buch, unter fremden Namen, und nur wenigen Abänderungen, seine eigene
ensgeschichte beschrieben. Die Betrachtungen des V. über verschiedene wichtige
Wahrheiten, geben dem Buche einen neuen Werth. Der Herausgeber wird das
uch mit Anmerkungen und Zusäzen, so wie der berühmte Hr. Chodowiecki mit
hönen Kupferstichen bereichern. Auf Pränumeration, welche bis Ostern 1778
ht, kostet das ganze Werk 3 Rthlr. 12 Gr. Konventionsgeld, welche auch in der
Weygandschen Buchhandlung angenommen wird.

Ebelings, C. D. amerikanische Bibliothek. Drittes Stück. gr. 8. kostet nicht,
.. im Juliuskouvert unrichtig angegeben worden, 12 Gr. sondern 16 Gr. alle
tücke aber 1 Rthlr. 9 Gr.



Deutsches Museum.

Neuntes Stück.

September. 1777.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.

Dieß deutsche Museum wird jährlich in 12 einzelnen Monatsstücken gebunden geliefert, jedes besteht aus 6 Bogen in groß Oktav mit kleiner und enger Schrift gedruckt. So oft sich wichtige Gelegenheiten zeigen, werden Kupfer, Liederkompositionen oder merkwürdige Risse beygefügt.

Die Liebhaber dieser periodischen Schrift können jedes Stück durch die Postämter oder Buchhandlungen ihres Orts in und ausser Deutschland sogleich richtig und franko erhalten und werden ersucht, sich nach Beschaffenheit ihres Aufenthalts an eins von beyden zu wenden. Die hiesige kurfürstliche Oberpostamts Zeitungsexpedition erbietet sich auch mit zur Hauptversendung, und man bittet die auswärtigen Postämter und Expeditionen besonders, sich dahin zu addressiren.

Für Holland besorgen die Buchhändler Pieter Meyer zu Amsterdam, van Cleef im Haag und Luzac und van Damme in Leiden die Hauptversendungen. Für England die Buchhändler Dodsley und Kompagnie, und J. Ridley zu London. In Hamburg nimmt ausser den dasigen Buchhändlern Hrn. Bohn und Hrn. Herold auch das Kayserl. privilegirte Addreß; und Zeitungskomtoir die Aufträge und Versendungen deshalb an, so wie überhaupt für Niedersachsen die Postamtsexpedition zu Hannover.

Man verlangt keine Vorauszahlung, sondern nur Unterschrift und Versicherung, daß man das Journal mithalten und alle halbe Jahre unerinnert richtig bezahlen will, um weder Stücke zurück zu bekommen, noch auf das Geld lange zu warten und darum zu erinnern. Jedes Stück kostet Acht Groschen Konventionsgeld, macht aufs halbe Jahr Zwey Rthlr. Man kann ohne was weiter dabey zu bedingen, zu jeder Zeit antreten und unterzeichnen.

In der Waltherschen Buchhandlung in Dresden wird bis zur Michaelismesse d. J. auf folgendes Buch Vorschuß angenommen: Histoire des Campagnes de Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, en 1672 — 1675. contenant le détail et les plans des mouvemens, des batailles, des campemens et des siéges; écrite d'après les originaux du Maréchal de Turenne, (communiqués par la maison de Bouillon) la correspondance, de Louis XIV. de ses Ministres et de beaucoup de Memoires authentiques. Par Mr. le Chevalier de Grimoard, et les Cartes et Plans par Mr. le Chevalier de Beaurain, in groß Folio. Der Vorschuß ist 8 Thaler und bey Empfang des Buchs 8 Thaler Nachschuß.

Deutsches Museum.

Neuntes Stück. September. 1777.

1.

An Claudius.

Algier, den 10. August, 1776.

Mit der Empfindungen Wonneschauer,
In dem er geboren ward am Altare der Freundschaft,
Wandle zu dir mein Willkommen, Bruder!
Hin die hallenden Tritte des Gesangs

Eil' er, der Flammensohn, vom klopfenden Herzen
An dein Herz, aus den heiligen Seelenblumen
Des Göttergartens, den um mich erschafft
Die hohe Liederentzückung! wo umgeschaffen wird

Zur wonnevollen Sinnennähe die Ferne:
Daß ich nun bey euch bin, Freunde!
Mitten in der Himmelwärme der Freundschaft, die von dir herströmt zu mir,
Umwandelndes Häuflein der Geliebten! — —

Ach! von dem ich getrennt war!
Aber Meere fielen zusammen unter mir,
Zusammen Gebürge, die lagen zwischen der feurigen Herzensumarmung!
Bey euch bin (Wonne! Wonne!) dicht an eurem Herzen ich!

Ha! und wandeltet im Lichtgürtel der Pleias,
Im Sonnenhaufen des Orions ihr;
Auf zusammenfallenden Sternenweiten bey euch!
Geleitet an deiner Zauberhand, o Begeistrung, Stralentochter

Der feurigen herzlichen Erinnerung du!
Die nun hinbeugt unter mir die Flammenküste Gätulia,
Siehe, siehe! daß anrührt Thuiskons Traubenberge
Mit seinen goldnen Äpfeln der Sonnengarten des Atlas!

Wo ich hervoreil' aus umsäuselnden Palmen
Und glühenden Sommeröden,
In die frischen Stromthäler des deutschen Weinvaters,
Freudetrunken, zu dir, alter herzlicher Bruder!

Tanze mit dir durch die umwallende Kühle
Des duftenden Rebengrüns und mit deiner freundlichen Gattin,
Und mit den Blümchen, die auswuchsen
Aus deiner fruchtenden Gattin, tanze

Den heiligen Willkommen euch!
Willkommen! Willkommen an den Blumengestaden,
Zwischen denen du wandelst, Geber des deutschen Heldentranks!
Willkommen dir! Ha, nun seh' ich dich wieder, brausender Wogenführer,

Tanz' am säuselnden Geräusch deiner wandelnden Wasser!
Aus den Feuerflammen, die gossen deine Traubenufer in uns,
Hebe die tönenden Flügel der Gesang,
Flieg' er mit deinem Lob' auf in die Gewölke, Vater Rhein!

Aus denen du herabstiegst, fruchtender Thau des Himmels,
In den Riesenleib hochdrohender Gebürge,
Welcher empfing im Lande Tells, und gebar
In furchtbaren Felsenbetten dich!

Wo herunter wandelt im Silbergelispel des Quells
Deine Stralengestalt die blühenden Bergthale,
Goldne Morgenkühle mit dem Oden der Blumenwiesen
In den wehenden Locken dir, und Hainduft,

Fortwandelnder Himmeljüngling mit wachsender Göttergestalt
In schwindelnde Thaltiefen! Daß

Daß Donnersturm dir tönt der Silberfuß
Weit umher in dem Herabtritt vom drohenden Klippenhang,

Von welchen du herkömmst, siehe! das Farbengewand
Der Sonn' um deine Schultern, zu uns,
Zwischen Hügeln, die flohen,
Und Felsen, die hinsanken um den schäumenden Fußtritt,

Herbringer des brausenden Pflanzenlebens,
In der hellen Sternenbinde deiner Laufbahn
Durch blühende Länder! die trinken deine Jugendkraft,
Die du ausgeußt über sie:

Daß aufschwellen die getränkten Gefilde; und schwimmen
In den grünen Tiefen der wallenden Wiesenblüthe glänzende Heerden;
Hinwälzen im reifenden Sommerhauch
Ueber den frohen Landmann.

Ihre schweren Goldwogen thürmende Saaten;
Und sich aufrichtet, deinen Lebensoden in den Adern,
Die Riesenjugend der Traubenberge
Mit blühenden Fruchtgärten, welche die Schultern herabfliessen

Bis weit in die Thale, wo ihr Fuß steht!
So wandelst, Segen um dich, wie ein Gott,
Herbrausender Felssohn aus dem freyen Berglande Tells
Ins freye Meerland am empfangenden Ozean,

Von welchem herabriß Iberiens Tyrannenketten,
Oranien, dein Heldenarm!
Ha! wo du geboren wardst, gabs Retter der Freyheit;
Wo dich empfängt das schäumende Meer, Retter der Freyheit!

Wann sehn wir einst, Vater Rhein, auch an jenen Ufern sie aufstehn,
Und weg die Fürstenketten reissen,
Durch welche noch wandeln deine heiligen Wasser?
O weg, Land Thuiskons, von deinen Völkerschaften sie!

Schönborn.

2.
Das Intelligenzblatt, eine Erzählung.

Schon sieben Uhr, sagte Minna, indem im Kloster zur Messe geläutet wurde, schon sieben Uhr, und noch nicht!

Sie wuste sich nicht mehr zu helfen; der Saal und der Kaffeetisch waren in Ordnung; die Filetnadel wollte nicht mehr fort; sie hatte schon Sophiens Reisen genommen, aber das waren izt nur Buchstaben, die höchstens in ihrem Auge Plaz fanden, tiefer eindringen konnten sie nicht; ihr Herz war für fremde Gefühle zu voll.

Sie erwartete ihren Durbach. Er pflegte hier des Morgens mit ihr und ihrer Mutter seinen Kaffee zu trinken, und indeß diese dann aus der Kirche kam, schlug den Liebenden vorher wol so ein heimliches vertrauliches Schäferstündchen zum Morgenkuß, das der Liebe so süß ist, auch, wenn sie über keinen Zwang zu klagen hat.

Izt hatte Minna ihn vollends in einigen Wochen nicht gesehen; er war verreiset gewesen, und erst heut nach Mitternacht zurückgekommen!

Manches andere Mädchen hätte in dieser Lage wol Zeitvertreib genug vor ihrem Spiegel gefunden; sie hätte tausend Kleinigkeiten an ihrem Anzug zu mustern gehabt: hätte wol gar Blick und Miene und Stellung ausstudirt, mit denen sie ihn empfangen wollte; aber dazu war Minna zu schlechtweg erzogen. Durbach hatte sie gröstentheils selbst gebildet, und von all den allerliebsten Erfindungen des weiblichen Genies wuste den gute Junge entweder selbst nichts, oder wuste sie nicht genug zu schäzen. Er war früh zu der Selbsterkenntniß gekommen, daß er für die schöne grosse Welt nicht gemacht war, und hatte seitdem in sich selbst oder nur bey Büchern gelebt.

Für

Für Minna war alles erschöpft, ihre Erwartung zu unterhalten. Sie muste in sich selbst aufsuchen, und da fand sie noch den Trost, daß wol eine äusserste Ermüdung an Durbachs Verzögerung schuld seyn konnte. Es war eine weite Reise, und er hatte sich wol nicht geschont! es ging zu seiner Minna — sie fühlte, wie sie selbst an seiner Stelle würde geeilt haben.

Nun kams von der Treppe hinunter! — hup, da ist er! — nicht er, er würde fliegen! Der schwerfällige Philip, sein Bedienter! — aber auch gut! — nur herein! ist Durbach noch nicht auf?

„Noch nicht zu Bette gewesen!„ — „wie?„ —

„Er hat die ganze Nacht — was weis ichs, wie er's getrieben hat! — geseufzt, geweint, geschrieben, zerrissen, Fenster aufgeschlagen, zugeschlagen, die Hände gerungen, umhergegangen, auf den Stülen herumgerutscht, und so wieder von vorn an, bis es Tag ward; da befahl er mir, ihrer Mutter zu sagen, daß er sie allein zu sprechen verlange; ich habe sie verfehlt, und komme zu sehen, ob sie aus der Kirche zurück ist?

„Philip, um Gottes willen!„ —

„Ja, und das dauert nun schon so in die zweyte Woche!„ —

Ein Bliz aus heiterem Himmel für die arme Minna! Das der Ausgang einer Reise, von der sie alle so viel erwartet hatten, das ganze Glück ihrer Liebe!

Durbach war arm. Der Wille seiner Eltern und die Noth hatten ihn zu Geschäften gezwungen, die seiner Neigung gerade widersprachen. Er hatte die Rechte studirt, und so lange seine Eltern lebten, schmiegt' er sich, und trieb Advokatur: so bald aber diese starben, fand er gerade so viel Vermögen, daß er wol auf dem Lande für sich davon leben zu können glaubte. Er riß sich also von den verdrieslichen Geschäften seines Amtes los, verließ die Stadt, wo tausend erkünstelte Bedürfnisse ihm diese wieder hätten nothwendig

machen können, und suchte sich auf dem Lande eine Freystatt aus, wo er sich selbst und seiner Neigung leben könnte.

So war er in das Haus der Frau Schierweg gekommen, die sich im Krieg in einem Landstädtchen niedergelassen hatte, als eine fremde Offizierswitwe, deren Mann in einem Treffen erschossen wäre.

Durbach hatte schon geliebt; aber betrogen und aufgeopfert, hatt' er sich selbst versprochen, nie wieder das Spiel des Eigennuzes, oder einer kleinen Eitelkeit zu werden. Die Erste und Einzige, die sein Herz gefesselt hatte, stellt' ihm die Liebe als die beste, die vortreflichste ihres Geschlechts dar; natürlich also, daß mit ihr das Ganze seine Achtung verlor; und wenn er auch die Leichtfertigkeit, die ihm so viel gekostet hatte, sich nicht aus Gründen zu erklären wuste, so schien doch, was er auch sonst in der Welt noch wol sah und hörte, seine Verachtung, seinen Haß täglich zu rechtfertigen.

Er brachte also ein Herz voll Bitterkeit mit aufs Land, ein Herz, daß sich selbst fühlte, fühlte, wie es würde geliebt haben, und daß es nun ewig einer Empfindung würd' entsagen müssen, für die es so ganz geschaffen war. Als er aber in seiner Einsamkeit allein war, die vortrefliche Frau, mit der er lebte, näher kennen lernte, in ihr fand, was er in einem weiblichen Herzen nicht mehr vermutete, ihre Tochter sah, die Grazie in ihrem zwölften Jahre, noch so ganz unverdorbene Natur, so voll innigen Lebens und Fühlens, wie bald siegte nun die Vermutung, die er, verschlossen in seinem Gram, so heftig bestritten hatte, daß die Schuld all seiner Leiden wol blos auf Erziehung und städtisches Verderbniß zurückfallen möchte.

Er gehörte bald zu der Familie wie Sohn und Bruder. Er arbeitete an Minna mit Sorgfalt und Liebe, und ihre Mutter sah das gern. So blühte das Mädchen in seinem Schoos auf; ihre schöne Seele entwickelte sich, und jeder neue Reiz war ein neues Band für die seinige. Er fühlte das anfangs nicht, oder ihr Alter, ihre Unschuld und sein Vertraum auf sich selbst machten ihn sorglos; aber Minna

na — sie selbst war es, die ihn zuerst aus seinem Traume riß. So wie sich ihr Gefühl mehr und mehr entfaltete, ward ihre Anhängigkeit an Durbach täglich inniger und wärmer; bald kam sie ihm in ihrer ganzen Unschuld entgegen, und bracht' ihm ihr Herz so ganz, daß er über ihre Liebe nicht mehr wegsehen konnte, wie er über die seinige wegsofistisirt hatte.

Dann wollt' er entfliehen — wenn er sie ein Paar Stunden lang nicht gesehen hatte, dann umherschwärmte etwa im Golde der Abendröthe, oder im Schimmer der Sterne, alle Saiten seines Gefühls hoch gespannt bis auf die äussersten Gränzen menschlichen Könnens, dann fühlt' er sich in dem Gedanken so groß, sie und sich, auch auf Unkosten seines Herzens zu retten; aber wenn er dann zurückkam, sie wol noch im Fenster lag, staunend, den Blick in die Nacht, und die Seele ausgegossen in die Stille der Natur, oder den andern Morgen, wenn der erste Stral des Tages ihn weckte, wie ein Bote der Liebe, und ihn herunter rief zu einer Szene so voll Innigkeit, das Mädchen ihm dann entgegen kam, und in den Morgenkuß all ihre Liebe so unbefangen ausgoß, dann ward seine Strenge so geschmeidig, daß er sich selbst beschuldigte, geschwärmt zu haben, und nun wahr fand, was er so kurz vorher klein genannt hatte.

Diese lezte Art zu denken siegte bald; die Liebe nahm seine ganze Fantasie ein, mischte sich selbst in seine erhabenste Schwärmerey, und stimmte sie auf diese Art herunter, ohne daß er es selbst gewahr ward. Bald war die Andacht seines einsamen Wandelns nicht so reiner Gedanke des Unerschaffenen mehr; in der Leiter der Schöpfung, durch die er heraufstieg, war Minna immer die lezte Stufe; sie blieb in seinem feurigsten Gebet, daß es bald nur Dank für sie ward, und in seinen Gedanken an Zukunft, stand sie da, wie ein Engel, zu seiner Gefährtin im Leben der Ewigkeit.

Ein Glück, das er nicht erwartet hatte, kam nun vollends der Liebe zu Hülfe. Eine alte Tante that eine Erbschaft von einem weitläuftigen Anverwandten, dem sie in sei-

ner verlassenen Jugend Mutter gewesen war. Der Mann hatte sich dessen erinnert, als ihm das, was er ihrer Erziehung zu danken hatte, Mittel ward, sich zu bereichern; nach seinem Tode hinterließ er ihr alles.

Diese Tante selbst konnte keinen Erben haben, als Durbach. Zwar so lange sie lebte, erlaubte ihr Geiz ihm nicht, sich für seine Liebe Aussichten zu machen; aber er hatte doch nun eine Hofnung, und was braucht' er mehr, seiner Vernunft für sein leidendes Herz die Erlaubniß abzufilosofiren, sich seinem Triebe zu überlassen?

Diese Tante nun war vor einigen Wochen gestorben, und die Reise, von der Durbach diese Nacht zurückgekommen war, hatte die Absicht, diese Erbschaft abzuhohlen. Minna hatte dieses Glück fast nur in der Freude ihres Durbachs empfunden. In seiner Abwesenheit war es fast ihre einzige Beschäftigung, sich die ganze Szene seines Zurückkommens auszumalen; nun war er da, und so ganz anders!

Sie drang in Philip, und was sie erfuhr, alles ein marterndes Räthsel ohne Aufschluß. Die ersten Tage, als Durbach in Wesel angekommen war, wo seine Tante gelebt hatte, war alles gutgegangen. Er hatte immer von seiner Minna gesprochen, alle Juwelen und Kostbarkeiten eingepackt, bey jedem Stücke angemerkt, wie ihr das stehen, wie ihr jenes gefallen würde; aber, als er sich schon zur Abreise anschickte — Philip war auf ein paar Tage verschickt gewesen: bey seiner Zurückkunft hatt' er seinen Herrn eingeschlossen gefunden, der ihn nicht zu sich ließ, bis den andern Morgen, und ihm dann seinen Abschied gab, weil er ihn nicht mehr würde ernähren können.

Das fiel der armen Minna aufs Herz, daß sie nicht länger konnte! Philip muste zu Durbach herauf, ihn zu ihr herunter zu bitten.

Philip zurück: Durbach könne nicht, sie möcht' ihm verzeihen! —

Dann ihre Mutter herein: Minna ihr um den Hals lautschluchzend, er kann nicht, ich soll ihm verzeihen, er kann nicht!

Die gute Frau erschrack, riß ihre Tochter an ihre Brust; mir Minna! in einem Tone voll ausbrausenden Jammers, mir verzeihen, mir mir!

Ein neuer Schlag für das arme Mädchen! Ihr Geliebter und nun auch ihre Mutter!

Tochter, indem sie ihre Hand nahm, das hab ich voraus gesehn, und gezittert, wenn ich an diese Reise dachte. Wesel ist meine Vaterstadt, das weist du; aber, Kind, du weist nicht, welch eine traurige erniedrigende Rolle deine Mutter da gespielt hat. Verführt, ihrem Vater entlaufen, in der Stille an den Verführer verbunden, und bald darauf um erwiesene — ja, Kind, die Hölle schmiedete der Bosheit auch für ihre schändlichste Erdichtungen Beweise — um erwiesene Verbrechen öffentlich getrennt, der Schande preis gegeben, von ihrem Vater verstoffen, enterbt, und endlich unter einem angenommenen Namen hieher geflüchtet!

Das war, in der That, die traurige Geschichte ihrer Jugend, von der Minna nur einen kleinen Theil wuste. Ihr Vater, ein reicher Kaufmann, drang ihr einen Mann auf, der sich bey ihm durch tausend niedrige Kunstgriffe eingeschmeichelt hatte. In der äusserſten Noth rettete sie sich durch die Flucht, und warf sich in die Arme eines Offiziers der feindlichen Armee, die in Wesel damals ihre Winterquartiere hatte. Es war diesem gelungen, ihr seine Hofnung auf ein ansehnliches Vermögen für Liebe zu verkaufen, und durch das Ansehen seiner Vorgesezten hoffte er die Versöhnung seines Schwiegervaters leicht zu erzwingen: aber vergebens! nun ward ihm seine Frau zur Last, und bald war ihm kein Laster zu schrecklich, das seine Ketten zerreissen könnte; er erkaufte Verläumder und verließ das arme Weib in der äussersten Erniedrigung; nun war ihr Vater vollends rasend, gab ihr seinen Fluch und warf ihr das wenige zu, was ihre Mutter ihm zugebracht hatte. Er starb bald, und sezte seinen Liebling in alle Rechte, die der Gehorsam seiner Tochter ihm würden gegeben haben.

Diese traurige Geschichte, die Durbach nun in Wesel und vielleicht aus dem Munde der Verläumdung, wer weis, wie sehr noch entstellt? konnte erfahren haben, sah Frau Schierweg als den Grund seines sonderbaren Betragens an. Minna unterlag. Verlust des Einzigen, dem sie sich so ganz hingegeben hatte, der ihr so ganz alles war, war ihrer Seele, in ihrer ersten Erschütterung, wie plözliche Nacht! Die Möglichkeit dieses Verlustes war ein Gedanke, den sie zu wenig gedacht hatte, als daß sie von ihm rückwärts zu Gründen, oder vorwärts zu dem Bilde einer Zukunft ohne Durbach hätte fortgehen können; sie stand da in wahrer Betäubung!

Durbach trat herein. Er sah seine Minna, und was aus ihr geworden war, und die Liebe riß ihn zu ihren Füssen. Er lag da, seine zitternden Hände um die ihrigen, sein Herz tobte in seinem Busen, wie eine vergehende Welt in wilder Empörung! Minna sah ihn, zwar anfangs ohne Wirkung; aber der Eindruck des starren Blickes auf all sein Elend riß doch endlich aus der Finsterniß, in der all ihre Gefühle, wie ein Meer im Sturm, umher brausten, den Gedanken seiner Liebe einzeln los, daß es allmählig in ihrer Seele heller ward! Dann folgte das Unglück ihrer Mutter; aber als sie nun beyde zusammenhielt, — hätte Durbach, auch wenn alles, was er hatte erfahren können, wahr wäre, sie deswegen weniger lieben sollen? was hatt' er an ihr geliebt, das er nicht noch lieben konnte? — Das beantwortete ihr Herz mit dem Zeugniß, daß Bosheit und Zufall gegen ihn verschworen, nichts über ihre Liebe würden vermogt haben, und das alles in einem Blicke voll Wehmut und Bitterkeit zusammengedrängt, riß sie sich von ihm los, ohne daß er widerstanden hätte.

Durbach und Frau Schierweg! eine stumme Szene! Die arme Frau stand da in der schrecklichen Erwartung seiner Vorwürfe! sie hatte bitter gelitten unter den Folgen des Unglücks ihrer Jugend; aber nie wie in diesem Augenblicke. Die Furcht schloß in ihrem Herzen weniger richtig, als die Liebe in dem Herzen ihrer Tochter!

Wie

Wie war ihr also, als Durbach, so bald er sich erholte, mit der ganzen kindlichen Liebe, die sie an ihm gewohnt war, zu ihr eilte, an ihrem Busen, und da ausweinte, was sein Herz ersticken wollte! als sie nun alles erfuhr, alles so ganz anders, als was sie gefürchtet hatte!

Durbach hatte die lezten Tage zu Wesel, als er schon reisefertig war, und nur noch die Papiere der Verstorbenen musterte, das gefunden, was auf einmal seine Hofnungen vernichtete, einen Brief, von jenem Anverwandten, von dem die Erbschaft herrührte, an seine Tante, die ihn nie gelesen hatte, oder nie hatte lesen wollen. Der Inhalt war, daß er sie bat, nach seinem Tode sich nach einer gewissen Familie zu erkundigen, die er um dieses Vermögen gebracht hätte, sie sollte dieser unter der Hand Gutes thun, und nach ihrem Tode sie versorgen. Durbach, was es ihn auch kosten mogte, hatte sogleich diese Familie in öffentlichen Blättern vorladen lassen, um ein Vermögen zurück zu nehmen, auf das er nun keine Ansprüche mehr hätte.

Freude, oder doch Erleichterung, da nun die Angst verschwand, die auf ihrem Herzen gelegen hatte, wie ein strafendes Gewissen — Liebe und Bewunderung eines Jünglings, der auch in so einer kritischen Lage keinen Augenblick an seiner Pflicht gezweifelt hatte, — Furcht ihn zu verlieren, ihn, den sie, wie ihren Sohn liebte, der es seyn sollte und muste, wenn sie nicht auch eine Tochter zu verlieren fürchten sollte — diese und wie viele andere verwandte Empfindungen liessen in ihrem Herzen in den ersten Augenblicken keine Neugierde aufsteigen, die in seiner Geschichte mehrere oder nähere Umstände hätte verlangen können. Ihre ganze Kraft wandte sich gegen den Entschluß, den er gefast hatte, mit dem Reste seines Vermögens zu entfliehen, und auswärtige Kriegsdienste zu suchen; aber was konnte sie ihm sagen, das ihm nicht schon die Liebe gesagt, und die Vernunft beantwortet hatte. Er hatte seit der Hofnung auf diese Erbschaft sein eigenes Verm[illegible]en weniger geschont; ihn drückten Schulden, und bey seiner langen Entfernung von seinen vormaligen Geschäf-

ten,

ten, bey dem Widerwillen gegen sie, bey der Hartnäckigkeit, mit der er Freunde und Patronen, wenn sie ihm ihr Vorwort, oder ihre Bemühungen zu seiner Beförderung anboten, abgewiesen hatte, vielleicht selbst bey dem Gefühle seiner Unfähigkeit, oder seines Mangels an Verdiensten, glaubt' er auf eine bürgerliche Bedienung in seinem Vaterlande, die ihm den Verlust jener Aussichten ersezen könnte, keinen Anspruch machen zu dürfen.

Minna erfuhr das alles von ihrer Mutter. Sie hatte nicht geglaubt, was sie jezt so schmerzlich fühlte, daß sie ihren Durbach noch mehr würde lieben können; aber ach! sie fühlte sich zugleich auch zu unglücklich an Rettung zu glauben. Sie kannte Durbach, und wuste, was sie zu erwarten hatte; auch wollte sie ihn nicht sehen, und weinte all ihre Leiden einsam auf ihrer Hand aus.

Als aber Durbach nun fertig war, und die Stunde des Abschiedes schlug — Er drang zu ihr herein! und —

Die beyden Liebenden lagen da, inniger liebend als jemals, stumm, und in einander verschlungen, wie in einem Augenblicke, in dem die ganze Ewigkeit ihrer Liebe sich zusammendrängte, als ihre Mutter hereintrat, — nicht trat, stürzte, ein Intelligenzblatt, und einen Brief von dem einzigen Freunde, der in Wesel um ihren Aufenthalt, und um ihre Geschichte wuste, in der Hand!

Standet ihr je an einem Ufer neben einer Mutter, der man ihr Kind wieder in die Arme brachte, das sie in der Flut schon verloren herumzappeln sah? So denkt euch Frau Schierweg!

„Durbach! was ist das?„ indem sie ihm das Intelligenzblatt hingab.

„Die Vorladung jener Familie, von der ich Ihnen sagte!„

„Und ich — Durbach! — Minna! — Kinder! — Gott, Gott! wir diese Erben!

Lebt wohl, Ihr, die Ihr diese Szene fühlen könnt, und vollenden! Ihr würdet ohnehin nicht weiter lesen!

---

3. Me-

3.
Methode
zu Bestimmung des Areals der Länder.

Als ich zu Anfang des Jahrs 1770 den Auftrag erhielt, aus den Listen, die nach der auf den 15 Aug. 1769 angeordneten Zählung der Menschen in den königl. dänischen Staaten in Europa, eingekommen waren, Auszüge zu machen, die Resultate daraus zu ziehen, und alles mit meinen Anmerkungen zu begleiten, war mir sehr um Bestimmung des Areals dieser Länder zu thun, denn es nüzet nur wenig, zu wissen, wie viele Einwohner ein Land hat, wenn man nicht zugleich auch weis, wie groß es ist.

Schon vorher zu Anfang des Jahres 1769 hatten mir Betrachtungen über die Folgen von Freyheit und Eigenthum im Bauernstande, Anlaß gegeben, auf eine bequeme Weise zu Bestimmung des geographischen Inhalts eines Landes, oder seines Areals, zu denken, denn wie ich es wünschte, so hoffte ich auch, durch klare Rechnungen darthun zu können, daß, bey übrigens gleichen Umständen, die Bevölkerung, so wie jede Art des allgemeinen Wohlstandes, da am grössesten sey, wo der Bauernstand, die bey weitem zahlreichere Klasse der Bürger des Staates, den Segen der bürgerlichen Freyheit in reicherm Maasse geniesset. In der Hoffnung, allmälig mehr und mehr Nachrichten von der Zahl der Einwohner zu erhalten, die, mir unerwartet, so bald durch die in selbigem Jahre angeordnete Zählung erfüllet ward, fing ich unterdessen mit Bestimmung des Areals an, und hatte Ursache, bey erwähnter massen erhaltenem Auftrage, mir es lieb seyn zu lassen, daß ich in diesem Stücke vorausgearbeitet hatte.

Einsmals, da ich dem Bestimmen des Areals nachsann und eben eine Probierwage (von der Art die in Gellerts Metallurgie beschrieben und abgebildet ist) vor mir hatte, fiel mir ein,

ein, daß wohl eine solche Waage am besten zu meiner Absicht dienen könnte. Auf einer solchen empfindlichen Waage dürften, dachte ich, auch kleine Parzellen zumal Landkartenpapiers, merklich werden, und wenn man voraussezen dürfte, daß das Papier, durchaus über den ganzen Bogen, allenfalls den Rand ausgenommen, eine gleichförmige Dicke hätte, so hätte ich, was ich suche, denn so würden zwey Länder, die auf einem und demselben Bogen vorgestellet sind, sich gegen einander dem Raume nach verhalten, wie die Gewichte der ausgeschnittenen Stücke des Bogens, auf welchen sie verzeichnet sind. Der Aufwand eines einzelnen Exemplars von einer Landkarte wäre eine Kleinigkeit gegen die große Bequemlichkeit dieser Methode, die Grösse eines Landes und seiner Theile zu bestimmen. Bequem müste eine solche Methode seyn, denn da die Länder, zumal die an der See liegende gewöhnlich, nicht nur überhaupt einen irregulären Umriß und Gränze haben, sondern auch ihre politische und bürgerliche Eintheilung in Provinzen und Distrikte nicht weniger dergleichen Irregularitäten des Umrisses mit sich führet, so wäre, wenn man bey der Ausmessung des Areals allen diesen geradelinigen und krummlinigen Buchten, Ecken und Spizen folgen sollte, diese Ausmessung eine eben so wenig auszuhaltende als im Grunde wenig zuverlässige Arbeit. Bey dem Abwägen bleibt das Ausmessen gleich leicht, die Figur des Landes sey wie sie wollte, auch gleich sicher, vorausgesezt, daß man die gleichförmige Dicke des Papiers annehmen könne, welches sich dann durch Zerstückelung eines Bogens in gleich große Quadrate, und Abwägung dieser Quadrate gegen einander leicht ausmachen lässet.

Jede Karte hat ihre Scalam, wornach man ein Quadrat von beliebiger Grösse zum modulo vorzeichnen kann, und jede Karte hat in einer oder mehreren ihrer vier Ecken einen verlornen, zu dem Lande, welches eigentlich vorgestellet wird, nicht gehörigen Raum, wo der modulus verzeichnet werden kann, den man nach Gefallen nehmen kann, doch lieber grösser als kleiner nehmen muß, und wenn auch kein sol-

cher

cher eigentlich verlohrner Raum da wäre, thäte das doch nichts, denn man könnte immer, wenn erst der modulus gewogen worden, das in demselben etwan mitenthaltene zu dem auszumessenden Lande gehörige Stück, auch ausschneiden, und besonders abwägen. Man schneidet also den modulum, und jeden Theil des auszumessenden Landes sorgfältig aus dem Bogen aus (aus einem und demselben Bogen, versteht sich) wägt alle diese Stücken jedes vor sich sorgfältig, und sagt nach der regula de tri, der modulus, ein Stück Papier, das so viel wiegt, stellt so viel Quadratmeilen vor, also stellet ein andres Papier von so viel Gewicht, so viel Meilen vor. Und das ist die Methode, die an sich so simpel ist, als Coloms Kunststück mit dem Ey, und doch uns in den Stand sezt, nach einem ziemlich poetisch klingenden und gleichwohl buchstäblich wahren Ausdrucke Länder abzuwägen!

Es versteht sich, daß sich diese Methode nicht auf Planiglobia, noch auf jede Vorstellung eines merklich grossen Theiles dieses Erdenrundes, als, ich will nicht sagen des russischen oder türkischen Reiches, sondern als jedes europäischen etwas beträchtlichen Reiches, also auf keine Generalkarten füglich anwenden läst. Thut man es, so fällt das Areal immer grösser aus, als es hernach bey Zusammensezung der Resultate aus dem Abwägen der Spezialkarten sich ergibt.

Es versteht sich auch, daß diese Ausmessung richtige Karten voraussezt, denn wenn die das nicht sind, so nüzt jede andre Ausmessung eben wenig.

Es ist zu wünschen, daß alle diejenige, welche dergleichen Ausmessungen durch Abwägen vornehmen, die Resultate wollten bekannt werden lassen, um andern, deren Gelegenheit es weniger ist, die Kosten der aufzuopfernden Landkarten zu ersparen. Es müste immer die Karte, welche gebraucht worden, angezeigt werden, und es müsten so viel möglich Abdrücke auf gutes, starkes, nicht zu dünnes Papier zum Abwägen genommen werden.

Wer sich mit dem mechanischen Theile der Operation nicht gern abgeben mag, kann sich begnügen, den modulum zu verzeichnen, und dann die Ausrechnung zu machen, das Ausschneiden aber und das Abwägen durch andre thun lassen, nur daß alles sorgfältig geschieht.

Ich weis nicht, was Templeman, dessen Anzeigen von Grösse und Bevölkerung der Länder in Büchern und Kalendern genug zu lesen sind, für eine Methode zu Bestimmung der Grösse mag gebraucht haben, denn sein Buch selbst, survey of the globe betittelt, habe ich nicht gesehen.

Nach der Maasse, als mehr und mehr dergleichen Ausmessungen von Ländern, und mehr und mehr Nachrichten von der Bevölkerung der Länder werden bekannt werden, ist zu wünschen, und zu hoffen, daß diese zerstreueten Anzeigen von Zeit zu Zeit mögen gesammlet werden, und man dann in solchen Sammlungen mit beygefügten Ausrechnungen, wie viele Menschen auf jede Quadratmeile (geometrische Quadratmeile) kommen, mit einem Blicke die Bevölkerung jeden Landes möge übersehen können. Eine solche Sammlung würde mit eine der besten Grundlagen zu statistischen Raisonnements seyn, denn nach solchergestalt bestimmten Verhältnissen der Bevölkerung kann man erst nach den Ursachen der Verschiedenheit der Bevölkerung fragen, und diese Ursachen in der verschiedenen Güte des Bodens, in der Ergiebigkeit der Produkte aus Land und Wasser, in dem Klima, in der Lage, in dem Gewerbe, in dem Fleisse der Einwohner, in der einheimischen politischen Verfassung der Länder, in den Weltläuften, u. d. m. aufsuchen.

Ich liefere hiemit für diesesmal die schon im Jahre 1769 gemachte Bestimmungen des Areals vom Königreiche Dännemark, von den Herzogthümern Schleßwig und Holstein, und von denen damals unter dänischer Herrschaft begriffenen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst.

Ich habe mich zu Dännemark der Karte zu Pontoppidans Atlante Daniae, zum kopenhagener Amt der wesselischen Karten, zu Schleßwig und Holstein der dankwerthischen Karten,

Karten, zu Oldenburg und Delmenhorst der hunrichschen Karte bedient.

Die Meilen sind geographische, 15 in einem Grad. Daß die Ziffern nach dem Komma Dezimaltheile sind, wäre wohl kaum nöthig zu erinnern.

A. Total sämmtlicher bemeldeter königl. Länder ohne Db. , 952,384
B. Dännemark , 643,693
C. Schleswig , , 165,675
D. Holstein, königl. Antheils , ; 97,474
b. ausser gemeinschaftl. klösterliche und adeliche Distrikte 20,790
E. Oldenburg und Delmenhorst , , 45,542

B. Dännemark

BA. die Inseln , 220,494
BB. das feste Land, oder Jütland , 423,199
BAA. Stift Siaelland 131,930
BAB. Stift Fühnen ohne Alsen und Arröe , 60,406
BAC. Stift Laaland , 28,158
BBA. Stift Aalburg 121,713
BBB. Stift Aarhuus 117,737
BBC. Stift Rübe, ohne was im Süder Jütland liegt , 150,866
BBD. Stift Wiborg 32,883

BAA. Stift Siaelland

Z. BAAA. Siaelland an sich , , 115,843
BAAB. Möen , 3,973
BAAC. Samsoe , 2,084
BAAD. Bornholm 10,010

Z. Siaelland an sich.

ZA. Kopenhagner Amt nach Wessels Karte , 9,720
a. Kopenhagen und Christianshavn , 0,110
b. Amak , 0,905
c. Saltholm , 0,191
d. der Jägersburger Thiergarten , 0,304
e. Fuhr See , 0,189
f. Sockelunds Herret, a — c inclusive , 4,674
g. Smörum Herret 3,921
h. Olstycke Herret , 1,125

ZB. Kopenhagener Amt nach Pontoppidan, inclusive ganz Olstycke Herret , 10,300
a. Sockelunds Herret 4,589
Amak , 1,003
b. Smörum Herret 3,969
c. Olstycke Herret, wovon aber ein Theil zu Friedrichsburger Amt gehört , 1,842

ZC. Cronburger Amt
a. Liunge Cronborg Herret, darunter Hierschholms Amt 6,766
b. Holboe Herret 4,537

ZD. Friedrichsburger u. Jägersburger Aemter. Hieher gehört etwas v. Olstyck Herret ZBC.
a. Liunge Friedrichsborg Herret , 2,751
b. Ströe Herret , 4,048
c. Horns Herret , 2,960

ZE. Roskilde Amt
a. Sömme Herret 3,056
b. Thune Herret , 1,826
c. Ramsöe Herret 2,967

d. Woldborg Herret 3,231

ZF. Holbecks und Dragsholms Aemter

a. Marlöse Herret , 5,270

b. Tudse Herret , 2,751

c. Oos Herret , 5,853

ZG. Kallundborgs und Saebygaards Aemter.

a. Arts Herret , 3,857

b. Strippings Herret 2,780

c. Löve Herret , 4,814

ZH. Corsöers und Antvortskovs Aemter.

a. Slagelse Herret 4,652

b. Westerfladenbierg Herret , 3,696

c. Osterflackebierg Herret 4,111

ZI. Ringsteds und Soröe Aemter.

a. Ringsted Herret 6,420

b. Alsted Herret 5,268

ZK. Vordingburg und Tryggevelde Aemter.

a. Baarse Herret 6,703

b. Hammer Herret 2,925

c. Tybierg Herret 4,439

d. Stevens Herret 3,034

e. Faxöe Herret 3,731

f) Biever kov Herret 2,961

BAB. Stift Fühnen.

BABA. Odensee Amt.

a. Odensee Herret 4,043

b. Lunde Herret 1,533

c. Aasum Herret 2,881

d. Skam Herret 2,169

e. Bierge Herret 4,120

BABB. Rugaards Amt.

a. Skouby Herret 3,640

BABC. Hinds Govers und Assens Aemter.

a. Vends Herret 4,495

b. Baag Herret 6,893

BABD. Nyburg Amt.

a. Vinding Herret 5,691

b. Gudme Herret 4,732

c. Sunds Herret 3,111

d. Salling Herret 9,565

BABE. Tranekiaer Amt oder Langeland. 5,645

BABF. Toosing. 1,888

BAC. Stift Laaland.

BACA. Nykiöbings Amt oder Falster. , 9,405

a. Nörre Herret 4,244

b. Söndre Herret 5,161

BACBC. Holsted Kloster Amt und Aatholms Amt, zusammen Laaland , , 18,753

B. Holsted Kloster Amt.

a. Nörre Herret 3,375

b. Söndre Herret 4,564

C. Aatholms Amt.

a. Fuglse Herret 3,752

b. Müsse Herret 7,062

NB. Toosing hält nach dieser Karte nur 1,516

BBA Stift Aalborg.

BBAA. Aalborghuus Amt.

a. Aars Herret 3,549

b. Hindsted Herret 7,059

c. Slet Herret 5,265

d. Hellum Herret 3,744

e. Hornum Herret 6,825

f. Fleskum Herret 4,290

BBAB. Vensyssel Börlum, Segistrup, Aastrup Aemter 66,981

a. Kierherret 12,889

b. Hvaetboe Herret 4,875

c. Jerslov Herret 11,466

d. Börlum Herret 13,416

e. Venneberg Herret 6,454

f. Horns Herret 10,179

g. Oesterhan Herret 3,939
h. Versterhan Herret 13,763
BBAD. Dunholms Amt oder Mors 4,833
a. Söndre Herret 2,691
b. Nörre Herret 2,142
BBAC. Thyeland. Oerum und Westerwiig Aemter 19,167
a. Hillerslev Herret 6,454
b. Hundborg Herret 4,543
c. Haßvig Herret 5,011
d. Revs Herret 3,159

BBB. Stift Aarhuus.

BBBA. Havreballegaards Amt.
a. Haelsv Herret 2,457
b. Ning Herret 1,383
c. Westerlisberg Herret 1,085
BBBB. Stiernholms Amt.
a. Nim Herret 2,955
b. Hatting Herret 2,700
c. Bierge Herret 5,843
BBBC. Skanderborg Amt.
a. Hielmlev Herret 3,476
b. Framlev Herret 3,663
c. Vaar Herret 4,636
d. Sabro Herret 2,513
e. Törsting Herret 1,616
f. Giere Herret 4,217
BBBD. Aakier Amt.
a. Halds Herret 3,618
b. Endelave 0,154
BBBE. Dronningborg Amt.
a. Stövring Herret 2,213
b. Galten Herret 2,512
c. Gierlev Herret 2,600
d. Holvbierg Herret 2,856
e. Norrehold Herret 4,006
f. Rougsaed Herret 2,733
g. Synderlyng Herret 3,229
BBBF. Silkeborg Amt.
a. Liusgaard Herret 4,549
b. Hids Herret 7,438
c. Vrads Herret 7,635
BBBG. Mariager Amt.
a. Onsild Herret 3,2 3
b. Gislum Herret 8,502
BBBH. Kallöe Amt.
a. Oesterlisberg Herret 2,844
b. Synder Herret 5,091
c. Nörre Herret 4,603
d. Mols Herret 4,073
e. Synderhald Herret 7,284
Samsoe nach dieser Karte 2,070

BBC. Stift Rübe.

BBCA. Rübehuus Amt.
a. Giörding Herret 3,574
b. Skads Herret 8,942
c. Malt Herret 4,388
d. Vester Herret 9,936
BBCB. Lundenaes Amt.
a. Oester Herret 5,365
b. Nörre Herret 9,204
c. Böling Herret 8,100
d. Hamrum Herret 16,187
e. Hierm Herret 4,347
BBCC. Böling Amt.
a. Ginding Herret 8,142
b. Vandflud Herret 4,775
c. Skovborg Herret 6,326
d. Ulborg Herret 6,955
e. Hind Herret 13,827
BBCD. Koldinghuus Amt.
a. Aest Herret 6,099
b. Brust Herret 5,230
c. Elbo Herret 1,918
d. Holmans Herret 2,705
e. Jerlev Herret 2,567
f. Slaus Herret 3,560
g. Nörvang Herret 12,275
h. Törrild Herret 6,444

BBD. Stift Wiborg.

BBDA. Halds Amt.
a. Nörlyng Herret 5,594
b. Fiends Herret 6,820
c. Rinds Herret 7,759
d. Medelsom Herret 3,464
e. Leßöe 1,254

BBDB. Sallingland oder Skivehuus Amt.
a. Hindborg Herret 1,822
b. Röding Herret 2,157
c. Nörre Herret 2,432
d. Harre Herret 1,581
NB. Mors nach dieser Karte 5,112.

C. Schleßwig 165,675

CA. Theil von Rübe Stift in Süder Jütland 4,582
CB. Amt Hadersleben 32,057
CC. Amt Tundern 30,801
CD. Amt Apenrade und Lygum Kloster : 9,839
CE. Alsen, Sunnewith und Arröe , 9,982
CF. Amt Flensburg und Landschaft Bredstedt 21,596
CG. Amt Gottorf und Hütten, auch Landschaft Stapelholm , 32,734
CH. Husum, Eiderstedt, Svabstedt , 17,842
CI. Dänischwold, Fehmern , : 6,242

CA. zu Rübe.

CAa. Loh Harde , 2,393
b. Insel Rom : 1,130
c. Insel Mandöe 0,172
d. Insel Fanöe , 0,887

C. B. Hadersleben.

CBa. Hadersleber Harde 4,615
b. Tüstrup Harde 3,453
c. Gram Harde : 8,650
d. Hviding Harde 5,276
e. Norderrangstrup Harde , 3,956
f. Fröß Harde , 3,735
g. Kalskund Harde 2,372

CC. Tundern.

CCa. Hvlding Harde 1,597
b. Boeking Haide 2,655
c. Hoyer Harde : 1,734
d. Tunder Harde 2,945
e. Slux Harde : 4,915
f. Karr Harde , 6,135
g. Lundtoft Harde 5,651
h. Sylt und Jordsand 3,066
i. För , 1,692
k. Amrom , 0,411

CD. Apenrade.

CDa. Rüs Harde , 3,283
b. Baarsöe : 0,079
c. Warnis , 0,314
d. Süderrangstrup 3,868
e. Lygum Kloster , 2,295

CE. Alsen, Sunnewith, Arröe.

CEa. Alsen , 6,009
b. Nordertheil , 2,827
c. Südertheil , 3,182
d. Sundewith , 2,851
e. Arröe , 1,122

CF. Flensburg.

CFa. Husbey Harde 2,953
b. Neu Harde , 2,491
c. Uggel Harde , 3,755
d. Wiehes Harde 5,932
e. Bredsted oder Nordgoes Harde , 6,465

CG. Gottorf ꝛc.

CGa. Arens Harde , 3,591
b. Strux Harde , 5,062
c. Slies Sarde , 2,412
d. Svansen , 3,170
e. Geltingen , 0,962
f. Hütten oder Bergharde , 6,514
g. Cropp Harde , 3,394
h. Honer Harde , 4,533
i. Stapelholm , 3,096

CH. Husum.

CHa. Südergoes , 4,858
b. Lundeberg und Altemarsch , 1,147
c. Svabstedt , 0,706
d. Eyderstedt , 6,060

e. Nord:

e. Nordstrand u. Halligen nach Dankwerth ; 5,071

CI.

CIa. Dänisch Wold ; 3,400
b. Fehmern ; 2,802

D. Holstein.

DA. Amt Rendsburg 22,039
DB. Amt Segeberg 22,332
DC. Amt Steinburg 9,163
a. Wilster Marsch 2,578
b. Cremper Marsch 1,912
DD. Pinneberg u. Ranzou ; 21,896
DE. Süderditmarschen 11,818
DF. Plön ; 9,536
DG. Hilligenhafen und Lütkenburg in Wagrien ppt. ; 0,700

Königl. Antheil 97,474

DH. Aemter Kiel und Bordesholm ; 11,802
DI. Aemter Tremsbüttel, Trittow, Reinbeck 9,435
DK. Aemter Oldenburg und Cismar ; 6,630
DL. Norderdithmarschen 9,223

Fürstlicher Antheil 37,105
Königl. Antheil 97,474
DM. ; ; 20,798
DN — DR. ; 16,346

171,723

DM. Gemeinschaftliche, klösterliche und adeliche Distrikte in Wagrien unter DA bis DL nicht begriffen ; 20,798
DN. Ausserdem kann man die in beyder Herren bemeldeten Aemt. annoch zerstreut liegende klöst. und adeliche Distrikte füglich auch noch auf 15 □ Meilen rechnen ; ; 15,000
DO. Stift Eutin ; 8,308
DP. Dohmkapitelsch und Stadt Lübekisch ; 3,369
DQ. Die lübeckische und hamburgische vier Lande ; ; 2,695
DR. Hamburger Territorium - - 1,974
DS. Steinhorst ; 3,716
DM — DR ohne DN 37,144.

Es hält schwer, nach Dankwerths Karten die verschiedenen Distrikte mit hinlänglicher Genauigkeit zu bestimmen, besonders in Ansehung der gemeinschaftlichen, zumal in Wagrien, und hat Hr. Büsching grosse Ursachen, eine neue Karte von diesem Herzogthum zu wünschen, welche desselbigen gegenwärtige Beschaffenheit und politische Abtheilung richtig vor Augen legt.

E. Oldenburg und Delmenhorst.
EA. Oldenburg ; 38,180
EB. Delmenhorst ; 7,362
EAA. Hausvogtey Oldenb. 3,783
EAB. Vogtey Wüstenland 1,147
EAC. Vogt. Wardenburg 2,025

EAD. Vogtey Hatten	2,588	a. Goltzwarden ,	0,382
EAE. Vogtey Zwischen-ahn ,	3,458	b. Rothenkirchen,	0,943
EAF. Amt Ape ,	5,538	c. Abbehausen ,	0,655
EAG. Amt Rastedt	3,238	d. Blexen ,	0,812
EAH. Amt Neuenburg	3,280	e. Burhave ,	0,801
EAI. Vogtey Schwey	3,175	f. Ekwarden ,	0,933
EAK. Land Wührden	0,650	g. Stollhamm ,	0,995
EAL. Vier Marschvogteyen ,	3,277	EBA. Hausvogtey Delmenhorst ,	5,842
a. Mohriem ,	2,148	EBB. Stedinger Land	1,520
b. Oldenbrock ,	0,686	a. Vogtey Altenesch	0,807
c. Hammelwarden	0,403	b. Berne ,	0,713
d. Strückhausen ,	0,540	EC. Amt Varel ,	2,230
EAM. Stadt und Budjadinger Land ,	5,521	ED. Uneingeteichter Schlik , ,	1,614

Georg Christian Oeder.

4.
Anekdote.

Der verstorbene Herzog von Montagu war ein menschenfreundlicher Mann, der den Genuß der Wohlthätigkeit innigst empfand, und nach guten Handlungen, wie nach Abentheuern, jagte. Es gelang ihm, ein unverdorbenes Gefühl im Kreis der grossen Welt zu erhalten, und doch blieb er allen angenehm, weil er keinen Preis auf eigne Verdienste sezte, keine Tugend überspannte und durch seine freudige gefällige Laune alle Herzen an sich zog.

Kurz nach dem lezten Aachner Frieden ward er im Park eines mitteljährigen Mannes von edler Miene gewahr, der eine zwar reinliche, aber veraltete Uniform trug, immer im einsamsten Gang längs dem Wasser hinschlich, zuweilen stille stand und seine Augen mit einer traurigen Würde gen Himmel erhob. Der Herzog fand bald jemand, der ihm die Geschichte des Unbekannten erzählte. Sein Name, hieß es, ist Randall; er ist brav wie sein Degen, und erndtete

im lezten Krieg Wunden und Ehre genug; aber er hat seine Kompagnie, die ihm sein ganzes Erbtheil kostete, durch die Reduktion verloren, und nun ist er freylich zu beklagen, wenn er anders beklagt seyn will. Er lebt in London von der Hälfte seiner halben Gage, um ein beßres Glück in der Nähe abzuwarten, und seine Frau hungert mit zwey Kindern bey der andern Hälfte in Yorkshire. Man sagt, daß er das arme Weib schwärmerisch liebt, und vielleicht macht ihn ihre Abwesenheit schwermütig. Hat der Mann keine Freunde? Allerdings, war die Antwort, aber er meidet sie und begegnet ihnen zurückhaltend und kalt. Er nennt es eine gefährliche Prüfung, Hülfe zu fodern, und will, wie er sich gegen jemand herausließ, keinen alten Freund verachten lernen. Nun wissen Sie, Mylord, fuhr der Erzähler fort, daß man niemand seine Wohlthaten aufdringt, und daß es eine schiefe Art zu denken verräth, wenn uns das Unglück stolz macht. Dem Herzog klopfte das Herz geschwinder, und er entwarf sich auf der Stelle seinen Plan. Einige Zeit nachher, als eben Randall in tiefen Gedanken auf einer Bank des Parks saß, näherte sich ein Kammerdiener des Herzogs, und bat ihn im Namen seines Herrn auf den folgenden Tag zu Gaste. Randall stand mit einiger Bestürzung und wie vom Traum erwachend auf, maß den Fremden mit den Augen, und antwortete kalt, daß er sich in der Person irren müsse, weil er den Herzog nicht kenne. Wenn Sie, erwiederte der andre, Kapitän Randall vom 18ten Regiment sind, so gilt mein Auftrag Sie. Gut, sagte Randall; ich begreife das nicht, aber ich werde die Ehre haben aufzuwarten.

Der Herzog empfing ihn allein, und indem er ihn vertraulich bey der Hand ergrif, sprach er leise mit einer geheimnißvollen Miene: Sie errathen die Ursache meiner Einladung nicht, und ich bin ungewiß, wie Sie meine Freyheit aufnehmen werden. Ich habe durch einen Zufall erfahren, daß eine junge Dame von meiner Bekanntschaft nichts weniger als gleichgültig gegen Sie ist, daß ihr Herz und ihre Ruhe daran hängt Sie zu sprechen, und, weil es in dem Hause der Lady

nicht seyn kann, so habe ich mir die unschuldige Freude gemacht, Sie beyde hier zusammen zu bringen — ich hoffe, daß Sie darum nicht geringer von mir denken. — Bey jedem Worte des Herzogs erweiterten sich die Augen des ehrlichen Kapitäns, der endlich mit starrem Blick und zitternder Unterlippe zum Worte kam. Mylord, sagte er feyerlich, entweder hat man Sie oder mich zum Besten — und wir sind, wie ich hoffe, bey Gott, die Leute nicht darnach. Der Herzog antwortete eben so ernsthaft: ich bin ein Mann von Ehre, Kapitän, und was ich Ihnen sage, ist die reine Wahrheit. Hier flog die Seitenthüre auf, und Randall erblickte — seine Frau, die an den Hals ihres halb versteinerten Mannes flog, und seine Kinder, die sich fest um seine Schenkel klammerten, und an ihm hinaufsahn und laut weinten, weil die Unschuldigen die Freudenthränen im Aug ihres Vaters misdeuteten. Hundert Fragen durchkreuzten sich. „Weist du denn auch„ — rief die Frau; „wie kommt ihr nach London?„ der Mann. „Daß der Herzog„ — fuhr die Frau fort, „das Werkzeug unsers Glücks ist? -- daß er mir schrieb, eiligst nach London zu kommen, weil mein Onkel, der mit unsrer Heyrath unzufrieden war, ihm auf seinem Todbette — Hier ist das Papier.„ (Es war eine Annuität auf 100 Pf. jährlich) — der ehrsüchtige empfindliche Randall errieth und verschlang das Geheimniß. „Ach, Mylord!„ rief er aus — „Lassen Sie es gut seyn,„ sagte der Herzog. „Wir wollen auf des Onkels Angedenken eins trinken.„

Der Onkel war wirklich todt, aber das Vermächtniß eine Fabel.

Ue.

---

5. Nach=

5.

Nachrichten
von einigen Nürnbergischen Künstlern
und
ihren Arbeiten.

Es sind nunmehr fast vierzig Jahre, daß Doppelmayrs Nachricht von Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern erschienen ist. Nürnberg hat seitdem mehr als Einen geschickten Mann hervorgebracht, welcher wegen seiner Erfindungen und Arbeiten der Vergessenheit entrissen zu werden verdiente. Von solchen nicht alltäglichen Künstlern und ihren Bemühungen will ich hier einige Nachrichten liefern und dadurch einigermassen Doppelmayrs Werk ergänzen und fortsezen. Sollte gegenwärtige Probe Beyfall finden, so dürfte ich zur Fortsezung veranlast werden, und Gelegenheit nehmen, andere nicht minder interessante Nachrichten mitzutheilen. Dießmal will ich dem Leser Nachrichten von zwey verstorbenen und drey noch lebenden Künstlern vorlegen. Es sind die beyden Bischofe, Vater und Sohn, Bucker, Kolb und Zick.

Johann Georg Bischof stund zuerst als Hoftrompeter und Mechanikus zu Lissabon in Diensten des Königs von Portugall. Von da kam er nach Nürnberg zurück, wurde Stadttrompeter und starb im Jahre 1767. Er hatte seine Stärke in der Mechanik und machte in derselben verschiedene eigene Erfindungen. Seine vorzüglichsten Werke sind:

1) Zwey Fortepiano, von welchen eins der Hr. Graf von Thierheim kauften, das andere aber in die Hände des Erbstatthalters von Holland kam. Sie unterscheiden sich von andern Instrumenten dieser Art durch den angenehmen Ton in den vier angebrachten Veränderungen, durch ihre Struktur und feine Bearbeitung.

2) Ein fünf Schuh hoher Trommelschläger, der auf einer seiner Grösse angemessenen Trommel mit seinen Armen viererley Märsche mit Wirbeln schlägt und dabey den Kopf in ganz willkührlich scheinenden Richtungen bewegt. Auf der Seite springt ein Hund auf, aus dessen Maul ein natürlicher Hundslaut kommt.

3) Ein vierthalb Schuh langes Schiff nach Art der Gondel des venezianischen Doge gebaut, das ohne Segel und Ruder, von einer Person, durch Hülfe zweyer Räder in jede Bewegung und Richtung gesezt werden konnte und auf dem Wasser die Probe hielt.

4) Ein Entwurf von einem Bataillon Soldaten, die manövrirten, vor dessen Ausführung er starb.

Diese drey lezten Stücke besizt General Lentulus.

Einer seiner Söhne, Johann Georg Bischof der jüngere, geboren 1735, war anfänglich bey dem Marggrafen Friedrich Ernst, Statthalter von Schleswig und Holstein ꝛc. Hoftrompeter und Kammermusikus, indem er eine besondere Fertigkeit auf dem Violonschell besizt; begab sich aber 1758 wieder in seine Geburtsstadt und legte sich seitdem, ausser der Musik, vorzüglich auf Mechanik und Optik. Er brachte den obgedachten Entwurf seines Vaters zu Stande. Das Bataillon bestand aus drey Reihen Soldaten, jede 21 Mann stark. Vor der Fronte befand sich ein Major zu Pferd, auf dessen gegebenes Zeichen mit dem Degen ein dabey stehender Tambour auf der Trommel den Ruf gab. Kaum war dieses geschehen, so sezten sich die drey Reihen, mit wirklicher vorschreitender Aufhebung der Füsse und Verlassung ihres Plazes, in Bewegung, marschirten a tempo auf und gingen divisionsweise drey Mann hoch in die Viertelsschwenkung: da indessen der Major, mit gehöriger Bewegung des Kopfes, das ganze Bataillon übersah und ein paar Offiziere auf der Seiten gleichfalls mit wirtlicher Fortschreitung, auf- und abgingen. — Die Figuren waren 5 Zoll hoch, und wurden alle durch eine einzige Schraube ohne Ende, mit einem Leyernzug in Bewegung gesezt.

Die-

Dieses war die erste Arbeit des jüngern Bischofs in diesem Fach, ehe er sich noch auf Optik legte, in welcher ein Geistlicher, Streicher, sein Lehrmeister war. Die Bischofischen Gläser verlieren nichts, wenn sie durch Hülfe eines Mikroskops neben den Dollondischen untersucht werden, und in der Helle übertreffen sie noch einige der leztern. Gegenwärtig hat er ein Vier = Null verfertigt, vielleicht das einzige, das existirt. — Seine Fernröhre und Teleskope sind von vorzüglicher Güte, sowol in Ansehung der Näherbringung als Erhellung des Objekts.

Vor fünf Jahren versuchte er in einem neuen Universalmikroskop Mechanik und Optik zu verbinden, um die Operazion mit demselben auf den höchsten Grad der Bequemlichkeit und Pünktlichkeit zu bringen. Die Sehröhre ist zwischen zwey kleinen messingenen Säulen an dem Ring eines vor sich herausgehenden halben Bogens eingeschraubt. Dieser Ring mit der Sehröhre kann durch Hülfe zweyer an beyde Säulen beweglich angemachten halben Quadranten und der dabey angebrachten Stellschrauben, in jede Lage, sie sey senkrecht, schief oder horizontal, gesezt werden. Die übrige Struktur der Maschine ist sehr einfach. Vermittelst dreyer Schrauben ohne Ende wird der Schieber oder das Zänglein rechts und links, vor = und rückwärts, hoch und tief, so genau in die erforderliche Lage und Entfernung gebracht, daß man bey dem zusammengesezten Mikroskop mit Zwey = Null so gut, als mit Vier = Null beobachten kann. Den richtigen Entfernungspunkt zu erhalten, sind zwey Leyernzüge vorhanden; wovon der grössere auf einen Zug den Raum einer Linie in der Annäherung oder Entfernung eines Gegenstandes beträgt; ein Zug vom kleinern aber ist der 69ste Theil des Raums vom grössern. — Als einfaches Mikroskop wird die Sehröhre von der Linsenhülse abgeschraubt und durch leztere allein beobachtet. — Als Sonnenmikroskop hat es keines verfinsterten Zimmers nöthig, sondern es wird eine dazu verfertigte verkehrte Pyramide auf das Objektivglas gestellt, in welchem oben auf ein mattgeschliffnes Glas liegt. Auf

dieses wird ein Hut gesezt, worin ein schief liegender Spiegel befestigt ist, der die Gegenstände auffängt und sie dem Auge in horizontaler Richtung darstellt. — Da dieses Mikroskop schon seit einigen Jahren her von fürstlichen und andern Standespersonen, auch einigen Gelehrten ist gesehen worden, so kann die vor kurzem in einem öffentlichen Blatt vorgekommene Beschreibung einer Maschine, welche mit dieser viele Aehnlichkeit hat, unserm Künstler den Ruhm der ersten Erfindung nicht streitig machen.

Eben derselbe besizt auch noch das Modell von einer andern Erfindung seines Vaters. Wenn solches nach dem beygefügten Maasstab ins Grosse gebracht wird, so können darauf alle aus Metall gegossene Kanonen, von der dreypfündigen bis zur halben Karthaune, mit der grösten Genauigkeit abgedreht und gebort werden. Es besteht aus einer Drehbank, auf welcher die ganze Kanone mit ihren Stäben, Hohlkehlen, Platten, Karnissen, bis an den Zapfenmittelpunkt, über welchem die Delphine stehen, und das vordere Stück bis auf den Kopf, weit pünktlicher abgedreht werden kann, als sie zeither abgefeilt worden. Zwey Personen können auf diese Art in zwey Tagen ungleich mehr abdrehen, als 3 bis 4 Personen in 14 Tagen abzufeilen im Stande sind. — An dieser Bank ist zugleich ein Werk angebracht, vermittelst dessen alle Kanonen aus dem Ganzen gebort werden, wodurch der Guß auf die sonst gewönliche Kernstange völlig umgangen wird. Der leztere pflegt dadurch öfters mislich auszuschlagen, weil sich die Kernstange in der Dammgrube durch das Verdammen leicht auf die Seite neigt. Diese Unbequemlichkeit wird durch den Guß aus vollem Gut vermieden und zugleich verhindert, daß der sonst gewönliche Schlitten sich wegen der rauhen Gußhaut leichtlich bewege und also der Genauigkeit des Borens schade. Nach dieser neuen Einrichtung bleibt der Schlitten unwandelbar und die Kanone wird in der Seele so glatt, als wenn sie gezogen wäre. Von dem gehörig gebahnten Spielraum hängt aber die Güte einer

Ka-

Kanone ab. — Um sich aber auch im Drehen jedesmal überzeugen zu können, daß die Kanone nach dem Boren auf dem Bodenstück auf allen Seiten gleich dick sey, hat Bischof ein Instrument erfunden, mit welchem vom Bodenstück bis auf den Kopf sondirt werden kann, und das den Unterschied von einem halben Viertelszoll angibt. Endlich hat er noch den Vortheil angebracht, die Kanone, so auf der Lavette liegt, durch einen besondern Stellkeil mit leichter Mühe zu erheben, wenn sich im Abfeuern der Stellkegel verrücken sollte; welches leicht geschehen kann, wenn die Bettung nicht gehörig verfertigt und nicht stark genug verwahrt ist. Die Anrichtung dieser Maschine verursacht weder viele Kosten, noch Umstände.

Der ältere Bischof erfand auch einen kleinen Handmörsel, dessen die Grenadiere sich zur Werfung ihrer Handgranaten bedienen, und damit auf 300 Schritte weit spielen können. Dieser Mörsel kann im Marschiren und wo er nicht gebraucht wird, statt eines Bajonets auf die Flinte gepflanzt werden. — Er machte auch kleine Handmörsel, auf der einen Seite mit einem französischen Schloß, und auf der andern mit einem kleinen Quadranten, durch dessen Hülfe man auf einen Gegenstand 300 Schritte weit zielen kann, ohne der Geschwindigkeit Abbruch zu thun. Diese sind auch auf dem Wasser mit Vortheil zu gebrauchen.

Johann Wilhelm Burucker ist 1728 in Nürnberg geboren. Sein Vater, ein geschickter Zirkelschmidt, gab ihm Unterricht in der Verfertigung verschiedener Instrumente, und er wurde darinnen sehr geschikt. Er hielt sich nachher einige Jahre bey einem nürnbergischen Mathematiker Ebersberger auf, und erwarb sich von demselben die nöthigen Kenntnisse in der Mathematik und andern Wissenschaften. Der hiedurch erlangte Vortheil und sein erfinderischer Kopf trieben ihn an, mit seinen Instrumenten selbst diejenigen Versuche zu machen, wozu sie bestimmt waren, und liessen ihn nicht bey demjenigen stehen blei-

ben,

ben, was andere gemacht oder beschrieben hatten. Er bereicherte die ihm vorgegebene Instrumente mit eigenen Erfindungen, welche die Erleichterung der Operazion, die bestimmtere Genauigkeit, ausgebreitetern Nuzen, oder Verhütung möglicher Unrichtigkeiten beförderten.

Ausser allen in die ganze Mathematik einschlagenden grossen und kleinen Instrumenten, verfertigte er besonders solche, die zur Physik, Optik, Dioptrik und Katoptrik gehören. Einige seiner Arbeiten sind am Ende der 1766 von ihm herausgegebenen Beschreibung eines Polymetroskopii Dioptrici, das Brander in Augspurg erfunden hat, angehängt. Er verfertigt sie nach einem zugeschickten Abriß, oder nach Angebung eines guten Schriftstellers. Unter diesen ist auch ein Werk von seiner eignen Erfindung, eine Universal-äquinoktial-Minuten-Sonnenuhr, welche sich unter allen Polhöhen gebrauchen läßt, indem der obere Zirkel derselben nach den auf dem angebrachten Quadranten bemerkten Graden erhöht wird. Man kann sie in kurzer Zeit zum Gebrauch herrichten, und weil sie nur 4 Zoll im Quadrat hat, läst sie sich bequem im Schubsack führen.

Seine Mikroskope hat er in einer eignen Abhandlung beschrieben, und durch Zeichnungen erläutert. Lord Bute kaufte ihm sein Universalmikroskop ab, und nahm es mit sich nach London.

Zum Feldmessen hat er ein paar neue Justrumente erfunden. Erstlich eine optische Maschine, von welcher er 1769 eine Beschreibung und Abbildung herausgegeben hat. (1 Bogen in 8. nebst 2 Kupf. bey Ad W. Winterschmid.) Diese enthält drey Hauptinstrumente, nämlich ein neuerfundenes Feldmeßlineal, ein akkurates Höheninstrument, und eine richtige Wasserwage. In eben dieser kleinen Schrift beschreibt er eine neuzusammengesezte optische Niveklir-oder Wasserwage, welche sehr leicht zu rektifiziren ist, und ganz bequem kann bey sich getragen werden. Man kann dieselbe auch als einen Wall-oder Maurengucker gebrauchen. —

Das

Das andere ist der Rezipiangel, auf welchen ihn der geradlinige Transportör brachte, dem diese Operazion besonders angemessen ist. Es bestehet aus zwey auf einander liegenden Regeln, von welchen die eine, wie bey dem Astrolab, feste steht, die andere aber beweglich ist. Die Vorzüge desselben sind, daß es nicht allein zur Aufnahme der Winkel auf dem Felde, sondern auch zur Auftragung auf das Papier gebraucht wird; bey welcher Operazion alsdann, weil es mit einem und ebendemselben Instrument geschiehet, sich keine Abweichung von den Brouillon, wie bey dem Astrolab ereignen kann.

Im J. 1766 hat er für die Kadettenschule zu Petersburg einen vollständigen Meßzeug verfertigt, und die dortigen Lehrer haben ihm schriftlich ihre Zufriedenheit zu erkennen gegeben.

Eben so grosse Ehre hat er sich mit dem Meßzeug gemacht, welchen er im gedachten Jahr für die Akademie der Wissenschaften zu München verfertigte. Gegenwärtig arbeitet er an einem andern, welchen der Arsenalhauptmann zu Warschau bestellt hat.

An dem Astrolab und an der Boussole können bey entfernten Messungen für Kurzsichtige dazu eingerichtete Perspektive aufgesezt werden, die man in alle erforderliche Richtungen bringen und mit denen also auch vertikal gemessen werden kann, ohne die Horizontallinie zu verändern. An der Boussole ist ein Hebel von seiner Erfindung angebracht, durch welchen die Magnetnadel mit einem Druck festgestellt und wieder spielend gemacht werden kann, um bey Hin- und Herführung der Scheibe, die Stumpfwerdung des Stifts, worauf sie ruhet, oder auch die Beschädigung des Hütleins durch die Spize des Stifts zu verhüten.

Durch Hülfe des künstlichen Magnets, den er selbst zubereitet, bringt er in Schnupftabaksdosen und auf andere Art, verschiedene wahrsagende und andere Kunststücke

stücke hervor, welche auf mathematischen Grundsäzen beruhen.

Tobias Martin Kolb, oberherrlich verpflichteter Wag- und Gewichteichmeister, ist der Sohn eines Gärtners und ist 1722 den 26 April zu Nürnberg geboren. In seiner Jugend legte er sich zuerst auf die Schriftgiesserkunst. Weil aber der Arsenik, mit welchem er umging, seiner Gesundheit schadete, so lernte er das Wag- und Gewichtmachen bey einem hiesigen Rothgiesser. Der erste Aufenthalt ausser seinem Vaterlande war zu Wien in dem kaiserlichen Gießhaus. Von da ging er nach Prag, wo er durch die Empfehlung des Graf Kinskyschen Hauses, von dem er viele Gnade genossen, Gelegenheit bekam, bey Professor Schorr Vorlesungen über die Geometrie, Artillerie und andere Theile der Mathematik zu hören. Seine hier erlangten Kenntnisse wandte er vorzüglich auf das Stück- und Glockengiessen, und erreichte darinnen einen solchen Grad der Geschicklichkeit, daß er in jedem Gießhause, in welches er kam, günstig aufgenommen ward. Seine mit vieler Pünktlichkeit verfertigten Risse von Kanonen, auf Stein, Bley und Eisen, Mörsern, Glocken u. a. zeugen von der Aufmerksamkeit, mit welcher er diesen Theil der Mathematik studirt hatte. Bey seinem Aufenthalt in Prag wurde bekannt, daß sein vortreflicher Kopf zu mehr als einer Art von Arbeiten zu gebrauchen wäre. Graf Zschernin übertrug ihm daher die Aufsicht über das an der Elbe bey Melnek neuangelegte Wasserwerk, wozu er die Stiefel, Ventile u. a. d. Arbeit selbst machte. Von Prag ging er nach Halle, Dresden, Leipzig, Naumburg ꝛc. und kam endlich nach einer fünfjährigen Abwesenheit wieder in sein Vaterland zurück. Er sollte nach London gehen, wohin einige Probwagen von seiner Arbeit gekommen waren. Ohngeachtet man ihm von dorther günstige Aufnahme und gutes Auskommen versprach, so verließ er doch seine Vaterstadt nicht mehr. Weil aber damals auf der Stückgiesserey nicht wohl unterzukommen war, so nahm

er

er wieder Gewichte und Wägen vor die Hand, richtete sich darauf ein, und wurde wegen seiner Geschicklichkeit zum Stadteichmeister der Wagen und Gewichte ernennt. Als solcher zeichnete er sich besonders aus durch seine Sammlung aller ausländischen Gewichte, unter welchen sich sogar persische und andere asiatische befinden. So vieles Geld ihm auch diese Sammlung gekostet hat, indem jedes einzele Stück mit obrigkeitlichem Zeugnisse von deren Richtigkeit belegt ist, so hätte er sie doch schon oft mit grossem Nutzen losschlagen können. Er beschäftigt sich aber izt mit Vergleichungstabellen dieser Gewichte mit den nürnbergischen und andern allgemein bekannten Gewichten.

Von einem so geschickten Mann kann man nun freylich nichts anders erwarten, als daß er seine Profession auch in den gewöhnlichen Arbeiten der Gold- und Juwelenwagen, mit den dazu gehörigen Gewichten so treibe, daß es über das Handwerksmässige hinausgehe, und jedes Stück, das durch seine Hände geht, das Gepräge der Kunst trage. Eben dieses gilt von andern grössern Waagen, die er verfertigt. Eine achtpfündige z. E. muß beladen durch ein zugelegtes Dukatenaß einen sichtbaren Ausschlag bekommen. Seine nach Englischer Manier gemachten Juwelenwagen werden auswärts ohne Anstand für Englische verkauft, und Kenner ziehen sie noch den englischen vor. Deswegen hat er neuerlich angefangen, sein Zeichen nicht mehr auf die Schaalen, sondern auf die Balken zu sezen, weil jene leicht mit andern ausgetauscht werden können.

Er hat fast für alle Münzstätten in Deutschland Probier- Ajustir- Korn- und andere Wagen verfertigt. Auch nach Polen kamen Wagen von seiner Arbeit, und der König ließ ihm seinen Beyfall durch Beschenkung mit einer Medaille zu erkennen geben. Die berühmten Mechaniker, Brander und Reinthaler, betrachten seine Arbeiten als Kunststücke und machten öfters Bestellungen bey ihm. — Er hat seine Salzsolenwagen nach Majorka und nach der

Krimm geschickt, und in das leztere Land kam auch eine Bergprobierwage.

Seine Salzsolenwage ist von Kupfer und im Feuer vergüldet. Sie besteht in einer zylindrischen Röhre, auf deren einer Seite die Menge des in der Sole befindlichen Salzes nach Graden, auf der andern aber nach Lothen bemerkt ist. An dem untern Ende dieser Röhre ist eine Kugel, woran das Gewicht hängt, so seine Wirkung in einem langen zylindrischen Glas vom Gehalt einer Maaß Wasser thut. Das Wasser, nach welchem die Abtheilung geschiehet, ist entweder distillirt oder vom Regen aufgefangen, der mit keinen Gewitterwolken verbunden war. Als blosses reines Wasser stehet dessen Fläche mit dem obern Ende der Wagröhre horizontal. So wie es aber mit Salz geschwängert wird, erhebt sich die Wage, weil das Wasser dadurch schwerer wird: und so werden nach den aufs genaueste abgewogenen Salzporzionen, wenn sie genug aufgelöst sind, die Grade und Lothe auf die Röhre aufgetragen. Die Bier-Wein- und Likörwägen haben eben diese Einrichtung, sind aber kleiner.

Mit seinen übrigen hydrostatischen Wägen hat er es so weit gebracht, daß man durch dieselben den innern Gehalt einer Gold- oder Silbermünze, oder eines andern aus Metall gemischten Körpers, so gut als im Feuer berechnen kann. Er hat solche Versuche wirklich mit Münzen gemacht, und sie mit der schärffsten Feuerprobe übereinstimmig gefunden. Die Wage, worauf dieses geschiehet, ist wie eine gewöhnliche Luftwage, nur daß an den untern Seiten der Schalen Häkchen angemacht sind, um die Körper, so im Wasser gewogen werden sollen, mit Roßhaaren daran hängen oder schleifen zu können. Der Balken hat zwey Zungen, eine kleinere nach oben und eine längere unter sich. Hinter der untern Zunge hängt ein Gradbogen so lang herab, daß die Zungenspize bis dahin reichet und den Verlust der Schwere oder den Unterschied des andern Körpers anzeigt.

Er

Er macht eine besondere Art von Goldwagen, die auf das Luft- und Wasserwägen, beydes ohne den Gebrauch eines Gewichts, eingerichtet sind. In Engelland werden auch dergleichen Wagen verfertigt, aber nur auf Guineen. Diese hingegen sind bey allen Gold- und auch Silbersorten zu gebrauchen. Diese Wage hat nur einen Schenkel mit der Schaale, an welchem der Haken zum Wasserwägen befindlich ist. Statt des andern Schenkels hat sie einen Zeiger in Gestalt einer Ankerspize. Unten befindet sich ein unbeweglicher Gradbogen, welcher der Länge nach durch eine Linie in zwey gleiche Theile getheilt ist. Auf der obern Linie sind die Punkte bemerkt, wo die Spize des Zeigers stehen muß, wenn diese oder jene ganze oder halbe Gold- oder Silbermünze in der Luft das gehörige Gewicht hat. Weil es aber Münzen gibt, die zwar das Gewicht, aber nicht den gehörigen Gehalt haben, so ist auf der untern Seite des Gradbogens die Stelle bezeichnet, wo die Zeigerspize bey richtigem Gehalt stehen soll, wenn die Münze im Wasser gewogen wird. Die Grade des schlechtern Gehalts werden durch Striche angezeigt, wovon der Raum von einem Strich zum andern bey jeder Sorte einen verschiedenen, aber aufs genaueste bestimmten Werth der Steigerung andeutet.

Auf eben dergleichen hydrostatischen Grundsäzen, auf welchen sich diese Wage gründet, beruhet auch der von ihm verfertigte Manometer oder Luftmesser. Das Barometer bemerkt bekanntermassen nicht allezeit diejenige Art von Schwere der Luft, so durch ihre Dichte oder Dünne entsteht: denn bey verminderter Kälte oder Wärme bleibt das Quecksilber in der Röhre öfters unbeweglich. Diese Dichtheit oder Dünnheit der Luft anzuzeigen, dient der Manometer. Otto von Guerike hat ihn schon vor 100 Jahren erfunden, hielt ihn aber nur für ein Mittel zur Schwerenmessung der Luft. Der Kolbische ist nach der Theorie eines Engländers gemacht. Er besteht aus einem ordentlichen Wagbalken, mit einem oben auf befestigten

Gradbogen, der nach Gränen, Skrupeln und Unzen abgetheilt ist. An dem einen Arm hängt eine meßingene Kugel, die einen Schuh im Durchschnitt hat und luftleer gemacht ist, an dem andern aber ein linsenförmiges Gewicht, das so lange ajustirt worden, bis es mit der Kugel im Gleichgewicht stund, und die Zunge auf dem Quadranten die Zahl 45 zeigte. Weil nun ein dichter Körper in einer flüßigen Materie soviel von seiner Schwere verliert, als der Theil des flüßigen wägen würde, dessen Raum er einnimmt, die Luft aber auch unter die flüßigen Dinge gehört, so muß die Kugel in der Luft um so viel weniger wiegen, als der von ihr eingenommene Luftraum schwer ist. Und da die dichtere Luft von schwererer Art ist, als die dünnere, so muß sie nothwendig bey dichterer Luft mehr von ihrer Schwere verlieren oder leichter werden, und davon gibt der Gradbogen das richtige Verhältniß an — Dieser Manometer ist bereits über $\frac{1}{2}$ Jahr fertig aufgehängt, ohne daß in die Kugel die mindeste Luft eingedrungen wäre. Dieser Umstand kann daraus erwiesen werden, daß das Meßingblech, woraus sie gefertigt ist, auf einer Seite etwas dünner, als in der übrigen Peripherie geschlagen ist, welcher dünnere Theil sich, da sie luftleer gemacht wurde, durch den Druck der äussern Luft, wie eine Beule hineinbegeben hatte, und jetzo noch unverändert ist; so nicht seyn könnte, wenn Luft hineingekommen wäre, welche durch ihre Federkraft die Beule wenigstens in etwas herausgetrieben haben würde.

Kolb hat auch andere in die Experimentalphysik einschlagende Instrumente verfertigt, z. E. Luftpumpen u. dgl. und hat hierinnen von dem frühzeitig verstorbenen Professor Löhe viele Kenntnisse erlangt. Mit diesen gibt er sich aber dermalen nicht anders, als zu seinem eignen Vergnügen ab.

David Zick, Kunstdrechsler, ist den 7 Junii 1712 zu Nürnberg geboren. Er war ein würdiger Abkömmling des Stephan Zicks, welcher am ersten das von ihm benannte

nannte Kunstung verfertigt hat. Obgleich die von dem Ritter Taylor in Nürnberg verrichtete Augenkuren der Erwartung nicht entsprachen; so hat er doch das Verdienst, daß wir ihm die Verbesserung dieses künstlichen Auges zu verdanken haben. Unser Künstler fertigte es zuvor auf eben die Art, wie sein Vorfahrer Stephan. Taylor ließ ihn bey seinem Aufenthalt in Nürnberg zu sich kommen, untersuchte seine Arbeit, bewunderte den Fleiß und die Subtilität an demselben, tadelte aber den Gang des Sehnervens, und zeigte ihm an einem frisch ausgerissenen Kalbsauge die wahre Richtung desselben, nach welcher er, nicht wie er zuvor abgebildet wurde, rechtwinklig hinter dem Auge steht, sondern sich in einem spitzigen Winkel gegen das andere Auge und dessen Gesichtsnerven neiget. Von dieser Zeit an verbesserte Zick sein Kunstauge nach dieser Bemerkung. Eine kurze Beschreibung desselben möchte denen, welche es nicht selbst gesehen, nicht unangenehm seyn. Es hat die natürliche Grösse eines menschlichen Auges, und ist mit der hintern Augenhöhle auf einem kleinen Gestell befestigt. Der mit natürlichen Augenwimpern versehene Augendeckel kann abgeschraubt werden. Unter ihm liegt die sogenannte albuginea oder weisse Augenhaut mit den Blutgefässen, dann die cornea oder durchsichtige Hornhaut, so aus Horn gedreht ist, und an welcher die 6 Muskeln befestigt sind, durch deren Hülfe die Bewegung des Auges geschieht. Unter dieser liegt die braune Haut, von welcher vorwärts das traubenförmige Häutchen gebildet wird, welcher ringsherum den regenbogenfarbigen Zirkel hat, in der Mitte aber durchlöchert ist. Nach diesen folgt der Stern, so wie er sich als ein abgesondertes Individuum denken läst, dessen Eigenschaft im natürlichen Auge ist, sich bey Einfallung vieler Lichtstralen zusammenzuziehen, und also die Oefnung zu verkleinern, im Dunkeln aber zu erweitern: darauf der Augapfel selbst, zuerst mit der krystallenen Feuchtigkeit, so ihrer Gestalt nach einem erhabengeschliffenen Brennglas gleicht, so daß die hintere Sei-

te erhabener ist, als die vordere: und hernach mit der glasförmigen zuhinterst im Auge. Den hintersten Grund in der Augenhöhle umspannt ein nezförmiges Häutchen, darinn sich die Gesichtsnerven ausbreiten. Alle diese nach ihrem natürlichen Aussehen vorgestellte Theile können auseinandergelegt werden, und jeder derselben hat seinen Gang in den Gesichtsnerven, welcher folglich hohl ist, und mit grosser Genauigkeit durch alle Theile verjüngt, in einander passet. Die Feuchtigkeiten sind durch geschliffene Gläser abgebildet.

Auf eben diese Art verfertigte er ein künstliches Ohr, bey welchem aber die Lage der innern Theile nicht ganz mit der Natur übereinstimmt.

Merkwürdiger ist sein Foetus in utero. Dieser besteht in einer nakten weiblichen Figur, neun Zoll lang, aus Elfenbein geschnitten, welche auf einer Art von Faulbette festgemacht, auf dem Rücken liegt. Wenn beyde Arme, die ordentlich auf dem Leibe liegen und beweglich sind, über den Kopf gebracht werden, da die Figur die Stellung einer sich dehnenden Person annimmt, so kann man den Leib mit den Brüsten abnehmen, welcher Deckel aber im Aufliegen so genau past, daß man kaum die Spur einer Zusammenfügung bemerkt. In dem ausgehölten Körper siehet man oben die beyden Lungenblätter, besser unten das Zwerchfell, und wenn man dieses aufdekt, die Gebährmutter, welche der Länge nach zur Hälfte abgenommen werden kann. In dieser befindet sich die Frucht in der gehörigen Lage und Stellung mit der Nabelschnur. Der Fötus ist in der Grösse, wie eine grosse Erbse, gleichwol sind alle äusserliche Theile an demselben kenntlich. Dieses Kunststück könnte einen noch grössern Grad der Vollkommenheit erreichen, wenn der Mutterkuchen ausgedruckt und andere mit der Gebährmutter in nothwendiger Verbindung stehende Theile, nebst den knöchernen Theilen des Beckens hinzugefügt würden.

Den

Den sogenannten Dreyfaltigkeitsring verfertigte er in jeder Grösse, in der man ihn verlangte. Er ist aus einem Stück gedreht und macht drey besondere schlangenförmiggeschweifte Ringe aus, die durch ihre Krümmungen, wie eine Art von Kette ineinander geschlungen sind, doch so, daß keiner auf dem andern unbeweglich aufliegt, sondern alle drey frey in einander schweben.

So wie sich dieser Künstler durch die erstgedachten und andere Kunstarbeiten vor andern seiner Profeßionsverwandten merklich auszeichnete, so geschah es auch in solchen Arbeiten, die ihm seinen Unterhalt verschaffen musten, worunter besonders das Bassigtdrehen gehört. Unsere Vaterstadt verlohr diesen geschickten Mann erst im gegenwärtigen Maymonat. Er hinterließ einen Sohn Christian Zick, welcher ihm bey seinen künstlichen Arbeiten fleißig an die Hand gieng, und von welchem man Hofnung haben kann, daß er einstens die Lücke, die der Tod seines Vaters in dem Verzeichniß unserer besten Künstler gemacht hat, wieder ausfüllen möge.

J. C. S.

6.

Bettina.

Ich habe manchen frohen Mut in dem Dorfe gehabt, wo Bettina lebte. Einer meiner Freunde hatte da einen Baum, und jährlich im Julius zogen wir hin, uns mit dem Landmann zu freuen der vollen Scheuern und des Segens von oben. Wir sind erlöset! pflegte ich zu sagen, wenn wir nun die lange Reihe der Gartenhäuser hindurch waren, und zum Abschied zurücksahen nach den hohen Thürmen. Ich weis es noch, wie mir mit jedem Schritte des Pferdes freyer ward. Nein, in der Stadt bleib' ich nicht, mein Sohn! Werd ich einst zu alt zur Arbeit;

heit; ich muß hinaus, will sterben in dem Dorfe, wo Bettina lebte!

Mir nichts von Stadtmädchen! Bettina blühte in ihrer Zier, und Unschuld war ihr Gut. Sie lebte ihr Leben, wie leichten Morgentraum, und hüpfte, wie ein Kind in der Mutter Schooß, frey und froh unter ihren Gespielen. Manches Lied hat sie mich gelehrt, wenn sie am Spinnrade saß, neben der Wiege ihres Brüderchens, so manch einfältiges Wiegenlied, recht für die Kindelein; so oft in trüben Stunden mir milden Sinn gelächelt, ein guter Engel!

Sie war verlobt an einen jungen Mann des Dorfs. Ich hatte ihre Liebe gesehen von Jugend auf, hatte gesehen ihr Wachsen zur Reife. Auf Tanzfesten waren sie immer ein Paar, und ihre Eltern vertrauten mir oft die Freude dieser Aussicht auf ihr Alter. Ueber ein Jahr war nun die Trauung angesezt, und es war die Sitte des Dorfs, daß der Freyer in fremdes Land muste. Ach! noch verließ er sie keusch, noch war's das Mädchen mit Taubentreue.

Sonst war alles Freude, wenn wir in den Eingang des Dorfes traten; die Mädchen und Jungen holten uns ein mit Gesang. Aber das Jahr darauf — Eine Alte kam uns weinend in den Weg mit ausgestreckten Armen: „unser liebes Bettinchen ist verführt!„ Wir kamen auf den Markt, da heulte alles und drückte uns die Hände. „Unser Bettinchen! unser Bettinchen!„ rief jeder Greis, und mehr nicht. —— Ein Wollüstling aus der Stadt hatte um Eingang geworben in ihr junges Herz, und — o des Menschen! Er kann nicht sagen: morgen bin ich der!

Nur eben kam ich früh genung, sie sterben zu sehen. Sie nahm meine Hand, und wies auf ihr todtes Kind. „Zertreten meine Zier im Vorbeygehen — Ich vergeb' ihm„ sagte sie und starb. Ich hielt sie in den Armen, da sie starb. Ich konnte nicht weinen; ich küste das brechende Auge, küste in mir ihren duldenden

Sinn,

Sinn, und sie nahm meinen Kuß mit zum Himmel. „Gott oben, er sieht's! Ich sage nicht: weh!„ rief der Vater, der neben dem Bette kniete. Dann unterbrach eine lange Stille der Pfarrer: „Wir wollen sie mit einem Jungfernkranze begraben.„

Glücklich, mein Sohn, wer da fühlt, glücklich ist er in diesem Pilgerleben! Gottes Kühlung weht ihm Labsal der geheimen Ahndung ein Lispel des Abendwinds, weht ihm den Geist der Engel, dadurch wie sie zu seyn, daß man ein Kind ist. Er trägt seine Welt mit sich herum. Darum ist der nackte Fels für ihn ein Wald voll Schatten, und die rohe Haide ein Blumenthal. Darum ist seine Seele, wie eine wohlthätige Quelle; mild und still, und der Herr wird sie würdigen seines Anschauens ewig.

Eine Buche ist aufgeblüht, wo sie begraben liegt, ihr Kind im Arm. Ich hab' ihren Schädel, da ihn der Todtengräber herausnahm, bezeichnet, und im Eckchen des Beinhauses gelegt, von den andern weg. O eine leise Hülle von Dämmerung zieht sich seitdem um meine Seele, wenn ich ins Dorf trete, und verliert sich in heiligem Schauer bis an den Kirchhof. Nein, in der Stadt bleib' ich nicht, mein Sohn! Werd' ich einst zu alt zur Arbeit, ich muß hinaus, will sterben in dem Dorfe, wo Bettina lebte.

Bchz.

7.
Miszellaneen
aus Papieren der mittlern Jahrhunderte.

1) Im Jahre 1389 war ein Turnier in Görliz, in der Woche Mariä Reinigung, auf Veranstaltung des Herzogs von Görliz, Johannes. Auf demselben waren, ausser diesem Herzoge; der Bischof von Lebus; der Herzog

von Grünberg, Sperling; der Herzog von Teschen, und eine grosse Anzahl Edelleute, deren Namen noch aufgezeichnet sind, gegenwärtig. Dieses, und die Rechnung wie viel jeder an Bier und Wein verzehret — welches bey einigen z. B. bey dem Bischofe 22 Groschen, bey andern 18 und bey einigen 15 Groschen beträgt, ist das einzige, was man von diesem Turniere weis.

2) Im Jahre 1412 spielte man zu Budißin auf dem Markte, eine Komödie von der heiligen Dorothea — Ein Theil des löbauischen Kaufhauses, auf dessen Dache viel Volk saß, stürzte ein, und zerschmetterte 33 Personen. Diese Komödien müssen in den vorhergehenden Jahren schon üblich gewesen seyn, denn die Jahrbücher melden, diese traurige Begebenheit hätte diesen Kurzweilen ein Ende gemacht, und man habe keine Spiele mehr gespielt.

3) Der Erzbischof von Kreta Hieronymus, befand sich im Jahre 1459 als päbstl. Legat in Breslau, wegen der Streitigkeiten der Stadt mit dem Könige George, gerieth dabey mit dem Bischofe von Breslau Jodokus in Wortwechsel, so daß er ihn in der Hize eine Pest des Vaterlandes nannte. Aufgebracht antwortete dieser: Der Apostel Paulus hat in der That wahr geredet, wenn er die Kreter lügenhafte Leute, böse Bestien, viehische und faule Menschen nennt, und dieser Leute ihr Erzbischof sind Sie. Wie die Heerde, so ist der Hirte.

4) Im Jahre 1470 den 23sten November schrieb die Stadt Basel an Görliz, und meldete, daß sie nunmehr die erste Papiermühle in Deutschland durch zween Werkmeister aus Gallizien in Spanien, Namens Antonius und Michael angelegt hätte, da sie zuvor es mit schweren Kosten aus Gallizien hätte holen müssen.

Die Stadt Görliz ließ vorher ihr Papier Rießweise aus Venedig kommen, kaufte auch einzelne Bücher, und bezahlte jedes Buch mit 2 und $\frac{1}{2}$ Groschen, welcher Preis bis 1426 blieb, da für 25 Bücher nur 40 Groschen bezahlt wurden. Dieser Preis von $2\frac{1}{2}$ Groschen,

wel-

welcher von 1376 bis 1426 dauerte, ist, durch die Vergleichung des damaligen Viktualienpreises mit dem izigen, ohngefähr so viel, als izt zehn Groschen sind.

5) Johann Frauenberg, erst Magister in Leipzig, dann Schulmeister oder Rektor in Görliz, hierauf Stadtschreiber und endlich Bürgermeister daselbst, ein feiner staatskluger Mann, befand sich 1477 im Namen der Stadt Görliz zu Braunau in Böhmen, um einer Versammlung der ober- und niederschlesischen Fürsten, wie auch der Ober- und Niederlausiz beyzuwohnen. Hier ließ er sich ein Buch zeigen, welches nur unter dem Namen des grossen Buches bekannt war. Er beschreibt dieses Werk folgendermassen in einem Briefe:

Quatuor longas extensas palmas et mediatatem manus meae in longitudine, et tres extensas palmas in latitudine, spissitudo mediam vlnam continet.

Hier ist seine Beschreibung aus. Zufrieden, die Grösse des Buches gemessen zu haben, bekümmerte er sich nicht um den Inhalt desselben — aber vielleicht war auch sein Brief an einen Mann geschrieben, der nur neugierig genug war, nach dem Wahrzeichen der Stadt Braunau zu fragen.

6) Eine Probe von dem Preise der Waaren und Lebensmittel im 14 und 15 Jahrhundert.

1398 —	1 Malter Haber.	18 Groschen 8 Pf.
und	1 Tonne Heringe.	54 Gr.
1422 —	1 Paar Schuhe.	3½ Gr.
	1 Paar Stiefeln.	12 bis 14 Gr.
	1 Pfund Safran.	1 Schock 12 Gr.
	1 — Pfeffer.	9 Gr. 4 Pf.
	1 — Jngwer.	13 Gr.
	1 Scheffel Erbsen.	15 Gr.

7) Jm Jahre 1417 kamen in Görliz die ersten Zigeuner vor, die man durch die Wache verfolgen ließ.

8) Ein Sterndeuterdokument, worinnen sie jedermänniglich, zu Nuz und Frommen der ganzen Christenheit, eine Profezeiung kund thun, ist gewiß eine sehr seltne Sache. —

che.— Ich habe eines gefunden, welches eine herrliche Profezeiung auf das Jahr 1451 in sich hält, und im Auszuge also lautet: Im Jahre 1451, wenn die Sonne in der Wage stehen wird, werden alle Planeten zusammenkommen; wenn die Sonne wird im Lindwurm stehen, wird eine Sündflut werden, und Saturnus wird entsezliche Winde hervorbringen — die Sonne wird von 3 Uhr an bis zu Mittage ihren Schein verlieren, und blutroth werden, welches ein grosses Blutvergiessen anzeigt — der Mond wird auch seinen Schein wandeln, welches bedeutet, daß die Heiden und die Ungläubigen nicht mehr einträchtig seyn werden — Erdbeben, Theurung und Hunger wird dem Tode eines grossen Kaisers vorgehen — Wenig Leute werden leben bleiben, aber diese wenigen werden steinreich werden — eine natürliche Folge des betrübten Ablebens so vieler Aeltern, Vettern und Muhmen.

Alle diese Dinge haben wir, Aeltesten, Meister und Gesellen und Sternseher aus dem Laufe des Himmels und dem Einfluß der Planeten vorausgesehen, und melden es zur Besserung der Seelen. Es wird gewiß erfolgen, wenn es der liebe Gott nicht wendet.

Der Schluß ist vorzüglich merkwürdig:

Wenne wir meistere vnd Sternseher anes krichen, ende von Armenia ende von Hispania wir traten allis abir eyns ende haben das irkant — dy Hebreischen und Judischen meistere, dy sprechen das nw dirfüllet sal werden eyn sproch end eyne prophecia — des propheten Danielis der also spricht Selig wirt der mensch seyn, der do wirt leben obir eyn Jor dornoch als man schreyben wirt 1452.

So lautet der Inhalt dieser Urkunde. Daß sie im 15ten Jahrhunderte gemacht worden, ist gewiß; ob aber wirklich die Sternseher in Griechenland, Armenien und Spanien dieses ausgesagt haben, lasse ich unentschieden. Den rechten Orakelton hat das Stück, da die Herren Verfasser, oder Praktizirer — wie sie sich nennen — dem lieben

lieben Gott, freie Macht und Gewalt lassen, diese grosse bevorstehende Influenz der Planeten abzuwenden.

Ueberdieses — steht auf dem nämlichen Blatt unten — ist ein Kaufmann von Leipzig gekommen, welcher erzählt, daß ein Doktor zu Leipzig in alle Kreise schreibet. Die Stadt Florenz sei versunken. Aber man hoffet, es sei nicht wahr.' —

Und da hat man sehr wohl daran gethan.

Anton.

8.

Trost und Lehre.

Ein Fragment.

Mann mit dem hohen stillen Blick, sprach der Jüngling, du erhältst mich! Gehast von der Welt, deß acht' ich nicht; aber verkannt von Vater und Freund, von jener, die mir einst mehr seyn sollte, als Vater und Freund, verlassen um der Wahrheit willen; das schmerzt tief!

Es ist der Anfang, unterbrach ihn der Weise mit dem Lächeln der Herablassung.

Ja, wär's nicht endloser Taumel, fuhr ärgernd der Jüngling fort. Wo ich hinsehe, Klüfte hie und da! Wohl dem, der zurückblieb! Er erspart den Weg der Rückkehr — Aber dieser Blick? Was soll mir der? Ich fühl's; dein Zorn fehlte noch.

Wäre dein Geist ein wenig tiefer gesunken, dann hätt' ich nicht gezürnt; so sprach der Greis und küste ihn, und mit dem Kusse fühlte der Jüngling sich wieder. Da führt' er ihn bey der Hand durch die Kammer des Gebets, hinaus in die Sommermondnacht.

Sie waren nun bis an eine dichte Laube gekommen. Einsam und schauernd nur blickte der Abendstern durch die enge

enge Oefnung, und neben der Rasenbank war ein altes offenes Grab. Seit ich Mann bin, hub der Greis an, nachdem er gekniet hatte, wach' ich hier, und bete jede Nacht. Hier mein Grab, und dort der Stern, wo ich wohnen werde jenseits. Der war mein Freund, weil ich hienieden keinen fand. Und nun der lezte, der leichteste Schritt, Tod, und ich hab's vollendet. —— Viel der Schritte that ich, darum lerne von mir: Gott ist die Höhe, und der Führer Gott. Er hat Rasen am Wege gestellt für die Menschheit des Wanderers; nach jeder besiegten Kluft harren die seiner, zum Ausruhen und Uebersehen. Geneuß ihrer; sie sind Stärkung von oben. Was vom Menschen ausgeht, das bleibt seiner Quelle treu.

Dein sey sie forthin, die Laube! Nur das kühle Grab bleibt mir. Da will ich ausruhn. Und, wenn dich je die Kluft schreckt, oder die Ruhe des Rasens am Wege zu süß wird zum Einschläfern; dann eile hiehin und bet' auf meinem Grabe. Mein Geist soll dich umschweben und dir statt des Freundes seyn.

So sprach der Greis; und die wenigen Tage, die ihm noch wurden, lebten sie, wie Vater und Sohn.

Bchz.

9.

Die Pappel und der Apfelbaum.

1) Nah bey einigen Bäumen stand eine hochgeschoste Rosenpappel; Es war spät im Jahr, und ihre Blüten und Blätter welkten.

„Der furchtbare Herbst! klagte die Arme: Ich seh mein unvermeidliches Schicksal, und mein einziger lezter Trost, daß das, was ich leide, Naturgesez sey; daß mein Loos dem Loose dieser grössern Bäume gleiche. Wie schwach ist er!

Zumal,

Zumal, da er falsch ist, rief ein junger Apfelbaum: dein Tod ist nicht der unsre. Zwar welken und dorren wir, wie du; doch wir auf wenige Monate, du auf immer.„

2) „Wozu diese demüthigende Belehrung? fragte ein älterer Baum diesen jüngern: Wer hieß es dir, einem Unglücklichen seinen lezten Beruhigungsgrund rauben? Aber er war doch falsch, und meine Einschränkung gegründet.„

Laß tausendmal! Auch als Irrthum versüßt er die Quaal eines Leidenden; sollte schon dadurch dir unverlezlich werden, weil es sein lezter war.

Noch stritten sich die Bäume, als der Herr des Gartens mit einem Fremden vorbeygieng, und von dem Tode eines seiner Freunde, und der Heiterkeit sprach, mit der er gestorben sey.

„Aber die Meynung, die ihn beruhigte, war falsch, warf jener ein.— Vielleicht, war die Antwort, aber sollten wir sie ihm benehmen, wenn sie ihn beruhigte.— Habt des Trostes so wenig, arme Menschen, und müht euch, auch den hinweg zu vernünfteln?

10.

L i n a.

Da wallet, da tanzet sie hin!
Wie sie tanzet, wie sie wallet!
Ach! und wie ich elend bin!
Nicht mehr am Arme mir,
Nicht mehr am Busen hier
Wallet, wallet
Das Mädchen mit flüchtigem Sinn.
Kein Berg, kein Thal erschallet
Vom Liede der Sängerin,
Daß ich ihr Auserwählter bin.

Bin's

Bin's doch! bin's doch!
Denk des Augenblickes noch
Als über den Abgrund tief
Herunter das Wort der Liebe rief!
Und Lina ward,
Und als ich ward!
Das rief, das ward in einem Nu!
Und schwesterlich umschlang
Das neue Mädchen meinen Hals
Und brüderlich umschlang
Mein Arm des Mädchens Hals
Und der ganze Himmel sang
In der Schicksalswage Klang:
Ewigkeit!
Ewigkeit!

Da sassen wir in dämmernden Lauben
In frommer genügsamer Liebe,
Umgirrt von schnäbelnden Tauben,
Umjauchzt von Engeln der Liebe.

Aber trübe, trübe
Paar der Liebe!
Sprach der Engel mein:
Trübe, trübe,
Paar der Liebe,
Wird dir bald der Himmel seyn.
Müßt euch trennen
Weit und breit
In den Gefilden der Sterblichkeit!
Werdet brennen,
Oft euch nennen,
Euch nicht kennen
In den Gefilden der Sterblichkeit.

Trübe war der Himmel, trübe
Dem verlaßnen Paar der Liebe,
Trostlos ihre Zärtlichkeit!
Ach! sie musten scheiden
Aus dem Sternensiz der Freuden
In die Gefilde der Sterblichkeit.

Da irrt' ich lange
Traurig und bange,
Ein verlassener Jüngling umher;
Da irrte sie lange,
Traurig und bange,
Ein verlassenes Mädchen umher!
Seelen zur Hälfte getrennet, ach!
Lebten sie des Sterbelebens;
Suchten und suchten und suchten vergebens.
Tag und Nacht, und Nacht und Tag
War's ein Jammern, war's ein Sehnen!
Langsam verblühten sie in Thränen
Riefen und riefen und fanden sich nicht!

Und wieder war's, daß über uns tief
Herunter das Wort der Liebe rief.

Da fand, da fand —
O singet, o singet,
Ihr Himmel! o singet!
Da fand, da fand —
Im Blumengewand
Lag bräutlich die Flur,
Da war es ein Feyern,
Ein hohes Erneuern
In der ganzen Natur!
Da fand, da fand
Der verlassene Jüngling
Das jammernde Mädchen,

Das jammernde Mädchen
Den trostlosen Jüngling!
Ein Pochen der Lust,
In der sinkenden Brust!
Ein Glühen, ein Beben,
Ein Schauern, ein Streben:
Du bist es!
Du bist es!
Und wieder: Du bist es!

Da saßen wir wieder in dämmernden Lauben,
Umgirrt von schnäbelnden Tauben,
Umjauchzt von Engeln der Liebe,
In frommer, genügsamer Liebe.

Genügsam? denk, o Lina, denk der Pracht,
Wie die Schöpfung uns gelacht,
Als wir liebten, wie sie liebet,
Wie sie ganz in unsern Herzen lag!
Wie wir Nacht und Tag,
Uns genug, von Küssen lebten,
Nichts mehr kannten, nichts begehrten
Und, wie Pflänzchen auf der Au,
Von dem Thau
Unsrer Lippen nährten!

Aber ach! da wallet sie hin!
Die Sünderin!
Sie hat begehret!
Ha, Sünderin!
Wer hat dich gelehret,
Daß arm ich bin?
Da wallet, da tanzet sie hin!
Wie sie wallet in fliegendem Kleide,
Wie sie tanzet in rauschender Seide,
Die Sünderin!

Sie

Sie hat begehret!
Sie hat begehret!
Und denkt nicht mehr mit flüchtigem Sinn,
Daß ich ihr Auserwählter bin.

Bin's doch!
Bin's doch!
Als Lina ward,
Und als ich ward,
Das war ein Nu!
Und als sie sich fanden
Und wieder erkannten
Das war ein Nu!
Und der Himmel sang
In der Schicksalswage Klang:
Ewigkeit!
Ewigkeit!

O ihr Myrten,
Wo sie einst mich fand!
Wo der Liebe Hand
Uns aus Rosen Ketten band! —
Ihren Kummer zu bewirthen,
Rauschet sanfte der Verirrten!
Rausche sanft, du Wasserfall,
Der im glücklichen Krystall
Oft ihr süsses Bild getragen,
Rausche sanft in ihre Klagen!
Rausche sanft, o West,
Der du von den Rosenwangen
Wenn sie sich noch kaum gefühlt,
Oft das brennende Verlangen
Ihrer Zärtlichkeit gekühlt!
Rausche sanft dem leisen Stöhnen,
Ihrer Reue, ihrer Quaal!
Und ihr Blümelein im Thal,

Trinkt der Reue Thränen,
Trinkt sie alle ein!

Und da wird sie liegen,
Tod in allen Zügen!
Tod — Tod? — Nein, o nein!
Komm, du Thränenblümelein!
Lina, Lina! o ich kenne
Diese hellen Thränelein!
Ewig — komm, o komm! ich brenne
Ewig wieder dein zu seyn!
Komm, der Angsttraum ist verschwunden!
Hab' dich, haben uns wiedergefunden!
Und dann tönt in der Schicksalswage Klang
Wieder aller Himmel Gesang!
Ewigkeit!
Ewigkeit!

11.
Ueber ein Paar alte Münzen.

Man findet Münzen von den Königen Mostis, Mantes, Sarias Abdißä, und der Königin Philistis. Das Gepräge einiger verräth eine nicht gemeine Veredlung der Kunst. Künste folgen nur auf die Erfindung der Nothwendigkeiten, und der Gebrauch des Geldes sezt Verfeinerung der Begriffe, eine gesellschaftliche Verfassung, gemilderte Sitten und Geseze voraus. Also herrschten diese Könige nicht über Barbaren. Aber ihr Leben, selbst der Name ihrer Länder ist aus der Geschichte vertilgt; kein Chronolog weis sie in irgend ein Verzeichniß einzupassen.

An ihrem Hofe blähten sich unstreitig wichtige Männer; Minister wachten und Helden kämpften, alle für die

die Unsterblichkeit; manches Genie rührte mit seinem Nacken an die Sterne, und sah auf sein Zeitalter verächtlich herab — Alle diese Unsterblichen mit ihrem Gewühl und Schriften und Thaten sind verschlungen im Abgrund des Nichtseyns! Und ihr — emporgejauchzte Ephemeren eines Tages, ihr Belustiger müßiger Knaben, ihr Gaukler um Blumen und Mädchen und Fluren, ihr Tongeber eines kleinen Zirkels eines kleinen Theils einer kleinen Provinz — euch wandeln schon Schauer der Ewigkeit an? Ihr ahndet Wonne, Dank künftiger Geschlechter? Für Wiz, der, wie ein Regenbogen nur schimmert, so lang die Tropfen noch schweben? Mancher unter euch reckte schon vom Thron herab gefällig die Hand nach dem Kranze, und beugte sich vorwärts, wollte haschen das Dunstbild, und — fiel, und fällt noch Jahrtausende lang, und man nennt seinen Namen nicht mehr; recht wie der Ritter von St. Georg in Schottland durch ofne Briefe den Tag seiner Krönung feyerlich ansezte, und — eh der Tag ankam, schon auf allen vieren durch's Wachholdergebüsch an seinen Kahn kroch.

Fähnleinweise zogen sie hinab nach den Wohnungen des Orkus, Schäfer und Barden und Empfindler und Kritler; bald folgen ihnen Ebentheurer und Ritter und die borstigen ungekämten Kalibanen und die kraftgefühlvollen Patagonen — ohne Waden. Wer ist's unter euch,

Cujus aetas quartum trepidavit claudere lustrum?

und doch ist Montesquieu euch nur ein Wizling, Voltaire ein elender Radotör, Diderot ein Schwärmer, Pope ein Franzos, Addison ein moralischer Schwäzer, und die grösten Geschäftsmänner aller Zeiten ein kaltblütiger Haufen, der nur zum Handeln, zur Thätigkeit taugt.

Unserm Volk, unserm Jahrzehend allein erschienen die Vertraute der Götter — zermalmten die eiserne Fessel der Regel, und stürzten die verehrten Idolen von ihren hohen Altären, gewannen lieb die Matrone Natur, zeugten

mit ihr Kinder, heissen Werke des Genies, und die Matrone buhlt nur in ihrem Kränzchen herum, wie ein otahitisches Kebsweib.

Lieber Jünger, wenn dich eine Laune des Volks auf irgend einem Jahrmarkt für den Wundermann ausruft, erhebe dich dessen nur wenig! Mag seyn, daß du heute deine Tinktur für gediegenes Gold austropfest, wird aber nicht immerhin dauern, denn das Volk kömmt und geht wie Ebbe und Flut, und verläst zuweilen den kaiserlich-privilegirten Operatör, und läuft nach der weisen Frau bey Hannover *).

Alsdann stehst du einsam und frierst in deiner allen Winden ofnen Bude, mitten unter deinen Murmelthieren und Affen, oder predigst, wie Swift, in der leeren Kirche zum Küster: Meister Robert, es vermahnt uns beyde der heutige Text u. s. w.

Wenn du rührst und gefällst in deinem Kirchspiel, wage dich nicht gleich auf eine größre Bühne. Das Lächeln; die Thränen deiner Nachbarin sind noch nicht Huldigung deiner

*) Diese Frau, Mamma genannt, hat, allen Wunderverläumdern zum Troze, in der Gegend, ohne Teufel, unglaubliche Kuren vollbracht, und das im Jahr Ein Tausend Sieben Hundert und Sieben und Siebenzig; ich schreibe mit Buchstaben, damit kein künftiger Kommentator die Zahl Tausend als einen Druckfehler wegstreicht. Es war um die Zeit, als in Spanien die Inquisizion sich wieder erhob, als in Portugall die Nunziatur ihre Bude wieder aufschloß, als in Neapel der Zelter wieder überreicht ward, als man in Frankreich ein Parlamentsdekret gegen die Jesuiten unterdrückte, als in England der Doktor Meyensbach mit Arzneyen aus Bleyzucker 20000 Pfund Sterling gewann, als man in Deutschland Jakob Böhmen für ein Genie erklärte, und keine neue Wahrheit mehr bewies, sondern fühlte— allem dem gingen nahe vorher Schröpfer und Gaßner und Mesmer. Es dämmert eine sanfte Abendröthe im aufgeklärten Europa.

deiner Nazion; und du träumst schon zu wirken auf fremde Völker, auf die Folgezeit?

Dein Vaterland theilt oft verschwenderisch genung sein Eichenlaub aus, nimmt's aber zurück, wenn es näher beäugt und entkleidet hat, die vornehm aufgestuzte Trivialität.

Eine menschenfreundliche biedre That, welche deinem Bruder frommt und gedeiht, ist verdienstlicher als deine Herkulsarbeit zum Besten der Welt. Sey Mann deines Weibes, Vater deiner Kinder, Bürger deines Städtchens, und lehre nicht gleich die Fürsten regieren. Das allgemeine Wohl hängt wahrlich nicht am Faden in der Hand irgend eines Genies, sondern tausend Räder wälzen sich unaufhaltsam fort, und das Universum wandelt unter dem Finger Gottes. Geister, die zerrütteten, umschafften, bildeten, sind zum Glück der Erde nur selten. Ja, wenn du die Geschichte nicht bloß an ihren Zipfeln anfassest, wenn du nicht mit Einfällen über ganze Perioden hinfährst, sondern kalt und geduldig wägest und prüfst, so findest du, daß die Halbgötter alle durch Glück und Zufälle mächtiger wirkten, als durch eigenthümliche Kraft, denn glaube mir: Brobdignake an Weisheit und Tugend, ungeheure Dimensionen gibt es unter den Sterblichen nicht. Nachruhm ist ein blindgeworfenes Loos, das aus der Schale des Schicksals nicht immer auf den Würdigsten fällt. Alfred und Titus sind weniger bekannt als Ponzius Pilatus. Und was ist vollends Schriftstellernachruhm in unsrer allzulebendigen Sprache, die, ewig veränderlich, Bedeutungen und Wörter aufnimmt? Hätte die Religion nicht die Sprache der Alten erhalten, wo wären Homer und Virgil?

Omnes una manet nox
Et calcanda semel via leti.

Denkt an die vortreflichen Männer am Hofe der Königin Philistis. —

N.

12.
Ueber die Seelenwanderung,
von
Diet. Tiedemann.

Unter allen Lehren der geheimnißvollen pythagorischen Philosophie ist keine, die eines Weltweisen weniger würdig ist, und doch ihrem Vertheidiger mehr Ruf gegeben hat, als die von der Seelenwanderung. Man würde sie höchstens als ein Denckmal einer schwärmerischen Einbildungskraft, und als ein Beyspiel von der Biegsamkeit der Vernunft unter das Joch der Phantasie aufgestellt haben, wenn ihr nicht Plato durch seine hinreissende Beredsamkeit einen neuen Glanz, und durch seine Gewalt über die ausgedorrten Gehirne der Philosophen und Mönche des heissen Erdgürtels, ein neues Ansehen gegeben hätte. Sobald als sie aus den Winkeln der Weltweisheit auf den grossen Schauplaz der Religion gezogen, und nun, gleich allen andern philosophischen Spekulationen, in das schwankende Register der Kezereyen getragen wurde, fing sie an den Denkern und Nichtdenkern, den Christen und Nichtchristen wichtig zu werden.

Wie mag doch Pythagoras auf diese luftige Hypothese gekommen seyn? fing man an zu fragen, als die Endigung der Unruhen kältern Ueberlegungen Plaz machte. Aus dem Systeme dieses Mannes selbst konnte man zur Befriedigung der Neugierde nichts hervorsuchen, weil weder Pythagoras noch auch seine Schüler es der Mühe werth achteten, dem grossen uneingeweihten Haufen, ihre Lehren philosophisch zu beweisen. Wenn sie ja noch einigen Grund anführten: so war es kein anderer, als der: Pythagoras selbst habe erzählt, er sey ehmals Euphorbus gewesen, und habe dieß durch die Wiedererkennung eines staubichten Schildes aus den Zeiten der Belagerung von Troja

ja bewiesen. Im ganzen pythagorischen Systeme (wenn anders ein Gewebe von dunkeln halb verdauten Spekulationen, aus arithmetischen, geometrischen und metaphysischen Ideen auf die abentheuerlichste Art zusammen geflochten, ein System zu nennen ist) findet sich nicht das geringste, das nur irgend einen Wink von der Entstehung dieser Idee bey seinem Urheber geben könnte. Denn von dem Saze, die Seelen leben noch nach dem Tode, bis zu dem, sie reisen von einem Körper zum andern herum, ist noch eine sehr weite Entfernung; und von dem Saze, die Seelen werden nach dem Tode bestraft oder belohnt, bis zu dem, sie leiden die Strafen durch die Verstossung von einem Thierkörper in den andern, ist ein gleichfalls unabsehlicher Sprung. Wollte man etwa sagen, Pythagoras habe die Fortdauer der Wirksamkeit in der Seele ohne alle Organe nicht begreifen können, und ihr daher die Körper der Thiere angezogen, um sich aus dieser Verlegenheit zu helfen: so würde man zwar etwas sagen, das den systematischen Philosophen nicht selten wiederfährt, wenn sie, um eine Ungereimtheit zu vermeiden, sich in eine noch weit grössere verwickeln; aber man würde die Weisheit dieses Mannes gegen alle historische Zeugnisse ein wenig zu hoch erheben. Was eine Seele ohne Organe, und eine einfache Seele ohne Organe ist, davon hatten die Alten nicht mehr und nicht weniger Begriffe, als unsere jezigen Philosophen, das heist gar keine; sie redeten und schrieben also auch nicht davon, weil sie noch die grosse Kunst nicht gelernt hatten nach den strengsten Regeln der Syllogistik Worte ohne Begriffe zusammenzusezen, und weil noch kein Hobbes sie gelehrt hatte, daß alle unsere Raisonnements weiter nichts sind, als Kombinazionen von blossen Worten.

Aus Egypten also hat Pythagoras diese Lehre entlehnet, sagten nun alle, die nicht unverschämt oder unwissend genug waren, seine Reise nach Indien, und seinen langen Umgang mit den weisen Brachmanen und Gymnosophisten

zu behaupten. Weil man nun von der hohen Weisheit der Egypter das schon Jahrhunderte hindurch verjährte Vorurtheil hegte; so begnügte man sich mit dieser Antwort, und dachte nicht daran, daß sich nun noch weiter fragen liesse, wie denn die Egypter zu dieser Meynung gekommen seyn möchten?

Man wunderte sich nicht wenig, als man mit der genauern Kenntniß des östlichen Indiens, erfuhr, daß diese Meynung fast bey allen es bewohnenden Völkern einen ansehnlichen Theil der Religionssysteme ausmachte. Bey den Nazionen diſſeits des Ganges, in Arrakan, Pegu, Siam, Kamboja, Tunquin, China, Kochinchina und Japan fand man sie mit Erstaunen wieder (Lettres edifiantes Rec. XIII. p. 98); und nun frug man, ob die Asiaten sie aus Afrika, oder die Afrikaner aus Asien herübergeholt hätten? Weil aber die Egypter sich sowol bey den Alten, als auch den Neuern in den Besiz der vornehmsten Erfindungen, und der erhabensten Weisheit gesezt hatten: so war nichts natürlicher, als daß auch ihnen die erste Erfindung der Seelenwanderung zugeschrieben wurde (Lettres edifiantes Rec. XIII. p. 102), und daß man auch auf allerhand Gründe sann, diese Behauptung zu unterstüzen. (Kämpfers Geschichte von Japan Buch I. p. 48. nach Herrn Dohms neuen Ausgabe)

Allein gesezt auch, dieß wäre schon so gewiß ausgemacht, als es nicht ist; wäre man wol damit der Entstehung dieser sonderbaren Hypothese um einen Schritt näher gekommen? Ihren Ursprung in Egypten würde man wegen des Mangels, des Widerspruches, und der Dunkelheit der uns von diesem wunderreichen Lande aufbehaltenen Nachrichten schwerlich erklären können; und auch in Indien würde man aus eben diesen Ursachen, und wegen der grossen Menge von Fabeln, und des Mangels an historischen Nachrichten zur Befriedigung seiner Neugierde gleichfalls wenige Data auffinden können.

Noch

Noch verwickelter aber wird diese Untersuchung, wenn man noch das dazu nimmt, daß in Grönland (Cranz Geschichte von Grönland Band I. p. 258 in Louisiana (Recueil de Voyag. au Nord Tom. V. p. 23); bey den Mongalen (Recueil de Voyag. au Nord Tom. VIII. p. 424); und den Irokesen und ihren Nachbarn (Lafiteau Moeurs des Sauvages Tom. I. p. 410) eben diese Meynung gewöhnlich ist. Daß alle diese Völker sie aus Egypten oder Indien entlehnt haben, ist eben so wenig glaublich, als daß alle den Sternendienst, oder die Anbetung des Feuers aus dem Morgenlande herübergenommen haben. Gleichwol wird der Schluß, diese oder jene Kunst, Wissenschaft, Meynung ist im Morgenland, und auch in nördlichern Gegenden gewesen, folglich ist der Orient ihr Vaterland, fast durchgängig von denen gemacht, die den Ursprung und Fortgang menschlicher Kenntnisse untersuchen. Nichts ist betrüglicher als eben dieser Schluß, denn es ist ja nicht nothwendig, daß die Erfindungen gerade von einem Volke ausgegangen sind, und man kann und muß annehmen, daß einerley Sachen von mehrern zu verschiedenen Zeiten, und an verschiedenen Orten erfunden worden sind. Unter allen Himmelsgegenden beobachtet der menschliche Geist fast einerley Geseze in den Fortschreitungen von Kenntnissen zu Kenntnissen, und man kann mit einem grossen Grade von Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Ideen und Kenntnisse der Nazionen in ihrer Kindheit eine Aehnlichkeit haben, die fast bis zur Identität geht. In den Religionsbegriffen, dem Glauben an ein künftiges Leben, den Todtenopfern, den Wahrsagungen, und unzähligen andern Meynungen mehr, sind die heutigen Barbaren in Amerika, Asien, und Afrika, den alten Griechen, Egyptern, und andern berühmten Nazionen bis zum Erstaunen ähnlich; bey allen liegen fast dieselben eingeschränkten Begriffe und Kenntnisse der Natur zum Grunde.

So

So müste denn also die Frage, wie ist Pythagoras zu der Seelenwanderung gekommen? in die verwandelt werden, wie sind die so weit von einander entlegenen Nazionen in Asien, Afrika und Amerika auf diesen Gedanken gefallen? denn da er nicht der Gedanke eines einzigen Mannes, eines einzigen Volkes; sondern mehrerer Nazionen ist: so thut man, glaube ich, weder dem Pythagoras, noch den Egyptern Unrecht, wenn man ihn als einen dem noch nicht genug kultivirten Zeitalter des menschlichen Geschlechts eigenen Gedanken ansieht, und bloß dem Pythagoras die Ehre der Verpflanzung eines rohen Volksbegriffes in sein philosophisches Lehrgebäude übrig läst. Man gewinnt hierbey auch noch den wichtigen Vortheil, daß man seine Entstehung auf allgemeinere und zuverlässigere Beobachtung bauen kann, als wenn man ihn bloß in Rücksicht auf das fabelhafte Egypten, und den geheimnißreichen Pythagoras betrachtet. Von den heutigen rohen Völkern haben wir zuverlässigere, und, durch einen besondern Zufall auch oft detaillirtere Nachrichten, als von den alten Egyptern, die sich aus einer religiösen Pralerey ein weit wundervolleres Ansehen, und ihren alten Geschichten einen weit ehrwürdigern Schein gaben als die Natur der Dinge nebst dem Fortgange des menschlichen Geistes es erlauben.

Wenn wir wissen wollen, wie sich Nazionen, deren Vernunft noch nicht durch Nachdenken und Beobachtungen gestärkt ist, die Seele vorstellen: so müssen wir uns entweder an das erinnern, was wir in unserer Kindheit bey diesem Worte gedacht haben, oder auch auf das merken, was die niedrigste Klasse von Menschen bey uns, unter dem Ausdruck Seele versteht. Bey allen Menschen entwickeln sich die abstrakten Begriffe aus sinnlichen Eindrücken; bey allen Menschen sind die sinnlichen Bilder und Eindrücke der erste Gegenstand alles Nachdenkens; bey allen Menschen sind die abstrakten und allgemeinen Ideen zuerst nichts als Bilder der Imagination; bey allen Menschen also, die sich noch nicht durch schärferes Nachdenken in die höhere Region intellektueller Begriffe versezt haben, sind die Vorstellungen von abstrakten

strakten nicht unter das Gebiet der Sinne liegenden Gegenständen beynahe dieselben, weil sie beynahe aus denselben Materialien verfertigt werden. Eine Seele stellt sich der ungebildete Mensch als ein subtiles luftiges Wesen vor, welches eben die Bildung, die Grösse, die Figur hat, die wir an dem groben Körper gewahr werden; und wie kann er auch anders, da er den Menschen nicht anders als durch die Sinne kennt, und da es ihm folglich nicht einfallen kann, zu glauben, daß seine Seele ganz anders gestaltet seyn müsse als der Körper? Beweise dieses Sazes finden wir bey den manibus der Alten, welches subtile und luftige Abrisse des Körpers waren, den die Seele auf Erden bewohnt hatte. Der Glaube an diese manes war nicht etwa von einem Dichter bey den Alten aufgebracht; er war aus den ältesten Volksideen und dem rohen Zustande der Nazion von den Dichtern herübergenommen worden. Man würde unstreitig den Dichtern zu viel Ehre erweisen, wenn man ihnen die Erfindung und Einführung des ganzen Religionssystems der Alten zuschreiben wollte; sie nahmen vielmehr aus dem grossen Vorrathe von schon allgemein angenommenen Meynungen die bequemsten heraus, und gaben ihnen durch Einkleidung und Behandlung ein reizenderes Ansehen. Homer beschrieb seine Manes so wie man sie damals glaubte; er ließ die Helden ihnen Opfer bringen, nicht weil es ihm so gefiel; sondern weil es von der Nazion allgemein so eingeführt war. Daß nun diese Manes die Idee der Alten von der Seele getreu darstellen, daran lassen uns ihre Verrichtungen, Belohnungen und Bestrafungen in der Unterwelt; ihre Erinnerungen an das was sie auf Erden gethan hatten; ihre geglaubte Rückkehr auf die Oberwelt; und der Glaube, daß sie durch gewisse Zaubermittel hervorgerufen werden könnten, im geringsten nicht zweifeln.

Der Glaube an ein Leben nach dem Tode ist unter fast allen wilden Völkern anzutreffen, und bey allen erscheint er unter der nämlichen Gestalt. Der Grönländer ist fest überzeugt, daß er nach seinem Tode an einen Ort kommen werde,

wo beständiger Sommer, heller Sonnenschein, viele Seehunde, und gutes Wasser anzutreffen ist (Cranz Gesch. von Grönland Band I. p. 258); der Ackanseq in Louisiana glaubt, daß seine Seele nach dem Tode an einen Ort kommen werde, wo allerhand Vergnügungen, Jagd und Fischerey im Ueberflusse vorhanden seyn werden. (Recueil de Voyag. au Nord tom. V. p. 266); der Ostiake (ibid. tom. VIII. p. 409.) und der Irokese (Lafiteau Moeurs des Sauvages tom. I. p. 401 sqq.) haben eben diesen Glauben. Kurz, die meisten rohen Nazionen stellen sich das Leben nach dem Tode wie eine Fortsezung des gegenwärtigen, mit einem stärkern Zusaze von Bequemlichkeit, Ruhe, und sinnlichem Vergnügen vor, und daher modellirt sich auch jede Nazion ihr Elysium und ihren Tartarus nach den Ideen und Beschäftigungen, die sie auf der Oberwelt haben. So wie also eine Naturforscher aus einem Zahne, oder einem Knochen das Thier bestimmen kann, dessen Fragment dieß ist: so kann auch ein Kenner des Menschengeschlechts aus der Abbildung der Unterwelt, das Klima, die Lebensart, und den Grad der Kultur sehen, in welcher eine Nazion lebet. Alle diese Fabeln zusammengenommen beweisen einstimmig, daß rohe Völker von der Seele keine andere Vorstellung haben, als daß sie ein subtiles materielles Wesen von menschlicher Gestalt, und menschlicher Art zu handeln, ist.

Nach unsern philosophischen Systemen ist die Seele so fest an den Körper geheftet, daß sie ihn, so lange der Mensch lebt, nicht verlassen darf; nach den Seelenlehren wilder Nazionen aber hat sie hierinn eine weit grössere Freyheit. Sie kann sich, so oft es ihr gefällt, vom Körper entfernen, entlegene Gegenden durchreisen, sich mit den Seelen verstorbner Freunde oder Bekannten unterreden, und es ist ihr nichts ungewöhnliches, ihren Körper ruhig zu Hause liegen zu lassen, unterdessen daß sie in andern Welten herumfliegt. (Cranz Gesch. von Grönland Band I p. 257). Kurz, ihre Seele ist in diesem Punkte eben so ungebunden, als es die Seelen der Geisterseher, Propheten,

und

und von himmlischer Liebe entflammten Nonnen, nur immer seyn können; so gewiß wie diese in andere Welten hinüberzuschauen, und geistige Liebesküsse zu empfinden glauben; eben so gewiß glauben auch jene in der Unterwelt mit den Seelen ihrer Väter sich zu unterreden.

Wie kann doch der menschliche Geist so blind seyn, solche offenbare Ungereimtheiten und Widersprüche nicht zu sehen, wird ein lichtscheuer Metaphysiker sagen, der die Menschen nie anders als in seinem Kompendio gesehen hat; und entweder diese Fakta bezweifeln, oder in bittere Klagen über das Elend des menschlichen Geschlechtes ausbrechen. Allein in der That ist der menschliche Geist nicht so stumpf, als man ihn gemeiniglich zu machen pflegt, wenn man ihn nur durch die Brille seiner eigenen Lieblingsmeynungen ansieht. Meynungen, die uns ungereimt und widersprechend vorkommen, weil wir ihre Gründe entweder nicht sehen wollen, oder nicht sehen können, sind es gewiß in den Augen, und nach den Begriffen derer nicht, die sie annehmen. Wann der menschliche Geist auch selten stark genug ist die reine Wahrheit zu sehen: so ist er es doch fast immer genug in seinen Verirrungen die offenbaren Widersprüche zu vermeiden; und auch aus den lächerlichsten Behauptungen eine Art von harmonischem Systeme zusammenzusezen. Nach der Art, wie sich rohe Nazionen die Seele vorstellen, hat ihre willkührliche Verlassung des Körpers nichts widersprechendes, wenigstens nichts sichtbar widersprechendes, weil es nichts an sich ungereimtes ist, daß das den Körper belebende luftige Wesen in menschlicher Gestalt, sich aus seiner groben Hülle losmache, um in völliger Freyheit sein Daseyn zu geniessen.

Aber, wenn denn auch dieß an sich nichts widersprechendes ist: so fehlt es doch gewiß an Beweisen, daß es wirklich ist, und folglich ist diese Meynung ein offenbares Beyspiel von dem Leichtsinne des menschlichen Verstandes, der ohne alle Gründe Säze annimmt und verwirft, so wie das blinde Ungefähr es haben will. Der Geist des Men-

schen

schen ist sich überall in seinen Wirkungen gleich, und er beobachtet bey den unkultivirten Nazionen eben die Geseze, nach welchen er sich bey den polizirtesten richtet. Wenn uns Meynungen roher Völker ungegründet scheinen, und wenn wir daraus den Schluß ziehen, daß diese Leute sie ohne allen Grund angenommen haben: so begehen wir, aus einer nicht seltenen stolzen Kurzsichtigkeit, eine offenbare Ungerechtigkeit; und sezen voraus, daß da keine Gründe sind, wo wir keine sehen. Es wird kein so lächerlicher Saz auf dem ganzen weiten Erdboden geglaubt, der nicht bey dem Glaubenden seine Gründe für sich hätte.

Und was können denn wilde Nazionen für Gründe haben, die freywillige Entfernung der Seele vom Körper zu glauben? Keine andere als die Erfahrung selbst. Daß sie während dem Schlafe unbeweglich auf einer Stelle liegen bleiben, wissen sie aus der Erfahrung, und daß sie während dieser ruhigen Lage des Körpers entfernte Gegenden sehen, mit entfernten oder auch längst verstorbenen Leuten sprechen, wissen sie gleichfalls aus der Erfahrung. Die Lebhaftigkeit der Empfindungen ist auch bey unsern Philosophen in den meisten Fällen das Kriterium, wodurch sinnliche Eindrücke von blossen Phantasien unterschieden werden, und bey denen, die über die Natur ihrer Einbildungskraft nicht tief nachgedacht, oder genaue Beobachtungen angestellt haben, ist sie das einzige Kriterium der empfundenen und bloß gedachten Dinge. Nimmermehr würden wir, mit allem unserm metaphysischen Scharfsinne, und dem feinsten Unterscheidungsgeiste darauf gefallen seyn, die Empfindungen der Träume von den Empfindungen des Wachens zu unterscheiden, wenn uns nicht der Umgang mit andern Menschen, und das Zeugniß derer die bey unserm Schlafe gegenwärtig sind, überzeugte, daß von allem dem was wir empfunden zu haben glauben, nichts zugegen gewesen ist. Nach diesem Grundsaze nun schliest der Wilde so: Während meines Schlafes habe ich das wirklich gesehen, gehört, gethan, was ich gesehen, gehört,

ge-

gethan zu haben mir bewuſt bin; nun aber weis ich gewiß, daß mein Körper sich nicht von der Stelle bewegt hat; folglich muß nothwendig meine Seele den Körper verlassen haben, und an allen den Orten herumgewandert seyn, die ich gesehen habe; folglich ist es unleugbar, daß die Seele den Körper verläſt, und ohne ihn die entlegensten Orte mit der gröſten Geschwindigkeit durchirrt.

So zusammenhängend und methodisch schlieſt nun zwar kein Wilder: aber in seinem Verstande liegen doch nothwendig alle diese Mittelsäze unentwickelt; und er wird sie in eben diese Form bringen, so bald man ihn Syllogismen, und Enthymemen zu machen gelehrt haben wird. Daß wilde Nationen ihre Träume für Realitäten halten, sagen uns Reisebeschreiber ausdrücklich; da sie nicht Physik genug verstehen, um die Träume zu erklären: so glauben sie, daß ihre Seele, wenn sie den Körper im Schlafe begraben sieht, sich diese Augenblicke zu Nuze macht, um spazieren zu gehen, und hernach zu ihrem Lager zurück kehrt — Bey dem Erwachen glauben sie, die Seele habe in der That das alles gesehen, was sie in ihren Träumen gedacht haben. (Lafiteau Moeurs des Sauvages tom. I. p. 363 Gacillaſſo de la Vega Hiſt. des Yncas Liv. II. ch. 7.

Eine zwote Erfahrung, aus welcher sie das Herumwandern der Seele schliessen, liegt in den Ekstasen ihrer Wahrsager, oder Zauberer. Diese Betrüger, oder vielleicht richtiger, durch ihre eigene Phantasie und fürchterliche Vorbereitungen Betrogene, können sich in einen Zustand versezen, wo alle Sinne und Empfindungen gänzlich aufhören; sie lassen sich stechen, schlagen, auch sogar brennen, ohne das Geringste davon zu empfinden; und sie sind alsdann so sehr ausser sich, daß sie ganz von einem fremden Geiste regiert zu werden scheinen. (Lafiteau tom. I. p. 383, 384). Es wäre für die Seelenlehre wichtig, wenn ein physiologischer Philosoph über diesen Zustand genauere Beobachtungen anstellte, am allerwichtigsten aber, wenn es ein

solcher unternähme, der selbst solche Entzückungen an sich erfahren hätte. Durch eine gewisse Anstrengung des Geistes kann man es leicht dahin bringen, daß die gewöhnlichen schwachen Sensationen nicht zur Seele gelangen, und man findet Leute, die zu solchen Entfernungen sehr geneigt sind. Durch gewisse Krankheiten werden auch manchmal die äussern Kanäle zu dem gemeinschaftlichen Sensorio verschlossen, und alle Empfindungen gänzlich aufgehoben. Es müssen folglich diese Leute sich durch gewisse Vorbereitungen und Uebungen die Fertigkeit erworben haben, ihr Gehirn so sehr zu erschüttern und umzukehren, daß es in eine Art von Starrsucht versezt wird. Die Zuschauer eines solchen fürchterlichen Auftrittes können nicht anders glauben, als daß die Seele des Wahrsagers seinen Körper verlassen habe, wenn sie nicht schon durch Erfahrungen und Beobachtungen gelernt haben, daß dieß etwas zwar unnatürliches aber doch nicht ganz übernatürliches ist: und ganz gewiß würden manche Reisebeschreiber in diesen Irrthum verfallen seyn, wenn sie nicht der Glaube an die Macht des Teufels zurückgehalten hätte. Sie reden mit einem solchen schaudervollen Staunen, und so fürchterlichen Verziehungen der Miene davon, daß man leicht sieht, sie haben dieß alles für übermenschlich und teufelisch gehalten; und manche wissen sich auch aus dieser Verlegenheit nicht anders zu helfen, als daß sie es der Weisheit ihrer Leser anheim stellen, ob nicht würklich der böse Geist Antheil daran habe. Das Vorurtheil wissen die Wahrsager sehr geschickt noch dadurch zu bekräftigen, daß sie vorgeben, sie thäten in solchen Ekstasen würkliche Reisen in die Unterwelt, und unterredeten sich da mit ihren Göttern und Vorfahren. (Cranz Gesch. von Grönland Band 1. p. 257).

Wann ein Volk einmal eine Wanderung der Seele aus ihrem Körper glaubt: so kann es von da sehr leicht zu der Idee übergehen, daß die Seele eines Menschen in den Körper eines andern übergeht. Denn was ist leichter und natürlicher, als daß solche von ihrem Körper ge-

kennte Seelen sich auf ihren Reisen manchmal verirren, und in einer fremden von seiner Seele gleichfalls verlassenen Körper gerathen? Was begreiflicher, als daß eine Seele sich einen neuen Körper zur Wohnung aussucht, wenn sie ihres vorigen überdrüßig geworden ist? Daher findet man auch würklich bey Nazionen, die das Verreisen der Seele annehmen, den Glauben an die Verwechselun derselben, und daher haben sich vorzüglich die Angekoks, das ist die Zauberer der Grönländer, die Macht zugeeignet, verlohrne Seelen zurückzubringen, und die Kranken mit gesunden zu verwechseln. (Cranz Gesch. von Grönland B. 1. p. 258).

Können menschliche Seelen ihren Körper vertauschen: so können sie auch eben so leicht in thierische Körper sich begeben, und so in der Gestalt der Thiere herumwandern. Dieß glauben auch die Irokesen in der That; hier ist eine ihrer Fabeln, die nicht nur dieß, sondern auch noch einen andern fast auf dem ganzen Erdboden verbreiteten Aberglauben bestätiget. Es lebte ehemals unter ihnen ein berühmter Einsiedler, mit Namen Skonnonkouiretsi, das ist, das sehr lange Haupthaar, dessen Andenken noch izt verehrt wird. Das Dorf, in welchem er geboren war, wurde zu seiner Zeit von einem allgemeinen Sterben geplaget, welches die ansehnlichsten Männer nacheinander dahin rafte. Alle Nächte flog ein Leichenvogel über die Hütten, schüttelte seine Flügel mit grossem Geräusche, und erhob ein klägliches Geschrey, welches die Unruhe und Bestürzung vermehrte. Man zweifelte nicht, daß dieß nicht der Oiaron, oder das Thier desjenigen wäre, der die Bezauberung verursachte; aber man wuste nicht, an wen man sich halten sollte, um zur Quelle des Uebels zu gelangen, und die Wahrsager fanden in ihrer Kunst keine Aufklärung. In dieser schrecklichen Noth schickte der Rath der Alten drey der ansehnlichsten Männer zum Skonnonkouiretsi ab, um ihn um Mitleiden gegen sie anzuflehen; sein Stand erlaubte ihm nicht seine Einsamkeit zu verlassen, und er konnte nie darein willigen zum Dorfe zu gehen. Doch ließ

er sich in einem Stücke willfährig finden, und bestimmte den Abgeordneten einen Tag, wo sie wieder kommen, und seinen lezten Entschluß vernehmen sollten. Sie kamen zur bestimmten Zeit zurück. Der Einsiedler zeigte ihnen drey Pfeile, die er in ihrer Abwesenheit verfertigt hatte, und ohne ihnen das geringste von seinem Vorhaben zu entdecken, sagte er ihnen nur, sie sollten sie genau untersuchen, damit sie sie wieder kennen könnten. Am Abend gegen Sonnenuntergang verstekte sich Skonnonkouiretsi auf einem nahe bey dem Dorfe gelegenen Hügel. Der Vogel kam bey dem Anbruche der Nacht aus einem hohlen Baum hervor, schüttelte seine Flügel wie gewöhnlich, und nannte deutlich einige der vornehmsten, die er auf den folgenden Tag zum Tode bestimmt hatte. Sobald ihn der Einsiedler gewahr ward, schlich er sich allmählig hinan, drückt einen seiner Pfeile auf ihn ab, und geht, in der festen Ueberzeugung, daß er ihn sehr verwundet habe, davon. Am andern Tage breitete sich im Dorfe das Gerücht aus, daß ein gewisser junger Mensch, welcher nebst einem guten Mütterchen in einer Hütte allein wohnte, sich sehr übel befände. Die Alten, aufmerksam auf alles was vorgieng, liessen ihn insgeheim, und als von ohngefähr, von den drey Abgeordneten, die bey dem Skonnonkouiretsi gewesen waren, besuchen. Der Kranke war zu sehr von seinem Uebel angegriffen, als daß er es hätte verbergen können, ein Pfeil steckte ihm tief in der Seite. Der Pfeil des Einsiedlers wurde erkannt. Man hatte denen die den Kranken pflegen sollten, geheime Vorschriften gegeben; und als sie ihre Pflicht thaten: so richteten sie den Pfeil so gut, daß sie diesem Unglücklichen das Herz durchborten. (Lafiteau tom 1. p. 390).

In dieser Fabel liegt offenbar der Glaube, daß Menschenseelen auch sogar noch bey dem Leben der Menschen in thierische Körper übergehen können; es liegt aber auch noch die Erklärung eines auch bey uns noch nicht überall ausgerotteten Aberglaubens darinn. Es wird nicht

leicht jemand seyn, dem nicht aus den Erzählungen der Hexengeschichte, oder aus dem Geschwäze seiner Amme und Wärterin bekannt seyn sollte, daß es Menschen gibt, die sich in Thiere verwandeln können. Die Wölfe hat man, als die schädlichsten und gefräßigsten, vorzüglich geschickt befunden, die boshaften Unternehmungen solcher Zauberer zu begünstigen, und man hat daher solche verwandelte Menschen mit dem allgemeinen Namen der Währwölfe bezeichnet. Ehemals giengen diese Ungeheuer oft herum, izt aber dürfen sie sich nicht so oft mehr blicken lassen, seitdem Thomasius, und die gesunde Vernunft sie in ihrer lächerlichen Gestalt dargestellt haben. Doch gibt es noch einige dunkle Winkel in Deutschland, wo sie noch unter den müßigen Mütterchen, und verläumderischen Weibern ihre Geschäfte bestmöglichst verrichten. Auch bey den Griechen war dieser Aberglaube ehemals nichts unbekanntes. Lucians Esel, und dessen Kopie, des Apulejus goldener Esel, bestätigen es, und machen es zugleich lächerlich.

Ein noch deutlicheres Beyspiel von solcher Seelenverwechselung, bey Lebzeiten der handelnden Personen, findet sich in den Fabeln des östlichen Indiens. Die Seele, sagen diese Leute, verhält sich zu dem Leibe, wie der Bewohner zu seinem Hause. So wie der Mensch sein Haus bewohnt, die schlechten Stellen daran ausbessert; eben so wohnt auch die Seele im Körper, sie bemüht sich ihn zu erhalten, und seine sinkenden Kräfte zu unterstüzen. Ferner: so wie der Mensch aus seinem Hause geht, wenn es nicht mehr bewohnbar ist, und sich ein anderes aussucht; eben so verläst die Seele ihren Körper, wenn eine Krankheit, oder ein anderer Zufall ihn ausser Stand sezt belebt zu seyn, und sezt sich in den Besiz eines andern Körpers. Endlich, so wie der Mensch aus seinem Hause geht, wenn er will, und wieder hineingeht wenn er will; eben so gibt es grosse Leute, deren Seele die Macht hat sich von dem Körper loszumachen, und wieder zu ihm zurück zu kommen, so oft es ihr gefällt; nachdem sie viele Gegenden der Welt

durchwandert hat. Dieß wird durch folgende Begebenheit bestätiget: Man liest in dem Leben des Vieramarken, eines der mächtigsten Beherrscher von Indien, daß ein Prinz eine Göttin bat, deren Tempel an einem entlegenen Orte lag, sie möchte ihm das Mandiram, das heist, ein Gebet lehren welches die Kraft hat die Seele vom Körper loszumachen, und sie wieder zu ihm zurückzubringen, wenn sie es verlangt. Er erhielt die Gnade um die er bat, aber unglücklicherweise hatte sein Bedienter, der an der Thür des Tempels zurückgeblieben war, das Mandiram gehört, behalten, und sich entschlossen, bey einer günstigen Gelegenheit Gebrauch davon zu machen. Da dieser Prinz sich ganz auf seinen Bedienten verließ: so erzählte er ihm die besondere Gnadenbezeugung, die er eben erhalten hatte, aber er nahm sich sehr inacht ihm das Mandiram zu entdecken. Es geschah oft, daß sich der Prinz an einem entlegenen Orte verstekte wo er seiner Seele freyen Lauf ließ; aber vorher empfahl er seinem Bedienten ernstlich, seinen Körper sorgfältig zu bewachen, bis er wieder zu sich gekommen wäre. Dann sagte er leise sein Gebet her, und seine Seele machte sich vom Körper loß, flog allenthalben herum, und kam hernach wieder. Als der Bediente einsmals den Körper seines Herrn bewachte: so ließ er es sich einfallen dasselbe Gebet herzusagen, und seine sogleich vom Körper losgemachte Seele faste den Entschluß in den Körper des Prinzen zu fahren Das erste was dieser falsche Prinz that, war, daß er seinem vorigen Körper den Kopf abschnitt, damit es seinem Herrn nicht etwa einfallen möchte ihn zu beseelen. So wurde also die Seele des wahren Prinzen genöthigt den Körper eines Papageyen zu beseelen, mit welchem sie in ihren Pallast zurückkehrte. (Lett. edif. Rec. XIII. p. 114).

Sind die Menschen einmal in ihren Ideen so weit verwirrt worden, daß sie das Herumwandern der Seele noch bey Lebzeiten der Menschen glauben; so haben sie nur noch einen kleinen Schritt zu der Seelenwanderung

nach

nach dem Tode zu thun. Zwo Ursachen scheinen sie hiezu veranlast zu haben, erstlich die Verwandlungen ihrer Götter, und zweytens die Aehnlichkeit mancher Thiere mit manchen Menschen. Die Verwandlungen der Götter, denn diejenigen Nazionen, die eine Seelenwanderung glauben, behaupten auch, daß ihre Götter sich in Thiergestalten verstecken. Von den alten Egyptern sagt man, daß sie eine Zeit angenommen haben, in der sich alle Götter, um den Verfolgungen der Giganten sich zu entziehen, in gewisse Thiere verwandelt hätten; und der ganze egyptische Thierdienst scheint auf dem Grundsaze zu ruhen, daß in den Thiergestalten göttliche Wesen verborgen sind. Das Menschen Thiere blos als Thiere göttlich verehren, ist an sich so unbegreiflich, als nur irgend etwas auf Erden seyn kann, und man hat daher sowol in alten als neuern Zeiten manche Hypothesen auf die Bahn gebracht, den so sonderbaren egyptischen Thierdienst zu erklären. Da uns aber keiner das egyptische Religionssystem vollständig und unverfälscht genug aufbehalten hat, um daraus das Faktum hinlänglich erklären zu können: so glaube ich, thut man am besten, wenn zu der Verwandtschaft des egyptischen Dienstes mit der Religion der erst in neuern Zeiten bekannt gewordenen Verehrer der Thiere seine Zuflucht nimmt. Die Akansea in Louisiana beten Thiere an, aber sie glauben dabey, daß ein solches Thier nichts anders sey, als die sichtbare Hülle ihres Gottes, der bald einen Ochsen, bald ein Orignal, bald einen Hund, zu seiner sichtbaren Behausung wählt. (Recueil de Voyag. au Nord tom. V. p. 116.)

Ein Wahrsager der Maskoutens, einer Nazion in der Nachbarschaft der Illinesen, betete den Ochsen, als seinen grossen Manitou an, und gestand, daß er in ihm nicht den Ochsen, sondern den Manitou des Ochsens verehrte, welcher unter der Erde wohnt, und alle Ochsen beseelt. Er gab zu, daß der Bareu, und alle übrigen Thiere von

einem solchen unterirdischen Manitou belebt werden. (Lett. edif. Rec. XI. p. 325).

Eben eine solche Wanderung der Götter glauben auch die Bewohner des östlichen Indiens, ihr Gott Brumma hat den Körper eines Hirsches, und eines Schwans belebt; Vicknou ist ein Fisch, eine Schildkröte, ein Schwein, halb Mensch halb Löwe, und endlich ein Bramin gewesen. (Lett. edif. Rec. XIII. p. 137). Da also die Götter selbst solchen Wanderungen unterworfen sind, wie vielmehr musten es nicht die noch weit ohnmächtigere Menschen seyn? Und da es nichts ungereimtes ist zu glauben, daß die Götter Körper mancherley Thiere beseelen: wie viel weniger ist es ungereimt, daß das auch den Seelen des Menschen wiederfährt?

Die Aehnlichkeit gewisser Thiere mit den Menschen. Der menschliche Wiz ist so sehr geschäftig Aehnlichkeiten zu suchen, und findet ein so grosses Vergnügen sie gefunden zu haben, daß er auch die entferntesten Gegenstände zusammenbringt, und da Aehnlichkeiten sieht, wo kaum der Schatten davon vorhanden ist. In allen Sprachen finden sich Spuren von dem Hange den die Menschen haben, sich und ihre Eigenschaften mit den Eigenschaften der Thiere zu vergleichen. Im Oriente sowol als im Occidente wird der Tapfere mit einem Löwen, der Feige mit einem Hirsche, der Wollüstige und Schmuzige mit einem Schweine, der Verachtungswerthe und Unverschämte mit einem Hunde verglichen; und auf diese Vergleichung gründen sich in allen Sprachen eine Menge von Ehren- und Schimpfnamen. Die Irokesen und Huronen theilen sich in gewisse Stämme, und jeder Stamm führt den Namen eines Thieres, so daß es einen Wolfs- einen Bären- und einen Schildkrötenstamm gibt. (Lafiteau tom. I. p. 464). Die Aufsuchung der Aehnlichkeiten zwischen den Menschen und Thieren ist bey einigen Neuern gar so weit gegangen, daß sie sich gewisse Verwandtschaften zwischen den Men-

Menschen- und Thiergesichtern erdacht, und darauf physiognomische Regeln gebaut haben.

Diese Aehnlichkeit nun veranlaste vermutlich die Menschen zu glauben, daß die Seelen derjenigen Menschen, die eine gewisse auffallende Uebereinstimmung in ihrem Betragen mit einigen Thieren hätten, nach dem Tode in solche Thiere übergiengen; daß die Seelen der Wollüstlinge in die Körper der Schweine; die der mutigen, verwegenen und grausamen in die Körper der Löwen fahren müsten. Denn sie konnten sich diese bemerkte Aehnlichkeit am leichtesten und bequemsten dadurch erklären, daß sie sie von der Versezung der Seelen herleiteten.

Wenn eine einmal entstandene Meynung zu religiösen Absichten bequem ist: so finden sich immer Scharfsichtige, die sie ihres eigenen und des allgemeinen Nuzens wegen; Fanatische, die sie aus heiligem Eifer in das Religionssystem zu verpflanzen trachten. Die Religion aller der Nationen, die sich selbst eine gemacht haben, ist daher immer die bestmöglichste Anwendung der aus dem wilden Zustande übrig gebliebenen Volksideen, zur Leitung und Bändigung des Pöbels in einem gut geordneten Staate. Glaubt eine Nation eine Fortdauer der Seelen nach dem Tode: so sezen Gesezgeber und Priester hierzu noch Belohnungen und Strafen, nach gewissen dem Bedürfnisse der Gesellschaft angemessenen Regeln, und bedienen sich so dieses Vorurtheils zur Erreichung ihrer Absichten. Ist ein Volk den Traumdeutereyen und Auslegungen der Vorbedeutungen ergeben: so verordnen Gesezgeber Wahrsager, Vogeldeuter, Haruspices, um durch sie das Volk allemal zu regieren, und ihren Unternehmungen ein grösseres Ansehen zu geben.

Die Idee von der Seelenwanderung war zu solchen Absichten zu bequem, als daß es von Klugen nicht hätte bemerkt, und da es bemerkt war, nicht hätte sollen angewandt werden. Durch den kleinen Zusaz, daß diese Wanderung sich nach gewissen Gesezen richtete, die eine Bezie-

hung auf das in der Welt geführte Leben hätten, war sie vollkommen geschickt auf die Sitten der Menschen zu würken. Man ergriff also dieß begierig, und fieng nun an als einen Glaubensartikel in den Tempeln zu lehren, daß die Seelen der Lasterhaften allemal in die Körper solcher verächtlichen Thiere fahren musten, die mit ihnen am meisten Aehnlichkeit hätten, und daß sie in der Gestalt dieser Thiere so lange büssen, und von einem Körper zum andern herumirren müsten, bis sie von ihren Lastern völlig gereinigt wären.

Wenn die Menschen anfangen über Dinge nachzudenken: so nehmen sie immer das zuerst, was sie zulezt nehmen sollten; die durch Erziehung, Gesellschaft und Religion ihnen eingepflanzten Säze betrachten sie als unumstößliche Grundsäze, und suchen ihnen die Erfahrungen anzupassen, da sie doch umgekehrt diese den Erfahrungen gemäß machen sollten. Dieß thun wir noch alle Tage, dieß thaten auch die Alten, und dieß thun alle aus der Barbarey sich empor arbeitende Völker. Daher ist immer die Philosophie der Völker auf alle Volks- und Religionsideen gebauet, und je näher sie ihrem Ursprunge ist, destomehr Merkmale von Fabeln und religiösen Vorstellungen trägt sie an sich. Als also die Völker, bey denen die Seelenwanderung schon vorher geglaubt wurde, ihr Nachdenken über die Welt und Gott auszubreiten anfiengen: so suchten sie auch diese mit ihren Meynungen vom Ursprunge der Welt in Verbindung zu bringen. Daraus entstanden nun nach und nach verschiedene Systeme, und unter ihnen auch das, daß Gott die allgemeine Seele der Welt ist; daß alle Seelen Theile des göttlichen Wesens sind; daß sie wegen ihrer Vergehungen nicht gerades Weges wieder zu Gott zurückkommen dürfen; daß sie folglich für alle ihre Sünden in den thierischen Körpern büssen müssen; daß sie endlich von Stufe zu Stufe höher steigen, bis sie wieder zu ihrer ursprünglichen Vollkommenheit gelangen. Dieß ist noch izt das Religions- und philosophische

sche System im östlichen Indien; (Lett. edif. Rec. XIII. p. 148. sqq.) dieß war vielleicht auch das System aller, oder einiger egyptischen Priester; dieß lag auch zum Theil bey der griechischen Religion zum Grunde, denn der allgemeine Glaube, daß Leute nach ihrem Tode in die Zahl der Götter aufgenommen werden, gründet sich auf eine solche Vervollkommnung der menschlichen Seelen; kein Wunder also daß Pythagoras es sich zu eigen machte, und ihm durch seine Einkleidung in eine mathematisch metaphysische Hülle eine neue Gestalt und ein neues Ansehen gab.

13.
Der Feuerfunke.

Von einem brennenden Holzstoß rissen sich Funken los. Einer davon glänzte heller, als alle seine Brüder. Steig auf! riefen sie, und du wirst dich bis zu den Sternen erheben. Er thats, zwey Sekunden lang, und erlosch!

Ein herrlicher Jüngling! rufen zuweilen die Kunstrichter. Ihm nach, dem Meßiadensänger — Er glaubts, thuts, und erlischt. Meißner.

14.
G. den 11ten Sept. 1776.

Tagelang, Nächtelang stand mein Schiff befrachtet;
Günstiger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.

Und sie wurden mit mir ungeduldig:
„Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir. Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird rückfahrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir.„

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt' uns der Matrose;
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.
Und die Segel blühen in dem Hauche
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hofnungslieder noch im Freudetaumel,
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herze nieder.
Und er kömmt. Vor seinem starren Wüten
Streicht der Schiffer weis die Segel nieder.
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
„Ach! warum ist er nicht hier geblieben?
Ach der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zu Grunde gehen?
Ach! er sollte — ach! er könnte — Götter!„

Doch

Doch er stehet männlich an dem Steuer.
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen!
Herrschend blickt er in die grimme Tiefe,
Und vertrauet landend oder scheiternd
Seinen Göttern.

15.

Die Philurnyer.

Kein Ort in Thrazien diente dem Zevs so treulich, als Philurnys, ein mittelmäßiges Städtchen. Täglich flammte ein feister Stier auf seinen Altären, täglich ehrten ihn Weihrauch Opfer und Lobgesänge.

Nur einst, nach einem allgemeinen Freudenmale vergassen die Ermatteten seiner am nächsten Morgen. — Da zürnte Zevs, da donnerte er furchtbar einen ganzen Tag, und eine ganze Nacht, daß alle Philurnyer sich ihres Endes versahen, knieend um Gnade flehten, und hoch angelobten, nie wieder sein zu vergessen.

Wie ungerecht! rief Merkur: Wenn oft ganz Thrazien Mondenlang deiner vergist, so schweigst du; und die, die noch nie von dir wichen, büssen so hart für einen einzigen Tag?

Weil mich ihrer Mitbrüder Beyspiel weiser gemacht; erwiederte Zevs. Es gab eine Zeit, wo ganz Thrazien mir so treu diente, wie diese da; und noch würd' es, vergässe nicht Mondenlang meiner, hätt' ich nicht, zur Unzeit gütig, die ersten Tage ihnen nachgesehn.

Meißner.

16.

16.
Ueber die
musikalische Komposition des Schäfergedichts,
von
Joh. Friedrich Reichardt.

Ich habe noch kein Schäfergedicht ganz in dem wahren Karakter der Idylle in Musik gesezt gesehen, auch noch keine Abhandlung oder Anweisung über diesen Gegenstand gefunden. Dieses bewegt mich, meine Gedanken darüber nieder zu schreiben. Ich werde erst Regeln und Grundsäze festzusezen suchen, und hernach an einem Schäfergedicht selbst zeigen, wie ich glaube, daß es in Musik gesezt werden müste. Hierzu werde ich den May von Ramler wählen, und meinen Lesern das Gedicht von diesem grossen Dichter selbst sehr verändert und verbessert vorlegen. Man wird finden, daß es durch diese Verbesserung eines der vollkommensten deutschen musikalischen Gedichte geworden.

Der Hauptkarakter der Idylle ist das Sanfte. Gesang, Harmonie, Bewegung, und Begleitung muß daher immer sanft bleiben. Der Ausdruk jeder Empfindung, jeder Leidenschaft muß sanft bleiben. Alles Starke, alles Heftige liegt ausser dem Gebiete der Idylle.

Wir wollen jedes jener vier Haupttheile einzeln betrachten.

Gesang. Es ist vielleicht nichts schwerer in der Musik, als den wahren Gesang der Idylle zu finden und drinnen zu beharren. Der Gesang, der immer gefällig und faßlich, immer gleich weit vom Niedrigen und vom Erhabenen, von Armuth und Reichthum entfernt ist. Es muß der eigentliche Gesang des Liedes seyn. Daher schickt sich auch die Form der Arien nicht zum Schäfergedicht, wo der Gesang völlig ausgebildet und bereichert wird. Das Rezitativ gehört gar nicht ins Schäfergedicht. Es muß alles

lyrisch

lyrisch seyn, denn bey einer sanften Gemüthsbewegung finden die sehr verschiedenen und von einander entfernten Grade der Empfindung, die den Uebergang von der Rede — sey es auch schon musikalischen Rede — zu der Arie verursachen und erfordern, gar nicht statt. Der Gesang des Schäfers ist die Aeusserung einer bestimmten Empfindung, von der der Sänger eben durchdrungen ist. Er wird also viel Einheit haben müssen; und bey einem natürlichen, ungeschminkten Gesange Einheit zu behalten, ohne einförmig zu werden, ist wahrlich ein gefährlich Ding. Und da im Schäfergedicht der Ausdruck jeder Empfindung, es sey Freude oder Traurigkeit, sanft bleiben soll, so wird der Komponist selbst in dem natürlichen Ausdruck noch eingeschränkt. Der Gesang der Freude muß nicht zu lebhaft, nicht wild seyn; Der Gesang der Traurigkeit nicht zu finster, nicht zu tiefeindringend seyn. Welche fein gezeichnete Gränze! Nur das feine und richtige Gefühl des Komponisten kann sie genau bestimmen.

Harmonie. Hier ist der Komponist eben so sehr eingeschränkt. Er muß sich aller schnellen auffallenden Modulationen enthalten, er muß immer sanft moduliren, und doch nicht nur allein den Akkord des Haupttons des Stüks (Tonica) und den Akkord seiner Quinte (Dominante) berühren. Es muß immer Einheit in den Modulazionen seyn, ohne daß sie einförmig wären. Wie schwer dieses ist, und vorzüglich beym Ausdruck der Freude ist, der alle Ausweichung in die weiche Tonart, alle Berührung derselben verbietet, ist leicht zu fassen. Eine neue sehr grosse Schwierigkeit, in Absicht auf die Harmonie im Schäfergedicht werden wir weiterhin gewahr werden, wenn wir von der Begleitung handeln.

Das anhaltende Lyrische verursacht dem Komponisten die gröste Mühe. Das ganze Gedicht soll aus einer Reihe aneinanderhängender Lieder bestehen. Die Lieder sollen nicht alle aus Einem Ton gehen, sollen auch eben nicht den Quinten- oder Quartenzirkel durchlaufen, und

die Einheit der Empfindung, z. B. fortdauernde Freude erfordert, daß sie alle in der harten Tonart bleiben. Hier kämpft der Komponist mit den grösten Schwierigkeiten, strengt seine ganze Kunst an, verleugnet seine Kunst, verbirgt sie, um ein natürliches, leichtes, faßliches Ding hervorzubringen, das Einheit ohne Einförmigkeit hat.

Bewegung Alle schwere, majestätische, sehr langsame Bewegung, alle feurige, heftige, wilde Bewegung, ist dem Idyllenkomponisten untersagt. Zwischen diesen äusserſten Graden muß er bleiben. Hier bringt das fortdauernd Lyrische wieder eine grosse Schwierigkeit hervor. Die Bewegungen müssen abwechseln, um nicht einförmig und langweilig zu werden, sie müssen aber so aufeinander folgen, daß sie ineinander fliessen, damit kein auffallender schneller Uebergang von einer Bewegung zu einer entfernten geschieht, sondern eben so Einheit in der Bewegung als in dem Gesange und der Harmonie ist. Ich enthalte mich hier aller Beyspiele, weil ich hernach den May zergliedern will.

Begleitung. Es ist höchst widersinnig, daß wir zu jeder Art von Musik einerley Instrumente zur Begleitung gebrauchen; jeder Art von Musik gleich starke Begleitung geben. Dieselben Instrumente, dasselbe Orchester, so man in der grossen Oper gebraucht, braucht man auch zum Schäferspiel, zum Schäfergedicht. Man glaubt einer Musik den Charakter des Pastorale zu geben, wenn man zu den 13 Violinen und 12 Bässen zwey Flöten dazu gehen läst: und den Schmerz der Didone glaubt man recht gut auszudrücken, wenn man zu eben den Instrumente noch zwey Flöten dazu gehen läst. Das ist widersinniger Weise die Instrumente durcheinander gebraucht, ohne auf ihren wahren Karakter Acht zu haben. Mich dünkt, zum Pastorale sollten nur allein blasende Instrumente zur Begleitung gebraucht werden: und unter diesen nur Oboen, Flöten, Hörner und Fagotts. Und auch nicht alle zu gleicher Zeit und an jedem Orte, sondern jedes nach seinem besonderen

Cha-

Karakter. Flöten, bey lieblichen und völlig sanften Gesängen, zur Begleitung weiblicher Stimmen; Hoboen bey zärtlich rührenden Gesängen; die Hörner können bey dem Ausdruck der Freude zu den Flöten hinzukommen. Von den Fagotts kann man doppelten Gebrauch beym Pastorale, einmal zur Begleitung der andern Instrumente, in dieser Absicht hat es die gute Eigenschaft, daß es sich zu den übrigen Instrumenten allen gut schickt, und dann zur besondern Begleitung der männlichen Singstimmen, und da passet es zum lieblichen, völlig sanften, und auch zu zärtlich rührenden Gesängen. Auch können Fagotts durch Verstärkung des Gesanges der Flöte, und der Hoboe in der tiefern Oktave jeden, jener Ausdrücke um vieles erhöhen. Nur da, wo die Empfindung allgemein wird, wo alles, das ganze Schäferchor in freudige Gesänge ausbricht, würde ich Flöten, Hoboen, Hörner und Fagotts zugleich anstimmen lassen. Auch kann man mit sehr guter Wirkung die Insttumente auf verschiedene Art unter einander mischen. Man läst eine Flöte mit einem Fagott, oder eine Hoboe mit einem Fagott zusammen gehen, und gibt einem andern Fagott die Grundstimme; oder man läst diese, wo es angeht, von einem Waldhorn machen, oder man nimmt eine Flöte oder eine Hoboe zu zwey Hörnern u. s. w. Die Blasinstrumente, vorzüglich die Waldhörner, werden oft den Komponisten in den Modulationen einschränken, allein selbst diese Einschränkung gehört zum Karakter der Idylle.

Der May.

Ein Wettgesang.

Daphnis und Rosalinde.

Daphnis.

Willkommen! allmächtiger May,
Du schönster im Kreise zwölf seliger Götter,
Gelagert am Himmel auf goldnen Gestirnen!
Du krönest mit Segen das Jahr:
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen! allgütiger May,
Du bester von allen wohlthätigen Göttern,
Die Fluren und Wälder und Berge befruchten,
Du segnest mit Liebe die Welt:
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Ich sah den jungen May:
Seiner Blume Silberglocken
Hingen um den Schlaf.
Als er vom Himmel fuhr,
Blühten alle Wipfel
Als er den Boden trat,
Ließ er Violen und Hyacinthen im Fußtritt zurücke.

Rosalinde.

Ich sah den jungen May,
Blüthe trug der Myrtenzepter
In des Gottes Hand.
Als er vom Himmel fuhr,
Sangen ihm die Lerchen;
Als er zur Erde sank,
Seufzten vor Liebe die Nachtigallen aus allen Gebüschen.

Daphnis.

Willkommen, allgütiger May,
Du segnest mit Liebe die Welt:
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Rosalinde.

Willkommen, allmächtiger May,
Du krönest mit Segen das Jahr:
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Daphnis.

Seht, die Traube bricht hervor
Unter jungen Rebenblättern,
Und verkündigt Most!
Dieses machen die fröhlichen Götter
Bacchus und der May.
Muntre Schäfer, laßt uns trinken:
Eine Schale dem May, und Eine dem Bachus zur Ehre!

Rosalinde.

Seht der Wiese junges Grün,
Laue Lüfte, Wohlgerüche
Laden uns zum Tanz!

Dieses

Dieses wollen die fröhlichen Götter
Amor und der May.
Schäferinnen, laßt uns tanzen!
Einen Reihen dem May, und Einen dem Amor zur Ehre.

Daphnis und Rosalinde.

Willkommen!

Daphnis.

Allmächtiger May, allgütiger May.

Rosalinde.

Allgütiger May, allmächtiger May.

Daphnis.

Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer, lauter Lobgesang!

Daphnis und Rosalinde.

Willkommen! allgütiger May!
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer, lauter Lobgesang!

Daphnis.

Selig preis' ich Rosalinden,
Die sich ihrer Mutter
Leicht vom Herzen wand,
Als der May regierte,
Als die Rose die Knospe durchbrach.
Ihre Kindheit hauchte Freude,
Freude düftet ihr Alter dereinst.

Rosalinde.

Selig preist sich Rosalinde
Die sich ihrem Daphnis
In die Arme warf,
Als der May regierte,
Als die Rebe den Ulmbaum umschlang!
Seine Tugend liebt sie zärtlich,
Zärtlich liebt sie sein Alter dereinst.

Daphnis.

Diesen Kranz von Frühlingsblumen
Bring' ich Rosalinden dar!
Mehr als Einmal überwunden,
Geb ich ihn der Sängerin.

Rosalinde.

Diesen Myrtenkranz der Jungfrau
Nehme Daphnis meinem Haar

Einmal ewig überwunden
Geb' ich ohne Reu' ihn hin.

Daphnis und Rosalinde.

Ihr Kinder des Mayen, lobsinget dem May!

Daphnis.

Dir, Verjünger aller Wesen,
Dir danke, was lebet, allmächtiger May!

Rosalinde.

Dir, du Schuzgott unsrer Liebe,
Dir danke, was liebet, allgütiger May!

Daphnis und Rosalinde.

Ihr Kinder des Mayen, lobsinget dem May!

Erst etwas über das Ganze. Es herrscht hier nur Eine Empfindung durch das ganze Stück: Freude über die Ankunft des Mays. Dieses schliest die weiche Tonart ganz aus! verbietet alle langsame Bewegungen, und weil es Schäferfreude ist, auch alle heftige Bewegungen. Daß der Komponist die Worte auch nicht oft wiederholen und umkehren darf, und selbst seine musikalischen Gedanken nicht oft wiederholen darf, wird man auch sehr leicht einsehen. Der einzige vernünftige Grund zur Wiederholung und Umkehrung der Worte und des musikalischen Gedankens ist dieser: daß der Komponist sich bemüht die Empfindung, die der Dichter nur mit Einem Ausdrucke, nur in einem gewissen Grade ausdrückte und ausdrücken konnte, von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Graden auszudrücken, und sie dadurch dem Ohr und Gefühl des Zuhörers desto stärker einzuprägen. Das hat hier aber schon der Dichter gethan. Das ganze Stück ist eine Zergliederung, eine Ergiessung der Empfindung, der Freude über die Ankunft des Mays. Wollte nun der Komponist noch zu zergliedern anfangen, alles noch mehr aus einander sezen, so würde er sich und den Dichter weitschweifig und langweilig machen. Das Stück wird also durchaus liedermässig komponirt werden müssen. Auch hat es der Dichter dazu schon angelegt. Ihr werdet bemerken, daß der Gesang des Daphnis mit dem drauf folgenden Gesange der Rosalinde zwey völlig gleiche Strophen sind. Ich sage völlig

sig gleiche Strophen: denn nicht nur das Sylbenmaaß ist drinnen gleich, sondern auch die Grade der Empfindung, die Einschnitte und Abschnitte; auch die Stellungen der Hauptworte und Beyworte. Eine Genauigkeit, die wir selten in Liedern finden, und die alle Lieder haben sollten.

Rosalinde wird also, da sie immer die zweyte Strophe hat, dieselbe Melodie behalten können, die Daphnis zur ersten Strophe sang. Kleine Abänderungen ausgenommen, die die Natur der weiblichen Stimme erfordert, und die verursacht werden durch den karakteristischen Unterschied weiblicher Empfindung von der männlichen, und durch den angemeßnen Ausdruck beyder Empfindungen, welches beydes der Dichter hier sehr fein empfunden und ausgedrückt hat. Diese kleinen Abänderungen und die Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Stimme — ich nehme an, daß er Tenor, Diskant singt — sind hinlänglich es zu einem schäfermässigen Wettgesange zu machen.

Das ganze Gedicht hat für den Komponisten zwey Haupttheile. Der erste Theil geht bis dahin, wo Daphnis und Rosalinde zusammen singen:

> Willkommen! allgütiger May!
> Dir schalle von tausend Entzückten
> Ein langer, lauter Lobgesang!

Bis hieher hat der Dichter dieses fröhliche Willkommen! dreymal zwischen andern Strophen wiederholen lassen. Dieses verbindet den Komponisten, aus diesen acht Strophen ein völlig zusammenhängendes musikalisches Ganze zu machen. Es erfordert, daß die Modulation und die Bewegung der Zwischenstrophen so beschaffen sey, daß das Willkommen ohne harten Uebergang immer wieder eintreten kann. Es erfordert aber auch, daß das Willkommen einen so ausdrückenden, und hervorstechend fröhlichen, oder soll ich sagen, feyerlich fröhlichen? Gesang habe, daß er nicht umsonst der Gedanke sey, der so oft wiederholt wird. Durch dieses hervorstechend fröhlich will ich aber gar nicht sagen, daß es der lustigste Gesang im ganzen Stücke seyn müsse, sondern vielmehr,

daß es der Gesang sey der am mehresten den wahren Ausdruck des Schäfermässigen habe: eine Freude, vermischt mit sanfter Rührung und inniger Verehrung. Das wollte ich dort mit den Worten, feyerlich fröhlich, ausdrücken.

Das erste Wort: Willkommen! scheint mir, nach der vorausgeschickten Bemerkung über Wiederhohlungen, eins von den wenigen in diesem Stücke zu seyn, die der Komponist wiederhohlen darf. Mehr als einmal würde ichs indessen doch nicht wiederhohlen: auch würde ich nicht die Bewegung durch meine Wiederhohlung aufhalten. Hierdurch gewänne ich auch in Ansehung des Rythmus. Den Gesang selbst würde ich aber wohl, so weit er zu den Worten, willkommen, willkommen gegangen, zur zweyten Zeile wiederhohlen. Die lezte Zeile der Strophe: in der ersten:

Des ganzen Erdballs Opferrauch!

In der zweyten:

Ein langer lauter Lobgesang.

Diese würde ich ganz wiederhohlen, aber nicht mit demselben Gesange, sondern bey der Wiederhohlung mit erhöhetem Akzente.

Ich habe vorher vergessen zu sagen, daß ich zum Eingange des ganzen Stücks, des Karakters und der Einheit des Stücks wegen, keine andere Musik machen würde, als daß ich die Melodie dieser ersten Strophe von Flöten, Hörnern und Fagotts vorher blasen liesse. Man glaube nicht, daß ich die Hoboen von der Begleitung dieses Stücks ausgeschlossen; Nein: aber erst zum zweyten Theile würde ich sie brauchen: theils, weil ich da mehr Zärtlichkeit, mit Rührung vermischte Zärtlichkeit zu finden glaube, theils, weil ich dadurch den Eindruck des Ganzen am Ende zu verstärken glaube.

Den Sänger würde ich bey der ersten Strophe durch Fagotts begleiten lassen, die Sängerin durch Flöten. Das Fagott, so blos die Grundstimme bläst, bliebe bey beyden. Zwischen beyden Strophen, und nach der zweyten Strophe würde ich von Flöten, Waldhörnern und Fagotts die Melodie der ersten Zeile:

Will-

Willkommen, allmächtiger May,

wiederhohlen lassen.

Die Bewegung eines mässigen Allegretto im $\frac{3}{8}$, scheint mir zu diesem Gesange die angemessenste, und zum Ton, würde ich C dur wählen.

Die drauf folgenden Strophen:

Ich sah den jungen May:

würde ich sanfter komponiren als das vorige: die Bewegung behielt' ich bey, aber den Ton würde ich ändern: und der schien mir der beste Fdur zu seyn. Die Ausweichung in die Quarte, ist sanft und angenehm. Dieses würde auch viel zur Erhebung der drauf folgenden Wiederhohlung des Willkommen beytragen. Die Strophe des Daphnis schlösse ich indessen in der Quinte in C, und machte überhaupt bey der Wiederholung des Gesanges zur zweyten Strophe der Rosalinde manche Abänderung. Ich würde das erste Wort der zweyten Zeile:

Blüthe trug der Myrtenzepter,

etwas höher deklamiren, als es in der ersten Strophe auf die Worte

Seiner Blume Silberglocken

geschehen: denn seiner und Blume können höchstens nur gleiche Höhe im Akzent haben: wo Blume nicht noch etwas höher stehn muß, als seine: dahingegen dort Blüthe höher stehn muß als das drauf folgende trug.

Die Aenderung dieser beyden Zeilen zur völligen Gleichheit habe ich von dem Dichter selbst nicht fordern mögen, weil ichs nie vom Dichter verlangen werde, daß er dem Komponisten alles vorarbeite, sich sklavisch nach ihm richte.

Auch sind die vier leztenZeilen der Strophe der Rosalinde zärtlicher, und erfordern eine merkliche Veränderung in Melodie und Modulazion. Der bequemere Einschnitt in der lezten Zeile:

Seufzten vor Liebe | die Nachtigallen | aus allen Gebüschen.

viel bequemer als in der Strophe des Daphnis:

Ließ er Violen | und Hyacinthen | im Fußtritt zurücke.

Diese gibt schon Anlaß zu besserem Gesange, indeß in der

Strophe des Daphnis mehr Deklamazion als Gesang kommen wird. Die Strophe der Rosalinde würde in F dur schliessen, und die begleitenden Instrumente mit dem Gesange des Willkommen! Den Uebergang zur Wiederholung der ersten Strophe.

Willkommen, allmächtiger May!

Hier hat der Dichter die Strophen verwechselt und dem Daphnis die Strophe gegeben, die erst Rosalinde sang, und der Rosalinde des Daphnis seine. Das macht aber für den Komponisten keinen Unterschied, wenn er dort im Anfange den Gesang beyder Strophen gleich gelassen, wie es die Gleichheit der Empfindung mit sich brachte. Aber der Dichter hat auch die Worte verkürzt, hat von jenen sechs Zeilen nur die vier beybehalten:

Willkommen! allgütiger May,
Du segnest mit Liebe die Welt!
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer, lauter Lobgesang!

Rosalinde.

Willkommen, allmächtiger May,
Du krönest mit Segen das Jahr:
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Den Nachdruck dieser Abkürzung kann der Komponist noch verstärken, und den Eifer der Singenden lebhafter ausdrücken, wenn er nicht jedem seine vier Zeilen hintereinander wegsingen läst, sondern es so macht, daß sie sich öfter einander unterbrechen. Ich würde das so sezen:

Daphnis.

Willkommen! allgütiger May!

Rosalinde.

Willkommen! allmächtiger May!

Daphnis.

Du segnest mit Liebe die Welt:

Rosalinde.

Du krönest mit Segen das Jahr.

Daphnis.

Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Rosalinde.
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Hiedurch ist dieser Gesang bey der Wiederholung viel lebhafter geworden, als wie er zum erstenmal gesungen wurde.

Die folgenden beyden Strophen nehmen an Fröhlichkeit zu, und hiezu würde ich die Allegrobewegung im $\frac{2}{4}$ wählen, und zum Ton C dur nehmen; denn die Ausweichung in die Quinte des Haupttons, hat den Karakter der Lebhaftigkeit. Auch die Begleitung würde ich hier ändern: ich würde zur Begleitung für den Daphnis die erste Flöte, das erste Fagott und das zweyte Waldhorn wählen, zur Begleitung der Rosalinde, zwey Flöten und das zweyte Waldhorn. Da der Gesang des Karakters der Worte wegen ohnedem alle entfernten Ausweichungen vermeiden müste, so könnte das zweyte Waldhorn die Grundstimme machen.

Nun kommt die dritte Wiederholung des Willkommen. Wie wird der Komponist die verstärken, daß sie noch vor dem vorhergegangnen fröhlichern Gesange hervorsticht? Es erhält zwar dadurch schon Verstärkung, daß es Wiederholung eines bereits eingeprägten Gesanges ist, aber das wäre doch nicht hinlänglich. Der Komponist läst beyden den Gesang des Willkommen zusammen singen, und erlaubt sich einige Wiederholungen der Worte und einige Veränderungen der Melodie, die aber gerade zu die Empfindung mehr ausbilden u. verstärken müssen. Auch kann er den Gesang durch ganz kurze Zwischenspiele der Instrumente, u. zwar anderer Instrumente als die Begleitenden sehr erheben. So kann er zum Beyspiel beyde zusammen singen lassen, Willkommen! — Angenommen, daß die Singenden von der zweyten Flöte, dem zweyten Fagott und zweyten Waldhorn begleitet würden, — die erste Flöte, den ersten Fagott und das erste Waldhorn denselben kurzen Gesang von drey vier Tönen in der höhern Oktave wiederholen lassen. Er kann auch den Ausdruck Willkommen! noch einmal wiederholen lassen, und das Zwischenspiel auf dieselbe Art drauf folgen lassen. Zu der folgenden Wiederholung und Verwechselung der Worte allmächtiger May! allgütiger May! die der Dichter schon vorgeschrieben hat, muß der Komponist bey der Wiederholung mit dem Gesange nothwendig in die Höhe gehen, um den Ausdruck zu verstärken. Und dieses dünkt mich, würde am nachdrücklichsten werden, wenn der Komponist denselben Gesang in die Höhe transponirte. Dann glaube ich, thät der Komponist wohl, wenn er das Willkommen wiederholte: und sollte es nicht auch von Nachdruck seyn, wenn er nach dem blossen Willommen sagte: allmächtiger!
allgütiger! Willkommen!

Die beyden ersten Zeilen würden also mit den Wiederholungen so lauten;

Daphnis und Rosalinde.
Willkommen! — Willkommen! —

Beyde {
Daphnis.
Allmächtiger May! Allgütiger May!
Rosalinde
Allgütiger May! Allmächtiger May!
}

Daphnis und Rosalinde.
Willkommen! willkommen!

Beyde {
Daphnis.
Allmächtiger Willkommen!
Rosalinde.
Allgütiger Willkommen!
}

Durch die Striche (—) habe ich die Zwischenspiele angedeutet. Nun würde ich die Instrumente den Gesang des ersten Willkommen vollstimmig wiederholen lassen.

Bey den folgenden beyden Zeilen glaube ich, könnte sich der Komponist mit gutem Erfolg des Aushaltens der Stimmen und einer kleinen Dehnung in beyden Stimmen bedienen. Das Aushalten eines Tons, wenn es mit anwachsender Stärke gesungen wird, hat den Ausdruck der herzlichen Ergiessung einer innigen Empfindung. Doch aber würde ich nicht beyde Stimmen zugleich aushalten lassen, sondern unterdessen daß die erste Stimme auf der ersten Sylbe des Worts: schalle aushielte, könnte die zweyte Stimme, die Zeile:

Dir dampfe von tausend Altären

fortsingen, und so fort die folgende Zeile anfangen, da aber auf der ersten Sylbe des Worts: ganzen ruhen bleiben, und der ersten Stimme fortsingen lassen:

Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer

hier träfen sie beyde wieder zusammen, und sängen zugleich:

Beyde {
Daphnis.
Des ganzen Erdballs Opferrauch!
Rosalinde.
Ein langer lauter Lobgesang!
}

Und hier glaube ich, könnte der Komponist auf der lezten Sylbe eine kleine Dehnung glücklich anbringen. Sie müste aber nicht länger seyn, als man bequem in einem Athem singen kann und den lebhaftesten Ausdruck der innigsten Freude haben, damit es wahre musikalische Ausbildung der Empfindung wäre. Und nun dächte ich, ließ der Komponist beyde zusammen noch die lezten Zeilen mit einem dem Willkommen ähnlichen Gesange wiederholen, und dann den ganzen

Gesang

Gesang des ersten Willkommen von den Instrumenten vollstimmig blasen.

So glaube ich, würde dieser erste Theil ein vollkommnes Ganze ausmachen.

Nun wollen wir den zweyten Theil betrachten, dem der Komponist, wie ich glaube, noch zu dem Ausdruck der Freude einen hohen Grad der Zärtlichkeit, liebevoller Zärtlichkeit geben muß. Der Uebergang kann merklich seyn, aber dem Hauptkarakter des Stucks noch nicht auffallend, überraschend. Am besten bewirkt das der Komponist durch die Veränderung des Tons: der Ton kann etwas entfernt seyn, aber der Uebergang, die Modulazion zum Uebergange muß sanft seyn. Ich dächte, der Komponist liesse diesen Uebergang von den Instrumenten machen, und zwar von den sanftesten, von Flöten und Fagotten. Diese machten einen Halt (Fermate) in der Dominante des Hauptons, aus welchem der folgende Gesang gehen soll: und dann träten Hoboen mit dem neuen Hauptgedanken (Thema) ein. Wie soll dieser Gedanke beschaffen seyn?

Das Rondeau, welches izt so sehr gemißbraucht wird, und wodurch man izt fast todt gekizelt wird, thut eine sehr angenehme Wirkung, wenn es an seiner rechten Stelle steht, und so beschaffen ist, wie es seyn soll. Es soll einen Hauptgedanken haben, der neu und von vorzuglicher Schönheit und Annehmlichkeit ist, wodurch er die öftere Wiederholung verdient; der weiter simpel ohne Armut und faßlich ist: simpel ohne Armut muß es seyn, damit er bey der einfachsten Einkleidung genug in sich enthalte, die Zwischensäze (couplets) daraus zu ziehen; und faßlich, damit der Zuhörer die Aehnlichkeit dieser Zwischensäze mit dem Thema, (Refrain) die zu einem Ganzen abzweckt, erkenne und fasse, und das Thema selbst bey der Wiederholung wieder erkenne, ohne Mühe mit Vergnügen wieder erkenne.

Ferner steht das Rondeau nur da an seiner Stelle, wo eine bestimte angenehme Empfindung unterhalten u. verstärkt werden soll.

Nun vergleiche man mit dieser Theorie die mehresten Rondeau's, die izt zu Tausenden in der Welt herumflattern. Wie selten findet man ein Rondeau, dessen Hauptgedanke neu und von vorzüglicher Schönheit und Annehmlichkeit ist, wie z. B. das allgemein beliebte Rondeau von Fischer, das eigentlich in neuern Zeiten diese Art wieder in Mode brachte, oder einige von dem jüngern Hrn. Besozzi in Dresden. Für diese wenige vortrefliche hört man wieder hundert mittelmässige und tausend schlechte, deren Hauptgedanke nicht werth ist Einmal gehört zu werden, vielweniger 6 — 8 mal: und der schon wie lange abgedroschen ist. Und wie höchst selten findet man Simplizität und Reichthum in dem Hauptgedanken um daraus die Zwischensäze zu ziehen; ja man trifft selten nur eine Spur davon, daß

der Komponist den Gedanken gehabt, seine Zwischensäze aus dem Thema herzuleiten, oder sie nur dem Thema ähnlich zu machen. Nach dem Thema fängt etwas an, was ein ganz ander Ding ist; Gedanken, die unter einander eben so wenig Aehnlichkeit haben als mit dem Thema, die so gar oft eine ganz andere Bewegung erfordern, als das Thema, wenn sie recht vorgetragen werden sollen. Faßlichkeit ist noch das einzige, so man in den meisten Rondeau's antrifft, denn sie haben gemeinhin eine sonderbare Aehnlichkeit mit dem ausgepeitschtesten Gassenhauer. Und wo steht nach den meisten Komponisten das Rondeau an seiner rechten Stelle? Hinter jedem Konzert, hinter jedem Solo.

Wenn man nun aber den wahren Karakter des Rondeau's recht betrachtet, so wird man finden, daß es vielleicht nirgends besser angebracht werden kann, als bey dem Pastorale, und ich würde es hier zum zweyten Theile des May's gebrauchen; würde einen angenehmen zärtlichen Gesang suchen, der die beyden hervorstechenden Verse: Ihre Kindheit hauchte Freude,
Freude düftet ihr Alter dereinst.

und die beyden ähnlichen Verse der Rosalinde:

Seine Jugend liebt sie zärtlich,
Zärtlich liebt sie sein Alter dereinst.

vollkommen ausdrückte, diesen Gesang würde ich zum Thema nehmen, und ihn von den neu eintretenden Hoboen blasen lassen, ihn dann von allen übrigen Instrumenten verstärkt wiederholen lassen. Zu dem ersten Zwischensaze suchte ich einen Gesang aus dem Hauptgedanken herauszuspinnen, der zu den Versen:

Selig preiß ich Rosalinden u. s. w.

paste und sie ausdrückte, und dann zu den beyden leztenZeilen, die oben schon angeführt sind, käme der Hauptgedanke, und würde dann von den Instrumenten verstärkt wiederholt. Die Verse der Rosalinde machten den zweyten Zwischensaz aus, der dem ersten einigermassen ähnlich seyn könnte, nur in der Modulazion verschieden seyn müste, und dann käme zu den lezten Versen der Rosalinde

Seine Jugend liebt sie zärtlich ꝛc.

wieder der Hauptgedanke, der alsdann wieder von den Instrumenten verstärkt wiederholt würde.

Die folgenden Verse müsten in der Bewegung an Lebhaftigkeit zunehmen, und im Gesange da am allerlebhaftesten werden, wo beyde zusammen singen:

Ihr Kinder des Mayen, lobsinget dem May.

Diese Verse liesse der Komponist beyde erst sehr füglich in kurzen lebhaften Imitazionen und hernach, lebhaft in Bewegung, Harmonie und Gesang zusammen singen und wiederholen. Und ein fröhliches Jubelgetön der Instrumente würde das ganze Stück endigen.

Ich werde dem jungen Komponisten, der gewohnt ist alles beym ersten Anblick, mit dem ersten Gedanken gleich niederzuschreiben, viel zu umständlich und gewissenhaft, viel zu vernünftig in meiner Zergliederung vorkommen, das weis ich, und er wird gewiß bereit seyn, mich mit hohen Tönen von Genie Kühnheit, Wurf und Sprung, taub und stumm zu deklamiren. Wenn ich ihm aber versichere, daß ich fest überzeugt bin, daß Genie allein wohl einen verliebten Schäfer und aus diesem verliebten Schäfer einen verliebten Liedersänger machen kann, nicht aber einen verständigen Künstler, der den verliebten Schäfer, wie ihn der Dichter verfeinert und berichtigt, so singen läst, wie er singen soll, der nicht allein für das blos natürliche, unbestimmte Gefühl eines jeden, sondern für das verfeinerte und berichtigte Gefühl des Kenners arbeitet — wenn ich ihm endlich sage, daß ich diese weitläuftige Zergliederung eben für ihn, für den jungen Mann von Genie niedergeschrieben habe, um ihm zu zeigen, wie nöthig es ist, daß sich Genie von Kritik leiten lasse, wenn das Kunstwerk Ordnung und Uebereinstimmung haben soll, wenn es ein dem Kenner vergnügendes und befriedigendes Ganze werden soll — dann wünsche ich herzlich, daß er sich die Mühe gäbe, es noch einmal durchzulesen. Er wird finden, daß wenn er erst durch sorgfältige Zergliederung und genaue Untersuchung das Ganze in seinen einzelnen Theilen recht kennen gelernt, und es hernach mit sicherm Blick als Ganzes übersehen hat, er sich sicher seiner Empfindung überlassen kann; und daß ihn dann diese Empfindung eben dahin führen wird, wo ihm die Zergliederung vielleicht trocknes kritisches Raffinement zu seyn schien. Auch wird er tausendfache Gelegenheit finden, sein Genie in der Erfindung des Gesanges zu zeigen.

Leichter ist es freylich, sich um den Poeten, um den wahren Gang der Leidenschaft, der Empfindung, und um den eigentlichen Karakter des Stucks so man vor sich hat, nicht zu bekümmern, sondern blos von den vor sich habenden Worten — die mehresten unserer Singekomponisten sind im eigentlichsten Verstande Wortkomponisten — Anlaß zu artigen Tändeleyen und wizigen Spielereyen zu nehmen. Worinn liegt der wahre Grund hievon? die wenigsten Komponisten haben Kenntniß der Poesie, eine durch Nachdenken, durch Philosophie berichtigte Empfindung und gebildeten Verstand. Mit einem Worte, die wenigsten Musiker haben Erziehung. Wie häufig sieht man nicht, daß die geschicktesten Tonkünstler, moralisirt betrachtet, die schlechtesten Menschen sind? Leute von fast unglaublicher Unwissenheit in den nothwendigsten Dingen des Lebens, in den ersten Studien der Jugend; Leute von zügelloser liederlicher Lebensart, von dem übermütigsten Stolze, oder vielmehr Hochmut! Es ist ein Unglück, daß ein Mensch in dem mechanischen Theile der Musik — und wie sehr wird izt nicht alles mechanisch getrieben; die Komposition selbst nicht

aus-

ausgenommen — es zur Vollkommenheit bringen und doch übrigens der roheste Mensch bleiben kann! (Mit der Malerey verhält es sich schon anders. —)

Gemeinhin sind es Leute aus niedrigem Stande, deren Eltern eben so wenig gebildet sind — ohne dieses würden auch gewiß weniger Eltern ihre fähigen Kinder der Musik allein widmen — Ihre Jugend bringen sie einzig und allein mit Erlernung eines Instruments zu, selbst in der Musik bleiben sie übrigens unwissend, und der gewinnsüchtige Wunsch der Eltern nur bald an ihrem Knaben einen geschickten Affen zu haben, mit dem sie reisen und die Thorheit europäischer Menschen in Kontribution sezen können, macht, daß sie gerne die übrige Erziehung des Knaben vernachlässigen, um nur desto eher zu ihrem Endzwecke zu kommen.

Gröstentheils wachsen die Leute auch in Dürftigkeit und niedriger Lebensart auf, bis der Knabe im Stande ist die Ohren des grossen Publikums zu küzeln und die Thorheit ihre Beutel für ihn öfnet: dann steht der junge galonirte Herr da; und seine Eltern, die ihm stets in die Ohren flüstern, einem Künstler sey nichts zu prächtig, nichts sey, was ihm nicht erlaubt wäre, die werden bald selbst von ihm verlassen, verachtet.

Nun steht der junge galonirte Herr da, ohne Verstand und Kenntnisse, um einzusehn wie unwichtig und unbedeutend sein Stand ist. Da ist keiner, der ihm sagt: „Nur der verdient die wahre Achtung des Publikums, der ihm wahren Nuzen schaft. Die Künste könnten das Gefühl verfeinern, sanfter machen; könnten es fürs Schöne und Schickliche, und eben so fürs Häsliche und Unschickliche lebhafter und stärker machen; die Leidenschaften mässigen und zähmen helfen; allein auch dieses Verdienst hat uns Künstler der gegenwärtige Verfall und Misbrauch der Künste fast ganz beraubt. Die Musik ist schon zu einem blos sinnlichen Vergnügen herabgesunken. Küzel der Ohren ist alles was der größte Theil itzt von uns verlangt. Und darauf wollten wir stolz seyn? — Da wir also durch unsere Kunst unmittelbar wenig Nuzen mehr schaffen können, so müssen wir uns desto eifriger bestreben, jede zufällige Gelegenheit zu nuzen durch andere, die uns unserer Kunst wegen lieben, und die Einsicht, Ansehen und Vermögen haben, so viel Gutes als möglich zu stiften. Wir müssen jedem nüzlichen Mann, er trage ein Ordensband oder ein Schurzfell, die Achtung bezeugen, die er durch sein nüzliches Amt, durch sein nüzliches Gewerbe verdient, und unserer eigenen Beschäftigung keine grössere Wichtigkeit geben, als sie wirklich in den Augen des vernünftigen und billigen Mannes hat: dadurch werden wir uns nicht nur gegenseitige Achtung erwerben, sondern wir werden auch unserer Kunst dadurch den Weg zum Herzen bahnen. Und haben wir erst das Herz des grossen, des guten, des nüzlichen Mannes, und dieser sieht

unsere

unsere gute, menschenfreundliche Absicht, zu der wir sein Ansehen, sein Vermögen, seine Wissenschaft nuzen wollen, so wird er uns mit Freuden die Hände bieten, und wir, die er blos zu seinem Vergnügen suchte, werden das Glück haben, Urheber mancher guten Handlung, mancher Wohlthat fürs menschliche Geschlecht zu seyn. Dann werden wir von dieser Seite uns die wahre Achtung erwerben, die wir durch unsere Kunst nicht mehr erhalten konnten. Und sind dir diese Bewegründe zu edel, zu unbegreiflich, fühlst du keine innige, herzbewegende Sehnsucht nach wahrer Achtung, so wisse, eitler, schwacher Mensch, daß dir selbst die Klugheit zuruft demütig zu seyn. Denn just so viel Achtung und Beyfall als dir deine Eigenliebe, dein Hochmut selbst beylegt, just so viel geht an der Achtung und dem Beyfall anderer für dich ab. Und dein kindischer Eigensinn, dein übermütiger Stolz benimmt selbst deiner grossen Kunst einen nicht geringen Theil ihrer Wirkung.„

Wer sagt ihm das aber? Und von wem läst ers sich sagen? Genug, er singt, er spielt, er bläst allerliebst — hat ihm die Natur auch eine gute Gestalt gegeben, ist er gar schön, so heist es — zum Entzücken. Unfähig etwas nach seinem wahren Werth zu beurtheilen, steht er nun aufgeblasen da, und verachtet den, der ihn übermässig und verschwenderisch bezahlt, und alles übrige, wovon er sich einbildet, alles mit jenem Gelde bezahlen zu können. Reicht das Geld nicht, so verschaffen ihm sein Ansehen beym Fürsten, die Umarmungen und Händedrücke der Grossen, die Equipage jener Gräfin, die er Baronessin, mit der er geholt wird, seine Galonaden und wer weis, was alles mehr Kredit. Kann er zulezt nicht bezahlen, so schonen ihn die Geseze, aus Rücksicht auf den Fürsten, der ohne ihn nicht leben kann, oder ein Machtspruch des Fürsten, der ihn für unfähig erklärt gültige Verschreibungen zu machen, sichert ihn vor der Strenge der Geseze. Stolz auf diese Erniedrigung spottet er den Gesezen und allen, die ihm dienten.

Freylich ist die heftige Begierde der mehresten Grossen unserer Zeit nach Wollüsten, nach Vergnügungen, und die grosse Wichtigkeit, die sie darein sezen, eine gefährliche Versuchung für einen Menschen, der ohne Grundsäze erzogen worden, eine kleine Beschäftigung in eben dem Masse groß und wichtig zu glauben: ja er gewinnt so gar oft durch Hochmut und Eigensinn äusserliche Vortheile. —

Nicht besser verhält es sich sehr oft mit der Kunst jenes Aufgeblasenen selbst. Ausser seinem Instrument, das er mechanisch erlernt hat, weis er nichts von seiner Kunst. Er hat weder Kenntniß der Harmonie, noch wahren Geschmack. Er wird aber gewahr, daß es Virtuosen gibt, die selbst im Stande sind für ihr Instrument zu komponiren, und nun hält er es schon für Schande, anderer Komponisten Werke zu spielen: er komponirt sich seine Konzerte, seine Solo's selbst. Nun müssen unsere Ohren herhalten. Da es dann aber

auch

auch Leute ohne Ohren gibt, so findet er immer seine Verehrer, die in seinem Geschmiere, wo nicht bessere Harmonie — denn die haben Leute mit Ohren schon zu sehr laut verachtet — doch mehr Genie finden, als in den Arbeiten der grösten Meister, die sie entweder nicht verstehen, oder doch schon zweymal gespielt haben. „Und was ist Schulfüchserey gegen Genie!„ Unser Genie hat nun irgendwo ein Rondeau gemacht: das gefällt an Madame, an Mademoiselle; die sezen sich hin, machen Verse zu dem Rondeau, die können dazu gesungen werden, passen vollkommen zu der Melodie, man darf ja nur auf der lezten Note zwey Sylben aussprechen, das Tändelnde und Spielende der Melodie past vortreflich zu der feurigen Deklarazion der Dame, die in den Versen mit Donner und Bliz ausgedrückt ist, und sangbar ist sie auch, wenn gleich in der ganzen Assemblee keiner die Töne treffen kann. Nun wird das Geniewerk überall angestimmt, wo sich Deklarazionen anbringen lassen; und dazu werden die Gelegenheiten in unsern galanten Gesellschaften eben nicht mit der Laterne gesucht. Nun äussern ein paar rothgebissene Lippen einmal den Wunsch: daß Monsieur doch einmal eine Oper komponirten! und Monsieur macht schnell seinen Bückling und die Oper. Zu dieser Oper hat Madame oder Mademoiselle sich darin melirt dem Auteur das Sujet zu fourniren, will der Direkteur des Theaters nun nicht ihre Gnade verscherzen und sein Parterre und Gallerie leer machen, so muß ers aufführen. Bey der Aufführung wirds, nach der Abrede vom vorigen Abend, unmässig beklatscht. Der Eigenliebe und Einbildung des Komponisten ist jeder Handschlag eine Stufe, worauf sie in die Höhe steigt. Der Vorhang fällt und nun steht Monsieur auf dem höchsten Gipfel des Ruhms, und sieht mitleidig auf alle grosse Männer herab, denen jedes unmässige Händegeklatsch ein neuer beschämender Fingerzeig zur Demut ist.

Nun macht unser Genie in der galanten Welt Epoche: komponirt komische Opern und Oratorien, Redouten, Menuetts und grosse Opern, englische Tänze und Passionen; Pastorale — das wird beym Brunnentrinken gemacht. Lacht dem gerade ins Gesicht, der ihm von Kenntniß der Sprache, der Poesie, der Harmonie, von Deklamazion, von Leidenschaften, von Karakter und Kostume spricht, und schreyt: Gesang ist die Seele der Musik! Und alle Keller hallen wieder: Gesang ist die Seele — — —

Dieß ist die wahrhafte Geschichte der mehresten unserer izt lebenden Virtuosen und Komponisten, die ich nicht so wohl zur Beschämung dieser, als zur Belehrung angehender Musiker entworfen. Erkennt der junge Künstler nur meinen Eifer fürs Gute, so werde ich diese Abweichung von meiner eigentlichen, hier abzuhandelnden Materie nicht umsonst gemacht haben.

Inhalt.

Ankündigungen.

Habe bey dieser Gelegenheit freundlich vermelden wollen, daß ich hier mit Weib und Kind glücklich wieder angekommen bin; wären am Rhein gewesen.

Der geneigte Leser wird sich vielleicht noch erinnern, daß ich in Anno 1775, als der Graf Romanzow den Großvizir geschlagen hatte und das grosse Erdbeben auf der Insel Ternate gewesen war, hazardirt habe, 'n Büchel meiner sämtlichen Werke h'rauszugeben. Das Büchel nun ist ordentlich in Zeitungen und Schriften rezensirt, und meiner dabey in allen Ehren gedacht worden — wollte also wohl wieder ein's h'rausgeben. Es wird, menschlichem Ansehen nach, auch so stark werden als das erste, und eben solch Zeug darin stehen. Weil aber ein ǝɥɔıʇɹɐɐ Mann mir die unverdiente Ehre erwiesen hat, mein Büchel nachzudrucken und er's wieder thun möchte, so erfordert die Pastoralklugheit, mich durch Subskription zu decken. Wer also 's Büchel haben will, könnte etwa subskribiren, und wer Lust hat, kann Subskription annehmen; ich leiste alles was Sitte im Lande ist. Hier in Wandsbeck nimmt mein Vetter an. Es haben zwar einige gelehrte und angesehene Leut' an andern Orten sich gütig erboten, Subskription anzunehmen und haben mir die Erlaubnis gegeben, sie öffentlich

zu nennen; sie werden's aber ihres Orts wohl selbst thun, ich mag mich hier so breit nicht machen.

Wenn jemand Subskribenten gesammlet hat, bitte ich daß er so gut sey, sie spätstens zu Ende des Mon. Jan. k. J. an den bewusten Herrn: „Matthias Claudius Homme de lettres à Wandsbeck, abzugeben bey dem Apotheker Herrmann auf dem Speersorth in Hamburg„ einzuschicken, und Ostern soll, geliebt's Gott! das Büchel da seyn. Beym vorigen war die Subskription 2 Mk. Hamburger Geld; da aber 2 Mk. ziemlich viel gewesen seyn soll und ich nicht ziemlich viel mag, so ists diesmal nur 1 Mk. 8 ßl. oder 1 fl. Reichsgeld.

Wo's möglich ist, will ich wieder zu einem Rembrandschen Stich Anstalt machen; von andern Meistern liefre ich gewiß 'n Paar Stücke. Schließlich wünsche ich, daß das Büchel gut ausfallen möge. Wandsbeck, den 20. August 1777.

Asmus, pro tempore nicht Bothe daselbst.

Ich will auf pränumerirende Subskription meine gedruckte und ungedruckte Gedichte, ohngefähr 1 Alph. in 8. stark auf Schrpp. mit deutschem Druck und Vignetten von Chodowiecki für 1 Rthlr. in Golde (ausserdem bey Dietrich nicht anders als für $1\frac{1}{3}$ Rthlr. in Kommission zu haben) den Louisd'or zu 5 Rthlr. und den Dukaten zu 2 Rthlr. 20 gr. gerechnet, auf Ostern 778 herausgeben. Die Subskribenten werden vorgedruckt, müssen sich aber im Febr. k. J. postfrey an mich: den Justizamtmann Bürger zu Wöllmershausen bey Göttingen oder an Hrn. Dietrich in Göttingen melden. Die Exemplare werden zur Messe durch die Hannövrischen Lande auch bis Frankfurt am Mayn, Leipzig, Hamburg, Lübeck und Bremen postfrey, weiter aber auf Kosten der Subskribenten spedirt. Pränumerirende Subskription heist, daß die Exemplare nur gegen Bezahlung ausgehändigt werden. Wer kolligiren will, worum ich die Klopstockschen und übrigen Herrn Kollekteurs und meine Freunde ersuche, dem biete ich 15 Prozent an, die man entweder gleich einbehalten oder in Exemplarien nehmen kann. G. A. Bürger.

Auf beyde Sammlungen wird in unserer Handlung Subskription angenommen.

Auch wird in unserer Handlung (ausser denen auf dem Umschlag dieses Stücks von uns angezeigten neuen Sachen noch eine Uebersezung des vortreflichen Buchs des Hrn. Bertrands zu Neufchatel: Le *Thevenon*, ou les Journées de la Montagne. 1777. mit gnädigsten Privilegien herauskommen.

Chr. Fr. Voß in Berlin verlegt: Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Perser, Türken, Russen &c. als eine Fortsezung von Rollins älteren Geschichte. 21 Theile, jeder Theil 12 Gr. Da der wohlgeordnete Plan, die vorzügliche Wahl der aus bewährten Schriftstellern genommenen Begebenheiten, der gute Ton der Erzählung und die angenehm unterhaltende Schreibart des französischen Verfassers dieser beliebten Geschichte längst bekannt sind, so dürfen wir das Original so wenig, als die mit Beyfall aufgenommene deutsche Uebersezung desselben, hier erst weitläuftig anpreisen. Wir melden nur den Liebhabern der leztern, daß der Verleger, um die bereits im Französischen erschienene Fortsezung dieses Werks auch im Deutschen bald zu liefern, nächstens die sämmtlichen noch übrigen übersezten Theile, welche den Beschluß der Amerikanischen Geschichte enthalten, abdrucken lassen wird. Zur Erleichterung derjenigen Leser, die sich nicht das ganze Werk, sondern nur die Russische und Amerikanische Geschichte, davon die erstere aus fünf, die leztere aber aus acht Theilen bestehet, allein anschaffen wollen, ist der Verleger auch gesonnen, dem von Verschiedenen geäusserten Verlangen nachzugeben, und diese Theile unter eigenen Titeln besonders heraus zu geben. Man ersucht also die Liebhaber die entweder die Russische oder Amerikanische Geschichte, oder auch beyde, besonders haben wollen, solche bey den Buchhändlern ihres Orts bey Zeiten zu bestellen, weil man nur eine mässige Anzahl davon besonders abdrucken wird.

Herr D. Bahrdt hat im 8ten Stücke der heidesheimischen litterarischen Korrespondenz bekannt gemacht, daß er unter dem Titel: Sammlung theologischer Nachrichten aus der allgemeinen deutschen Bibliothek, den grösten Theil der theologischen Rezensionen aus diesem Werke, vom ersten Bande an, wolle nachdrucken lassen. Daß dieses ein sehr unbefugtes Unternehmen sey, wird jedermann, der die unbezweifelten Rechte des litterarischen Eigenthums anerkennet, leicht einsehen. Ich habe die allgemeine deutsche Bibliothek nicht anders als durch die unbeschreiblichste Mühe, und durch ungemein grosse Kosten zu Stande gebracht, ich habe den besten Theil meines Lebens auf die Herausgabe dieses Werkes verwendet. Ich überlasse es jedem billig denkenden Manne, ob es recht sey, daß ein andrer sich die Früchte meiner sauren Mühe zueigne, und ob es einem Doktor der Theologie, einem Aufseher eines philantropinischen Instituts anständig sey, sich in die Klasse der Nachdrucker zu stellen, die bisher zu den nichtswürdigsten Leuten sind gezählt worden. Ich kann übrigens das Publikum versichern, daß dieser verstümmelte Nachdruck nicht zu Stande kommen, wenigstens gewiß nicht werde fortgesezet werden. Ich habe deshalb die dienlichsten Maasregeln ergriffen, und werde es auch ferner thun. Sollte es für nöthig erachtet werden, die theologischen Rezensionen der allgemeinen deutschen Bibliothek auszugsweise oder sonst, den theologischen Lesern für einen wohlfeilern Preis in die Hände zu bringen, werde ich selbst dazu die gehörige Anstalt machen. Berlin den 27sten August 1777. Friedrich Nikolai.

Die Fürstl. Waysenhaus Buchhandlung in Braunschweig macht bekannt, daß der zweyte Theil des von dem Herrn Professor Remer herauszugebenden Amerikanischen Archivs folgende Schriften enthalten wird: 1) Johnson's Schazung keine Tyranney. 2) Tuker's Vorschlag, die Kolonien ganz aufzugeben. 3) Eines alten Parlamentsglieds erste und zweyte Appellation an das Publikum. Der dritte Theil aber wird allein: Die Anmerkungen über die vornehmsten Akten des 13ten Großbritannischen Parlaments, als das beste zur Vertheidigung des Ministerii geschriebene, enthalten. — Der zweyte Theil wird in einigen Wochen, der dritte um Michaelis erscheinen.

Plüers, M. Karl Christoph, Reisen durch Spanien aus dessen Handschriften herausgegeben von C. D. Ebeling. mit Kupfern, gr. 8. sind vor einigen Tagen bey uns fertig geworden und kosten 1 Rthlr. 18 Gr.

Nur dem, der das Kirchenrecht und die Kirchengeschichte nicht als seine Fächer kennt, kann die Menge unserer Journale und Magazine Ursache seyn, ein Magazin für das Kirchenrecht und die Kirchengeschichte als überflüssig anzusehen, denn auch nur ein flüchtiger Blick auf beyde Wissenschaften zeigt uns ein Feld voll von wichtigen Gegenständen, aber noch wenig angebaut und unbearbeitet. Diese wenige Bearbeitung eines so wichtigen Feldes hat einige Gelehrten bewogen, ein Magazin für dasselbe dem Publikum vorzulegen. Abhandlungen aus dem Kirchenrecht nach seinem weiten Umfang der Zeiten, Religionsgesellschaften und Nazionen, Beyträge zu der Kirchengeschichte, in so fern sie mit dem Kirchenrecht in Verbindung steht und zu der Aufklärung ihrer Hülfswissenschaften, der Kirchengeographie und Kirchenstatistik werden den Gegenstand dieses Unternehmens abgeben. Eigene Aufsäze, gut gewählte Uebersezungen und Auszüge wichtiger und seltener Werke werden abwechseln. Zugleich werden sich die Verfasser bemühen, ihrem Magazine die Gestalt eines Journals zu geben, und alte seltene oder neue wichtige Werke nach Baumgartenscher Art anzeigen, doch dabey sich nur auf solche meistens ausländische Werke einschränken, von denen sie vermuten können, daß das Publikum sie nicht schon hinlänglich kenne. Jede Messe soll ein Stück in 8. erscheinen. Für das äusserliche, Druck, Papier und Format wird die unterzeichnete Buchhandlung besorgt seyn. Leipzig im Monat Septbr. 1777.

Weygandsche Buchhandlung.

Folgende neue wichtige Bücher werden jezt übersezt und von uns mit Churfächsischer Freyheit zum Druck befördert.

Lettres sur l'origine des Sciences, et sur celle des Peuples de *l'Asie*, adressées à Mr. de Voltaire par Mr. de *Bailly*, et precedés de quelques lettres de Mr. de Voltaire à l'Auteur. à Londres et a Paris 1777. 8.

History of the Colonization of *thee Free States of Antiquity*, applied to the present Contest between Great Britain and her Colonies, with Reflections concerning the future Settlement of these Colonies. 8.

The Rise and Progress and present State of the Northern Governments, viz the *United Provinces, Denmark, Zweden, Russia* and *Poland*: or Observations on the Nature, Constitution, Religion, Policy, Laws, Customs and Commerce etc. etc. The whole digested from the most authentic Records and Histories and from the Reflections düring a *Tour of five Tears* through these nations in 2 Volumes by *J. Williams*. London. 1777. 4to.

La Richesse de la *Hollande*, ouvrage dans le quel on exposé l'origine du Commerce et la Puissance des *Hollandois*; l'accroissement successif de leur Commerce et de leur Navigation; les causes, qui ont contribué à leur progrès, celles qui tendent à les détruire; et les moyens, qui peuvent servir à les relever. 2 Volumes. 4to. à Leyden. 778.

Herr Geyser hat Gellerts Monument, an dem das Profil des verewigten Mannes befindlich, nach Oesers Erfindung und Chodowiecki's Zeichnung; ingleichen Hallers Bildnis nach Dunkers Zeichnung in 8. vortreflich gestochen. Beyde gehören zu der Sammlung, die er von den besten deutschen Schriftstellern im Format ihrer Schriften [illegible] sind wovon das Go[illegible] Der Preis ist [illegible]



Deutsches Museum.

Zehntes Stück.

Oktober. 1777.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.

Dieß deutsche Museum wird jährlich in 12 einzelnen Monatsstücken gebunden geliefert, jedes besteht aus 6 Bogen in groß Oktav mit kleiner und enger Schrift gedruckt. So oft sich wichtige Gelegenheiten zeigen, werden Kupfer, Liederkompositionen oder merkwürdige Risse beygefügt.

Die Liebhaber dieser periodischen Schrift können jedes Stück durch die Postämter oder Buchhandlungen ihres Orts in und ausser Deutschland sogleich richtig und franko erhalten und werden ersucht, sich nach Beschaffenheit ihres Aufenthalts an eins von beyden zu wenden. Die hiesige kurfürstliche Oberpostamts Zeitungsexpedition erbietet sich auch mit zur Hauptversendung, und man bittet die auswärtigen Postämter und Expeditionen besonders, sich dahin zu addressiren.

Für Holland besorgen die Buchhändler Pieter Meyer zu Amsterdam, van Cleef im Haag und Lüzac und van Damme in Leiden die Hauptversendungen. Für England die Buchhändler Dodsley und Kompagnie, und J. Ridley zu London. In Hamburg nimmt ausser den dasigen Buchhändlern Hrn. Bohn und Hrn. Herold auch das Kayserl. privilegirte Addreß- und Zeitungskomtoir die Aufträge und Versendungen deshalb an, so wie überhaupt für Niedersachsen die Postamtsexpedition zu Hannover.

Man verlangt keine Vorauszahlung, sondern nur Unterschrift und Versicherung, daß man das Journal mithalten und alle halbe Jahre unerinnert richtig bezahlen will, um weder Stücke zurück zu bekommen, noch auf das Geld lange zu warten und darum zu erinnern. Jedes Stück kostet Acht Groschen Konventionsgeld, macht aufs halbe Jahr Zwey Rthlr. Man kann ohne was weiter dabey zu bedingen, zu jeder Zeit antreten und unterzeichnen.

Ich bin Willens die Rede, welche ich bey meiner Einführung zum Konrektorat gehalten habe, auf Pränumerazion drucken zu lassen. Sie handelt von der Beförderung der wirksamen Erkenntnis unter den Menschen. Ich werde in einem Anhange diese Materie weitläuftiger ausführen, als es in einer Rede geschehen konnte, und zugleich zeigen, was in den bisherigen Schuleinrichtungen dieser Beförderung entgegen ist. So werd ich etliche dreyssig Bogen füllen. Weil ich aber mit dem Ganzen nicht zu der Michaelismesse fertig werden dürfte. will ich es in zwey Hälften theilen wovon die kleinere in der gedachten Messe, und die grössere etwa um Weihnachten erscheinen wird. Der Vorschuß für das Ganze ist 18 Gr. Die Liebhaber melden sich entweder bey meinem Verleger, Hrn. Müller in Itzehoe, oder auch bey mir selbst. Wer auf zehn Exemplare pränumerirt, bekömmt das eilfte frey. Die Herren Kollekteurs werden gebeten, die dem Werke vorzudruckenden Namen, samt den eingegangnen Geldern, mir oder der Müllerschen Buchhandlung einzusenden. Der Ladenpreis des Buchs wird 1 Thl. seyn. Altona, den 10ten Jul. 1777.

[illegible] Trapp, Konr[illegible]

Deutsches Museum.

Zehntes Stück. Oktober. 1777.

I.
Rußlands auswärtiger Handel,
beschrieben
von
A. J. Güldenstädt.

Konzentrirt und mit Anmerkungen
von
Christian Wilhelm Dohm.

Vorerinnerung.

Am 29sten Dezember 1776 feyerte die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg ihr funfzigjähriges Jubiläum. Hr. Professor Güldenstädt — ein Gelehrter, der für die Kenntniß von Rußland noch sehr wichtige Erweiterungen hoffen läst — las eine Vorlesung, die eines so feyerlichen Tages würdig war. Er legte der Akademie in Gegenwart des künftigen Beherrschers von Rußland eine Berechnung des ganzen auswärtigen Handels dieses Reichs vor, er zeigte seinen Gewinn und seinen Verlust, und die Möglichkeit jenen zu erhöhen, diesen zu mindern.

So viel ich weis, ist dieß die neueste, vollständigste und zuverlässigste Vorstellung aller russischen Kommerzverhältnisse. Die Herren Büsching (in seinem Magazin) und Schlözer (in seinem neuveränderten Rußland, dessen Beylagen und dem statistischen Briefwechsel) haben uns schon ungemein schäzbare Beyträge zur Kenntniß des russischen Handels geliefert; — aber ein solches Ganze, wie Hr. Güldenstädt liefert, kannt ich noch nicht. Dieses muß jedem statistischen Leser interessant seyn, und ich glaube, ihm daher kei-

nen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihm diese Nachrichten hier genau und vollständig konzentrirt vorlege.

Konzentriren must ich sie, weil natürlich nicht Alles in Hrn. Güldenstädts Schrift *) dem deutschen Leser wichtig seyn kann, so sehr es auch das Publikum, für welches Hr. Güldenstädt schrieb, interessirt. Das unermeßliche russische Reich schliest fast alle Produkte der nördlichen und südlichen Länder ein, es hat den Stoff, der, durch eine weise Regierung und mit einer proporzionirten Volksmenge bearbeitet, Rußland zu einer stolzen Unabhängigkeit von allen Staaten der Welt leiten kann. Ein Reich, das zu gleicher Zeit das Klima der Provenze und Lapplands geniest, das Pelzwerk und Seide, Kameele und Zobel besizt, in dem der Feigenbaum wild wächst und das ganze Flotten aushauen kann, ehe seine Wälder dünne werden, — ein solches Reich muß natürlich alle andre Länder sich entbehrlich machen und ihnen unentbehrlich werden, — sobald nur noch der kleine Umstand hinzutritt, daß das Klima gehörig gemildert wird, um eine lange Reihe von Süllys und Kolberts hervorzubringen. Was würde in künftigen Jahrhunderten aus unsern europäischen Staaten werden, wenn im Osten Rußland, im Westen Amerika sich die Handelsindependenz und innere Stärke erwürben, zu denen ihnen die Natur alle Anlagen verliehn hat!

Herr Güldenstädt, als russischer Patriot, wünschte auf diese Anlagen aufmerksam zu machen, und seine Erinnerungen sind ohne Zweifel ausnehmend schäzbar, und beweissen, wie aufmerksam er das russische Reich durchreiset hat. Allein

*) Der Titel derselben ist: Discours academique sur les products de Russie, propres pour soutenir la balance du commerce exterieur toyours favorable prononcè ce 29 Decembre 1776 en presence de Leurs Altesses Imperiales dans l'Assemblée publique de l'Academie Imperiale des Sciençes de St. Petersbourg, à l'occasion de son Jubilé Demi-Seculaire, — par *A. J. Güldenstaedt* — à Petersbourg, 4. 61 pag.

lein eben weil sie in ihrer Art trefflich sind und ganz bestimmt auf das Lokal gehn, würden sie einen deutschen Leser nothwendig ennüyiren. Ich habe also Hrn. Güldenstädts Schrift nicht übersezt, sondern getreu und vollständig alles dem deutschen Leser Wichtige exzerpirt.

Dohm.

Rußlands Handel ist sehr vortheilhaft; seine vielen und wichtigen Produkte machen dieß Reich fähig, alle seine Bedürfnisse einzutauschen, und noch einen Ueberschuß von baarem Gelde zu gewinnen. Im Jahr 1760 betrug der ganze auswärtige Handel Rußlands 18,650,000 Rubel, und der Ueberschuß für Rußland 3,413,000 R., im J. 1768, der ganze auswärtige Handel 24,975,000, baarer Gewinn 3,263,000; im J. 1775 der ganze Handel 32,196,000 R.; der Gewinn 7,258,000 R.

Der Zoll für die ausgeführten Waaren ist in diesen Summen allemal eingeschlossen. Er betrug im J. 1760, 1,154,000 R. 1768, 1,148,000; im J. 1775, 1,170,000 R.[a])

a) Die Zunahme des russischen Handels im gegenwärtigen Jahrhundert hat durch schöne Berechnungen Hr. Prof. Schlözer gezeigt in seinem neuen Briefwechsel Heft V. p. 267 u. f. Eben diese beweisen auch verschiedene Aufsäze im dritten Bande des Büschingischen Magazins, besonders das Verzeichniß der eingelaufenen Schiffe von 1736 — 64. Man sieht auch aus diesen Nachrichten (die aber freylich sich nicht über das Ganze des russischen Handels ausbreiten, und bey denen man nur vom Theil auf's Ganze schliessen muß) daß in keiner Periode der russische Handel so sehr zugenommen habe, als während der Regierung der izigen Kaiserin. Als Elisabeth den Thron bestieg, war die Einfuhr in St. Petersburg 2,030,337 und gegen das Ende ihrer Regierung im Jahr 1757, — 3,193,375 Rubel. Neun Jahre nachher 1766 aber war sie schon 5,256,521 Rubel. Noch grösser sind die Verhältnisse im Ganzen, da in 15 Jahren von 1760 bis 1775 sich die ganze Summe des russischen Handels von

Diese fortschreitende Zunahme ist Beweis der Weisheit der neuern Handelsverordnungen. Doch lassen die immer erweiterten Bedürfnisse und der sich ausbreitende Luxus für die Zukunft keine ebenmässige Zunahme hoffen. Je mehr die Russen anfangen fremde Produkte zu bedürfen und je grössere Quantität sie von den eignen selbst verzehren; desto mehr kömmt ihre Handelsbalanz in Gefahr weniger vortheilhaft

von 18 Millionen bis 32 erhob. Im J. 1760 betrug der Ueberschuß für Rußland gerade $\frac{1}{6}$, Im J. 1775 beynahe $\frac{1}{4}$.

Von einem ungenannten Reisenden lese ich so eben in Hrn. Schlözers Briefwechsel (Heft XI, p. 280) die Nachricht, daß die Balance in Ansehung des Petersburger Handels seit 2 : 3 Jahren stehe; 8 Millionen sey Ausfuhr und eben so viel Einfuhr. Ich zweifle an der Richtigkeit dieser Nachricht, weil sie mit Hrn. Güldenstädts Angabe, die ohne Zweifel zuverlässiger ist, streitet. Der Petersburger Handel ist ein sehr wichtiger Theil des ganzen russischen, wenn dieser so beträchtlich steigt, kann der Petersburger schwerlich bis zum Gleichgewicht herabsinken. Wenigstens müsten dieß Ursachen bewirken, die mir unbekannt sind.

Die wichtigste Revolution, die grösste Erweiterung erwartet izt der russische Handel und die russischen Manufakturen von der freyen Schiffahrt auf dem schwarzen Meer. Alle izige Weltumstände (bis auf die Theestürmung von Boston) begünstigen diese grosse Handelsrevolution, wie Hr. Schlözer sehr richtig bemerkt. (Heft XI, p. 292) Schon ist ein russisches Schiff mit französischen und englischen Waaren in Asow angekommen und bleibt der Friede mit den Türken ununterbrochen, und der Divan unpolitisch genug das Monopol der Russen nicht dadurch aufzuheben, daß er allen andern Nazionen auch die freye Schiffahrt des schwarzen Meers erlaubt; so werden wir vielleicht noch in unsrer Periode die Ideen Peters des grossen realisirt sehn. Eine Besizung im mittelländischen Meer, wie Minorka (und diese fodert der russische Handel noch nothwendig) würde vielleicht nicht zu theuer mit 30,000 Russen erkauft, um die aufkeimende Freyheit von Nordamerika (des künftigen natürlichen Rivals von Rußland) niederzudrücken.

D.

haft zu seyn. Man muß also die Erzielung der bisher schon ausgeführten Produkte vermehren, den Werth der rohen Produkte durch Verarbeitung erhöhen, einige fremde Bedürfnisse durch eigne Erzielung im Lande zu ersezen suchen.

I. Die Produkte, welche izt ausgeführt werden, aber noch in grösserer Menge erzielt werden müsten, weil izt Luxus und Schiffahrt einen Theil verbrauchen, der ehmals in den fremden Handel ging, sind:

Ochsen, ihre Häute (oder Juchten) und Talg. Im Jahr 1768 *) verkaufte Rußland für 31,000 Rubel lebendige Ochsen, von denen es für 10,000 selbst gekauft hatte. Juchten für 1,115,000 R. Talg 750,000. Dieser kostbare Reichthum kann noch sehr erhöht werden. Die südlichen Provinzen des Reichs, nämlich die Guvernements Orenburg, Astrakan, Azov und Neurußland, besonders die Gegenden zwischen dem Bog und Dneper sind grosse, weite, ganz zur Viehzucht gemachte Ebenen. Nur Vieharzneykunst wäre noch nöthig, um die Viehseuche abzuwehren. Für den Absaz des gesalzenen Fleisches bietet izt die Schiffahrt auf dem schwarzen Meere einen neuen Markt in Konstantinopel an.

Kaviar wurde für 41,000 b) Hausenblase c) für

T 3 79,000

*) Alle folgende Angaben sind von diesem Jahr, welches Hr. Prof. Güldenstädt gewählt hat, weil in demselben schon der Einfluß der neuen Verordnungen, aber noch nicht des Kriegs merklich ist.

b) Schon vor hundert Jahren (1674) brachte nur ein Zweig dieses Handels (nämlich mit dem gepreßten Kaviar) dem Zar (der ihn ausschliessend trieb) 40,000 Thaler ein. S. Kilburgers Unterricht vom russischen Handel in Büschings Magazin III, 253. Dieser Aufsaz ist ungemein unterrichtend, und kann zu einer angenehmen Vergleichung mit dem Güldenstädtischen dienen. Nur wünscht' ich, daß er so viel Zahlen hätte, wie dieser.

c) Die beste Nachricht von diesem russischen Produkt hat Hr. Staatsrath Müller für die Pariser Akademie gegeben. Man findet sie in den Beylagen zum neu veränderten

Ruß

79,000 R., Fischthran für 80,000 R. d) ausgeführt. Alle diese Produkte können noch vermehrt werden; in den Meerbusen von Kola laufen eine grosse Menge Wallfische ein, aber die Einwohner lassen sie den holländischen und französischen Wallfischfängern zuschwimmen. Aus dem Beluga könnte auch sehr guter Thran gewonnen werden.

Die Ausfuhr von Pelzwerk betrug 490,000 Rubel, nachdem für dieselbe Wölfe, Füchse e), Fischotter und Biber für 41,000 R. gekauft waren. Die Entdeckung der Inseln zwischen Kamtschatka und Amerika ist für diesen Handel sehr wichtig. Im Jahr 1775 hatte eine Kompagnie russischer Kaufleute von diesen Inseln 317 Fischottern, 1588 schwarze und 3478 andere Füchse.

Bauholz und Breter wurden verkauft für 585,000 R.; Pech und Theer für 82,000 (wovon für 15,000 gekauft war); Binsenmatten von der Rinde der Linde für 59,000 R.; Pottasche und Waidasche für 57,000 R. Dieß ist ein ausnehmend erhebliches Produkt für Rußland, dessen Erhaltung und Vermehrung der äussersten Sorgfalt der Regierung höchstwürdig ist.

Die Ausfuhr von Hanf ist folgende: unverarbeiteter, 2,795,000 R.; Seile und Taune 85,000; Segeltücher 281,000; Hanfsamen 93,000; Hanföl 255,000 Rubel. Je mehr izt die zunehmende innere Schiffahrt von diesen Produkten selbst verbraucht, desto mehr muß man sich bemühen die bisherige Ausfuhr nicht zu vermindern.

II. Russische Produkte, die izt nur roh ausgehn und im Lande verarbeitet werden könnten, sind folgende:

Wachs.

Rußland, II, 409. Im J. 1673 gingen schon 300 Pud aus, und der Preis des Pud war zwischen 7 — 15 Rubel. S. Büschings Magaz. III, 263.

d) Vor hundert Jahren wurde nur für 900 Rubel von Archangel ausgeführt.

e) Ehemals wurden sogar französische Füchse nach Archangel gebracht. S. Büschings Magaz. III, 276.

Wachs. f) Man verkaufte gelbes für 72,000 R. weisses für 440, in Lichtern für 5,200 R.

Talg wurde unverarbeitet verkauft für 750,000 R.; in Lichtern für 64,000; in Seife für 48,000 R. g) Die Kolonisten zu Sarepta machen Talglichter von vorzüglicher Güte.

Schweinsborsten werden für 82,000 R. verkauft, welche die Ausländer zu Bürsten verarbeiten; Hasenfelle für 58,000, werden zu den fremden Huthfabriken verbraucht.

Weizen wurde für 577,000 R. und zwar allein aus den Liefländischen Häfen ausgeführt; Korn für 177,000 R. h) meistens aus dem Hafen von Archangel, wohin es aus den Guvernements Nischneinovgorod und Casan gebracht war. In Mehl wäre freylich diese Ausfuhr noch vortheilhafter.

Leinsaamen wurde ausgeführt für 433,000 R. Leinöl nur für 3000 R. unverarbeiteter Lein für 1,683,000 R. Segeltücher und Seilwerk für 2,020,000 R. Man könnte diese Produkte und ihre Verarbeitung noch sehr vermehren, wenigstens dürfte man nicht noch jährlich für 3,300 R. fremden verarbeiteten Flachs kaufen.

f) Schon vor hundert Jahren war die Konsumtion des Wachses, besonders bey dem Gottesdienste so groß, daß man nichts mehr ausführen konnte, sondern noch fremdes einführte. S. Büschings Magaz. III, 275.

g) Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts fingen die Russen an selbst Talglichter zu brennen; welches die Ausfuhr verminderte.

h) Im vorigen Jahrhundert war der Getraidehandel ein Monopol der Krone, und betrug gemeiniglich jährlich 250,000 Rubel. Nachher konsumirten aber die einländischen Brandeweinsbrennereyen so viel Getraide, daß um 1673 gar nichts mehr ausgeführt wurde. S. Büschings Magaz. III, 269.

Rohes Eisen ist ausgeführt für 1,443,000 (drunter für 9000 R. gekauft); [i]) verarbeitetes Eisen nur für 20,000 R. Eisenplatten kauft Rußland selbst für 19,000 R. Rohes Kupfer ist ausgeführt für 53,000 R. verarbeitetes nur für 3,200 R.

III. Produkte, die Rußland bis izt noch von den Fremden kauft, aber im Lande selbst erzielen könnte, sind folgende: k)

Wollenmanufakturen. Rußland verarbeitet schon alle eigne und für 19,000 R. fremde Wolle zu gemeinen Tüchern. l). Von den Ausländern nimmt es für 159,000 R. Frieße; andre Zeuge, Strümpfe und Bänder für 517,000 R. Tücher für 1,467,000 R. von diesen verkauft es an die asiatischen Nazionen wieder für 347,000 R. Feine Wolle zu den besten Tüchern mögte in Rußland wohl nie

i) Ehemals wurde viel schwedisches Eisen, sowohl verarbeitet als unverarbeitet eingeführt.

k) Bey den folgenden Summen der fremden Einfuhr muß ich bemerken, daß man sie nicht für völlig zuverlässig halten könne, sondern bey den meisten Artikeln grösser annehmen müsse. Die Zolldefrauden sind in Rußland sehr groß. Ein Mann, der 1761 dem russischen Ministerium ein Memoire über die Handlung des Reichs übergab, versichert, daß durch den Hof, die Grossen, die Gesandten und den Schleichhandel weit mehr fremde Waaren (und vorzüglich die von grossem Werth z. B. Edelgesteine u. s. w.) eingeführt würden, als man in die Zollregister eintrüge. S. Büschings Magaz. XI, 446. Vielleicht stüzt sich auf diesen Ueberschuß die oben angeführte Behauptung, daß der Petersburger Handel bis zum Gleichgewicht herabgesunken sey.

l) Peter I. wandte ungeheure Summen an, Wollenmanufakturen in Rußland hervorzubringen, und war doch nicht glücklich in diesem Unternehmen. Ein Schriftsteller, der diese Sache in der Nähe sah, nennt es sogar une chose directement contraire a la nature et a la raison. (S. *Perry* Etat present de la grande Russie p. 258.) Und doch hat Rußland izt Wollenmanufakturen.

nie erzielt werden können; aber zu Tüchern von mittler Güte sollte man mehr Wolle zu gewinnen suchen. Durch die Schiffahrt des schwarzen Meers könnte man izt die besten Schaafe aus Natolien kommen lassen, um damit die einheimische Schaafzucht zu verbessern, für die der erhabnere und salzreiche Boden von Astrakan, Azov und Neurußland ganz gemacht ist. Bis izt kauft man noch von den Kirgisen für 125,000 Rubel Schaafe. Das gesalzene Fleisch dieser Thiere ist bey den Türken sehr beliebt und gäbe also einen sehr guten Zweig für die Handlung des schwarzen Meers.

Alle Manufakturen müsten in dem volkreichen Gouvernement Moskau angelegt werden, das ein Fünftel aller Bewohner des Reichs enthält.

Das Kameelhaar ist ein wichtiger Artikel. Rußland kauft es in Kameelgarn für 16,000 R. in Kamlotten für 65,000, in Plüsche und Strümpfen, die aus Kameelgarn und Wolle gemacht sind, für 38,000 R. Es könnte diese Ausgabe entbehren, wenn es die angorische Ziege aus Natolien holte, die in den südlichen Gegenden des Reichs sehr gut fortkommen würde. Bis dahin könnte man sich auch der Haare des Kameels bedienen, das man in Astrakan, Orenburg und Sibirien häufig findet. Aus diesen Haaren liessen sich Stoffe verarbeiten, die den Kamlotten wenig nachgeben würden. Die Kalmuken und uralischen Kosaken wissen sie sehr gut zu verarbeiten.

Für Büffelleder aus Smyrna könnte Rußland 4000, und für Käse von der Milch der Büffel 25,000 R. sparen, wenn es in den Guvernements Astrakan und Neurußland noch mehr dieser Thiere (die dort schon sehr gut fortkommen) anzuziehn suchte. Die Eiche, deren Rinde zum Gerben des Büffelleders gebraucht wird, findet sich eben hier auch in Menge.

Schreibfedern werden jährlich für 1000 Rubel eingeführt. Eine Kleinigkeit, aber wenn man, um sie zu sparen, die wilden Gänse und Schwäne benuzte, würde

man von ihnen auch Federn zu Betten und gesalzen Fleisch — ein neuer Handlungsartikel — bekommen. In den Gouvernements Astrakan und Azov findet man wilde Schwäne, Gänse und Enten im grösten Ueberfluß.

Heringe werden jährlich eingeführt für 107,000 Rubel. Davon werden zwar an fremde Nazionen für 7000 und an eben dieselbe gesalzene Stöhre und andre Fische für 8000 R. wieder überlassen; aber die Summe der eignen Konsumtion bleibt immer sehr groß, und sie könnte doch fast ganz erspart werden. Zwar kann man den besten holländischen Hering nicht ersezen, aber dieser beträgt auch nicht viel. Der gröste Theil dieser Einfuhr dient zur Nahrung des gemeinen Volks in Liefland, Ingermannland, Finnland, und Weißrußland, und dieses könnte man mit andern von uns gefangnen und zubereiteten Fischen versorgen. Der Hering selbst findet sich im weissen Meer nicht selten, aber andre ähnliche Fische haben wir im schwarzen, azovschen und kaspischen Meere in Menge. Hieher gehören besonders Clupea Alosa *Linnaei*, in der Wolga, im Don und Dneper; Cyprinus cultratus *Linn.* in den eben genannten Flüssen, auch im finnischen Meerbusen; Cyprinus Chalcoides, im kaspischen Meer, aus dem er in den Terek tritt; im schwarzen Meer und Dneper, im asovschen Meer. Dieser Fisch übertrifft vielleicht an Delikatesse des Fleisches noch den Hering. Wäre die Fischerey auf dem asovschen und schwarzen Meer nur etwas besser eingerichtet, so würde sie uns mit einer Menge andrer Fische von mittlerer Grösse versorgen und uns die Heringe entbehrlich machen.

Kochenille und Zinnober kauft Rußland jährlich für 147,000 R. und verkauft davon an Persien und die Buchаrey für 126,000 R. Das Uebrige wird also im Lande verkauft. In Klein- und Neurußland, in den Guvernements von Belgorod und Woronesch und um Samara findet sich ein der Kochenille analogisches Insekt, das eine zwar nicht so glänzende, aber doch sehr schöne und dauerhafte Farbe gibt, und also in vielen Fällen das mexikanische Produkt ersezen könnte.

Gall-

Galläpfel kauft Rußland für 4000 R.

Rohe Seide für seine Stof- Strumpf- und Bandfabriken kauft Rußland für 343,000 R. Fremde Seidenmanufakturen aber für 671,000 Rubel, welche ganze Summen bis auf einige Kleinigkeiten, ganz für die innere Konsumtion aufgeht. Man sollte also die Seidenmanufakturen und die Kultur der Seide selbst im russischen Reich zu vermehren suchen. Schwarze und weisse Maulbeerbäume sind schon in vielen Gegenden des Reichs sehr häufig, nämlich am Ufer des Terek, zwischen Mosdok und Kislar; an den Ufern der Koume bey Madshar; an den Ufern der Sarpa, 30 Werste von Sarepta; an dem Ufer des Don bey Azov Tscherkask; an dem Ufer der Wolga bey Astrakan. In der Ukraine findet man sie gleichfalls besonders in gröster Menge bey Kiow. In allen diesen Gegenden kömmt der Maulbeerbaum ungemein gut in freyer Luft fort; man könnte also ohne alles Bedenken grosse Maulbeerplantagen in dem ganzen weiten Strich zwischen dem Dneper und dem uralischen Strom *) unter dem 53sten Gr. der Breite anlegen, also in den Guvernements Astrakan, Azov und dem slobodischen, in Neu- und Kleinrußland und in den südlichen Theilen der Guvernements Orenburg, Kasan, Woronesch und Belgorod, bis izt zieht man nur Seidenwürmer am Terek, zu Astrakan, Zarizin, Belovskaye und Kiew.

Wir kaufen feine Leinwand von den Fremden, welche sie aus unserm Leinen verfertigen, und mit unsrer Asche bleichen. Holländisches und schlesisches Linnen kaufen wir für 40,000 R. Batist für 45,000, andre Linnenwaaren für 6,000 R. In Kleinrußland und Liefland würden die Linnenmanufakturen am besten fortkommen. Die Mennoniten zu Wischenska im Distrikt Tschernigov verfertigen auch sehr feine Leinwand.

Feines Papier kauft Rußland jährlich für 22,000 R. Und doch kann es uns an Lumpen von feinen Linnen nicht fehlen,

*) Diesen Namen bekam vor einigen Jahren der Jaik.

fehlen, und der anhaltende Frost muß die Verfertigung des feinen Papiers befördern.

Baumwolle macht für Rußland einen sehr wichtigen Handelszweig aus. Wir kaufen sie roh für 26,000 R. gesponnen für 62,000 R. in Tüchern, Schnupftüchern, Strümpfen, Müzen, Westen für 607,000 R.

Im Guvernement Astrakan und im südlichen Theile des Guvernements Orenburg erlauben Klima und Boden die Kultur dieser nüzlichen Staude, die um Kislar schon wirklich gebauet wird. Bis wir selbst Baumwolle ziehen, muß man sie wenigstens roh über das schwarze und kaspische Meer zu bekommen suchen, um selbst die nöthigen Manufakturen zu verfertigen. Die tatarischen Weiber in Astrakan und Kasan können die Baumwolle sehr gut spinnen.

Wir könnten aber auch viele unsrer wilden Pflanzen benuzen, um die Baumwolle zu entbehren. Die wichtigsten für diesen Zweck sind: Eriophorum polystachium, *Linn.* eine Pflanze, die alle Moräste in Ingermannland, Liefland, Finnland, Pleskov, Twer, Novgorod, Moskau, Archangelgorod und Sibirien bedeckt. Sie hat eine Wolle, aus der sich, mit ein Viertel wahrer Baumwolle oder auch Wolle gemischt, ungemein gute Tücher und Strümpfe verfertigen liessen. Man darf nur das Vorurtheil überwinden, um für dieß Produkt ausnehmende Summen zu gewinnen. Von eben der Art sind auch Asclepias Vincetoxicum *Linn.* und die verschiednen Arten von Apocynum. Man findet sie in den Guvernements Astrakan, Neu- und Kleinrußland, und kann ihnen auch noch viele andre ähnliche Pflanzen beygesellen.

Die Färbematerialien aus dem Pflanzenreich kosten uns noch immer sehr viel. Die wichtigsten sind: 1) Krapp, wir kaufen jährlich für 14,000 R. und doch wächst die Pflanze, die man in Europa künstlich bauet, im Guvernement Astrakan wild. Sie zu suchen ist izt beschwerlich, aber wenn man sie in einem Boden und Klima, das diese Kultur so sehr begünstigt, künstlich bauete, so würde man

wenig-

wenigstens einen eben so guten Krapp bekommen, als der Holländische und Erfurter ist, und so viel, um diesen ganz zu entbehren. 2) Sandel- und Brasilienholz kaufen wir für 114,000 R. und sezen an unsre Nachbarn die Pohlen und Persianer nur ab für 9,000 R. 3) Saffran verbrauchen wir für 3,000 R. theils als Färbematerial, theils als Gewürz und er wächst doch wild um Mosdok auf dem Kaukasus. Im Guvernement Astrakan würde er auch gewiß sehr gut fortkommen. 4) Safflor gebrauchen unsre Seidenfärbereyen auch sehr viel, und doch wächst diese Pflanze in den Gärten von Moskau, Zarizin, Pultawa.

5) Eben so ist es mit dem Waid, den wir in Menge von den Ausländern kaufen und doch zwischen Mosdok und Asov wild haben.

6) Indigo kaufen wir für 494,000 R. und lassen davon wieder an die asiatischen Nazionen für 59,000 R. Wir haben kein Klima, das warm genug wäre, um Indigo zu bauen, aber wir könnten ihn durch die Kultur des Waid entbehrlich machen.

Für Rocou zum Orangefärben geben wir jährlich 12,000 R. weg.

Für Reiß bezahlen wir 25,000 R. an Fremde. In der Gegend von Kislar kömmt er sehr gut fort, und gewiß könnte man ihn an den Küsten des kaspischen Meeres zwischen dem Terek und der Wolga, dem Ural und Don sehr gut bauen.

Gerstengraupen kaufen wir für 4,400 R. und doch haben wir Gerste genug, da wir für 13,000 R. verkaufen.

Kapern kaufen wir für 3,300 R. Die Pflanze, die sie gibt, wächst wild bey Kislar.

Für englisches Bier bezahlen wir 100,000 R. Eine ungeheure Summe, die man ersparen sollte. Man macht es in Riga schon so gut nach, daß die Liebhaber befriedigt werden.

Wein kaufet Rußland für 445,000. R. Am Terek zwischen Kislar und Mosdok, am Don von der Mündung

bis

bis Asov und Taganrog hierauf, um Astrakan, hat man schon recht guten Weinbau. Die allgemeine Regel, daß alle Länder, die südlicher sind, als 52 Grad N. Br. Weinländer wären, trifft in Rußland nicht ganz zu. Zwischen dem 52ten und 48ten Grade gelingt diese Kultur nicht immer, aber in allen Gegenden, die südlicher sind als 48 Grad, kann man ganz sicher seyn, daß der Wein gut fortkommen und die Trauben auch Zeit haben werden, zu reifen.

Die Georgianer und Amerikaner im Guvernement Astrakan und die Kosaken am untern Don verstehen sich schon gut auf den Weinbau. Man könnte aber unter den Kolonisten aus Deutschland, Hungarn, der Moldau, ohne Zweifel noch viel bessere Winzer finden, und durch sie in kurzer Zeit eine beträchtliche Menge von recht gutem Wein erhalten. Unterdessen sollte man aus den izigen schlechten Weinen am Terek und Don lieber Brandwein destilliren; denn als Weine halten sie sich nur ein halb Jahr. Sie sind sehr schwach, und werden ausnehmend wohlfeil verkauft. Dieß verleitet die Kosaken und Soldaten zu Ausschweifungen, schwächt ihre Gesundheit und verkürzt das Leben. Auf diese Art würden wir auch 207,000 R. für französische Brandweine und 11,000 für Weinessig ersparen. Auch würden wir, wenn der Wein bey uns kultivirt würde, nicht nöthig haben, für 27,000 R. Rosinen und für 7000 R. Korinthen zu kaufen.

Die frischen und getrockneten Früchte sind auch eine beträchtliche Ausgabe für Rußland. Wir kaufen Pflaumen für 18000 R. Aepfel und Birnen für 39,000; getrocknete Kirschen, Aepfel, Birnen für 9000; eingemachte Früchte, besonders Aprikosen und Pfirschen für 3300 R. getrocknete Aprikosen und Pfirschen für 130; Kastanien für 2400; Nüsse für 5000; Feigen für 11000, Mandeln für 20,000 R. Die ganze Ausgabe für Früchte beträgt also 106,830 Rubel.

Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen findet man schon in Menge in Klein-Rußland. Hier und in allen südlichen Provinzen des Reichs dürfte man sich nur bemühen, diese

Kultur

Kultur noch zu vermehren, die besten Arten der Früchte zu bekommen und sie zu trocknen.

In den Guvernements Astrakan, Asov und Neurußland würde man mit bestem Erfolg Aprikosen und Pfirschen erzielen können, weil sie hier schon an verschiednen Orten wachsen. Eben so ist es mit den Kastanien und Nußbäumen. Der Feigenbaum kömmt schon bey Kislar in freyer Luft recht gut fort, man müste ihn also hier am Terekfluß in Menge zu ziehn suchen. Der Mandelbaum wächst auch in freyer Luft bey Tscherkask, aber bey Kiow muß man ihn im Winter unter eine Bedeckung bringen. In den Guvernements Astrakan und Asov würde er wahrscheinlich ungemein gut fortkommen. Man könnte ihn auch durch eine einheimische Staude ersezen, welche die Botanisten Amygdalus nana nennen. Sie liefert Kerne, welche den bittern Mandeln gar nichts nachgeben, und Kinder können gebraucht werden, eine unermäßliche Erndte davon zu sammlen. Auch Granaden = und Quittenbäume wachsen wild am Terek.

Baumöl kauft Rußland für 147,000 R. Man hat noch keinen Versuch gemacht, den Oelbaum in Rußland zu ziehn, ob er gleich wahrscheinlich im Guvernement Astrakan gut fortkommen würde. Senf kaufen wir für 3200 R. und die Pflanze, die ihn gibt, wächst doch wild in unsern mittlern = und südlichen Provinzen.

Hopfen kaufen wir für 3300 R. obgleich im Lande so viel wächst, daß wir schon für 2200 R. verkaufen. In Liefland verbraucht man den meisten fremden Hopfen. Im Jahr 1775 betrug diese Konsumtion sogar 7400 Rubel.

Tabak auf mannichfache Art zubereitet, kaufen wir von den Fremden für 108,000 R. und liefern ihnen Blätter für 21,000 R. Wenn wir diese selbst verarbeiteten und den Tabakbau vermehrten, so könnten wir jene grosse Summe ganz im Lande behalten. Im südlichen Rußland kömmt diese Pflanze unstreitig sehr gut fort.

Der

Der Rhabarber, den wir von den Sinesern kaufen, ist ein erheblicher Handelsartikel, sowohl für die innere Konsumtion als die Ausfuhr. Leztere beträgt 8200 R. Wir haben in Sibirien eine wilde Rhabarberpflanze, die aber nicht so gut ist, wie die sinesische. Ohne Zweifel aber könnte man diese hier auch anbauen, die schon in den Gärten von Moskau und Petersburg sehr gut fortkömmt.*) — Sassaparille kaufen unsre Apotheker für 5300 Rubel, eine Waare, die mit gleichem medizinischen als politischen Vortheil mit einer einheimischen Pflanze (die in den Apotheken radix graminis heist) ersezt werden könnte.

Waaren aus dem Mineralreich, die izt von den Fremden gekauft, aber in Rußland selbst gezogen werden könnten, sind:

Messingdrat kaufen wir für 1600 R. eiserne Nägel für 5000 R. weiß Blech für 13,000 und Sensen für 107,000 R. Man hat schon hin und wieder Fabriken für diese Artikel, aber man müste sie noch sehr vermehren, besonders verdiente es Aufmerksamkeit, daß ein so wichtiges Werkzeug des Ackerbaues noch von den Fremden muß gekauft werden.

Messinggeräth kaufen wir für 6,000 R., Grünspan für 13,000 R. Wir haben reiche Bleybergwerke und gewinnen auch schon viel; müssen aber doch noch für 96,000 R. fremdes Bley kaufen; Hagelschrot für 6,000 R. und Bleyweiß für 3,400 Rubel.

Zink, Spießglas, Kobolt, Arsenik und andre Halbmetalle finden sich zwar in unsern Bergwerken, werden aber noch nicht gewonnen. Zink kaufen wir zum Messingmachen jährlich für 19,000 R.; Spießglas für 1,500 R. Bleyschweiß für 1,600 R.

Für Ziegelsteine, Fayance und Glasgeschirr müssen wir an die Ausländer 132,000 R. zahlen, da doch kein Land in

*) Der glückliche Fortgang der Rhabarberplantagen in der Pfalz läßt an dieser Hoffnung des Verfassers für Rußland nicht zweiflen.

in Europa sich mit diesen Bedürfnissen besser versorgen könnte, als Rußland, das sowohl die rohen Materien als das Holz in gröstem Ueberfluß besizt.

Für Bernstein müssen wir auch immer einige Summen ausgeben, da wir ihn doch am Ufer des Eißmeers zwischen den Mündungen der Flüsse Ob und Ghatanga besizen.

St. Petersburg und Riga gebrauchen für 5,500 R. Steinkohlen, die wir doch in vielen Theilen des Reichs selbst besizen.

Eben so ist es mit dem Schwefel. Wir können allen, den wir gebrauchen, selbst gewinnen, kaufen aber doch noch für 19,000 R.

Sode ist ein wichtiger Kommerzartikel für unsre Glasfabriken und Färbereyen, und wird es künftig noch mehr werden. Wir kaufen sie von Frankreich und Spanien. Die Pflanzen, aus denen man die Sode bekömmt, wenn sie verbrannt werden, und unter denen die Pflanze Kali die vornehmste ist, finden sich häufig in dem salzigen Boden am Ufer des kaspischen und azovschen Meers und überhaupt in dieser Gegend. Die Tataren um Kislar machen schon eine grosse Menge Sode, die sie zur schwarzen Seife gebrauchen. Sie giebt der spanischen gar nichts nach, besonders im Gebrauch zu Färbereyen.

Alaun kaufen wir für 65,000 R. Man hat aber in verschiednen Gegenden Anzeichen, daß Rußland auch dieses Produkt besizt, und im Distrikt Tambow hat man neuerlich den ersten Alaun wirklich gewonnen.

Küchensalz kauft Rußland für 492,000 R. nämlich für die Bedürfnisse von Klein-Rußland Salz aus der Krimm, der Moldau und Pohlen für 89,000 Rubel. Das übrige kömmt zur See in die liefländischen und finnischen Häfen. Wir könnten und sollten billig diese ganze Zufuhr entbehren, da wir ausser unsern vielen Salzseen noch eine grosse Menge Quellsalz in verschiednen Theilen des Reichs besizen. Daß dieser innere Reichthum uns nicht einmal hinlänglich versorgt,

liegt bloß an der schlechten Verwaltung und besonders an der vernachlässigten Holzökonomie. Wir haben Salzwerke, die ehmals jährlich 300,000 Pud gaben und bey einer bessern Einrichtung noch viermal so viel geben könnten. Ausserdem könnten wir uns noch mit dem Erdsalz aushelfen. Zu Iletzk im orenburgischen Gouvernement gewinnt man jährlich 500,000 Pud, und man könnte eben so viel noch an einem andern Orte in der Wüste zwischen der Wolga und dem Ural gewinnen, wo der Transport bis an die Wolga leichter wäre.

Die auswärtigen Gesundbrunnen, zu denen man theils reiset, theils ihre Wasser kommen läst, verursachen auch für Rußland eine jährliche beträchtliche Ausgabe. Und doch besizt es selbst eine Menge dieser Gesundbrunnen von aller Art. Die Wasser von Zarizin könnten vollkommen die von Pyrmont ersezen, die von Bragun am Terek würden alle die Hülfe leisten, die man zu Karlsbad und Achen sucht; die Quellen zu Gubta auf dem Kaukasus vereinigen die Bestandtheile der Wasser zu Selters und zu Spa.

2.

Parallel des Genius Sokratis mit den Wundern Christi.

Von

D. Gottfried Leß.

Vorerinnerung der Herausgeber.

Wir lassen hier diese kleine Schrift noch einmal abdrucken, ob sie gleich schon besonders erschienen ist, weil man es öffentlich gewünscht hat, und weil sie auch an keinem schicklichern Orte aufbehal-

behalten werden kann, als im Museum, durch das sie veranlaßt ist. Wir freuen uns über diesen Anlaß unsre Unpartheylichkeit zu beweisen, und unserm Publikum zu erklären, daß das Museum gar nicht bestimmt sey, irgend einige Grundsäze oder Meynungen ausschliessend bekannt zu machen. Sicher würde man den Herausgebern sehr unrecht thun, wenn man ihnen alle Urtheile der Mitarbeiter als die ihrigen anrechnen wollte; vielmehr enthält das Museum schon viele, die den Herausgebern irrig scheinen. Dieß ist auch in der That nicht anders möglich. Denn wäre es nicht ein lächerlicher Despotismus, wenn die Herausgeber nichts anders einrücken wollten, als was gerade mit ihrer individuellen ohne Zweifel oft mangelhaften und irrenden Art zu sehen und zu denken, zusammenstimmte; — ein Despotismus, dem sich kein denkender Mann unterwerfen würde?

Das einzige, was man von den Herausgebern fodern kann, ist, daß sie keine Aufsäze einrücken, die das Beywort schädlich verdienen. Man hat den Aufsaz, gegen den hier eine Widerlegung erscheint, an einigen Orten als schädlich vorgestellt, und Hr. Dr. Leß selbst nennt ihn so; — aber zuverlässig ist diese Beschuldigung eine der ungerechtesten, die je gemacht wurden. Was heißt eine schädliche Schrift? Uns dünkt, es gibt nur zwey Klassen von Schriften, die diesen Namen verdienen, diejenigen, welche die Sitten angreifen, das Laster liebenswürdig und also falsch vorstellen, und diejenigen, welche allgemein als heilig angenommene und bey einem grossen Theil der Menschen moralisch wirkende Meynungen angreifen. Andre schädliche Schriften kennen wir nicht; und wir werden uns gewissenhaft hüten, das Museum durch keine derselben zu schänden. Aber die Schrift über den Genius des Sokrates gehört zu keiner von beyden Klassen. Sie macht nur auf einige Schwächen in einer gewissen Beweisart einer anerkannten Wahrheit aufmerksam, und dieß kann unmöglich für schädlich gehalten werden. Es ist vielmehr ausnehmend nüzlich und ein wichtiger Dienst für die Wahrheit. Diese Schrift ist auch mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit, bescheidnem Prüfungsgeiste und überall durchscheinender Wahrheits-

liebe geschrieben; sie wird also unsere denkende Leser angenehm unterhalten, und kann unmöglich einem Menschen, der nur mit gesunder Vernunft liest, (und so sezen wir unsere Leser voraus) schaden.

Dieß war genug, um uns zu bestimmen, diese Abhandlung des Museums sehr würdig zu halten. Ob des Verfassers Behauptungen richtig sind oder nicht? ging uns als Herausgeber nichts an, und unser Urtheil, als Leser, dürfte in die Frage, ob die Abhandlung aufzunehmen wäre? keinen Einfluß haben. Wir hatten uns um weiter nichts als den Vortrag zu bekümmern, und dieser war untadelhaft. Ob der Verfasser in der Sache Recht habe, darüber mag nun unser Publikum selbst entscheiden. Wir legen ihm hier Hrn. D. Leß bescheidne, edle und billige (ausser in dem Vorwurf von der Schädlichkeit des Aufsazes, der nach unsrer Meynung schlechterdings falsch ist) Widerlegung, und die Antwort, die wir gegen dieselbe von dem ungenannten Hrn. Verfasser der Abhandlung rc. erhalten haben, vor. Der Leser hat also alle Data in diesem nüzlichen Streite zweyer würdigen Männer zu entscheiden, und, wir hoffen, er wird es uns Dank wissen, wenn er durch diese Untersuchungen einige Schritte in Erforschung der Wahrheit weiter gebracht ist.

Sokrates, der berühmteste Lehrer des heidnischen Alterthums; der sich ganz dem Unterrichte seiner Mitbürger weihete, aber ohne erhebliche Wirkung; ihnen viele erhabene und nüzliche Wahrheiten, jedoch vermischt mit manchen, oft schädlichen Irrthümern beybrachte; und die Philosophie von ihren schwindelichen Höhen herab, in die Häuser der Menschen führete, um sie Mässigkeit und Gerechtigkeit, (die Summe seiner Moral) zu lehren, ward — so erzählt er einigen seiner Schüler, besonders dem Xenophon und Plato, die es in ihren Schriften aufgezeichnet — durch ein gewisses übermenschliches Wesen geleitet. Nie hörete er zwar von aussen eine vernehmliche Stimme; nie sah er eine

Gestalt

Gestalt deutlich vor sich: aber innerlich empfand er die Stimme des Dämon, und nicht die Wahrheiten, welche er zu Athen lehrete, offenbarete ihm jene innerlich gefühlte Stimme; sondern Begebenheiten der Zukunft, die ihn oder seine Freunde angingen. — Ihn zu gewissen Handlungen antreiben und von andern zurückhalten; und das nicht durch eine Reihe von zusammenhängenden Gedanken, die plözlich in seiner Seele entstunden; sondern durch einen blossen Zug und Impuls: das war das Geschäfte dieses Genius.

Er selbst, dieser Mann, groß durch Einsicht und Tugend, versicherte das alles seinen Freunden; doch nur einigen wenigen; den meisten seiner Zuhörer verweigerte er eine Erklärung darüber. Auch vor dem Gerichte, das ihn zum Giftbecher verdammte, berief er sich darauf, als einen Beweis, daß die Gottheit selbst ihn den Athenern geschenkt habe. Sein Ankläger Melitus hingegen hatte diesen Dämon als einen Beweis angegeben, daß Sokrates neue Götter einführe. Seine Schüler erzählen auch Beyspiele von den Eingebungen des Genius. Von ihm erinnert rieth der Philosoph einem seiner Bekannten ab, zu den Nemeischen Spielen zu reisen; welcher ihm aber nicht folgte, und hernach Ursache fand, es zu bedauren. — (Wie? sagt Plato nicht.) — Einen andern hielt er bey einem Gastmahle zurück, nicht wegzugehen. Er that es dennoch, ermordete jemanden, und ward am Leben gestraft. Auch sagte er den unglücklichen Ausgang der Unternehmungen gegen Sicilien, Ephesus und Jonien vorher; wie aber? und mit welchem Erfolg? finden wir abermals beym Plato nicht. Ihn selbst, den Sokrates, warnete einst der Genius bey einem Scheidewege, zur Linken zu gehen, um, wie der Ausgang wies, von den Schweinen nicht besudelt zu werden: und eben derselbe hielt ihn auch ab, sich vor dem Blutgericht zu vertheidigen. — — Plato nebst dem Xenophon, zwey Schüler Sokratis; und lange nach diesen, Cicero und Plutarch sind die Quellen jener Geschichte.

Unvernunft wäre es zu zweifeln, daß solche Eingebungen eines höheren Wesens vom Sokrates vorgegeben, und von seinen Freunden geglaubt worden. Plato und Xenophon besonders, sind glaubwürdig; wie konnten sie auch so etwas dem ganzen Athen ins Gesicht erdichten?

Und Betrug! der müste vom Sokrates nichts wissen, oder ein Bösewicht seyn, welcher einen solchen Verdacht hegen wollte.

Aber dieser Beste der Menschen ohne Offenbarung, lebte zu einer Zeit, wo man von der menschlichen Seele fast gar nichts wuste. Er glaubte an Wahrsagungen und mehrere Götter; fiel zuweilen in Entzückungen; achtete auch auf Träume; sahe Gesichter. Kein Volk war je enthusiastischer, als die Athener, unter denen er lebte. Und die Frage betraf nicht einen Gegenstand äusserer Sinne; sondern bloß innere Empfindungen. Dieß alles zusammengenommen, was kann wahrscheinlicher seyn, als daß der redliche Mann — sich geirret, und gewisse Ahndungen nebst ihrer zufälligen Erfüllung für eine übernatürliche Eingebung gehalten? Bey einer so leichten Auflösung wäre es höchst unphilosophisch oder unredlich, eine aussernatürliche Ursache herbeyzurufen; oder gar zu glauben, daß ein Dämon durch ein unaufhörliches Wunderwerk in ihn gewirket; bey lauter unerheblichen Dingen; und auf eine so versteckte Art gewirket, daß kein Mensch auf der Erde, auch Sokrates selbst nicht, sich von dem übernatürlichen Ursprunge dieses Einflusses vernünftig überzeugen kann.

Parallel dieses Genius des Sokrates und der Wunder Christi.

Sokrates.	Christus.
1) Beym Sokrates ist bloß innere Empfindung.	1) Bey Christo lauter äussere, in die Sinne fallende Handlungen; und zwar eine grosse Menge solcher Handlungen.
2) Sokrates bey allen seinen grossen Vorzügen, ein Abergläu-	2) Christus gleich weit entfernt von der Schwärmerey und

diger, Götzendiener und Schwärmer.	und dem Aberglauben, Lehrer des vollständigsten, reinsten, edelsten und wohlthätigsten Religionssystems.
3) Sokratis Wunder betrift das Weggehen von einem Gastmahle, eine Reise, die Wahl bey einem Scheidewege; und lauter Dinge, die durch einen Zufall eintrafen, und deren Ausgang grösstentheils nicht gemeldet wird.	3) Christi Wunder sind Krankenheilungen, Todtenerweckungen und seine eigene Auferstehung.
4) Sokrates sezet seinen Genius nie in Verbindung mit seiner Lehre.	4) Christus thut seine Wunder bloß darum, die Wahrheit seiner Lehre zu beweisen.
5) Sokrates lehret nebst der Wahrheit von einem mächtigen, gütigen und weisen Gott, auch die Vielgötterey. Seine Moral bestehet in Mässigkeit und Gerechtigkeit.	5) Christus lehrt zu allererst eine vollständige Naturreligion; sezt noch verschiedene andere Wahrheiten hinzu, die beydes für die Ruhe und Tugend des Menschen vom äussersten Gewicht sind; und trägt eine Moral vor, die sich in der vollkommensten Menschenliebe konzentriret, und auf die zärtlichste Liebe zu Gott gründet.
6) Sokrates will sich über seinen Genius nicht erklären. Er spricht davon nur gegen sehr wenige und räthselhaft.	6) Christus verrichtet seine Wunder und erkläret ihre Natur nebst ihrer Abzweckung, ohne Rückhalt, öffentlich im Angesicht des Publikum.
7) Sokrates hat kein Dorf gebessert und beglückt.	7) Christus hat die edelste und wohlthätigste Religion über $\frac{1}{10}$ des Erdbodens verbreitet: und fast die ganze Naturreligion ist sein Eigenthum.

8) Sokratis Genius beruhet bloß auf seinem eigenen Zeugniß. Denn seine Schüler berichten nur, was sie von ihm gehört.	8) Christi Wunder haben unzählige Zeugnisse vor sich; die glaubwürdigsten; von Feinden so wie von Freunden.

Wie mag nun der Hr. Verfasser der Abhandlung vom Genius des Sokrates, im deutschen Museum, Junius 1777. sagen, es finde sich eine exakte Gleichheit bey den Beweisen für den Genius Sokratis und die Wunder Christi? Ja, bey jenen sind sie noch stärker?

Dem Hrn. V. dieses Aufsazes hat man unter den Theologen, welche den Beweis des Christenth aus Wunderwerken verwerfen, auch Hr. Ernesti und Hr. Michaelis genannt. (Seite 481.) Beyde sind weit davon entfernt. Jener will zwar die Wahrheit des Christenth. vornämlich auf ein inneres Gefühl bauen; hält aber doch auch den Beweis aus Wunderwerken für bündig und gegen die Ungläubigen unentbehrlich. Und Hr. Michaelis legt gerade alles Gewicht nur in diesen Beweis.

Eben daselbst läßt der Hr. V. alle falsche Religionen Wunder anführen. Und — gerade keine einzige thut das. Nicht Muhamed. Nicht die heidnischen Priester.

In den zwey ersten Jahrhunderten nach Christo findet sich, sagt man Seite 483 ein Lücke im Beweise der Authentie des N. T. die sich durch alles Nachfolgende nicht ersezen läßt. — Aber Irenäus, Bischoff der damals schon blühenden christl. Gemeinde zu Lyon; Klemens, Lehrer der damals schon sehr berühmten Akademie zu Alexandrien; Tertullianus, Presbyter zu Karthago; also Lehrer in Europa und Afrika kennen bereits alle Schriften des N. T. nur den 2ten Br. Petri, den 2. und 3. Br. Johannis nebst der Offenbarung ausgenommen; führen sie als ächt und göttlich an; machen lange Auszüge daraus und s. f. Und diese alle — lebten im zweyten Jahrhunderte.

Eusebius ist, wie bekannt, einer der wichtigsten Zeugen. Aber der Hr. V. sagt uns, doch ohne sich näher zu erklären,

S.

S. 483. gegen seine Glaubwürdigkeit sey noch viel einzuwenden. Und was sollte denn in seiner Nachricht vom Kanon das N. T. unzuverlässig seyn? Daß in der Bibliothek zu Cäsarien eine Sammlung der Schriften des christlichen Alterthums sey? — Daß seine Nachrichten daraus geschöpfet worden? Daß alle Bücher des N. T. bis auf die oben gemeldeten, immer und allgemein angenommen worden? — — Dieß hätte er der ganzen christlichen Welt ins Angesicht gelogen? Dieß erdichtet, was durch alle die Schriften bestätiget wird, die aus den früheren Zeiten, so wie aus den spätern zu uns gekommen? Und —

Schon ein Jahrhundert vor Eusebius, hat Origenes (dessen der Hr. V. nicht gedenkt) ein Verzeichniß des N. T. gemacht, das noch in seinen Schriften vorhanden ist.

Noch mehr Einwürfe dieser Art, und eben so ohne Beweis hingeworfen, sind in die genannte Abhandlung eingewebt. Ich kenne ihren Verfasser nicht. Ich schäze ihn aber als einen Mann von Talenten. Ich liebe ihn als ein Glied eben der Familie, zu welcher auch ich gehöre. Ich liebe ihn auch, als meinen Glaubensbruder, da er selbst mehrmals versichert, er sey ein Verehrer des Christenthums. Aber glauben Sie denn, mein Herr Verfasser! daß dergleichen Einwendungen, in einem Journal, welches Religionssachen nicht zu seinem Zweck gemacht, deutsch publizirt, und einer Menge von allerley Menschen in die Hände gegeben, dem Christenthum, das Sie verehren, nichts schaden? Nichts Ihren Brüdern schaden? — Mir haben Sie dadurch eine unruhige und traurige Stunde gemacht. Andern, welche nicht so viel Gelegenheit haben, sich mit der Religion zu beschäftigen, als ich, können Sie gar ihre Ueberzeugung, Tugend, Trost und Glück rauben, oder schwächen. Eine Menge der besten Menschen, die das Christenthum gebildet, werden Ihre Abhandlung nicht ohne Schmerz lesen. Und wie? wenn zwey, drey Jünglinge von vortrefflichen Anlagen, die Freude ihrer Eltern und die Hoffnung der Welt, denen aber das heilige Christenthum schon lange eine Beschwerde war, auf ihre Versicherung hin, die

ganze Religion wegwerfen; sich dem Laster zügellos überge-
ben; und sich und ihre Familie, und ganze Geschlechter zu
Grunde richten? Sie, den mir selbst diese Abhandlung als
einen Mann von guten Grundsäzen zeigt, können Sie gegen
solche Wirkungen, und solche Gefahren gleichgültig seyn?

3.
Bemerkungen
über die Parallel des Genius Sokratis mit den Wundern Christi,
von D. Gottfried Leß.

Von dem Verfasser der Untersuchung über den Genius des Sokrates.
Im Museum Jun. 1777.

Hätte ich den Hrn. Dr. Leß nicht schon vorher als einen
der würdigsten Gottesgelehrten unsers Zeitalters gekannt, so
würde mich die billige, gütige und freundschaftliche Art, wo-
mit er den Aufsaz: vom Genius des Sokrates widerle-
get, überzeugt haben, daß er es sey. Ich erwartete, als ich
die Abhandlung schrieb, die Ehre, einen so gelehrten und das
Glück, einen so rechtschaffen und billig denkenden Gegner so
schleunig dagegen auftreten zu sehen, gewiß nicht. Je un-
erwarteter mir dieß kömmt, je mehr bin ich von der Art,
wie mich dieser vortreffliche Mann widerlegt hat, gerührt.
Leider ist sie bey den Personen von seinem Stande nur gar
zu selten! Um so unvergeßlicher soll sie mir seyn; um so mehr
werde ich sie suchen durch unpartheyische Wahrheitsliebe und
schuldige Bescheidenheit von meiner Seite zu verdienen.

Als ich meine Abhandlung schrieb, meynte ich gar nicht
einen unbeantwortlichen Einwurf gemacht zu haben. Nichts
weni-

weniger als das. Ich wollte nur die Sache schildern, wie sie mir, nach denen bis dahin erlangten Kenntnissen, vorkam. Gern beschied ich mich, daß es Gelehrte gab, die hundertmal mehr wusten wie ich, und die mich zurecht weisen würden; und so meynte ich der Wahrheit einen sehr grossen Dienst geleistet zu haben, wenn ich veranlaste, daß sie ans Tageslicht käme, ob ich sie schon selbst nicht fände. Allein ich muß gestehn, daß ich durch den Aufsaz des Hrn. Dr. Leß, so schön er geschrieben ist, noch nicht auf neue Einsichten gebracht worden bin. Um dieses darzuthun, sey mir es vergönnt, einige Bemerkungen darüber zu machen. Es ist nicht Rechthaberey, die mich dazu bewegt; nein! Ich will die Wahrheit in einem nicht unbeträchtlichen Punkte erforschen, und meine Gedanken recht so vortragen, wie sie sich in meinem Ideensysteme bilden, damit sie, wo möglich, gründlich widerlegt werden.

Um nicht vom wahren Wege abzukommen, muß ich hier, glaube ich, nochmals bestimmen, was ich in meiner vorigen Abhandlung darthun wollte. Nichts anders als dieses: Weil ich ein Beyspiel eines Wunders finde, daß ein Bekenner einer fremden Religion verrichtet hat, und sich auf historische Gründe stüzet, die so unumstößlich sind, als die, worauf man die Wahrheit der Wunderbegebenheiten des Christenthums baut, so kann kein einziger historischer Grund hinreichen, die Wahrheit eines Wunderwerks in den Augen eines unpartheyischen Forschers ausser Zweifel zu sezen. Hiezu war eigentlich nur nöthig, daß ich die Existenz irgend eines andern Wunders, das auf eben den historischen Gründen beruhete, zeigte, es mochte dasselbe zum Beweise einer andern Religion geschehen seyn oder nicht; das that zur Sache wenig oder nichts. Es folgte immer, daß Wunderkraft, wenn sie sich auch bey andern befand, nicht der wahre und eigenthümliche Stempel eines göttlichen Gesandten abgeben konnte. Man muste die Beweise aus der Lehre zu Hülfe rufen, und wenn das geschieht, so bleibt das immer ein Zirkel bey scharfdenkenden Menschen, man

mag

mag sagen was man will. Denn die Lehre kann eigentlich für die historische Wahrheit eines Wunders nie einen Beweis abgeben; so wenig als ich die Existenz der fixen Luft aus geometrischen Gründen darthun kann. Daß dieses Wunder Gründe zur Bestätigung der verbesserten Religion der Griechen abgab, war eigentlich etwas zufälliges, welches aber die Schwierigkeit doch noch vermehrte. Mein Zweck konnte nimmermehr seyn, die Wahrheit der heydnischen Religion darzuthun, und eben so wenig war ers, die Wahrheit der christlichen zu bestreiten, oder dem Beweise aus der Lehre derselben seine Kraft abzusprechen, da ich ihm vielmehr einen noch höhern Werth beylegen wollte, indem ich darthat, daß der andre, worauf man so viel baute, keinen Stich hielt. Hier scheint mirs nun, hat Hr. Leß in seinem Aufsaze die Schwierigkeit gar nicht gehoben, und ich überlasse es dem Leser zu urtheilen, ob ich Unrecht habe; bitte aber den Hrn. Dr. recht sehr, mich ferner zu belehren und die Materie durch weitre Aufschlüsse aufzuhellen.

Wenn Hr. Leß sagt: beym Sokrates sey blos innre Empfindung gewesen; so scheint mir das nicht richtig. Die Prophezeihung des zukünftigen glücklichen oder unglücklichen Ausgangs bey den allerzufälligsten Dingen, war gewiß Thatsache, oder ich gestehe, ich weis nicht, was Thatsache ist; nur die Art, wie es ihm bekannt gemacht ward, war die innere Empfindung; so wie bey Christus das Heilen Thatsache, der Modus aber auch unbekannt und für andre innre Empfindung des Wunderthäters war. Daß ferner Sokrates ein Abergläubiger gewesen sey: ist eine petitio principii. Derjenige ist kein Abergläubiger, der das was er glaubt, auf gute Gründe glaubt. Also muß man erst beweisen. daß Sokratis Genius eine Fabel war, ehe man sagen kann, er sey abergläubisch gewesen, und daraus einen Grund nehmen will, die Wahrheit seines Genius zu bestreiten. Eben dieß gilt auch von dem, was Hr. L. sagt: Sokrates habe an Wahrsagungen und mehrere Götter geglaubt, auf

Träume

Träume geachtet, Gesichter gesehn. Ob Sokrates übernatürliche Mittel hatte, wodurch ihm die Zukunft offenbart wurde, das ist die Frage. Der, dem ein Genius die Zukunft offenbarte, der konnte auch wohl Gesichter sehen; oder ist darin eine mir noch unbekannte Inkomparabilität? Der, dem Träume die Wahrheit vorher sagten, muste wohl darauf achten. Und konnte der, dem ein unaufhörliches, von Jugend auf beywohnendes Wunder, von der Kraft der Wahrsagungen und vom Daseyn der Gottheiten, die er verehrte, überführte, beyde nicht glauben? Hr. Dr. L. sagt auch: er sey in Entzückungen gefallen. Dieser Artikel ist in der Abhandlung schon widerlegt, und es scheint nicht, daß das recht überzeugend sey, widerlegte Säze ohne neue Gründe so decisiv vorzubringen. Eben so hätte auch das, was Hr. L. hier überhaupt von Träumen, Gesichtern, Wahrsagungen, in der Geschichte des Sokrates sagt, um Kraft zu haben, wohl mit neuen Gründen unterstüzt werden müssen, da diese Punkte in meinem Aufsaze genau erörtert worden sind. Der Hr. Dr. nennt auch Sokrates einen Gözendiener und einen Schwärmer. Jenes ist eine rhetorische Figur. Es ist zu zweifeln, daß je Menschen ein Bild, ein Eidolon, einen Gözen eigentlich, angebetet haben: vermutlich haben sie alle den Geist verehrt, dessen Bild der Göze vorstellen sollte. Sokrates wenigstens hat in seiner Verehrung der Götter gewiß nie anders gedacht. Also war dieß nur ein rednerischer Ausdruck, um dem nicht nachdenkenden Leser eine geringschäzige Idee vom Sokrates beyzubringen. Das Wort Schwärmer ist aber zu zweydeutig, um das geringste darauf zu bauen, bis es dem Hrn. D. gefällt zu sagen, was er unter Sokratis Schwärmerey versteht, und den Sinn, den er dem Worte gibt, durch Fakta bestätigt. Der Genius, die Träume und Wahrsagungen aber müssen hier wieder nicht als Beweise angeführt werden, denn das wäre Voraussezung des zu Beweisenden. Im 3ten Artikel führt Hr. D. L. die Gering-

fügig-

fügigkeit der Dinge, wovor der Genius den Sokrates warnte, als einen Beweis gegen seine Wirklichkeit an. Allein ich muß gestehn, daß ich nicht finde, wie dadurch meine Bemerkungen: daß sich der Ruf dieses Genius im Alterthume nicht auf diese Historien allein gründe; daß wir das Hauptbuch darüber und so viele andre verloren haben; daß man gar nicht bestimmen könne, was geringfügig sey, welches ich gerade aus der Geschichte der Schweine darthue, im geringsten widerlegt werde. No. 4. sagt Hr. D. Leß: Sokrates seze seinen Genius nie in Verbindung mit seiner Lehre. Hr. D. Leß muß doch gewiß meiner Abhandlung keinen grossen Werth, und also keine Fähigkeit eine merkliche Wirkung zu thun, beygemessen haben; sonst hätte er, bey Hinwerfung seiner Gedanken darüber sich die Mühe gegeben, Dinge in sein Gedächtniß zurückzurufen, die er, seiner bekannten grossen Gelehrsamkeit nach, wissen muste. Bey der geringsten Erinnerung hätte er sich besinnen können, daß diese Aussage, wenn ichs sagen darf, ganz irrig ist. In Plato's Apologie sagt Sokrates: Wenn ihr mich loslieſt, unter der Bedingung nicht mehr zu philosophiren, so würde ich euch sagen; ich liebe und ehre euch, ihr Athenienser, aber ich will dem Gott lieber gehorchen, als euch. Er nennt eben daselbst seine Lehre, ein ihm von dem Gotte aufgetragnes Amt. An einem andern Ort sagt er auch: Wenn ihr mich tödtet, o ihr Athenienser, so werdet ihr nicht leicht einen solchen Mann wieder bekommen, den ein Gott in Stadt gesezt hat.*) Daß aber dieser Gott der war, der die Rolle seines Dämons bey ihm spielte, oder der ihm den Dämon beygegeben hatte, das wird niemand läugnen, der nur ein wenig in des Sokratis Geschichte exegisiren kann. Man sieht also offenbar, daß Sokrates seinen Genius in ganz genaue Verbindung mit seiner Lehre sezte.

*) Solche Ausdrücke kommen an vielen andern Stellen vor. Er nennt sich einen Mann προσκειμενον τη πολει ὑπο του θεου. und ὁιον ὁ θεος εμε τη πολει προστεθεικε.

setzte. Doch ist das eigentlich, meiner Meynung nach, nur Nebensache; genug daß das Wunder mit dem Sokrates unläugbar ist; es entkräftet allemal den historischen Beweis aus den Wundern. Sieht das aber der Hr. Dr. als einen Hauptpunkt an? Je nun; so wäre auch der gegen ihn entschieden. Der 5te Artikel trifft meine Abhandlung gar nicht. Denn ich will gewiß nicht die Wahrheit der heydnischen Religion gegen die christliche beweisen. Ich will eben so wenig beweisen, daß die Wunder des Sokratis wahr, und die christlichen falsch, oder daß jene eben so wahr als diese seyn; ich habe nur gezeigt, daß beyde Wunder auf gleich starken historischen Gründen beruhen. So bald man sich auf die Lehre beruft, so hat der Streit ein Ende. Denn wenn man mir sagt, Sokratis Wunder sind falsch, denn er lehrte falsche Dinge; Christi und der Apostel Wunder sind wahr, denn sie lehrten eine wahre Lehre, so gebe ich das gerne zu. Das ist gerade meine Meynung; ich beweise mir die Wunder durch die Lehre. Aber nur behaupte ich, man kann die Lehre nicht durch die Wunder beweisen. Sonst liesse sich noch wohl vieles über den Punkt der Moral sagen, das aber nicht hieher gehört. Ich kann nicht finden, daß Sokrates sich nicht über seinen Genius habe erklären wollen, wie Hr. L. No. 6. sagt. Wenn ein Mensch sechs Sinne hätte, so würde er die Empfindungen dieses sechsten Sinnes den andern Menschen schwerlich recht deutlich machen können, und so ging es dem Sokrates. Das war die Ursache des Räthselhaften in seinem Vortrage darüber. Die Sache an sich hatte er keinen Hehl, und sie war auch offenbar genug, nur den Modum konnte er nicht begreiflich machen, und wenn ers versuchte, so war es dann andern immer dunkel, wie es denn auch nicht anders seyn konnte. Das ist wohl der Fall bey allen dergleichen Dingen. Daß eine göttliche Eingebung den heiligen Schriftstellern ihre Werke hat niederschreiben lassen, das sagen sie theils selbst, und das wissen wir. Wie aber diese Eingebung auf sie gewirkt habe, versucht keiner zu erklären. So versucht Paulus auch nicht zu beschreiben, wie ihm war und was er sah,

als er bis in dritten Himmel entzückt ward; wenn man ihm deswegen aber der Geheimnißsucht und der Räthselhaftigkeit beschuldigen wollte? würde Hr. L. das nicht mit Recht seltsam finden? In Ansehung des 7ten Punktes: daß Sokrates kein Dorf gebessert und beglückt habe, beziehe ich mich der Kürze halber nur auf das, was der Rezensent des Lessischen Aufsazes in den Götting. gel. Anz. darüber gesagt hat. Wenn Hr. D. Leß sich auf das Zeugniß, das Cicero dem Sokrates gibt: daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht habe, besinnen will; (das er viel zu gut versteht, um nicht zu wissen, daß es so viel bedeutet, als: Sokrates habe die Weltweisen von eiteln Spekulazionen über den Zusammenhang und die Entstehung des Weltgebäudes, auf die Betrachtung der Verhältnisse und Pflichten des Menschen gelenkt) so wird er den grossen Einfluß, den dieser bewundernswürdige Mann auf die ganze Vorwelt gehabt hat, nicht läugnen. Dürften wir wohl bemerken, daß es vielleicht besser gewesen wäre, den Wirkungskreis der Religion Christi nicht durch den Bruch $\frac{1}{10}$ des Erdbodens zu bestimmen? Er mögte Schwachen wohl noch ein stärkrer Stein des Anstosses seyn, wenn sie bedenken, daß die grossen Anstalten, die Gott zur Erlösung des ganzen Menschengeschlechts gemacht hat, nur auf $\frac{1}{10}$ des Erdbodens einige Wirkung gehabt haben, als meine ganze Abhandlung über den Genius Sokrates. Nichts zeigt mir aber, wie wenig Hr. D. L. besagte Abhandlung geachtet haben kann, und welchen geringen bösen Eindruck er ihr zugetraut haben muß, als der 8te Saz, wo es heist: Sokratis Genius beruhe blos auf seinem eignen Zeugnisse, und seine Schüler berichteten nur, was sie von ihm gehört hätten. Es scheint mir, ich habe genugsam dargethan, daß Sokrates seine Schüler über diesen Punkt gar nicht hätte hintergehen können, wenn er auch gewollt hätte; daß das Faktum von der Art war, daß es nicht den geringsten Betrug gestattete, und was der Dinge mehr sind, die der Leser in der Abhandlung selbst findet. Auf dieses hat der Hr. Dr. gar keine Rücksicht genommen und sie

gar

gar nicht beantwortet. Dieses scheint mir aber doch wichtig; ich weis nicht ob ich mich irre.

Dieß sind die Hauptsachen, die Hr. L. anführt. Kleinere Nebengründe von ihm haben, meiner Meynung nach, noch weniger Kraft. Z. B. Hr. L. sagt: Sokrates lebte zu einer Zeit, wo man von der menschlichen Seele fast nichts wuste. Kein Volk war je enthusiastischer als die Athener. Allein was thut ihr Enthusiasmus zur Sache; wirkte er etwa für denjenigen, den sie seines Dämons wegen hinrichteten? Und, wenn es zur Beurtheilung der Wunder, auf das Land ankömmt, wo sie gemacht werden; welches Land war abergläubischer als Judäa, wo dem Volke die Köpfe dermassen von Teufeln besezt waren, daß sie jede Krankheit dem übernatürlichen Einfluß eines solchen Wesens beymassen. Hr. Dr. Leß ist viel zu unpartheyisch, um nicht selbst zu gestehen, daß die Juden an Leichtgläubigkeit und Enthusiasterey den Atheniensern gewiß zum allerwenigsten gleich kamen, und daß also der verschiedene Schauplaz, wo die Wunder geschehen sind, auf den Grad der respektiven Glaubwürdigkeit derselben gar keinen Einfluß haben müsse; oder wenigstens keinen nachtheiligen für den Sokrates haben könne.

Ich könnte noch einige Erinnerungen gegen andre Punkte anbringen. Z. B. wenn Hr. L. sagt: Keine einzige Religion führe Wunder an, auch nicht die heydnischen Priester. Freylich solche Wunder, die zur Bestätigung der Einsezung ihrer Religion geschehn waren, konnten sie nicht anführen, da ihre Religion koäv mit dem menschlichen Geschlechte war. Aber wurden die wunderbaren Kuren, die Aeskulap verrichtete, nicht als Beweise der Existenz dieses Gottes angeführt, und so mit den Wunderthaten andrer Götter. Daß Sokrates seine Wunderkraft als Bestätigung seiner Lehre anführte, haben wir schon gesehen. Eben so liesse sich über die Lücke, die sich in den zwey ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte befindet; (man muß das nicht so verstehn, als ginge sie durch beyde Jahrhunderte, sie fällt nur in dieselben und beträgt etwa hundert Jahre) über den Zustand, worinnen Irenäi

Werke auf uns gekommen sind; über die Glaubwürdigkeit Eusebii, u. dergl., viel hin und her disputiren. Mein Zweck ist aber gar nicht, gegen den Hrn. Dr. zu disputiren. Meine Ehrfurcht für seine Gaben und Tugenden, die Ueberzeugung, daß er, zumal in diesem Fache, weit tiefere Kenntnisse hat als ich, machen, daß ich weit davon entfernt bin. Mich und das Publikum zu belehren ist mein Zweck; und da ich noch nicht im Stande bin, mich zu überführen, daß meine Abhandlung so wenig und so seichte Gründe enthielte, daß sie durch die kurzen Bemerkungen des Hrn. Drs. umgestossen wären, so bitte ich ihn, wenn es Gründe gibt, die die meinigen hinlänglich widerlegen, sie anzugeben. Ich kann versichern, ohngeachtet die Bemerkung in Ansehung des Genius des Sokrates vielleicht neu, wenigstens für mich ganz neu ist, so hänge ich doch nicht im geringsten mit Autorliebe an meiner Meynung, und werde guten logikalischen Schlüssen und kritisch untersuchten historischen Beweisen gern nachgeben, und gestehe, daß der Einwurf, den ich gegen die Beweiskraft der Wunder und der Religion aus ihnen vorgebracht habe, ganz grundlos ist.

Es bleibt mir aber noch ein Punkt übrig, der für mich der wichtigste ist. Hr. D. Leß stellt mir in den rührendsten Ausdrücken den Schaden vor, den meine Abhandlung verursachen kann. Ich bin gerührt von dem liebevollen Ton, worinn er mich anredet. Er ist eines Lehrers der Religion und eines Leß würdig; er erwirbt und verdient alle meine Achtung und Ehrfurcht; ich hoffe derselben auch nicht zuwider zu handeln, wenn ich das Licht zeige, worunter ich die Sache betrachtet habe, das zu meiner vollen Rechtfertigung für das, was ich bis hieher gethan habe, dienen wird. Indeß bin ich auch hierinn bereit, fernern Gründen nachzugeben, zu gestehn, daß ich unwissend unrecht gehabt habe, und zu versprechen, daß ich mich hüten will wieder in dieß Unrecht zu verfallen. Für izt bin ich aber noch nicht davon überführt und hier sind meine Gründe.

Die Vorschriften einer gesunden Moral sollen in allen Fällen die Richtschnur unsrer Handlungen seyn. Wenn wir diesen gefolgt sind, brauchen wir uns um die Folgen, die unsre Handlungen durch ausserhalb ihnen liegende Umstände haben werden, nicht zu bekümmern. Das ist recht; denn wenn der Mensch blos auf die Folgen seiner Handlungen sehen, und sich darnach richten wollte, so ist er viel zu kurzsichtig, um nicht tausend Fehler zu begehen, und für eine gute Folge, die ihm in die Augen leuchtet, tausend andre schlimme zu übersehen. Es können aber doch tugendhafte Handlungen sehr schlimme Folgen für uns und für andre haben. Indeß, weil der Mensch seine Regeln nur von den meisten Fällen abstrahiren kann, und die Tugend die Art zu handeln ist, die in den allermeisten Fällen den grösten Vortheil bringt, so muß ein jeder immer nach ihren Vorschriften handeln. Wie sichs nun mit der Tugend verhält, so verhält sichs mit der Wahrheit. Ich will nicht untersuchen, ob es Fälle gibt, wo die Wahrheit schaden könne? Ich bin gewiß versichert, daß es keine gibt. Allein wir wollen annehmen, daß sie in eben der Zahl sind, als die Fälle, wo Tugend böse Folgen nach sich ziehen kann. Ist das, so ist doch keiner verbunden auf diese Fälle zu sehen, sondern jeder hat die Pflicht auf sich, jede Wahrheit, die er sieht, ans Tageslicht zu bringen, unbekümmert was daraus werden kann. Wahrheit ist allein gut, Irrthum immer böse; das bleibt so ewig wahr, als daß Tugend immer gut, und Laster allein und immer böse ist; und der Franzose, der da sagte, wenn er alle Wahrheiten in der Hand hielte, wollte er sich wohl hüten, sie zu öffnen, war der häßlichste Egoist, der seine kleine Bequemlichkeit dem grösten Wohl der Menschheit aufs schändlichste vorzog. Der Parallelismus ist hier vollkommen. Denn in beyden Fällen, wenn wir einmal diese Regel verlassen, so wissen wir nicht wo wir stehen bleiben sollen? Keine Maxime ist schädlicher, als daß es erlaubt sey, Böses zu thun, damit Gutes daraus entspringe. Will Hr. L. es aber über sich nehmen zu sagen, wo man stehn bleiben wird, wenn man annimmt:

gewisse Irrthümer seyen nüzlich. Gewiß, er wird es nicht wagen, hier eine Gränzlinie zu ziehen, und mit mir vollkommen in den Saz übereinstimmen: Alle Wahrheit ist allein gut; aller Irrthum ist allein schädlich. Nach diesem Saz würde ich mich berechtigt, ja verpflichtet halten, wenn ich einen Beweis fände, der darthät, daß die ganze christliche Religion ein Irrthum sey; ihn bekannt zu machen. Ich weis nicht ob ich irre. Thue ich es, so bitte ich sehr um Belehrung, die aber aus einer gesunden Moral geschöpft seyn muß. Indeß, da die Wahrheit blos relativ ist; so wäre es genug, daß mir der Beweis überzeugend schiene; denn andre können nicht von dem urtheilen, was mir wahr scheint. Als Hr. Dr. Leß die Schauspiele gänzlich verdammte, hätte er da sein Urtheil, seine Erkenntniß der Wahrheit, dem Urtheile derer, die gelinder dachten, wohl unterworfen wissen wollen? Gewiß nicht: Und so geht mirs; so geht es jedem Menschen. Gesezt nun aber, meine Abhandlung über den Genius des Sokrates hätte der ganzen christlichen Religion den lezten Stoß gegeben, so konnte ich, so muste ich sie bekannt machen, so bald sie mir Wahrheit zu enthalten schien. Die Pflichten einer gesunden Moral verbanden mich dazu.

Doch was heist das: Der Religion, dem Christenthum schaden? Das Christenthum ist oder ist nicht göttlichen Ursprungs. Ist es nicht, so ist es eine falsche Religion. Weg dann damit! Argumente auf Argumente gehäuft, um ihre Nichtigkeit zu zeigen! Jedes derselben ist eine Pflicht, ist Wohlthat für die Menschheit. Ist sie aber Gotteswerk, dann sollte ein Mensch ihr schaden können? Ich gestehe es, ich kann den Ausdruck nicht hören. Er führt gar zu entsezliche Folgen nach sich. Können Menschen der Religion Gottes schaden, so muß menschliche Gewalt sie unterstüzen, den Schaden verhüten, Untersuchungen über solche Gegenstände hemmen: Aberglaube, Unsinn und auf beyde sich stüzende Herrschsucht dringen dann wie ein Strom in die Welt. Aber die Folgen auch bey Seite gesezt, so hat der Ausdruck gewiß etwas unehrerbietiges und verkleinerliches für die Gottheit. Gott

macht

macht zur Stiftung dieser Religion seit Anfang der Welt die grösten Veranstaltungen; gibt zur Erlösung der Menschen seinen Sohn, Gott wie er, hin; und der sich darauf gründenden Religion soll ein Mensch schaden, sie erschüttern können? Wäre das möglich, könnten Menschenhände ihr schaden; ja könnten sie ihr beystehn, so wäre sie die Religion nicht, die sie ist. Also muß das, was uns ihr schädlich zu seyn scheinet; ihr im Grunde nicht schaden, sondern Glied der Kette, Theil im Plane des Ganzen seyn; so wie es ihr nicht schadet, so wie es Theil des Plans ist, daß sie nur über $\frac{1}{10}$ des menschlichen Geschlechts herrscht, da sie, unsern Einsichten nach, billig das ganze Geschlecht erleuchten sollte.

Indeß bin ichs zufrieden, daß man hier den gemeinen Ausdruck, das schadet dem Christenthum, der von Gott eingesezten Religion, gebrauche, und alsdann hoffe ich doch, daß meine Abhandlung nicht unter die Dinge gehört, auf die er passe. Wie oft haben nicht die vortrefflichsten Gottesgelehrten gesagt: es könne nichts vortheilhafteres geschehn, als die Beweisgründe für das Christenthum zu untersuchen, zu prüfen, um die schlechten zu verwerfen, und die guten und schliessenden allein zu behalten, weil nichts einer guten Sache mehr schadet als schlechte Gründe. Was habe ich denn nun anders gethan als das? Auf deren ihr Wort, ja auf Hrn. Dr. Lessens Wort selbst, habe ich gezeigt: ein Argument für das Christenthum sey, meinen Einsichten nach, nicht bündig. Ist das Christenthum so arm an Argumenten, daß es mit diesem einzigen steht oder fällt. Das glaube ich gar nicht, und Hr. Dr. Leß wird es doch nicht behaupten wollen: er wird doch das, was er S. 64. seines Beweises der W. der christl. Religion, von der Nothwendigkeit blos recht bündige Beweise für dasselbe anzuführen, sagt, mir zum Nachtheile nicht widerrufen wollen?

Dieß sind meine Rechtfertigungen auf das, was mir Hr. Dr. Leß so gütig und angelegentlich am Ende seines Aufsazes vorstellt. Ich füge noch hinzu, 1) daß ich meine Gedanken nicht anders als deutsch vortragen konnte, weil ich

nicht einsehe, in welcher andern Sprache ein Deutscher schreiben sollte? 2) Daß ich nicht absehe, wie dadurch, daß mein Aufsaz in ein Journal gekommen ist, welches Religionssachen nicht zu seinem Zwecke gemacht hat, die Sache schlimmer geworden sey? 3) Daß ich nichts dafür kann, wenn sich jemand durch meine Abhandlung seine Ueberzeugung, Tugend, Trost und Glück rauben oder schwächen läst. Das weis ich aber gewiß, daß diese Dinge alsdann auf sehr schwachen Füßen gestanden haben müssen. Schlimm genug, wenn die Leute in der Religion so schlecht unterrichtet worden sind, daß ein Hauch alle Eindrücke derselben wegwischen oder schwächen kann; das ist aber nicht meine, sondern des Geistlichen Schuld, der sie in der Religion unterrichtet hat. Uebrigens kömmt es immer darauf an, habe ich recht, oder unrecht? Die Abhandlung liegt jedermann vor Augen, sie kann ja widerlegt werden, und ich will der erste seyn, der meinen Irrthum eingesteht, so bald er mir gezeigt wird. So lange das aber nicht geschieht, so habe ich Wahrheit bekannt gemacht und kann mich damit beruhigen, daß wenn sich jemand daran ärgert, so ist es ein genommenes und nicht gegebenes Aergerniß. Der Fall aber, daß zwey, drey Jünglinge von vortreflichen Anlagen, die Freude ihrer Eltern und die Hoffnung der Welt, denen aber das heilige Christenthum schon lange eine Beschwerde war, auf meine Versicherung hin, die ganze Religion wegwerfen, sich dem Laster zügellos übergeben, und sich und ihre Familie, und ganze Geschlechter zu Grunde richten, brauchte noch weniger meine Gedanken auf sich zu ziehen; weil man erstlich überhaupt auf die möglichen Folgen einer Handlung nicht reflektiren kann; denn die sind unabsehbar: es kann einem redlichen Manne genug seyn, wenn er eine ehrliche Absicht dabey gehabt hat. Wenn ein Arzt ein Buch über das Physische in der Liebe und Ehe schreibt, so kann er sehr gute Absichten dabey haben und ein sehr nüzliches Buch schreiben. Kann ihm aber der Misbrauch, der mit seinem Buche oft getrieben werden wird, zugerechnet werden? Gewiß nicht. Und der ist doch von ganz

andrer Art als der, den eine philosophische Spekulazion haben kann; denn ich kenne eigentlich keine gefährlichen Bücher, als die den in der Wallung der Sinne oft unwiderstehlichen Begattungstrieb entzünden. Zweytens können keine Jünglinge eine vortreffliche Anlage haben und die Hoffnung der Welt seyn, denen das heilige Christenthum eine Beschwerde wäre. Das ist eine contradictio in adjecto. Einem redlichen Manne könnte das Christenthum wohl eine Fabel scheinen, nie wird es ihm aber eine Beschwerde seyn; denn was ihm das Christenthum gebeut, verlangt von ihm auch eine gesunde Moral. Jünglinge aber finden in der Hoffnung, sich von ihren Sünden einstens zu bekehren, und dann Vergebung dafür zu erhalten, noch ein leichteres Mittel dem Laster in der Jugend den Zügel schiessen zu lassen, als in der unerbittlichen philosophischen Moral, die ihnen bey jedem Fehltritt die von der Natur unabänderlich damit verknüpfte Strafe vorhält, von der keine Reue sie retten kann. Drittens, wie kann man glauben, daß Menschen, wenn sie nicht reif zum Tollhause sind, und auf die konnte ich doch bey meiner Schrift keine Rücksicht nehmen, auf eines andern Menschen Versicherung sich zu Grunde richten werden? Hiebey muß ich doch bemerken, daß mich der Ausdruck des Hrn. Dr. Leß: **auf Ihre Versicherung hin**, sehr befremdet. Er ist nicht so billig als das übrige in seinem Aufsaze, er ist hart, und ich hoffe, der Hr. Dr. wird ihn nach besserer Ueberlegung zurücknehmen. Denn wo in aller Welt habe ich in meinem Aufsaze versichert: das Christenthum sey eine falsche Religion; daß man es auf meine Versicherung hinwegwerfen könnte? War es des Hrn. Drs. Absicht, mich in ein verhastes Licht bey seinen Lesern zu sezen? das glaube ich zwar gewiß nicht. Allein den Anschein hätte es. Ich hoffe, er wird einsehen, daß er einem redlichen Manne, der seine Gedanken und Gründe mit gehöriger Bescheidenheit vorträgt, hiedurch zu nahe gethan hat.

Eben so hoffe ich, mich in seinen Augen und in den Augen billiger Leser, in Ansehung der für mich so sichtbaren

Stärke meiner Gründe, und der Bekanntmachung derselben gerechtfertigt zu haben. Ich kann Unrecht haben, aber es ist ein unwillkührliches Unrecht, das ich gleich erkennen werde, so bald man mich durch richtig schliessende Gründe davon überzeugt hat, und ich glaube dargethan zu haben, daß das noch nicht geschehn ist. Gegen den Hrn. Dr. Leß habe ich mich gerechtfertigt, weil ich ihn verehre; weil er mich in seiner Widerlegung auf eine so billige und gütige Art behandelt hat; und hauptsächlich, weil ich diesem grossen Gelehrten, neue und bessere Gründe zur weitern Aufklärung dieser wichtigen Materie entlocken möchte. Alle diese Ursachen fallen bey denen, die blos auf mich schimpfen und schelten werden, weg, und ich werde sie also alles, was ihnen gut dünkt, unbeantwortet sagen lassen: denn erstlich werde ich sie nicht hochachten, und mir wird also ihre Meynung von mir sehr gleichgültig seyn: sie sind auch gar nicht die Leute, die die Sache durch Gründe erläutern können, und eine Untersuchung von ihnen und gegen sie hätte nichts lehrreiches. Endlich aber werden sie gewiß meinen Unwillen nicht rege machen; denn ich kann wohl sagen, daß sie meiner kleinen Eitelkeit kein süssers Opfer bringen können, als wenn sie recht schelten und wüten; das ist der sicherste Beweis, daß meine Abhandlung recht gründlich, recht gut, recht wahr, und für sie unwiderleglich ist.

4.
Dritter Beytrag
zu alten deutschen Gedichten.

Da ich das erste Gedicht in's Deutsche Museum lieferte, glaubte ich in ihm alle dichtrische Schäze, welche aus den mittlern Zeiten in hiesigen Gegenden übriggeblieben wären, aufgefunden zu haben. Ich irrte mich; denn bald darauf

fand

fand ich das zweyte Lied, und nun bin ich so reich, daß ich eine ganze Sammlung liefern könnte. Wär's nicht Sache, dieselbe ganz dem Publikum darzulegen, damit es auch durch mehrere und grössere Proben hinblicken könne auf die Dichtkunst des funfzehnten Jahrhunderts? Izt besiz' ich vier grössere Gedichte, im Jahre 1425 geschrieben.

1) Ein Beichtbüchlein, zum Gebrauch der Laien. Dem Sprachforscher vielleicht schäzbarer als dem Dichter. Der 2te Vers lautet z. B. also:

Schullin dir dein sunde werdin gelan
So vor gib den der widerdich hat getan
Ab du nymant hast vorsirt
Das sal nue werden uorkert.

2) Eine Sammlung von Sprüchwörtern. Natürlicher weise gutes mit schlechtem vermischt. Der Verfasser gibt der Sammlung den Namen, Bescheidenheit. Der Anfang lautet also:

Ich bin genant bescheidenheit
Der aller togent ein crone treit
mich hat gedicht fridanck
Eyn Tail van sinen dy Sint cranck.

3) Vorschriften, wie sich ein Schüler aufzuführen hat. Besser noch als die zwey ersten. Der Anfang:

Wer mag in dem hercen gar
Aller torheit nemen war
wy vil, wy oft der kinder mut
Daz beste let daz boste tut

4) Uebersezung des medizinischen Gedichts, das sich anfängt

Angelorum regi conscripsit scola svi lempnis.

Maister von paris habin gesand
Dem konig groß zcu engellant
von ercznei eyn hübß buchelein
wy man bewere daz leben sein.

Alle vier sind in einer Folge auf Papier mit untermischten lateinischen Versen geschrieben, so daß das Deutsche allemal Uebersezung ist.

Ferner befindet sich in meiner Sammlung ein plattdeutsches Gedicht auf 6 Folio Pergamentblättern geschrieben und mit einigen Figuren geziert. Enthält die Genealogie Christi von Adam an.

Godde Marien vnde allen hilyhen to eren
will ick de leyge leren
dat se seyn vnd lesen
wo id vor vns sy gewesen
Van adames tyden to xxi *) bort.
Des merke dusse lere wort.

Noch einige kleinere Gedichte, welche durch das öftere Abschreiben des Zeitalters Sprache verloren haben, aber doch ächt sind. Endlich Fragmente, z. B. von drey unterschiedenen Uebersezungen der heiligen Schrift in Versen, und von einem Gedichte, welches mir ein Mittelding zwischen einer Messiade und einem Gedichte vom Paradiese gewesen zu seyn scheint. Alle auf Pergament. Einige darunter waren mit goldnen Anfangsbuchstaben, oder auch mit Gemälden geziert, dienten nun zu Bücherbänden, bis sie von mir erlöst wurden.

Hier will ich nur noch ein Gedicht liefern, welches ich auf der Rückseite einer Urkunde vom Jahre 1471 geschrieben fand.

Ich wil preisen offinbar
Eyne schone Juncfraw clar
Mein getichte faren ein
Vnnde ir diener willig sein

Mein

*) Abbreviatur von Christi.

Mein gemut sihe liebet stett
Gerne thett was sihe mich bett
Sihe hot gar vnuordrossen
Mit liebe mein herz begossen
Ir zcu willen trag ich fil
liebe, vnnd Immer tragen wil
Und ghun der Tichter weise
Ir er beschreiben leise
Ouch so fur mein schiffelein
Pallas keusch rein vnnd sein
Mit weisen clugen zittenn
Laß sich dy schon irbittenn
Das icht vor den reichen part
mein Gedichte werdt irmort
Sihe ist schon mild vnde gut
Ich muß loben ihren mut
Zcertlich durch ihr leibelein
Ist das feyne Juncfraulein
Allen menschen angenehm
Schoner liebe wol beqwem
Zcirlich ist ir rede fort
liplich ires mundes wort
Gleich ein stern ir mundelein
leuchtet In das Herzen mein
Sneweiß ist irs leibes Tron
Teuer ist der lieben lohn
Suße sein ir lipphelein
Wer gesmagkt y sussen wein
Wenn itczt were Jupiter
vnnd uff erden furt ein her
Zcu lieben sich vorfugte
Hir were das ein gnugte
Ey er funde sussen Trangk
der en thet vor liebe krangk
Nicht liebers er begerte

Mit solchem smagk irnerte
Gerne trungk er desin wein
Awß den reinen lipphelein
frolich trangk ich auch den wein
So mir wurde ein trunkelein
Süsser dinge nicht gedochte
So ichs In meyn mundlein brochte
Hitczig wurd ich vnnd geil
So mir wurd des Trangks ein Teil
Gib du schenes Junefrawlein
mir eyn cleines Trenkelein
Wy du wilt doch bin ich dein
Sleuß mich In deins herzens schrein.

Anton.

5.

Vermischte Anmerkungen und Erläuterungen über die Todesstrafen und verwandte Materien,

von

Viktor Barkhausen.

Siehe den Anfang im Mus. Aug. S. 154.

Aber ich will mich nicht länger bey diesem dem Recht der natürlichen Gleichheit gewissermassen widerstreitenden Auskünften aufhalten. Es sey mir genug zu sagen, daß der ganze Grund des gleichen Rechts auch zur Vertheidigung der Todesstrafe bey Mördern keine Anwendung leidet, da ein Mörder doch den Mord nicht wird als ein Recht begangen haben sollen, daß er deßwegen eben dieses Recht wider sich gelten lassen müste. Nach dem göttlichen oder natürlichen Gesez

Gesez kann Unrecht keine weitere als die Befugniß geben, durch Zwangsmittel vom Unrecht abzutreiben und zu nöthigen, mir das mir zuständige Recht zu geben, nebst allem, was dem anhängt, nicht aber auch die Befugniß, dasselbe Unrecht, als nunmehr zu Recht geworden, zu versezen. Es ist gleichsam eine gerade Linie vorgezeichnet. Der Beleidiger tritt aber aus derselben heraus und macht eine Krümme. Nun soll die gerade Linie wieder hergestellt werden. Dieß würde aber nichts weniger als dadurch erlangt, wenn der andre gleichfalls aus der Bahn treten und zur vorhandenen Krümme noch eine neue hinzusezen wollte. Die Linie würde dadurch vielmehr nur noch krümmer werden. Der Beleidigte kann also aus diesem Gesichtspunkte kein Recht bekommen haben, gleiche Krümme zu machen, sondern nur in Absicht des Künftigen Rückkehr in die vorgezeichnete Linie fordern und in Absicht des Vergangenen, daß die in der Krümmung zurückgelassenen Spuren durch den Beleidiger wieder ausgefüllt werden, und daß er alles in der geraden Linie Versäumte nachhohle, das heist, daß der verursachte Schade ersezt und alles Interesse prästirt werde. Dieß scheint natürliches Recht aller Verbrechen und Strafen, und scheint allein angewandt werden zu können, wenn es je wo an gesezlicher Vorschrift fehlen sollte. Es aber zu reguliren, ist freylich nicht ohne Schwierigkeiten und ich werde mit ein Paar Worten darüber sprechen, weil es mich doch wieder nach meinem Zweck hinbringen wird.

Wem also und wie ist der Schade eines Mords natürlich zu ersezen? Der eigentlichste Lädirte ist nicht mehr vorhanden. Aber man kann annehmen, daß er Repräsentanten hinterlasse, die wie sein Vermögen auch alle seine Rechte erben. Dagegen ist aber das zu erinnern, das dieß vorauszusezen scheint, daß jemand beleidigt wäre, und daraus Rechte hätte, und solche übertragen könnte, was erst mit dem Aufhören seines Lebens wirklich würde. Indeß könnte man mit einem jenseitigen Leben auch das nicht ohne Schein annehmen, daß zu präsumiren sey, dee Ermordete wolle, daß

sein

sein Erbe in alle seine Rechte trete und seine ganze Person repräsentire, und daß also präsumtiver Uebertrag der zugefügten Beleidigung da sey. Aber wie dürfte man Beweisgründe aus einem jenseitigen Leben herüber holen, das man gar nicht kennt? Aber mit noch mehr Schein könnte man vielleicht doch annehmen, daß der Ermordete eventuell die durch seine Ermordung ihm zugefügte Beleidigung seinen Erben gleichsam vermacht habe, und daß solche dadurch, daß sie die Erbschaft anträten, auch die Verfolgung seines Rechts übernähmen. So sehr dieß auch ins Ungewisse übergeht, so will ich doch nur sezen, es sey. Aber es zeigt sich gleich die andre Schwierigkeit, wie ein Schade des Mordes zu ersezen, wie viel ein Leben werth sey? Nun könnte man zwar Grundsäze festsezen oder ergrübeln, ein Leben zu taxiren, wie viel nämlich jedes Jahr Leben werth sey, und selbst mit Unterschied, nachdem damit mehr oder weniger Vermögen, Gesundheit, Ehre ꝛc. kurz, jedes Glück verknüpft oder nicht gewesen, wozu man allenfalls auch wie zu Taxirung andrer Schäden beeidete Taxatoren bestellen könnte, wodurch sich denn ein wahrscheinlicher Werth des geraubten Lebens durch Zusammenrechnung des Werths aller Jahre nach der wahrscheinlichen Anzahl aller entrißnen Jahre bestimmen liesse. Allein, wie trüglich wäre dieß? Und wie, wenn jemand die wahrscheinliche Lebenslänge schon überlebt hätte? Wie, wenn jemandes Leben weniger als Werth gehabt hätte? Wie, wenn jemanden sogar wegen Erwartung eines bessern Lebens durch den Tod eine Wohlthat erwiesen wäre? Ich mögte dergleichen auch nicht mit unsern Todeserklärungen und andern ähnlichen Dingen in unsern Gesezen vertheidigen, da sie vielleicht selbst zu tadeln wären und kein Fehler einen andern rechtfertigen kann. Aber es scheint eine durch keine Subtilität wegzudisputirende Wahrheit, daß der Regel nach für jeden Inhaber des Lebens, er sey jung oder alt, Fürst oder Bettler ꝛc. das Leben etwas ist, was er über allen Preis erhoben halten wird. Am wenigsten können Betrachter den inneren Werth eines fremden Lebens angeben, da jeder nur

nach

nach dem Gefühl des Werths des eignen Lebens urtheilen könnte, und davon die Anwendung auf ein fremdes Leben ohngefähr so viel wäre, als wenn jemand ein fremdes Haus nach dem Werth des eignen Hauses anschlagen wollte. Aber es kann uns genug seyn, daß der Regel nach das Leben jedem unschäzbar ist, und so wenig Hoffnung des Lebens er auch nur noch vor sich hätte, doch wahrscheinlich auch für alles, was auch der Mörder hätte, würde hingeben wollen, indem das Leben für jeden einen Werth der Affekzion hat. Der Mörder würde also vielleicht alles hingeben sollen, was nur für den Ermordeten einigen Werth gehabt hätte, und weil er dadurch in Unmöglichkeit gesezt wäre, den Forderungen des Lädirten ein Genüge zu thun, so würde Mord eine Art von Bankrott verursachen.

Zu diesem Bankrott kömmt noch ein frischer Bankrott. Ausser dem Werth des Lebens, in Absicht des Ermordeten selbst, hat es auch Werth für die Erben oder Freunde, und sind sie als Mitbeschädigte zu betrachten. Nach Amtsgehalt, allem wahrscheinlichen persönlichen Erwerb, nebst der Zahl der wahrscheinlich entrißnen Lebensjahre mit Abzug der ohngefähren jährlichen Konsumzion, liesse sich zur Noth ein etwaiger Ueberschlag machen, wie viel die Erben durch den Mord ärmer geworden. Es muß der Erbe, zumal ein Gatte oder Kind 2c. aber auch ebenfalls einen Affekzionspreis fordern können. Wollte man hiewider anführen, daß ein Erbe auch wohl durch des Erblassers früheren Tod wahrscheinlich reicher geworden seyn könnte, daß auch wohl Disaffekzion eintreten könnte, so wäre dieß wenigstens was ungewöhnliches und unwahrscheinliches, und würde auch wohl nicht mehr Gewicht haben können, als wenn jemand ingeheim ein Mitverschworner gewesen oder jemandes Tod befördert hätte. Aber es scheint vielmehr genug, daß der Regel nach angenommen werden muß, daß auch in Absicht des Erben, des wahrscheinlich Liebenden, durch Mord wahrer Bankrott gemacht wird.

Endlich

Endlich wird dieser Bankrott auch in Absicht des Staats vermehrt, als welcher wegen des entzogenen Bürgers und der durch dessen Tod nun ausbleibenden Kontribuzion zur Bevölkerung eine Entschädigung zu fordern, das Recht bekömmt. Wie viel aber ein Leben für den Staat werth sey, ist wieder eine Sache der Berechnung nach noch wahrscheinlichem Leben und wahrscheinlichem Beytrag zu des Staats Besten. Es scheint offenbar, daß auch hier so wohl wegen des Werths einer jeden dem Staat vermutlich gar nicht zu bezahlenden Person, als auch wegen des Werths der ausbleibenden Personen von Geschlecht zu Geschlecht für den Mörder ein Bankrott sich ergeben müsse. Nun könnte zwar auch in Absicht des Staats es seyn, daß jemandes Leben gar keinen Werth oder selbst weniger als Werth hätte. Das könnte aber doch niemand als der Staat selbst entscheiden und in Betracht des Mörders hat jedes Leben, so lange ihm der Staat dessen Unwerth nicht bekannt gemacht hat, den Werth, den ein solches Leben natürlich haben muß. Ja der Staat wird als Landesvater natürlich sowohl als der leibliche Vater auf jedes Leben den Affekzionspreis den Werth der Unschäzbarkeit sezen. Wenigstens würden es voraussehend die Geseze nicht anders thun können.

Da ich denn nun deutlich genug gezeigt zu haben glaube, daß ein Mörder wenigstens einen dreyfachen Bankrott mache, nämlich, in Absicht des Ermordeten, in Absicht der Angehörigen, und in Absicht des Staats, so kann ich izt zu einer neuen Untersuchung und zu näherer Applikazion fortgehn, ich meyne, wie weit Todesstrafen nach Grundsäzen des Bankrotts bestehen können.

Wer Bankrott ist, kann nicht bezahlen, und wenn nicht bezahlt werden kann, muß doch zum Theil und das bezahlt werden, was noch bezahlt werden kann, und der Gesezgeber hat dahin zu sehen, daß, so viel es wichtigere Pflichten erlauben, niemand verkürzt werde, daß jeder so sehr vor Schaden bewahrt werde, als es sich nur möglich machen läst.

Es

Es ist darüber gestritten, ob einst bey den Römern der leibliche Körper der Bankrotten zerschnitten und ihr Fleisch zur Bezahlung unter die Gläubiger vertheilt sey? Wäre es aber geschehen, so wäre es wenigstens eine Strafe gewesen, wodurch die Gläubiger selbst vernachtheiliget worden. Denn wir finden doch nicht, daß unter den Römern Menschenfleisch oder Menschenknochen rc. eine köstliche Waare gewesen und wegen irgend eines Gebrauchs hätte höher angeschlagen werden müssen, als der Schuldner lebend hätte verschaffen können. Vielmehr wird niemand zweifeln, daß der Schuldner lebend hätte höher genuzt werden oder mehr erwerben können. Derselbe Fall ist es aber ohngefähr, wenn der durch jemandes Mord angerichtete Schaden dadurch gehoben werden soll, daß der Körper eines Mörders den Beschädigten gleichsam zur Bezahlung gegeben, und die Seele, so ihn bisher besessen, depossedirt und ausgetrieben, das heist, dem Mörder das Leben genommen würde. Dadurch würde die Erstattung nur noch unmöglicher gemacht und es wäre ohngefähr eben so, als wenn ein Dieb, der nicht alles bezahlen könnte, auch das an fremde Nichtbestohlne weggeben müste, was er noch hätte, oder von andern wieder bestohlen würde, als wodurch der erste durch Diebstahl Beschädigte nichts gebessert wäre, und vielmehr wegen des dem Diebe Wiedergestohlnen rc. nur noch weniger Hoffnung bekäme, daß ihm das Gestohlne erstattet werden könnte.

Da also Todesstrafen den Bankrott eines Mörders vermehren und machen, daß nun der zugefügte Schade gar nicht erstattet werden kann; so gibt der durch Todtschlag erwachsende Bankrott eines Mörders einen neuen Grund wider die Todesstrafen ab, so lange noch nicht hat dargethan werden können, daß dieß Interesse durch ein andres größres Interesse und durch andre Entschädigungen beym Tode aufgewogen werde.

Ich vermuthe, daß mancher vielleicht denken wird, daß doch auch umgekehrt ein fortgesetztes Leben des Mör-

ders den Bankrott vermehren könnte, wenn er nämlich so untüchtig zu allem wäre, daß er mehr Kosten machen würde, als er lebend einbrächte. Ich will nicht untersuchen, wie weit dieß möglich sey; ich will nicht weitläuftig beweisen, daß es höchstens eine ganz ungewöhnliche Ausnahme seyn würde; es ist aber genug, daß es sich in allen andern Schuldsachen nicht anders verhält: und doch wird schwerlich jemand, wenn z. B. ein bankrottgewordner Kaufmann auch lebend die Schuld um weniger als nichts verminderte, solchem deswegen gleich das Leben nehmen wollen. Denn die Stimme der Natur gibt dem Gläubiger, der vom Schuldner keinen Nuzen hat und ihn nicht ernähren mag, nur die Freyheit ihn zu abandonniren, und mehr Recht kann aus dieser Qualität auch der Staat nicht haben. Findet mans aber aus andern Gründen nicht gut, einen Bankrotten, der den Bankrott nur noch vermehren würde, und in dieser Qualität anch einen Mörder zu abandonniren, so kann man sich auch nicht entsagen, ihm Nahrung zu geben.

Der Regel nach, ich wiederhole es, vermehren Todesstrafen den Bankrott, da manche andre Strafen gewöhnlich ihn noch vermindern könnten. Von dieser Seite sind also Todesstrafen in Vergleichung mit vielen andern, die gebraucht werden oder werden könnten, nicht nüzlich zu nennen, zumal wenn man auch auf die durch Todesstrafe oft ausbleibende Fortpflanzung Rücksicht nimmt. Wenn der Verbrecher selbst auch in keiner Absicht ein in der Kette nüzliches Glied werden würde, so ist doch das schon wichtig, daß es doch die Nachkommen werden können. So sind bekanntlich, wie jüngst einer meiner Freunde sagte, aus fremden Ländern herbeygelockte Kolonisten für sich vielleicht oft beynahe dem Staat blos nachtheilige Leute, als der Auswurf der benachbarten Länder und wol zum Theil Auswurf des ganzen menschlichen Geschlechts. Gleichwohl werden Regenten wie der König von Preussen vermutlich nie aufhören, solche zu Kolonisten aufzunehmen.

nehmen. Denn man kann mit Recht erwarten, daß sie durch Noth und in andern Verhältnissen sich zu bessern lernen und wenigstens daß sie sich nach einigen Generazionen veredeln, daß von ihnen auch nüzliche Bürger fallen. Ueberdem können auch die Verbrecher schon selbst als nüzlich betrachtet werden, weil sie doch zum Ausfüllen dienen, und an ungesunde oder gefährliche Posten sich hinstellen lassen, wohin sonst nüzlichere und bessere Glieder gestellt werden müsten. Hieraus erhellet denn, daß Todesstrafe oft nothwendige Ursach seyn kann, daß auch nüzlichere und bessere Glieder dem Tod durch Verkürzung ihres Lebens aufgeopfert werden müssen, und oft so gar mit grosser Härte, wenn Leute wider Willen an solche gefährliche Posten hingestellet werden. So sind Bergwerke, Arsenikhütten, und tausend andre Sachen Schuld an vieler Menschen frühzeitigem Tode, und viele könnten erhalten werden, wenn Verbrecher, statt gleich des Lebens beraubt zu werden, an Posten hingestellt würden, wo ihrer ein wahrscheinlich frühes Ende wartet, als wodurch viele der Bessern bewahrt und zu einem späten Tode erhalten würden. Es versteht sich hiebey aber auch von selbst, daß zugleich dahin gesehen werden müste, daß dergleichen Posten durch den Gebrauch der Verbrecher nicht in Schimpf geriethen, da man doch wol der Verbrecher nicht genug haben würde, andrer Leute in diesen Posten stets entbehren zu können. Man könnte daher solche wegen begangener Verbrechen an gefährliche Posten gestellte Leute durch Fesseln, durch besondre Kleidung und dergleichen in die Augen fallend von andern und ehrlichen Arbeitern unterscheiden. Ohne diese Vorsicht könnte es vielleicht geschehen, daß entweder unschuldige Arme, die sich zu einer solchen Beschäftigung verdungen hätten, gleichfalls als Verbrecher und Unehrliche durch Irrthum geachtet würden, oder daß umgekehrt Tugend und Ehre der Armen auch den Verbrechern mitgetheilt würde.

Endlich wenn man ja grobe Verbrecher durchaus getödtet haben wollte, so könnte man sie wenigstens auf eine der Ge-

sellschaft nüzlichere Weise aus dem Leben bringen, daß man sie nämlich Aerzten übergäbe, sie durch medizinische Experimente zu tödten und ihre Wissenschaft zu vervollkommnen und geschickter zu werden, andern Bürgern das Leben oder Gesundheit zu erhalten.

Aber ich gehe weiter zu einigen Erinnerungen über den Nuzen der Todesstrafen in Absicht ihrer Wirksamkeit fort.

Die Erfahrung, sagt man, lehrt, daß der grosse Haufe nur durch starke Eindrücke gerührt werde, und daß von allen Arten der Furcht die Furcht des Todes am allgemeinsten und stärksten auf den Menschen wirke. Dieß ist wieder sehr scheinbar; ja falsch oder wahr, nachdem man sich darüber erklärt. Der Hunger des grossen Haufens entsteht sowohl nach Stufen als aller Leute Hunger, und er geht nicht vom Sattseyn gleich in die durch Hungersnoth endlich entstehende Raserey über, ohne die Zwischenstufen durchgegangen zu seyn. Und was sind denn starke Eindrücke? Das kömmt erstaunlich aufs Spezielle, auf Personen und Umstände an: für den einen dieß, für den andern das; in der einen Lage dieß, in der andern das. Immerhin mag der Tod etwas seyn, was jeder von Natur fürchtet, und immerhin auch am mehrsten, aber doch nicht allezeit und immer; sondern nur in gleichgültiger, ruhiger Fassung, das heist, noch ausser der Zeit, wo jemand sich zu einem Verbrechen entschliest, wo also noch keine abhaltende Furcht nöthig ist, wo auch schon ein sehr geringes Uebel gefürchtet werden und abhalten müste. Hingegen zur Zeit der antreibenden Leidenschaft, z. B. zur Zeit des Gefühls von der Schande vor dem Kindermorde wird schwerlich der Tod den stärkern Eindruck machen und den Zweck die Abhaltung von dem Vorhaben am leichtesten erreichen. Der grosse Haufe unterscheidet sich im Grunde von andern Leuten nur dadurch, daß die antreibende Leidenschaft nicht mit gleicher Leichtigkeit entsteht und fortwährt. Ist sie aber in gleicher Stärke und mit den gleichen Eigenschaften vorhanden, nämlich so, daß sie zu einerley Verbrechen bewegt, so muß man einerley Mittel gebrauchen, daß nämlich

lich der Zweck, der bey allen derselbe ist, verfehlt werde. Auch die Aerzte sehen hauptsächlich nur auf die Beschaffenheit der Krankheit, um die Mittel zu wählen, die für das Uebel gehören, China fürs Fieber, Rhabarber für überladenen Magen ꝛc. denn das Fieber hat bey allen einerley Qualität, wie der Kindermord ꝛc. einerley Geist. Nur die Dosis ist nach Personen verschieden; und wie die Beschaffenheit der Krankheit Grund zum Gebrauch gewisser Arzneyen gibt, so gibt der Geist des Verbrechens Grund zum Gebrauch gewisser Strafen. Die Mittel möchten einerley Verbrechen allenfalls in der Intension oder Extension, nicht aber in der Art verschieden seyn, und die Mittel müssen allenthalben da angebracht werden, wo der Fehler sizt, und man darfs nicht machen, wie ein Quacksalber, der mir einst recht selbstgenügsam erzählte, wie er einen kranken Zeigefinger durch Abnehmung eines gesunden kleinen Fingers gerettet habe. Mögen denn doch von zehn Kindermörderinnen nicht eine mit der andern gleiches Temperament und Denkungsart haben, mögen neun oder auch alle vor der Herannahung ihrer Schande den Tod am mehrsten gefürchtet haben; aber wir können deswegen, weil die verschiedenen Kindermörderinnen vorhin verschiedenes Temperament und Denkungsart gehabt, nicht verschiedene Geseze für sie alle machen. Dieß würde eine Gesezgebung nicht für die Nazion, sondern für jede verschiedene Person verlangen. Nein, die Geseze können nicht nach dem Geist der Personen, sondern nur nach dem Geist der Verbrechen gemacht werden, und es ist genug, daß alle zehn Kindermörderinnen bey aller vorherigen Verschiedenheit endlich sich doch vereinigen, und alle zehn die gewaltigste Furcht der Schande bekommen, und alle deswegen ihren Kindern das Leben nehmen.

Es wird vermutlich nicht ganz überflüssig seyn, noch einen Augenblick beym Kindermord zu verweilen, weil es vielleicht nirgends sich deutlicher zeigt, wie nothwendig es sey, den Geist der That nicht ausser Augen zu lassen.

Ich habe also die Strafbarkeit des Kindermords etwas herunterzustimmen gesucht, weil er mir so richtiger gewürdiget schien, weil ich es für zu niedrig hielt, meine Sache durch Sophismen zu vertheidigen. Wollte ich aber nur meinen Saz behaupten, so thät ich vielleicht besser, wenn ich Gründe zu ergrübeln suchte, welche zu beweisen schienen, daß der Kindermord das Strafwürdigste aller Strafwürdigsten sey, wenn ich die Motiven nicht als gering und die That nicht als That der Leidenschaft, des Wahnsinns und der Verzweifelung, sondern als That der Vernunft, der inneren Bosheit und kalter ruhiger Ueberlegung geschildert hätte, um dann weiter zu folgern, was doch Todesstrafe gegen Verbrechen des heisseren Bluts, gegen starke Motiven ohne Geist des Verbrechens ausrichten wolle, wenn sie schon bey geringen Motiven, bey allem Selbstbewustseyn und bey kaltblütiger Abwägung der Vortheile und Nachtheile eines Verbrechens davon nicht abhalten könne? Aber dieser Gebrauch, den ich von vergrösserter Abscheulichkeit des Kindermordes hätte machen können, wäre im Grunde doch nur Sophisma gewesen, das sich für einen Untersucher der Wahrheit nicht schickt. Und auch schon bey minderer Abscheulichkeit beweist der Kindermord und so wie ich ihn vorgestellt habe hinreichend, daß die Todesstrafe hier vor der That schwerlich fruchten werde, da sie den Geist der That nicht hat.

Der Kindermord, halte ich wirklich dafür, sollte nicht so wohl gestraft als verhindert werden, daß nämlich die Ursach des Kindermords weggeschafft würde, und da nun einmal gewiß nie zu erhalten seyn wird, daß die Schwangerschaft und Geburt allezeit zeitig genug bekannt werde, so sollte man vermutlich den Zweck auf einem andern Wege zu erhalten suchen.

Das erste Mittel möchten wohl gute Findelhäuser seyn an abgelegenen Orten und so eingerichtet, daß man unbemerkt etwa durch schellende Rollen die neugebornen Kinder zu jeder Zeit und besonders auch Nachts hineinbringen könnte. Ich muß den neueren und aufgeklärteren Zeiten gebührendes

bührendes Lob ertheilen, daß man schon wirklich dergleichen anzulegen bedacht gewesen ist.

Aber das Findelhaus ist allein doch noch nicht hinreichend: sondern man hätte zugleich dafür zu sorgen, daß auch die Schwangerschaft oder Geburt geheim bleiben könnte ohne durch Abtreibung oder Kindermord verheimlichet werden zu müssen; ich meyne, dieß könnte durch eine gemeine Anstalt erhalten werden, wo Personen, die so unglücklich sind, ihre Jungferschaft verscherzt zu haben, sich ingeheim aufhalten und niederkommen könnten, eine Art von Kloster, wo jede solche Unglückliche eine eigne Zelle bekäme und Personen zur Wartung hätte, die nebst den Aerzten und Geistlichen auf Verschwiegenheit beeidigt wären, ja wo keine zu entdecken brauchte, wer sie wäre, woher sie gekommen, wohin sie wieder gedächte?

Hiebey sind übrigens mehr Fälle möglich. Manche Unglückliche, die Vermögen hat, wird ihr Kind behalten wollen, um es einst zurückzufordern. Dann muß natürlich für Alles bezahlt werden. Wollte eine Arme ihr Kind behalten, so müste dieß angehn, wenn sie durch Arbeit bezahlte. Sonst bliebe ein solches Kind eine Art von Eigenthum dieser Anstalt oder des Staats, bis es nämlich selbst die Kosten abverdient hätte oder irgend jemand durch Bezahlung des Vorschusses, nämlich aller auf Nahrung, Kleidung und Erziehung gewandten Kosten es lösete.

Eine solche Anstalt könnte freylich das nach sich ziehen, daß eine Mannsperson leichter ungewiß würde und in Zweifel geriethe, ob die Braut oder Frau nicht vorhin schon einer andern Mannsperson sich preisgegeben. Ich will dieß keinesweges mit der Aehnlichkeit der folgenden Ehen vertheidigen, da die vorige Ehe nicht allein der neue Gatte wuste und zufrieden war, sondern auch ein Liebhaber, der todt ist, ganz ein andres ist, als ein noch lebender und vielleicht noch begünstigter. Aber unglücklicher Mann, der blos die schwerere Verbergung der Schwangerschaft und Niederkunft zum Beweis der Unschuld oder Treue seiner Geliebten hat!

Weis er deswegen, ob nicht blos der Erfolg gefehlt habe? Weis ers, ob nicht selbst Schwangerschaft vor der Zeit gehoben? Ja vielleicht könnte man anführen, daß jezt bey uns die Frauensperson keinen stärkern Beweis von der Tugend oder Treue ihres Geliebten habe; wiewohl es doch auch scheinen möchte, daß dasjenige Geschlecht, welches nach der natürlichen Einrichtung minder fähig sey, seine Untreue zu verbergen, auch zu einer viel unverbrüchlichern Tugend oder Treue bestimmt sey.

Eine gute Bestimmung der Rechte aus dem Beyschlaf könnte ebenfalls vielleicht zur Verhütung des Kindermords gute Dienste thun. Aber die Gränzen dieser Abhandlung verlangen, daß ich mich nicht gar zu sehr auf Nebenwege verliere, da ich über das oben gesagte noch einiges vorzutragen habe.

Ein sehr geschäzter Schriftsteller, der aber bey allen seinen unstreitigen Verdiensten leider den Fehler zu haben scheint, daß er Pluderhosen den unsrigen vorzieht, nämlich, daß er alles langbestandene oder gar schon abgekommene zu vertheidigen sucht, weil unsre Vorfahren doch auch keine Narren gewesen, hat auch die Schande der Huren und Hurkinder in seinen Schuz genommen *). Die Frage, meynt er, sey nicht schlechterdings von der Stimme der Natur und von den Rechten der Menschheit, wenn es auf bürgerliche Rechte ankomme. Dieß ist auch allerdings wahr, wenn von Verwaltung der Justiz die Rede ist, als wo die schon angeführte goldene Regel eines alten Juristen gelten muß, daß das Gesez zwar hart aber doch so vorhanden sey. Ganz anders aber ist die Frage in Absicht der Legislazion, wenn ausgemacht werden soll, ob das Gesez selbst zu ändern sey, weil es wider Politik oder gar wider Rechte der Menschheit, wider Stimme der Natur verstosse.

Eben so ist es ferner ein andres Schande der Mutter und ein andres Schande des Kindes. Von beyden will ich ein Paar Worte sagen.

Die

*) Patriot. Phantas. von J. Möser II. XXXXII.

Die Schande der Mutter soll politischnüzlich seyn, weil sie die Ehen befördre. Die Vortheile und Nachtheile der Ehe, wie selbige bey uns eingeführt ist, zu untersuchen und mit dem zu vergleichen, was sie nach der Natur ist, und was sie in jeder Rücksicht seyn sollte, würde mich ohne Noth in ein weitläuftiges Feld abführen. Ich will die Nüzlichkeit unsrer Ehe voraussezen, und selbst, daß es auch nüzlich sey, sie durch äussere Mittel zu befördern: ists denn aber schon gleich viel, was für welche gebraucht werden? Können nicht andre Nachtheile ein Mittel widerrathen? Und dieß scheint grade hier der Fall. Die Schande benimmt nicht nur den unglücklichen Müttern fast alle Wege einer bessern Lebensart, und kann dadurch dasjenige Bedürfniß werden, da ohnehin, (wie eine erfahrne Philosophin, oder vielmehr Wieland, der nicht genug studirt werden kann, durch den Mund seiner philosophirenden Danae, bemerkt oder doch insinuirt hat,) jeder Mensch früh oder spät Bedürfniß hat, irgend etwas zu lieben, und Liebe natürlich in Genuß überführt; — dasjenige, sage ich, kann Bedürfniß und endlich Gewerbe werden, wozu erst Zufall, Leidenschaft, Ueberraschung, Versprechen einer bleibenden Verbindung, und dergleichen Aussichten verführten; oder sie zwingt, wegen der vorgefallnen grossen Veränderung in eine nun unfreywillige Enthaltung des andern Geschlechts, wodurch denn auch Männer, wegen der ohngefähren Gleichzähligkeit der Geschlechter genöthigt werden, sich zu enthalten, oder, da viele zu heisses Blut haben, nur verbotener Liebe zu geniessen, oder hievon die Nothwendigkeit für andre zu vermehren: sondern die Schande ist auch, wie ich schon gesagt habe, zumal bey übrigens sittsamen und gegen den ihnen nie zu ersezenden Verlust ihrer Unschuld und Ehre sehr empfindlichen Müttern, die einzige oder wenigstens gewöhnliche Ursach, daß sie sich auf andre Weise zu retten verzweifelnd Kindermörderinnen werden, oder daß sie, was in Absicht der Folgen ähnlich ist, Abtreibungsmittel gebrauchen. Wenn also die Schande der unverehelichten Mütter auch noch so sehr ein Antrieb der Ehe werden könnte, so

wäre sie doch vielleicht das unpolitischte von allen, die sich gebrauchen liessen; ein Mittel, das die Ehe, wenn es sie von der einen Seite befördert, von der andern Seite wieder hindert; ein Mittel, das, wenn in der Ehe mehr Geburten als ausser derselben geschehen würden, (worüber sich jedoch vielleicht noch streiten läst, wenn man die Folgen der Schande abzieht) doch die Bevölkerung geringer macht, da es nach dem geschehenen Anfang doch auch den Fortgang der Bevölkerung abbricht; das endlich wenigstens die mehreren Geburten der Ehe durch den Verlust durch Kindermord und Abtreibungsmittel wieder aufwiegen würde. Dieß Alles hat mir um so mehr über den Kindermord zu Beſtärkung meiner Meynung zu sagen nöthig geschienen, da ich nicht ohne Befremden gefunden habe, daß man den Kindermord auch ganz anders, nämlich, wie es scheint, als blosse Wirkung der grösten Leichtfertigkeit betrachten will. Man zeige doch nur, wie es sich mit diesem System vertrage, daß den Kindermord 2c. nicht nur keine Verehelichte, sondern auch keine Personen zu begehen pflegen, welche in liederlicher Lebensart schon grössere Fortschritte gethan und keine Ehre mehr zu verlieren haben, daß nämlich der Kindermord nur bey den ersten und nicht bey den nachfolgenden Geburten zu geschehen pflegt.

Ueberdem ist diese unnöthige Schande auch noch von einer andern Seite unpolitisch: wer verachtet, verworfen, gebrandmarkt ist, wird leicht niederträchtig, wird leicht anfangen, Verachtung, Verwerfung, Brandmark zu verdienen, kann denken, daß er doch nur wenig zu verlieren habe.

Dieß trifft nicht nur die Mütter, sondern auch besonders die unehelichen Kinder. Zugleich scheint ihr Schandfleck eine Strafe der Unschuld, ein Leiden für fremde Thaten, und das nicht aus der Sache selbst erfolgt. Man hat sich darauf, es zu vertheidigen, berufen, daß nach den göttlichen Gesezen die Kinder bis ins vierte Glied ihrer Väter Missethaten tragen müsten. Paste dieß aber so gradezu hieher, so müste dieser Gesezgeber gewiß ein sehr ungöttlicher Gott seyn, da er offenbar vom Gott der Natur und Vernunft verschie=

schieden wäre, ihm zu widersprechen sich nicht scheuete. Denn das Kind würde nach einer solchen Anwendung auch das Leben verlieren müssen, wenn einer der Vorfahren bis ins vierte Glied das Leben verwirkt hätte. Nein gewiß hat eine Religion, die wegen ihrer Vortrefflichkeit mit Recht gepriesen ist, keine solche Lehre. Allenfalls möchten hier blos natürliche Folgen verstanden werden, so wie die Nachkommen durch die Folgen der Verschwendung mitbetroffen werden. Am wenigsten past eigentliche Strafe der Nachkommen bey Verbrechen, die nicht an sich Verbrechen, sondern nur aus Politik dazu gemacht sind, und nur als ein solches zum höchsten wäre Hurerey zu betrachten. Man meynt zwar ferner, daß hier den Kindern keine Rechte der Menschheit genommen würden, sondern daß blos eine Ausschliessung von gewissen Wohlthaten einetreten: allein will man unpartheyisch sprechen, so raubt Schande allerdings Rechte, nämlich etwas, was allen andern Mitbürgern durch die Geburt gemein ist, stößt sie aus der Reihe der gleichen Mitbürger heraus. Soll also der auf die unschuldigen Kinder fallende Fleck als eine blosse Ausschliessung von gewissen Wohlthaten betrachtet werden, so würde man eben sowohl es als gerecht und billig ansehen können, jedes andre und ähnliche Kind davon auszuschliessen, ja ihm so gar ein Brandmark vor die Stirn zu sezen, weil es doch nur eine Ausschliessung von gewissen Wohlthaten nämlich der Ehre sey, und dürften eben so Kinder auch von Erbschaften und allen ihren Rechten ohne allen Grund nach Willkühr ausgeschlossen werden. Auf solche Weise könnte man die Wirklichkeit aller Strafen wegphilosophiren. Aber es ist genug, daß unsre Unehlichkeit sowohl wie Brandmark rc. eine Schande gibt, die keiner andern Unschuld gemein ist, und daß Unehlichkeit eine Ehre oder Unschande raubt, die jedem gemein ist. Man beruft sich zwar auf ähnliche Sitte bey den Misheurathen. Allein die verdient vielleicht selbst Tadel, kann wenigstens als selbst nicht natürlich die Entziehung natürlicher Rechte als eine ähnliche natürliche Billigkeit nicht rechtfertigen. Dann ist auch Adel und zwar

Voll,

Vollbürtigkeit nichts, das allen gemein wäre, das also den, welchem man dieses versagte, unter alle andre, ohne Schuld des Verachteten, heruntersezte. Last aber erst alle und jede vollbürtigen Adel haben, stost dann jemand aus dieser Reihe heraus, versagt ihm die allen andern zustehende Rechte; so ist es doch gewiß ein Uebel, das nur als verdiente Strafe gebilligt werden könnte.

Doch ich wende mich zur Strafe der Kindermörderinnen selbst zurück. Es ist hiebey mir nicht genug die Strafe des Kindermords gewürdigt zu haben, sondern meine Absicht geht hiebey ein wenig weiter: ich fordre zugleich jeden auf, mir irgend eine That zu zeigen, wo Todesstrafe im Geist des Verbrechens in dessen Motiven den Grund habe, und also der Seele bey solchem Vorhaben gegenwärtig und also wirksam, kurz, dem Verbrechen angemessen seyn müsse, so wie ich beym Kindermord deutlich genug entwickelt zu haben vermeyne, daß die Todesstrafe gar nicht angemessen sey! So lange man einen solchen Fall nicht wird geben können, so scheint die Wahrheit meiner Behauptung von ihrem verhältnißmässig geringen Eindruck zur erforderlichen Zeit, zur Zeit der That, unleugbar. Ich sehe indeß ganz wohl einen Fall, worauf man sich berufen könnte, wo nämlich ein Verbrechen begangen würde, ein Leben zu erhalten, das man zu verlieren fürchtete, so daß die Liebe des Lebens die Motive der That würde. Allein was ist dieß denn für ein Fall? Nothwehr und dergleichen kann man doch nicht hieher bringen: was bleibt also noch übrig ausser dem Fall, wo Todesstrafen in diese Gefahr gesezt und dadurch zu einem zweyten Verbrechen bewogen haben? Dann ist dieß aber ein Grund vielmehr wider als für die Todesstrafen, da sie selbst die Motiven eines zweyten und wohl sogar grössern Verbrechens sind. Oft begeht vielleicht jemand ein Verbrechen, weil keine solche Strafe darauf gesezt war, die der movirenden Leidenschaft vor der That gegenwärtig gewesen, oder den intendirten Vortheil wo nicht entrissen, doch noch die der Seele gegenwärtigen Motive selbst überwogen und dadurch abgeschreckt

schreckt hätte. Nach begangenem ersterm Verbrechen und erreichter Intenzion wird wahrscheinlich erst die anderartige Gefahr recht gegenwärtig, das Leben deswegen zu verlieren. Durch Mord eines Zeugen ꝛc. würde die Gefahr vermieden oder geringer, da ohne selbigen das Leben ohne Rettung seyn würde, und durch ihn nur das riskirt wird, mit etwas mehr Schmerzen und langsamer ein Leben zu verlieren, das schon unerrettlich ist. Motive genug, diesen Mord ꝛc. das zweyte ꝛc. Verbrechen zu begehen, um der grössern Gefahr einer schon äussersten Strafe vielleicht noch zu entkommen! Wenn Strafen festgesezt werden sollen, kann überhaupt die höchste Stufe nicht vorsichtig genug gebraucht werden, damit noch Unglück genug übrig bleibe, von mehr Verbrechen abzuhalten. Ist nun Todesstrafe der Seele gegenwärtig, so muß sie vielleicht ein solches Uebel scheinen, daß sie gar keine Idee mehr von anderm oder grösserm übrig läst, das hienächst noch gefürchtet würde. Insbesondre sollte dahin gesehen werden, daß die Strafen solche wären und nur solche Intension hätten, daß sie neben einander bestehen oder nach einander vollzogen werden könnten, damit von Hinzufügung noch eines Verbrechens die dafür zu erwartende Hinzufügung noch einer dem hinzuzufügenden Verbrechen angepasten Strafe abhalten könnte, und ein bedenklicher ja offenbar nachtheiliger Grundsaz ist der in unsrer Justiz geltende, daß das grössere Verbrechen alle die kleinern mit sich nimmt, und einschlingt, daß nur die Strafe dafür verstärkt wird. Ausser dem Willkührlichen hiebey ist die grössere Strafe oft eine ganz anderartige, als die jedem verbundenen oder simultanen Verbrechen zukommende und dafür schickliche seyn würde. Es scheint natürlich, daß Verbrechen vielleicht sehr dreist gehäuft werden möchten, wenn die Strafe nur eine einzige bleibt, der Lohn aber nicht blos vergrössert, sondern auch vervielfältigt, zugleich auch wohl die Gefahr geringer wird, als wenns bey einem einzigen Verbrechen gelassen würde. Warum künstelt man doch und bleibt nicht bey dem Natürlichen, daß jedes der Verbrechen für sich gestraft werde, daß sie, wo

ihrer

ihrer mehr sind, da sie nach oder neben einander verübt sind, auch nach oder neben einander untersucht und jedes mit der auf jedes gesezten und dafür schicklichen Strafe belegt werden! Vielleicht könnte man auch sagen, daß die blosse Verstärkung der Strafe einige Ungerechtigkeit gegen die Nazion sey, als welche berechtiget zu seyn scheine, daß die für jedes Verbrechen festgesezte und dafür gehörige Strafe auch bey jedem vollzogen werde, ohne durch ein konkurrirendes Verbrechen gewissermassen, nämlich bis auf die gänzlich willkührliche Verstärkung der Strafe eines andern Verbrechens, zessirend gemacht zu werden. Es können überdem auch mehreren zugleich Privatsatisfakzionen zustehn, und zwar verschiedene, und zwar dem einen aus diesem, dem andern aus jenem der kumulirten Verbrechen. Hier ist es doch augenscheinlich, daß man jedem die ihm zustehende Privatsatisfakzion geben muß, und nicht aller Satisfakzionen in eine einzige, gröste, vielleicht nur einem einzigen, zukommende Satisfakzion verschmelzen darf. Erkennt man dieß in Absicht der Privatsatisfakzionen für gerecht und billig, so sollte es auch überhaupt bey Zutheilung des jedem Verbrechen zukommenden Lohns oder Strafe so halten: denn die Sache ist im Grunde dieselbe. Vielleicht sollte man zugleich die Ordnung sukzessiver Strafen nach der Ordnung sukzessiver Verbrechen zu reguliren suchen, indem doch nichts natürlicher und billiger seyn kann, als daß der ältern Obligazion eher Genüge geschehe als der jüngern. Da nun dieß alles sich nicht mit Todesstrafen verträgt, indem wer einmal sein Leben verloren hat, es nicht für ein kumulirtes oder konkurrirendes Verbrechen nochmals verlieren noch nach verlornem Leben eine andre Strafe für ein andres Verbrechen leiden kann; so sind dieß lauter Gründe, warum man Todesstrafen abschaffen sollte. Ich gestehe übrigens, daß auch bey andern unsern Strafen die Strafe des grössern Verbrechens die des geringern wol zuweilen verschlingen oder aufheben möge. Aber eben dieß ist und bleibt doch ein Fehler und es zeigt sich auch der grosse Unterschied, daß es bey den andern

Stra-

Strafen wol nur ein ganz unnöthiger Fehler ist, bey der Todesstrafe hingegen die Natur der Sache selbst es so mit sich bringt; bey andern Strafen scheint es ein Fehler unsers Gebrauchs, bey der Todesstrafe ist es ein Fehler der Sache selbst. Endlich ist hier auch nicht zu übersehen: sukzessivisch können die Strafen ins Unendliche fortgehen, und bis der Tod einen Verbrecher den Strafen entzieht, welcher Tod hier also nicht zu befördern scheint, kann jedes Verbrechen sukzessivisch bestraft werden. In Absicht des Masses sind aber Gränzen, und der Schmerz statt unaufhörlich zu wachsen, geht vielmehr endlich in Fühllosigkeit über und macht Empfindlichkeit aufhören, so daß also der Schmerz der Todesstrafe nicht ohne Ziel wachsen und von Hinzufügung neuer Verbrechen abhalten kann, indem endlich das Maaß des Schmerzens grösser wird, als daß der Wachsthum empfunden oder gedacht werden könnte. Die äusserste Strafe des Todes scheint also für hinzugefügte Verbrechen nur Gewinn und gar keinen Nachtheil übrig zu lassen; nicht zwar als wenn Todesstrafe Hinzufügung anderer Verbrechen nothwendig nach sich ziehn müste: aber wenn es unterbleibt, ist es Wirkung andrer zufälliger Ursachen und nicht dieser äussersten Strafe.

Manche glauben nun auch ganz vortreflich die Todesstrafen zu retten, wenn sie Anfälle auf andre Strafen thun, wenn man eine von ihnen an die Stelle der Todesstrafe sezen wollte. So hat man alles gewonnen zu haben vermeynt, weil die Gefangenschaft kein Verhältniß beobachte, indem von zwey völlig gleichen Bösewichtern der eine lang der andre kurz lebe. Wird aber bey der Gefangenschaft die Nothwendigkeit der gleichen Strafe für gleiche Verbrecher urgirt, so müste man sie auch bey der Todesstrafe anerkennen. Da nun von zwey völlig gleichen Verbrechern der eine länger der andre kürzer würde gelebt haben und folglich der eine mehr der andre weniger Leben durch Todesstrafe würde verloren haben, so verräth es eine grosse Einsichtigkeit, wenn man nicht wahrnimmt, daß der Grund, der wider

die

die Gefangenschaft beweisen soll, wenigstens eben so sehr wider die Todesstrafe beweisen würde. Fern sey es übrigens von mir, daß ich leugnen wollte, daß Gefangenschaft oder jede andre Strafe sich fehlerhaft gebrauchen lasse. Aber es ist zu zeigen, daß die Fehler in der Sache, wie ich von der Todesstrafe behaupte, und nicht blos in der Anwendung liegen. Ueberdem verlange ich auch nichts weniger, als daß man irgend eine andre Strafe gradezu an die Stelle jeder Todesstrafe sezen solle. Ich sage nicht, daß man Gefängnisstrafe oder Leibesstrafe, oder ꝛc. was es auch für eine sey, an die Stelle der Todesstrafe sezen solle; sondern man seze Gefängnisstrafe und Leibesstrafe und mancherley andre Strafen, sie mögen nun schon gebraucht seyn, oder sich gebrauchen lassen, bald diese bald jene aus allen Strafen, je nachdem entweder die eine oder die andre für jedes Verbrechen past, und man wird wirklich gute mehrere Strafen statt der nicht guten einzigen Strafe der Panazee der Todesstrafe bekommen können. Immerhin mögte jede andre Strafe an die Stelle aller Todesstrafen gesezt noch weniger Wirkung thun als Todesstrafe: ich brauche dieß nicht zu untersuchen; aber muß man eben Panazeen haben? Ich bitte zu vernünftigen Aerzten zu gehen: die werden besser räsonniren lehren. Wenn Todesstrafe auch noch so sehr die gemeinnüzlichste Strafe für alle Verbrechen seyn würde, so wäre sie deswegen um nichts weniger zu verwerfen, wenn sie nicht auch speziellnüzlichste Strafe für jedes Verbrechen wäre, oder wenigstens irgendwo mehr als jedes andre Uebel wirkte. Dieß hat aber noch niemand gezeigt, sondern alle sind dabey stehen geblieben, daß sie andre Panazeen an die Stelle der Panazee der Todesstrafe gesezt präsupponirt haben. Indeß wird es doch nicht überflüssig seyn, noch einiges hierüber zu sagen.

Man hat unter andern die abschreckende Kraft öffentlicher Arbeiten abgeleugnet, weil einst einmal ein dazu verdammter Verbrecher angebotene Gnade und Erlassung der Strafe ausgeschlagen habe, damit er nicht in Noth und

Mangel geriethe; niemand soll aber die Gnade des geschenkten Lebens ausgeschlagen haben. Und ich sage, daß dieß geschehen sey, und man hat mir folgenden Vorfall mitgetheilt: Eine Kindermörderin zu Wizenhausen im Hessischen sollte enthauptet werden, ehe aber der tödtliche Streich geschah, kam jemand herzugeritten und verkündigte Begnadigung. Die Mörderin aber verbat das Leben und ward hierauf enthauptet. Ob sie ihr Leben hätte verlieren sollen geht mich hier nichts an; genug, daß sie ein vermeyntlich angebotenes Leben verbat. *) Zudem bedarf es nicht einmal eines solchen Beyspiels. Denn an sich ist doch Befreyung von der Sklaverey ein Glück und ohne andres Elend oder Melancholie so wohl ein natürlich erwünschtes Gut, wie das Leben selbst. Auch gibt hier der Selbstmord hinreichenden Beweis. Wer im Stande ist, sich selbst das Leben zu nehmen, ich denke, für den muß doch das Leben kein Gut mehr seyn, und daß ein solcher Missethäter ein angebotenes Leben ausschlagen werde, dieß kann man schon ohne Beyspiel wissen, so wie auch, daß oft unser ganzes Verfahren und Gefängniß das Leben verhaßt machen könne. Ja man pflegt auch den zu Begnadigenden nicht zu fragen, ob er nicht lieber sterben wolle, sondern ihm wird ungefragt Gnade ertheilt, ja, ich sage, wenn er sie auch verbäte, sollte sie doch nichts weniger gegeben werden **), indem man es als einen Beweis der Melancholie oder Verrückung ansehen könnte. Darauf will ich mich nicht einmal berufen, daß so gar in der Absicht,

*) Ich bins der Aufrichtigkeit schuldig, anzuzeigen, daß ich dieß Beyspiel nur aus mündlicher Erzählung habe, und nur als solche soll es beweisen. Schwerlich hätte man bey wirklicher Begnadigung die Todesstrafe doch zu vollziehen wagen dürfen. Aber es beweist genug, wenn auch die Mörderin nur dem Ausruf eines Unkommittirten, eines Unabgesendeten glaubte, es als Botschaft der Begnadigung verstand und die Gnade verbat. So nur hat man mich berichtet und so schon ist es hinreichend.

**) Es wird gewiß auch allenthalben so gehalten werden.

Absicht Verbrechen bey uns begangen seyn sollen, um ohne Selbstmord aus dem Leben zu kommen, mit dem Tode gleichsam begnadiget zu werden. Aber ich würde mich schämen, mit dergleichen Gründen beweisen zu wollen, daß der Tod kein Uebel sey, keine schreckende Kraft habe; sondern ich stüze mich auf ganz andre Gründe, besonders darauf, daß der Tod nur in einem einzigen Fall den Geist des Verbrechens haben könne, und daß dieser Fall nichts beweisen könne.

Immerhin mögen auch in Spanien, wie der Prof. Dohm aus Ustariz anführt und welches man für die Todesstrafe hat anwenden wollen, sich einige Leute auf die Galeeren verdungen haben! Wozu kann man sich nicht verdingen? Man verdingt sich zu Todesgefahren selbst und zu tausenderley andern gefürchteten Uebeln. Hört dadurch irgend etwas auf, ohne verakkordirte Bezahlung oder andre Belohnung dafür ein Uebel zu seyn?

Immerhin mögen denn auch öffentliche Arbeiten in der Folge ihr Bittres verlieren. Dergleichen beweist die Kraft der Gewohnheit, und keinesweges, daß etwas nicht an sich die Wirkung des Bittern thue, kein Uebel sey, nicht den Zweck der Strafe erfülle, nämlich vorhergesehn keine abhaltende Kraft habe. *)

Immerhin möchte so gar ohne alle Ausnahme jeder Missethäter auf dem Richtplaz Begnadigung mit Dank annehmen! Natürlich muß man, so bald man wieder kaltes Blut bekommen hat, auch die Verschonung mit jedem andern und dem geringsten Uebel als Glück ansehen, und wenn es bey öffentlichen Arbeiten sich zuweilen anders gefunden, so hat es andre Ursachen zum Grunde, und kann nichts mehr beweisen, als wenn auch Pazienten das Bittre süß scheint.

Ueber-

*) Der wahre Zweck aller guten Strafgeseze ist Abhaltung durchs Vorhersehn der Strafe, und ihre Vollziehung ist nur deswegen nothwendig, damit das Gesez nicht aufhöre seine Wirkung zu thun!

Ueberhaupt müssen spezielle Fälle nur sehr vorsichtig zum Beweis der Wirksamkeit einer Strafe gebraucht werden. Fälle, sagt man, müssen mehr als Hypothesen beweisen. Ich muß aber doch nicht eben eins von beyden wählen. Zudem gibt man uns nicht die blossen Fälle, sondern auch wohl sehr willkührliche Folgerungen aus den Fällen. Was kann mehr Hypothese seyn als eben die? Insbesondre sind die Fälle oft nicht ein einziges Faktum? und die Folgerungen gehen auf ein einziges; man beweist nämlich mit komponirten Strafen, was man mit einfachen einzigen beweisen müste. Wenn auch ein Verbrechen nicht schon ohne alle Strafe vielleicht unterblieben wäre, so wird doch die Todesstrafe nicht treffend genug vertheidigt, wenn nicht zugleich gezeigt wird, daß sie habe Wirkung thun müssen, daß es vom Verlust des Lebens und nicht von einem Nebenumstande von einer verknüpften Strafe herrühre, die auch ohne Tod hätte gebraucht werden können. Es müste also billig zugleich gezeigt werden, wie die Todesstrafe den Erfolg gehabt hätte, damit nicht was nicht die Ursach gewesen, für die Ursach angesehen würde, damit hier nicht nach dem scholastischen Ausdruck causa non causa ut causa sey.

Ich könnte noch manche andre mit der Untersuchung über die Todesstrafen in Verbindung stehende, meine Meynung bestärkende oder aufklärende Materien mitnehmen. Aber vielleicht habe ich schon zu viel ausgeschweift. Allenfalls kann es noch künftig geschehen. Nur noch eine Reflexion will ich izt hinzufügen. Alle Augenblicke zu irren, war von je her das Schicksal der Menschlichkeit, ist es noch und wird es auch immer seyn. Wer kann doch mit Gewißheit sagen, daß er Recht habe, daß ihm nichts entwischt sey, was vielleicht die ganze Sache verändert. So meynen wir oft heute, daß etwas so sey, und morgen sehen wir es schon anders ein und nehmen unsre Meynung zurück, um sie übermorgen abermals zurücknehmen zu können und so dann ferner. Dieß soll uns billig behutsam machen, nicht zu dreist zu urtheilen, uns wenigstens so zu verhalten, daß wir ohne Beschämung

und unerröthend verbessern können. Aus demselbigen Gefühl der menschlichen Schwäche, aus dem Bewustseyn, daß irgend etwas in oder ausser uns Ursach seyn könne, daß wir uns irren, sollte aber auch der Gesezgeber zittern, dem Richter Vorschriften zu solchen Entscheidungen zu geben, die einmal geschehen nie sich wieder gut machen lassen, zumal wenn man hinzudenkt, daß man unter den Menschen und sogar unter den Richtern selbst zuweilen recht arge Racker antrifft. Entrißnes Vermögen läst sich nach entdecktem Irrthum oder Bosheit erstatten, Ehre läst sich wieder herstellen, ja, alles dergleichen läst sich wohl sogar noch vermehren: aber einem Todten kann nicht mehr geholfen werden, und ein Fehler, es sey nun Irrthum oder Bosheit dran Schuld, wodurch ein Leben einem Unschuldigen oder auch nur einem nicht hinreichend Schuldigen entrissen worden, läst sich ewig nicht wieder redressiren! Es fehlt nicht ganz an solchen Beyspielen; aber man sagt zuweilen, es sey blosse Schuld der Richter. Gut denn; was hilft dieß aber dem Hingerichteten? Unverbesserlicher Schuld sollte die höchste Gewalt vorbeugen, sollte es vorher wissen, daß die Richter nicht aus Göttern, noch von Göttern, sondern aus Menschen und von Menschen ausgesucht werden müssen. Nicht immer ist auch blosse Schuld des Richters. Auch andre Zufälle haben ihren Einfluß. Was kann doch der Richter dafür, wenn ein Umstand zu spät an den Tag kömmt, da er nach Wahrscheinlichkeit verfahren muß? Freylich sagen unsre Juristen oft, daß es klärer wie der lichte Mittag seyn müsse: wer weis aber nicht, daß die mehrste vorgebliche Gewißheit genauer untersucht höchstens Wahrscheinlichkeit ist? — — O Geist des Sokrates, vergib es, wenn ich wo aus Temperament und wider Willen zu dreist, zu entscheidend gesprochen; und leite mich, daß ich nach deinem Beyspiel zweifelnd, zwar nicht was Wahrheit, was Gewißheit ist, aber doch dasjenige finde, was das wahrste und beste zu seyn, was die mehrsten Gründe für sich zu haben scheint!

---

6. E—s.

6.

E—s. Beantwortung
einer
von. K. aufgeworfnen physiognomischen Frage.

Die Theorie ist das Ideal des intellektuellen Schönen. So wie Einheit mit Mannichfaltigkeit überhaupt Schönheit ist: so ist nichts Entzückenderes für den Verstand, als eine grosse Menge Phänomene unter Einen Grundsaz gebracht zu sehen. Es gibt Leute selbst unter Gelehrten, die den Theorien nicht gut sind, nicht daß eine viel umfassende und doch einfache Theorie nicht etwas Anziehendes für sie hätte, in ihren Augen nicht etwas Schönes und Erhabenes wäre; das ist sie für alle Menschen, die denken: sondern weil sie der Vernunft nicht die Kräfte zutrauen, eine Theorie aufzuführen, die nicht in kurzer Zeit durch ihr eigen Gewicht oder durch äussere Angriffe einstürzte. Ich glaube, es verhält sich mit unsern Theorien wie mit unsern Gemälden. So wenig diese die Natur jemals vollkommen erreichen: so wenig können jene die Wahrheit jemals ganz genau darstellen.*)

 Gleich=

*) Mit oder ohne Theorie, Irrthum ist einmal unser Loos und ich wollte es beynahe demonstriren, daß keine Wissenschaft möglich ist, in der nicht Irrthümer behauptet würden. Mein Grund ist der: Keine Wissenschaft ist ohne allgemeine Säze möglich. In der Natur finden aber keine allgemeine Säze statt: sondern alles ist individuell. Wenn ich z. B. den Saz nehme: das Genie wird geboren; so ist der Saz offenbar nur beynahe wahr, denn es gibt Leute, die durch blossen Fleiß ihre Seelenkräfte zu einem solchen Grade erweitert haben, daß es ungerecht wäre, sie nicht für Genieen zu erkennen. Wollte man nun sagen: das Genie wird nicht geboren; so widerspricht der Saz offenbar der Erfahrung, denn woher bleiben sonst so viele ungeachtet aller ersinnlichen Mühe hinter andern weit zurück, die sich wenig Mühe geben?

Gleichwohl müssen wir Theorien haben; sie sind ein Bedürfniß für unsern Verstand, der zu eingeschränkt ist, eine Menge Phänomene auf einmal zu übersehen, wenn sie ihm nicht aus Einem Gesichtspunkte dargestellt, unter Einen Grundsaz gebracht werden.

Als mir die physiognomischen Bemühungen meines Zeitalters zu Gesichte kamen; konnte ich anfangs gar nicht den Antheil daran nehmen, den ich mir um meiner eignen Unterhaltung willen wünschte. Mein Auge verirrte sich in der grossen Menge der Phänomene, die sich ihm ohne Ordnung darstellten; ich schien mir in einem Meere zu schwimmen, in dem ich vergebens festen Fuß zu fassen suchte. Es fehlte dieser ungeheuren Mannichfaltigkeit an Einheit, um Schönheit für mich zu seyn. Es fehlte mir ein Grundsaz, auf den ich die Phänomene zurückführen konnte. Ich suchte einen solchen Grundsaz und fand ihn; das heist, ich entwarf eine Theorie, die die Phänomene in denjenigen Zusammenhang brachte, durch den sie mir übersehbar und erklärbar wurden.

Wenige Zeit nachher ward im Museum eine philosophischphysiognomische Frage aufgeworfen, deren Untersuchung geradehin auf den Grundsaz führte, durch den ich mir die Sache deutlich gemacht hatte. Der Frager glaubte, seine Frage mögte wol zu früh kommen und hat sich unschuldiger Weise geirrt, indem er nicht wissen konnte, daß sie längst aufgeworfen und beantwortet war, ehe sie gedruckt erschien. Ich will die Frage hier einrücken, die Antwort ertheilen und es dem Publikum überlassen, ob es gegenwärtigen Aufsaz als eine Theorie, die die Phänomene der Physiognomik umspanne oder als einen Beantwortungsversuch einer öffentlich aufgeworfenen Frage ansehen will? Lezteres wird für mich den Vortheil haben, daß man wenigstens nicht mehr erwarten als man finden wird.

„Ist die Uebereinstimmung der äussern Figuren mit den inneren Eigenschaften blos eine Folge des äusseren Anstandes oder des physischen Zusammenhangs zwischen dem Unsichtbaren

baren und Sichtbaren? Verhält sich die Sache, wie Ursach und Wirkung, wie Kraft und Zeichen*)? „

Die Frage klingt im Anfange etwas dunkel und es ist manchem Leser nicht zuzumuthen, daß er auf den ersten Blick ihren Sinn fasse. Ein Beyspiel wird sie deutlich machen. Man sagt, Leute mit gewölbten zugespizten Nasen sind wizig, Leute mit Stumpfnasen eben nicht. Da fragt sich: ist die gewölbte Nase ein blosses Zeichen, daß der Mensch wizig sey, so daß sein Wiz in andern uns unbekannten Ursachen seinen Grund habe, oder ist die Nase die Ursache seines Wizes? Eine schnakische Frage! Denn wenn die spize Nase die Ursache des Wizes ist; so ist die Stumpfnase die Ursache des Unwizes und so ist für Stumpfnasichte, wenn sie übrigens noch so trefliche Anlagen haben, die einzige vermaledeyte Stumpfnase eine ewig unübersteigliche Vormauer, jemals zum Wiz zu gelangen. Das lustigste ist, daß sich die Sache auch wirklich so verhält, welches sich, wie ich glaube, sehr wahrscheinlich machen läst.

Nun wird man mich verstehen, wenn ich auf die Frage folgende adäquatere Antwort gebe:

„Die Uebereinstimmung der äusseren Figur mit den inneren Eigenschaften ist nicht die Folge des äusseren Anstandes:**) sondern des physischen Zusammenhangs.

*) So lautete ihre Frage, mein Herr K! im April des Museums 1777 S. 361. Sie dachten wol nicht einmal daran, was sich aus der Frage alles herleiten lasse. Das Publikum hat zu dieser Ihrer Frage mausestill geschwiegen, und es mögte sich nun wol erst entscheiden, ob Sie ein Verdienst hatten, die Frage aufzuwerfen und ich eins, sie zu beantworten?

**) Was Anstand? Die Natur fragt nichts nach dem Anstand. Ein Horn vor den Kopf ist anständig, wenns nüzlich ist. Der Anstand ist eine chose de convention. Wenn wir etwas nicht anständig finden, was nüzlich ist: so ists ein Beweis, daß wir ekle verdorbne Menschenkinder sind, deren Mutter zu seyn, die Natur sich schämen muß.

hangs. Die Sache verhält sich also wie Ursach und Wirkung; mit andern Worten: die Physiognomie ist nicht blos Bild des innern Menschen: sondern wirkende Ursache. Bildung und Ordnung der Muskeln bestimmt die Denk- und Empfindungsart eines Menschen.„

Meiner Meynung nach hat also die Physiognomie einen wirklichen Einfluß auf das Innere des Menschen und zwar ist dieser Einfluß gedoppelt, physisch und moralisch. Ein Beyspiel des moralischen, den man wohl nicht in Zweifel ziehen wird, kann folgendes seyn: gesezt einer habe von der Natur einen Mund erhalten, der so gebaut sey — man findet dergleichen — daß alle seine Worte lieblich und melodisch tönen. Er merkt, daß er durch seine Aussprache gefällt. Nun legt er sich darauf, noch lieblicher auszusprechen. Unvermerkt wird auch sein Charakter lieblich und gefällig. Hier ist ein Beyspiel, da der Mund durch seine Bauart die moralische Ursache der Gefälligkeit des Karakters war.

Ausser diesem moralischen Einflusse ist noch ein physischer Einfluß der Physiognomie auf den innern Menschen vorhanden. Sie ist nicht blos Bild; sie ist wirkende Ursach.

Ordnung und Bildung der Muskeln bestimmt die Denk- und Empfindensart eines Menschen.

Dieß ist der Saz, auf den ich eine Theorie erbaue, die Rolle, um die sich die Kette winden soll. Es kommt darauf an, ob er zu erweisen stehe?

Denken und Empfinden sezt die Sinne und Gehirnfibern in Wirksamkeit; zwischen beyden liegen die Gesichtsmuskeln, die alle von Sinnen ab und zu Sinnen führen. Schon hieraus ist zu vermuten, daß sie bey dem Geschäfte nicht müssig seyn werden. Noch mehr. Alle Bewegung der Gehirnfibern entsteht durch den Umlauf des Bluts und andrer Säfte; alle Säfte aber, die die Gehirnfibern bewegen, werden durch die Muskeln hineingetrieben. Je nachdem diese bequem oder unbequem gebaut sind, die Säfte leichter

oder

oder schwerer transmittiren: nach dem geht das Werk in den Fibern leicht oder schwer von statten. Weiter:

Die Bewegung der Gehirnfibern hängt so genau mit der Akzion der Muskeln zusammen, daß sich kein Mensch erwehren kann, Mienen zu machen, wenn etwas seine Seele beschäftigt. Fast jeder Gemüthsdisposizion entspricht eine gewisse Miene. Ein Mensch, der was Böses im Schilde führt, macht eine hämische Miene; einer, dem was Possirliches einfällt, eine possirliche u. s. w. Es ist eine der schwersten Künste, seine Mienen zu verstellen, d. h. eine der jedesmaligen Geistesdisposizion nicht entsprechende Bewegung der Gesichtsmuskeln zu machen *). Jede Geistesdisposizion kann ohne die ihr zugehörige Muskelnbewegung nicht anders als auf eine höchst unnatürliche Weise hervorgebracht werden. Oft ist diese Bewegung weniger merklich. Man findet, besonders bey grossen Männern, daß sie eine grosse Menge Dinge denken, ohne daß man viel davon auf ihrem Gesichte lieset. Auch einem, der abstrakt denkt, sieht man kaum eine Bewegung der Gesichtsmuskeln an. Gleichwohl muß hier der Stirnmuskel gewaltig arbeiten; denn woher würde sonst die Stirn der Denker vor der Zeit runzlich? Ey! runzlich wird sie, weil dieser Muskel vor den übrigen angegriffen und also vor der Zeit abgenuzt wird. Wenn man dem Zuschauer eines Theaterstücks aus einer gewissen Ferne zusähe; so müste ein Kenner den Inhalt und den ganzen Gang des Stücks beynahe aus dessen Mienen errathen können. Hier ist das gegenseitige Spiel zwischen den Muskeln und Gehirnfibern offenbar; in der Maasse wie jene vortheilhaft gebaut und geordnet sind und ihre Verrichtungen mit Leichtigkeit verrichten, in eben der Maasse wird das Geschäft in diesen von

*) Die Lehre von den Mienen und Geberden ist schlechterdings unbearbeitet und sie kann doch nicht anders als unendlich fruchtbar für die Psychologie seyn. Da sezen sich unsre heutigen Psychologen hin und spekuliren, wie es wohl im Gehirn aussehen mag? Aber was sie täglich vor sich haben, was im Gesichte vorgeht, das kümmert sie nicht.

statten gehen. Was heist dieß anders, als: Ordnung und Bildung der Muskeln bestimmt die Denk- und Empfindensart eines Menschen. Gerade so wie der Pflug tief oder flach, ans Land oder vom Lande geht, nachdem sein Kringel lang oder kurz, hoch oder niedrig gesteckt ist, oder wie der Klang der Geige sich darnach verändert, ob der Steg mit der Stimme gleich steht oder nicht: so hängt unsre Denk- und Empfindensart von der Bildung und Ordnung der Muskeln ab. Wir sind in der Hand des Schöpfers nicht anders als ein Werkzeug. Wie er unsre Wirbel stellt; so klingen wir ihm, und wie er unsre Muskeln bildet und ordnet: so denken und empfinden wir.

Hiermit wäre denn mein Grundsaz so ziemlich erwiesen, die Grundlage also fertig und das Gebäude nur aufzuführen. Ich wähle die ersten, die besten Phänomene, um meinen Grundsaz auf sie anzuwenden.

Man sagt, daß eine breite vielumfassende Stirn Tiefsinn verrathe. Natürlich! zum tiefen Denken ist der Stirnmuskel ein unentbehrlich Werkzeug. Eng, zusammengeschrumpft würde er doch wol die Dienste so nicht leisten können, als nun, da er gleichsam wie ein Segeltuch ausgespannt ist.

Weiter sagt man, daß die Schwärmer gemeiniglich platte, perpendikuläre Gesichter haben. Auch natürlich! Ein Schwärmer ist ein Mensch von eingeschränktem Ideensystem, der an seinen Ideen mit erstaunlicher Festigkeit und mit ganzer Seele hängt. Ein solcher Mensch wird sich in seinen Mienen und ganzem Wesen immer sehr gleich seyn, denn sein plattes einförmiges Gesicht ist auch nur einer sehr einförmigen Bewegung seiner Muskeln fähig. Aus einer einförmigen Bewegung der Muskeln entspringt aber eine einförmige Art zu denken und zu empfinden.

Eigensinnige Leute haben mit den Schwärmern das gemein, daß ihre Stirnen perpendikulär sind. Auch stimmen ihre Karaktere darinn überein, daß jene an gewissen Ideen, die ihnen just in den Kopf kommen, erstaunlich fest hängen.

Einer jeden Geistesdisposition entspricht, wie wir gesehen haben, eine gewisse Miene oder Bewegung der Gesichtsmuskeln. Hieraus folgt, was für Mienen einem Menschen am natürlichsten und geläufigsten sind, eben die entsprechenden Geistesdispositionen werden ihm natürlich und geläufig seyn. Nämlich die Gesichter sind ursprünglich so gebildet, daß dem einen die, dem andern jene Miene leichter wird. Einem Dummkopf wird es platterdings unmöglich seyn, eine scharfsinnige Miene zu machen. Könnte ers: er wäre scharfsinnig. Einem offnen Menschen unmöglich, eine diebische Miene zu machen. Könnte ers: er würde ein Dieb werden.

Hieraus entwickelt sich auch das physiognomische Gefühl oder dasjenige dunkle Gefühl, vermöge dessen der Physiognomiker seine Schlüsse herausbringt. Er darf nur untersuchen: was für Mienen werden diesem Gesicht am leichtesten? Hat er diese gefunden: so weis er auch schon, was für Geistesdisposizionen diesem Menschen gewöhnlich sind? Nicht, daß das Physiognomisiren deswegen eine leichte Sache wäre! Im Gegentheil, dieß zeigt vielmehr, wie viel Genie, wie viel Einbildungskraft und Talente sich in einem Physiognomiker vereinigen müssen. Der Mann muß nicht nur auf das achten, was er sieht; sondern auch auf das, was er in dem und jenem Falle sehen würde; er muß das ganze Gaukelspiel der Mienen ewig gegenwärtig haben.

Ich will eine ganz gemeine Erfahrung anführen, von der ich sagen kann, daß sie mich zuerst auf diese Theorie geleitet hat. Wenn ein Anfänger im Zeichnen ein Gesicht zeichnet: so wird man finden, daß dieß ordentlicher Weise ein dumm Gesicht wird, nie ein hämisches, satirisches oder d. g. Sollte sich, dachte ich, hieraus nicht das Wesen eines dummen Gesichts abstrahiren lassen? O ja! denn woher rührt die Erscheinung? Der Anfänger weis keine Beziehungen hinein zu bringen, seine Striche fallen ohne Verbindung hin. Was ist also ein dumm Gesicht? Ein solches, dessen Theile mangelhaft verbunden, dessen Muskeln mangelhaft gebildet und

georb=

geordnet sind. Das Geschäft des Denkens und Empfindens, wozu sie unentbehrliche Werkzeuge sind, wird auch also nur schläfrig von statten gehen.

Damit sind wir aber noch nicht fertig, denn ausser den Muskeln gibt es noch eine andre Substánz am menschlichen Körper, die den Physiognomiker beschäftigt, der Schädel nämlich oder überhaupt die Knochen. Lavater schliest erstaunlich viel aus den Wölbungen, besonders der Hirnschädel. Auf diese, scheint es, läst sich unsre Theorie nicht anwenden, die eine blosse Muskeltheorie ist. Aber sie ist auch hier sehr anwendbar. Ich will mich hier wieder des obigen Beyspiels der Stirn bedienen. Wenn sie breit und vielumfassend ist: so gibt das Tiefsinn. Würde nun wol der Stirnmuskel die zum Denken vortheilhafte Lage haben, wenn das Stirnbein, über das er ausgespannt ist, nicht gerade die Fläche und Wölbung hätte? Der Schädel bestimmt also durch seine Figur, Figur und Lage der Muskeln, und diese bestimmt unmittelbar die Denk- und Empfindensart.

So siehts auch mit den Haaren aus, aus deren Parthien und derselben Lage unter einander geschlossen wird. Woher hat der Mohr seine Wollenhaare? Von der Dicke seiner Haut, in der sich bey der unaufhörlichen Ausdünstung immer mehr Partikeln ansezen, die sie undurchsichtig machen und schwärzen. Es fällt also dem Haar schwer durchzudringen; kaum ist es etwas vorgedrungen: so krümmt sichs schon und hört auf zu wachsen. Das Haar richtet sich nach der Form des Schädels und der Lage der Muskeln. So wie diese liegen: so fällt es und gibt dem Physiognomiker Anlaß, von ihm auf die Lage der Muskeln und so weiter zu schliessen.

Da auf die Beschaffenheit der Muskeln alles ankommt: so ist klar, daß, was für Muskeln zu einer gewissen Art des Denkens und Empfindens hauptsächlich gebraucht werden, in denen auch der Ausdruck einer gewissen Denk- und Empfindensart zu suchen sey.

Für

Für den abstrakten Denker ist der Stirnmuskel das wichtigste Werkzeug. Das ist die Ursach, darum man hier den Ausdruck in der Stirn sucht.

Bey Leuten, die nicht abstrahiren, bey denen alle Seelenkräfte thätig sind, also bey Wizlingen, schönen Geistern, thätigen Genieen, müssen auch alle Muskeln vortheilhaft gebildet und geordnet seyn. Daher sucht man auch den Ausdruck mehr im ganzen Gesicht.

Fechter und Springer denken und empfinden wenig, und bewegen sich mehr maschinenmässig. Daher sind ihre Gesichter gröstentheils unbedeutend; die Anlage der übrigen Gliedmassen desto bedeutender.

Die Sache ist hiermit noch lange nicht erschöpft: sondern nun geht die Arbeit erst recht an. Die Bahn ist nun gebrochen, wir wissen, wo wir nun weiter vordringen sollen. Besonders verdient die Myologie oder Muskelnlehre eine neue Aufmerksamkeit und vielleicht nach einer neuen Methode ausgearbeitet zu werden. Wir haben ein Buch von den physischen Ursachen des Lachens; es fehlt eins von den physischen Ursachen des Stirnrunzels, wenn einer zürnt; des Nasrümpfens, wenn einer höhnt. O was würde die Nachwelt Lavatern für Dank wissen, wenn unsre Philosophen bedacht seyn wollten, seine Physiognomik zum Vortheil der Psychologie zu nuzen! Man hat nun gesehen, wie genau hier alles zusammenhängt. Und war dies nicht schon im Voraus zu vermuten? Der Mensch ist nur einer und das Studium des Menschen nur eins. Aber da sind unsre Metaphysiker von Profession viel zu übermütig, von einem Laien etwas anzunehmen. Wie viel Mühe hat es gekostet, die Leute zu überzeugen, daß die Physiognomik nur überhaupt nüzlich ist! Wie kränkend war es, von grossen Gelehrten, Leuten, von denen man erwartet, daß sie die Gränzen des menschlichen Verstandes weiter hinausrücken sollen, oft die allerseichtesten Urtheile zu hören! Wie sehr ist der grosse Zeitpunkt zu erwünschen, da die Menschenkenntniß ein Theil der Naturhistorie werden, Psychologie, Physiognomik und Physiolo-

siolo-

siologie Hand in Hand gehen und uns dem Ziele hoher allgemeiner Erleuchtung immer näher bringen werden! Aber daran ist nicht zu denken, ehe nicht gewisse Vorurtheile weggeräumt, gewisser Unrath weggeschafft wird. Unsre Philosophen müssen nicht mehr Geist und Materie trennen, den Menschen aus der Naturkette herausreissen und isoliren, und das Unternehmen derjenigen gefährlich heissen, die das Vereinigungswerk liebevoll unternehmen und die Natur in die reinste Harmonie bringen. Erklärt sich nicht ein Lavater deutlich genug für die Vereinigung und gehört er nicht unter die edelsten der Menschenkinder? Aber man hat Demonstrazionen, die die Vereinigung unmöglich machen. Thörichtes Unternehmen zu demonstriren, wo es darauf ankommt, die Einigkeit der Natur zu stören! Daß doch bald der grosse Mann erscheinen mögte, der Ansehen unter den Philosophen, das zum Unglück Lavatern fehlen muß, haben und mit metaphysischen Kenntnissen Physiognomik und Naturhistorie, grossen unternehmenden Geist, strenge Unpartheylichkeit und tiefe Hochachtung gegen die Natur vereinigen wird!

7.

Fragment eines Baurengesprächs,

drey Stunden vom Rhein und Mayn.

Hofmann. Was läutets denn im Dorf?

Bauer. Es ist zur Vesper, morgen ist Portiunkulentag.

H. Das ist gewiß eure Schuzheilige.

B. Ja, mein Herr.

H. Die hat Euch schon viel guts gethan.

B. Man sagts,

H. Und Euch ein gutes Obstjahr beschert,

B. Hah!

H. Und Euch vor Feuersgefahr behütet,

B. Es sind nicht mehr als drey Häuser abgebrennt.
H. Und euch die Maulwürfe vertrieben,
B. Sie und unsere Schippen habens miteinander gethan,
H. Wie mir deucht, Alter, so steht Ihr und Eure Patronin nicht sonderlich gut miteinander.
B. Sie hat mir nichts zu lieb und zu leid gethan und ich ihr auch nichts.
H. Ihr werdet dann doch morgen mit zur Prozession gehen.
B. Warum das nicht?
H. Ihr thuts aber, scheints, doch nicht gerne.
B. Daß ich lieber auf meinen Acker gienge, habe ich unserm Pfarrer oft genug gesagt.
H. Was sagt er denn dazu?
B. B. Was er dazu sagt: ich sey ein böser Christ.
H. Das seyd Ihr auch, Alter.
B. Wann das Christenthum im Müssiggehen besteht, so bin ich einer, dann ich gehe nicht gern einen ganzen Tag müssig.
H. Man muß aber doch die Heiligen ehren.
B. Wohl, aber eins kann beym andern stehen; wann ich des Morgens meine Messe gehört habe, was ist dann dem Heiligen damit gedient, wann ich den ganzen Tag die Hände in den Schooß lege, oder wann sich die Bauren in den Schenken vollsaufen und herumprügeln.
H. Vater, Ihr nehmts auch gar zu genau.
B. Nein, mein lieber Herr, rechne er selbst nach, wir haben 46 Feyertäge im Jahr, wann ich nun die Versäumniß überschlage, was man an diesem Tag hätte verdienen können, so frist jeder Heilige des Jahrs so viel, daß hundert Bauren davon leben könnten.
H. Das solltet Ihr Euren Kammerräthen sagen, daß sie ein paar Duzend davon abschaffen.
B. Dazu bin ich nicht bestellt, mein Herr, wann sie nicht selbst daran denken und lieber arme als reiche Bauren haben wollen, kann ichs wohl geschehen lassen.

H.

H. Es ist aber doch gut, daß der Bauer auch einmal einen Ruhetag hat.

B. Possen! wir haben an unsern Sonn- und Festtagen Ruhetage genug; dem Bauer ist nichts gesünder als die Arbeit, wann man sich müde geschafft hat, gibt sich die Ruhe von selbst. Der Müssiggang macht nicht nur arm, er macht auch liederlich, wann der Bauer nichts zu arbeiten hat, denkt er ans Saufen, ans Spielen und andere Dinge, die nichts taugen.

H. Wenn er aber kein Geld hat, so verbietet sich das Saufen von selbst.

B. Zum Saufen hat der Bauer immer Geld, wann er aber hernach seine Abgaben zahlen soll, dann fehlts, entweder muß er versezen und borgen, oder der Exequirer nimmt ihm, was er hat, so lebt er kümmerlich fort, wann er stirbt, ist sein Gut verschuldt und seine Kinder sind Bettler. Unser Pfarrer mag sagen, was Er will, die Heiligen haben mehr Arme, als Reiche, gemacht.

H. Dafür dürft Ihr auch weniger Abgaben geben, als bey den Evangelischen.

B. Das schadet dem Herrn und hilft uns doch nichts; wenn wir mehr arbeiteten, könnten wir auch mehr geben.

H. Es ist aber erschrecklich, was ein Bauer in der Nachbarschaft geben muß, ihr gebt nicht die Hälfte so viel.

B. Es wird deswegen doch kein Bauer verlangen, zu uns herüber zu ziehen, wohl aber ziehen alle Jahre viele aus unserm Land zu ihnen hinüber.

H. Das ist mir unbegreiflich, die Haut muß ihnen gewaltig jucken.

B. Das will ich Euch erklären, mein lieber Herr. Wann ein Mann bey uns arm wird und ein Stückchen Gut nach dem andern verkaufen muß, da bekümmert sich kein Mensch drum, es mag aus Unglück, durch Krankheiten und andere Zufälle oder aus seiner eigenen Schuld herkommen, genug, wann der Quatember kommt, muß er zahlen, was er schuldig ist, hat ers nit, so läst man ihn vor sorgen, wo

ers

ers herbekommt, kann ers nicht aufbringen, so wird ihm ein Stück Vieh nach dem andern gepfändt, darüber bleibt sein Gut liegen, und in ein paar Jahren ist er fertig, da mag er hinziehen, wo er will. Zu guter lezt macht ihm der Amtmann noch eine Zeche von Gerichtskosten, daß er mit leerer Hand davon muß. Merket nun der Bauer, daß es mit ihm auf die Neige geht, so verkauft er lieber bey Zeiten, was er noch hat und zieht dahin, wo's ihm besser geht.

H. Der Bauer ist doch nie zufrieden, das sehe ich an euren Reden, mein guter Alter, und ihr habt — —

B. Herr, ohne Ihm in die Rede zu fallen, ich will Ihm nur erst vollends sagen, wie's in der Nachbarschaft geht. Der Bauer muß brav herhalten und der Reichste bey uns hier im Dorf gibt das nicht, was dort der geringste Mann bezahlen muß, und der Schulz hat mir doch erst lezthin versichert, daß, wann das Jahr herum seye, kein Nachbar einen Kreuzer schuldig bleibe. Warum? mein lieber Herr, erstlich läst man dem Bauer nicht Zeit, daß ihn das Geld in den Hosen jucken kann, alle Monat muß er seine Sach entrichten, bey uns hingegen alle Quatember, da sind zwey Monate schon wieder verjuxt; hernach geben die Amtleute und Schulzen genau auf eines jeden Nahrung und Haushalt Acht, es darf kein Bauer über 10. Gulden borgen, man muß bey Amt drum wissen, sieht nun der Amtmann, daß es der Mann zu seinem Vortheil und aus Noth braucht, so schiest ers ihm auf ein halb Jahr, auch wohl länger, aus der Amtskasse selber vor; ist Miswachs oder Hagelschlag, so darf der Bauer dem Juden nicht in die Hände fallen, aus der Kellerey wird ihm das Korn bis nach der Ernte umsonst vorgestreckt; sie haben auch keine Heilige zu Mitessern und arbeiten 40. Tage im Jahr mehr wie wir, das thut schon gar viel, mein lieber Herr. Wann der Amtmann den Bauer zu stark sporteln will, denn ganz leer gehts freylich nicht ab, so sind sie wie der Gukuck hinter ihm her bey der Regierung, wenn

die geringste Klage kommt, vorm Jahr ist ein hübscher junger Mensch zu Schalderloch bloß deßwegen abgesezt worden, weil er zwo Bauren einen Gulden über das gesezte abgenommen hat. Der Amtmann sieht selber nach den Feldern, Gräben und Zäunen, und ein nachlässiger Bauer wird erst gewarnt und, wanns nichts hilft, lästs der Amtmann auf des Bauren Kosten machen, das ärgert ihn mehr, als wenn er noch so sehr gestraft würde. In jedem Dorf wird nur Eine Schenke erlaubt, und der Wirth darf keinem Bauer bey zehen Gulden Strafe mehr als Ein Maaß Bier auf Einen Abend geben. Spielleute werden gar nicht geduldet, hingegen halten sie im Frühjahr das Freyschiessen, im Herbst das Stoppellaufen und am Märtenstag das Gänserennen und machen sich mehr lustig bey, als unsre Bauren, die sich alle Sonntag voll saufen. Kommt der Bauer in Verfall, so sieht der Amtmann zu: obs durch Unglück, Viehseuche oder Krankheit ist, brennt ihm sein Haus ab, so lästs ihm die Asseranz wieder aufbauen, fällt ihm sein Vieh, so kriegt er Nachlaß und man schiest ihm so viel vor, um sich wieder zu helfen; ist er aber ein böser Wirth, und der Amtmann sieht, daß sich der Kerl nicht helfen mag, so reutet er ihn auch so zusammen, daß er sich entweder bessern, oder sein Sach allmälig verkaufen und wieder als Knecht dienen muß.

H. Vater, ich verwundre mich über euren guten Verstand, bey meiner Treu, das solltet ihr euren Kammeräthen sagen, die würden euch vielen Dank davon wissen.

B. Dank! mit dem Teufel würden sie mirs danken, das sind Leute, die haben ihren Verstand nur in der Hand, so weit diese reicht, so weit geht auch ihre Einsicht.

H. So solltet ihrs den geheimen Räthen sagen.

B. Die bilden sich ein, die Kammeräthe seyen die gescheudste Leute in der ganzen Christenheit.

H. So solltet ihrs Eurem Fürsten sagen.

B. Ha! was verstehen die grossen Herrn von ihren Land und Leuten.

H.

H. Das glaubt Ihr nur nicht, mein lieber Alter, euer Fürst ist gewiß ein Herr, ders gerne sieht, wenn man ihm gute Anschläge gibt.

B. Mein lieber Herr, das ist alle ganz gut, antworte Er mir nur erst auf Eine Frage. Wann ich nun auch vor meinen Herrn käme, wann er mich ganz geduldig anhörte, wann er mir sogar glaubte, daß alles wahr seye, was ich ihm sage, wird ers dann deßwegen ändern? werden nicht seine geheime Räthe sagen: Ich sey ein Narr, und die Kammerräthe: Ich sey ein Schelm; wann er dann doch glaubte, daß ich recht habe, wird er dann 25. Beamte, die nichts nuz sind, deswegen gleich abschaffen? und wann ers auch thäte, wo soll er gleich 25. andre herbekommen, die besser sind und es nicht eben so machen. Unser Amtmann seliger war ein braver Mann, doch haben die Bauren immer über ihn geklagt, wie oft hab ichs gesagt: Ihr werdet ihn noch mit den Nägeln aus der Erde herauskrazen wollen, und so ists auch geschehen. Der jezige Amtmann ist ein dummer hochmüthiger Kerl, vor dem man den Hut nicht tief genug abziehen kann, und er scharrt, wo er kann, ich muß ihm aber auch nachsagen, er thut doch was vor sein Geld, und wer ihn nur erst gewonnen hat, dem läuft er durch Wasser und Feuer. Im lezten Krieg hat er Tag und Nacht vors Amt geritten und gelaufen, und um einen grossen Thaler Taxeten hätte er sich von den Franzosen den Buckel voll schlagen lassen, kommt ein gescheuterer nach ihm, der schert uns noch ärger und thut doch nicht vor uns, was der jezige thut.

H. Ihr seyd ein seltsamer Mann, erst klagt ihr Jammer und Noth, schimpft und schmält auf eure Beamten und auf die ganze Welt, und da ich euch sage, wie ihrs angreifen könnt, daß er besser gehe, so wendt ihrs um und lobt die wieder, auf die ihr erst losgezogen habt.

B. Ich zweifle, mein Herr, ob unser Amtmann das für ein Lob aufnehmen wird, was ich von ihm gesagt, und

es kann deswegen doch beedes wahr seyn, was ich gelobt und getadelt habe, es kommt nur darauf an, wie mans nimmt.

H. So, Alter, seyd ihr so einer, ders rechts und links herumdrehen kann, ich habe nicht geglaubt, daß ihr euch auch auf das Advokatenhandwerk versteht.

B. Nein, gewiß, Herr, davon verstehe ich wohl nichts, ists aber nicht wahr, daß eine Sache zugleich gut und auch schlecht seyn kann. Vier Stund von uns baut man Wein, wo die Ohm vor 10. Gulden verkauft wird, es ist doch Wein, und auf unsers Dohmprobsts Gut wird sie von der Kelter weg nicht unter 40. Gulden weggegeben, nun wird Er gerne glauben, mein lieber Herr, wann unsre Nachbarn ihren Wein so hoch anbringen könnten, daß er auch so viel gälte, so würden sie sich wohl nicht lang drauf besinnen.

H. Da habt ihr auch recht, Alter, was wollt ihr denn aber mit diesem Gleichniß sagen?

B. Was ich damit sagen will, ey! das will ich sagen, mein Herr, daß, wie jedes Gewächs seine eigne Art hat, so habens auch die Menschen in jedem Land; wie man aber die Gewächse verbessern kann, so kann mans auch mit den Menschen. Das Haus, was der Herr dort liegen sieht, gehört einem Herrn von Babo, auf der Anhöhe dabey hat er einen Weinberg angelegt und die Reben von Rüdesheim kommen lassen, seit etlichen Jahren zieht er einen Wein, der freylich kein Rüdesheimer ist, es haben sich aber schon die frömmsten Domherren dran versehen und einen tüchtigen Rausch dran getrunken, die Ohm ist ihm im lezten Herbst vor 26. Gulden geschäzt worden und der Bauren ihrer, so gleich daneben wächst, gilt noch immer nur zehen Gulden.

H. Denkt aber an, Alter, das würden theure Reben, wann sie die Bauren aus dem Rhingau holen müsten.

B. Denkt aber an, mein lieber Herr, das wird auch hernach ein theurer Wein, der von diesen Reben wächst. So, wie

wie ihr, muß man reden, wenn man Lust hat, es immer beym Alten zu lassen, und just so reden unsere Kammerräthe und Hofräthe und Gott weis, wie die Räthe alle heissen.

H. Bildt ihr euch denn aber ein, Vater, daß es damit gethan ist, nur auswärts her Gewächse kommen zu lassen, so wollt ich euch wohl einen guten Rath geben, daß ihr euch Kaffeebäume kommen last und sie statt der Pflaumenbäume auf euren Acker sezt, ihr solltet bald ein reicher Mann dabey werden.

B. Herr, ich habe nicht gesagt, daß sich die Bauren Weinstöcke aus Ungarn kommen lassen sollen, ich weis wohl, jede Gegend hat ihre Art, wir werden keine Heringe im Rhein fangen, wann wir auch ein ganzes Schiff voll lebendig hinein werfen liessen. Ich sage nur so viel, wo man schlechte Sezlinge sezt, wann man eine gute Art haben kann, so bekommt man schlechten Wein, und der Acker, der schlecht gedüngt wird, trägt weniger, als ein anderer, wann auch Grund und Boden noch so gut wäre. Nun, mein lieber Herr, ist es nicht mit dem Menschen eben so? Der Bauer ist überall Bauer, warum sind aber die Bauren in dem Einen Land so dumm wie das Vieh, und in dem andern so gescheut, daß man alles mit ihnen anfangen kann. Ein Mensch ist doch wie der andere, und was man aus dem Einen machen kann, sollte man, denke ich, aus dem andern auch machen können. Ich freue mich immer, wann ich als einmal nüber ins Herrenländchen gehe, ein Junge, der kaum 14. Jahr alt ist, kann schon lesen, schreiben und rechnen, er versteht seinen Almanach und es sind Bauren, die beym Schulzen die Zeitung lesen und troz unserm Amtmann von grossen Herren reden können; mein Gevatter Steffen hat ein Buch, das er den Hausvater nennt, da steht alles inne von der ganzen Welt, von Säen und Pflanzen, von allen Thieren, und der Kerl ist so gescheut dadurch worden, daß er einem Kammerrath aufzurathen geben könnte. Wann er in die Stadt geht, so gibt ihm

sein Wirth von die neue Bücher, die herauskommen, er hat vorm Jahr eins mitgebracht vom Wiesenbau, und der alte Schelm war so schlau, daß alle seine trockene Wiesen jezt so kostbar stehen, als die schönste in der ganzen Terminey. Die Mädger sogar können lesen und schreiben, wie die Jungens, und, mein lieber Herr, ich muß ihms nur gestehen, der Fürwiz hat mich einmal in ihre Kirche getrieben, da hat der Pfarrer just die Kinder aus Gottes Wort gefragt, Herr, es gienge ihnen vom Maul weg, wies' heilige Donnerwetter, die kleinsten Jungens haben ihm geantwortet, daß mir die Augen übergegangen, ich war ein alter Kerl und wusts noch nicht, kein Pfarrer von der Kanzel hätt es schöner machen können. Unsere Bauren wissen aber nichts, als von Ochsen und Schweinen, im ganzen Dorf ist nur einer, der ein bischen schreiben kann, der Schulmeister ist ein Ochs und ein Söffer, die Kinder wachsen auf wie die junge Heiden und wissen nichts von Gott und ihrem Erlöser, wenn sie etliche Heilige zu nennen wissen und ein paar Gebete auswendig können, die sie selbst nicht verstehen, so werden sie gefirmelt, um die arme Seele bekümmert sich kein Mensch. Kein Bauer weis mehr vom Feldbau, als was er von seinem Vater gehört hat — —

(Die andre Hälfte dieses Blatts ist verloren gegangen.)

Fortsezung.

Hofmann. Schönen guten Abend, Herr Amtmann.

Amtmann. Unterthäniger Diener, Ihr Gnaden.

H. Da habe ich eine recht vergnügte Stunde mit dem alten Mann dahier, der Herr Amtmann hat gescheute Bauren.

A. Ew. Gnaden sind just an den schlimmsten gerathen.

Bauer. Wann keine schlimme Bauren wären, wovon wollten denn die Amtleute reich werden?

A.

A. Sehen Sie, gnädiger Herr, daß ich Recht habe, was ich gesagt habe.

H. Alter, ihr müst den Respekt gegen euren Herrn Amtmann in Acht nehmen.

A. Da wissen die Schelmenbauren hier als nicht viel davon, der vorige Amtmann hat sie verwöhnt, ich will sie aber schon zusammen arbeiten.

B. Da fehlts nicht an, gebietender Herr Amtmann, das Leder wird bald jar seyn.

A. Bey euch noch nicht, Valentin, ich werde aber schon noch mit euch fertig werden, ihr habt eine ziemliche Kreide bey mir zusammen. Warum seyd ihr gestern nicht gekommen, da ich euch vor Amt fordern lassen.

B. Weil ich geglaubt habe, daß es nichts nothwendiges sey.

A. Da sehen Sie, gnädiger Herr, den impertinenten Flegel.

H. Da habt ihr aber nicht recht gethan, Alter, daß ihr nicht gekommen seyd, da euch euer Herr Amtmann hat rufen lassen.

B. Herr, ich will Ihm sagen, wies mit dem Rufen ist. Ich lebe mit jedermann im Dorf in Ruhe und Friede, gehe meiner Arbeit nach, zahle meine Steuren wie sichs gehört, und vermeide alle Gelegenheit, wo ich Verdruß und Unwillen mit jemand bekommen könnte, weil ich nun den Herrn Amtmann nicht schmiere und er mich sonst nicht plagen kann, so läst er mich alle Fingerslang vors Amt fordern, eine Stunde hab ich hinzugehen, komm ich, so läst er mich 3. 4. Stunden warten und dann sinds Lumpereyen, die er von mir wissen will, die ihm jeder anderer Bauer hätte sagen können, deren er immer genug vor Amt hat; wenn er mich dann manchmal einen halben Tag warten lassen, schickt er mich wieder fort und läst mir sagen, daß er dießmal keine Zeit habe, so geht der Tag rum und ich muß mein Hauswesen drüber versäumen; das heist die Leute geschoren.

A. Gnädiger Herr, Sie werden mir mehr glauben, als dem Bauren, er hat meinen Herrn um den Jurum stolum bringen wollen.

H. Herr Amtmann, es heist Jura stolae.

A. Wie Ihr Gnaden befehlen, er hat meinen Herrn um den Jurem stolem bringen wollen, das kann ich von Amtswegen nicht leiden.

B. Salv honor, Herr Amtmann, sein Wort in Ehren gehalten, ich habe — —

A. Daß Ihrs wist, Bauer, ich kein Salv honor, das mögt ihr selbst seyn, ich bin euer Amtmann und danks euch der Henker.

H. Erhizen Sie sich nur nicht, Herr Amtmann, der alte Mann hats so übel nicht gemeynt, er scheint ein verständiger ehrlicher Mann zu seyn.

A. Ach! wann Ihr Gnaden wüsten, was unser eins mit den verdammten Bauren zu thun hat, um sie in Ordnung zu bringen, man wird seines Lebens nicht froh bey seinem Dienst.

B. Herr Amtmann, er hat sich doch nicht zu beklagen, unser Amtmann seliger, Gott tröst ihn, hat 25. Jahr bey uns gestanden und nicht so viel hinterlassen, als Er in fünf Jahren schon zusammen gespart hat.

A. Wer hat euch das gesagt? Das sollt ihr mir nicht umsonst geredt haben, das sollt ihr mir beweisen.

B. Das will ich auch thun, Herr Amtmann.

A. Das sollt ihr auch thun.

B. Ja, Herr Amtmann, aber vor Ihm nicht, das ganze Amt soll mit mir auf die Regierung gehen und jeder beschwören, wie viel Hüner, Gänse, Enten, Eyer, Butter, Käse, Garn, Linnen, Hämmel und Obst Er dieß Jahr schon von uns bekommen hat.

A. Was einer aus freyem Willen gibt, das thut er gern.

B. Was jeder schon an Sporteln hat zahlen müssen.

A. Das sind meine Gebühren.

B. Wie er die Bauren straft und hernach durch den Jud Levi um die Strafen handeln låst.
A. Was Jud? was wist ihr vom Levi?
B. Ich weis wohl noch mehr, gebietender Herr Amtmann, alles will ich Jhm beweisen.
A. Das ist ein ver — — Kerl, da sehen Sie, gnådiger Herr, mit was vor Bauren man zu thun hat.
H. Herr Amtmann, ich wollte doch lieber gut Freund, als Feind mit dem alten Mann seyn.
A. Gnådiger Herr, ich habe so manchmal meinen Spaß mit ihm, deswegen sind wir doch gute Freunde. Nicht wahr, Valentin?
B. Ja, gebietender Herr Amtmann.
A. Ich empfehle mich Ew. Gnaden unterthånig. Lebt wohl, Alter.
B. Adis, Herr Amtmann.
H. Alter! Alter! Ihr seyd ein schlimmer Mann.
B. Hat Er gesehen, Herr, wie dem Schelmen das Gewissen geschlagen hat. Er wirds mir wohl wieder wett zu machen suchen, kann mir aber doch nicht beykommen, muß mich noch fůrchten oben drauf.

(Das Ende fehlt.)

8.

Auszüge aus Briefen.

I.

Vom Hrn. E. R. St.

Ich habe Herdern in Pyrmont predigen gehört, und ich wünschte, daß ihn alle gute Christen hörten, die ihn aufs Wort ihrer Stimmführer so rechtgläubig hassen. Unsere vornehme Versammlung war eben nicht zur Andachtsempfänglichkeit der ersten Kirche gestimmt, und doch — Sie hätten es sehen sollen, wie er all das Aufbrausen von Zerstreuung,

Neugierde, Eitelkeit in wenig Augenblicken fesselte, bis zur Stille einer Brüdergemeine. Alle Herzen öfneten sich; jedes Aug hing an ihm und freute sich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindung rauschten durch die bewegte Versammlung. Mein lieber B. so predigt niemand, oder die Religion wäre allen, was sie eigentlich seyn sollte, die vertrauteste, wertheste Freundin der Menschen. Ueber das Evangelium des Tages ergoß er sich ganz ohne Schwärmerey, mit der aufgeklärten hohen Einfalt, welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner Wortfiguren, keiner Künste der Schule bedarf. Da wurde nichts erklärt, weil alles faßlich war, nirgends an die theologische Metaphysik gerührt, die weder leben noch sterben, aber desto bündiger zanken lehrt. Es war keine Andachtsübung, kein in drey Treffen getheilter Angriff an die verstockten Sünder, oder wie die Kurrentartikel aus der Kanzelmanufaktur alle heissen, auch war es keine kalte heidnische Sittenlehre, die nur den Sokrates in der Bibel aufsucht, und also Christum und die Bibel entbehren kann; sondern er predigte den von dem Gott der Liebe verkündigten Glauben der Liebe, der vertragen, dulden, ausharren und hoffen lehrt, und, unabhängig von allen Freuden und Leiden der Welt, durch eigenthümliche Ruhe und Zufriedenheit belohnt. So, dünkt mich, haben die Schüler der Apostel gepredigt, welche nicht über ihre Dogmatik verhört wurden, und also auch nicht mit Systems- und Kompendiumswörtern, wie Kinder mit Rechenpfenningen, spielten, wofür man am Ende nichts einkaufen kann. Sie wissen, wie ungleich ich mit dem Schriftsteller Herder denke: Wir gehn nur eine kleine Ecke Wegs mit einander, so entbraust er mir, glänzend und schnell wie eine Rakete, aber als Prediger und Mensch ist Herder mein Mann, und auch auf der kleinen Ecke Weges, die wir zusammen wandeln können, ist er einer meiner liebsten Gefährten. — —

II.

II.

Bath den 22sten Jun. 1777.

Auf meiner Reise nach Devon und Cornwall hab ich wenig eingesammelt, das Ihnen angenehm oder nüzlich seyn könnte. Ackerbau und Manufakturen sind allenthalben in dem blühendsten Zustande, und durch die treflichen Wege und andre für Reisende bequeme Anstalten wird der inländische Handel sehr befördert. Das Stonehenge bey Salisbury, es mag nun der Ueberrest eines Druidentempels oder etwas anders seyn, gehört gewiß unter die ältesten Ruinen, und sezt durch seine ungeheure Masse in Erstaunen. Sie werden von diesem eben so wenig eine Beschreibung von mir verlangen, als von dem römischen Amphitheater bey Dorchester, dessen Ueberbleibsel, wie die von römischen Lägern in der Nachbarschaft, ich auch gesehen habe. Die Zunahme und Verschönerung der grossen Städte in England ist durchaus sichtlich. Zu Exeter baut man an einer schönen Brücke. In Plymouth werden viele neue Häuser aufgeführt, besonders sind die neuen Gebäude im Dock Yard beträchtlich. Am meisten zogen die Wasserbehälter meine Aufmerksamkeit auf sich, in welchen die Mastbäume eine Zeitlang liegen, ehe sie gebraucht werden. Bath wird alle Jahre merklich grösser, vielleicht um ganze Strassen und Pläze.

In Cornwall besuchte ich doch den berühmten Jonathan Toup. Er wohnt zu St. Martin, einem unansehnlichen kleinen Dörfchen eine Meile von Loo. Ausser dieser Pfarre hat er noch ein paar andere geistliche Stellen, und ist überdieß ein Mann von Mitteln, ob man gleich dieses seinem Hause nicht ansieht, das von allen den Verzierungen entblößt ist, die man jezt allenthalben durch ganz England findet. Er ist ein kurzer, breitschultriger Mann von 60 Jahren und drüber, mit kleinen, aber hellen und durchdringenden Augen, die die feinste Schrift ohne Brille lesen. Er hatte einen Probebogen in der Tasche von seinem Longin, der zu Oxford gedruckt wird, und wozu er selbst den Index macht. Sie wissen, daß er mit Austheilung

theilung des laudatus und notatus bey den von ihm zitirten Kritikern viel sagen will. Daher wollte er diese Arbeit keinem in Oxford anvertrauen. Pearce wollte er nur als einen well meaning man gelten lassen. Rhunkens Freundschaft gegen sich rühmte er sehr, und wird dessen Abhandlung über den Longin seiner Ausgabe vorsezen. De Villoison bewunderte er, der in so jungen Jahren schon so viel geleistet. Ich konnte nicht viel aus ihm herausbringen, und fand, daß er sich der Wahrheit gemäß geschildert hat, wenn er von sich selbst sagt: Paucorum sum hominum et paucorum verborum. Leute, die in seiner Nachbarschaft leben, haben mir gesagt, daß er wenig oder gar keine Gesellschaft sieht, und keine andere Familie hat, als eine junge Nichte, die bey ihm im Hause wohnt. Die wenigen, die ihn besuchen, sind Leute unter seinem Stande und von sehr geringen Fähigkeiten. Er wird auch eben in England nicht sehr geschäzt; man läst ihn in dem Winkel, wo er steckt, Griechisch nach Gefallen studiren, ohne sich viel um ihn zu bekümmern, und man hört in Gesellschaft seinen Namen selten. Er klagte über Mangel an öffentlichen Bibliotheken in seiner Gegend, daher er sich keiner Bücher bedienen könnte als seiner eignen. Nach seinen Schriften aber zu schliessen, muß sein Vorrath nicht gering seyn. Er ist sehr arbeitsam, liest und schreibt beständig und notirt am Rande seiner Bücher; mit einem Worte ihn zu karakterisiren, er ist nichts als ein blosser Grammatiker.

Man hat kürzlich von zweyen an Manuskripten wichtigen Bibliotheken gute Katalogen herausgegeben, von der des Korpus Christi Kollegium zu Cambridge und der Kottonianischen zu London. Den ersten hat James Nasmith verfertigt, der auch Tagebücher von den Reisen zweyer Engländer in England und nach dem gelobten Lande aus dem vierzehnten Jahrhundert herausgeben will. Biörnstahl hat irgendwo in seinen Briefen den Wunsch geäussert, daß jedes Land ein vollständiges genaues Verzeichniß von allen seinen Handschriften herausgäbe, und die Engländer gelobt, die ein solches, das aber jezt vieler Verbesserungen und Vermehrungen bedarf, schon lange haben. Die Herausgabe einzeler Katalogen bahnt vielleicht

den

den Weg zu einem vollkommnern allgemeinen Verzeichniß. Ich selbst habe auf meinen Reisen durch Deutschland oft etwas ähnliches gewünscht, und mich gewundert, daß man in diesem an Manuskripten so reichen Lande noch nicht an einen solchen Universalkatalogus gedacht. Gute Verzeichnisse von einzelen Sammlungen müssen voran gehen, und daran fehlt es den Deutschen noch gar sehr, ob ich gleich gern gestehe, daß viele und die wichtigsten, besonders in den protestantischen Ländern, schon gebraucht sind. Die Schäze aber, die man bey genauer Durchsuchung aller Winkel, wo Bücher liegen, besonders in Klöstern und Stiftern finden dürfte, würden beträchtlich seyn. Wer nicht selbst zu Bibliotheken Zugang gehabt und gesucht hat, glaubt nicht, was hie und da verborgen liegt. Die Herausgeber solcher Katalogen (denn es müsten ihrer wohl mehr seyn) würden hauptsächlich auf Codices rescriptos Acht zu geben haben. Hr. Knittel hat deren eine Menge in der Wolfenbüttelschen Bibliothek gefunden. Der Kodex, der das Fragment des Livius hat, das unser Freund Bruns herausgegeben, kam aus der heidelbergischen Bibliothek in die Vatikana. Vielleicht gaben sich hauptsächlich deutsche Mönche mit dem Ausradiren und Ueberschreiben lateinischer Bücher ab. Bey den Griechen scheint diese häßliche Mode weit mehr eingerissen zu seyn. Hier ist Stoff zum Nachsuchen und Finden in Menge, vornämlich auf deutschem Grund und Boden. Aber noch ein wenig Arbeit mehr für unsre fleißigen Landsleute — ein Verzeichniß von den noch vorhandenen Büchern aus dem 15ten Jahrhundert durch ganz Deutschland. —

III. An Boie.

Und so war es denn umsonst, all mein Bitten und Flehen: Eine gewisse Saite, die lange genug geschwirrt hatte, nicht mehr zu berühren? Umsonst all mein Bitten und Flehen: Ohne mein Wissen, nichts von meinen Handschriften zu publiziren?

Lieber, wehrter Boie, nicht beleidigen wollten Sie mich; das weis ich; — Und ich? Beleidigen will ich auch nicht; aber öffentlich sagen muß ich: Ich bin unschuldig, wie man's seyn kann.

Das

Das wissen Sie — o daß es alle Welt, wie Sie, wüßte und glaubte!

Sagen muß ich: Sehr leidet mein Herz darunter, das Frieden liebt und sucht, und gefunden zu haben glaubte. —

Gewiß, gewiß ist Ihnen mein vorjähriges Schreiben an meine Freunde nicht zu Gesichte kommen? — Wie hätten Sie sonst, friedliebender Mann! meinen Aufsaz, die Herren Schuster in Zürich betreffend — mit so wizbrennenden Anmerkungen begleitet — wie, den Brief des Herrn B — von Basel aus, geschrieben, in Ihr Museum einrücken können?

Keine Entschuldigungen! Keine Anzeigen: wie und woher? Ich will nichts wissen — Ich will vergessen und vergeben — will glauben und glaube: Sie sind unschuldig; aber wiederholen will ich nochmals vor aller Welt die flehentliche Bitte: „Daß kein handschriftlicher Aufsaz von mir, wie er immer Namen haben mag, unter keinem Vorwande mehr, ohne mein Wissen und Erlauben, gedruckt werde.„

Den ersten, der diese Bitte hört, und nicht erhört, wie anders als meinen Feind kann ich ihn ansehen, und erklären?

Es ist Menschen unmöglich, zu verhüten, daß nicht handschriftliche Aufsäze von mir in fremde Hände kommen: wie z. B. hätt' ich den eingerückten Aufsaz von mir vor fremden Händen sichern können?

Man wird diese Bitte, und diese Aeusserung um so viel billiger finden, wenn man weis, daß ich Kraft unserer Geseze verbunden bin, nicht nur nichts ohne die Zensur drucken zu lassen, sondern auch möglichstermassen zu verhüten, daß ohne mein Wissen nichts gedruckt werde. —

Sogar dieses geringfügige Schreiben an Sie, darf ohne die Zensur nicht publizirt werden. Wie kann nun der, der dieß weis, und mir nicht übel will, mich der Verlegenheit aussezen, vor der Zensur Bescheid zu thun, dadurch daß er einen unzensirten Aufsaz von mir drucken läßt?.. und dann, mein werthester Herr! müssen Sie mir auch noch drey Fragen durch Sie Ihren Mitarbeitern und Lesern vorzulegen erlauben.

I. „Wenn die genannten verehrenswürdigen Namen von Mitbür-

bürgern — meine Feinde sind; wenn, wie der Verf. des Briefes sagt, alle Gelehrten in Zürich sich im Hasse wider mich vereinigen *) — Wenn das wirklich ist; ists klug? heists: Sich in meine Umstände hinein gedacht — diese Namen, die sich noch nie öffentlich wider mich erklärt haben, ohne Auftrag von ihnen zu haben, öffentlich zu nennen? Heist das nicht: diese geglaubten Feinde aufs neue wider mich reizen? Sie, unter denen ich in Einer Stadt lebe? Sie, mit denen ich täglich aus und eingehe?„ — und

II. „Wenn dem nicht so ist; wenn diese verdienstvolle Männer meine Feinde nicht sind; wenn unter diesen Namen sogar entschiedene Gönner von mir sind, die mich bey allen Gelegenheiten in Schuz nehmen, und, so verschieden von mir sie denken mögen, dennoch meinem Kopf und Herzen mehr als Gerechtigkeit wiederfahren lassen? — Kann in diesem Falle für Sie und mich was kränkenderes und drückenderes seyn, als diese öffentliche schimpfliche Anheftung? — Oder —

III. „Wenn einige von meinen hizigsten Gegnern, die wider mich eiferten, bevor sie mich kannten, seit einiger Zeit mich näher zu kennen, Gelegenheit gehabt, und ihre ehemalige allenfalls feindselige oder unbrüderliche Gesinnungen gegen mich geändert, wenigstens in Ihre vormaligen Urtheile über mich ein Mistrauen zu sezen angefangen — und sich zum ἐπέχειν herabgestimmt hätten — wer müste dann nicht fühlen, wie fatal eine solche neu dazwischenkommende Aufhezung für Sie und mich seyn muß?„ — Und nun noch dieß —

Ich bin der zutrauensvollen Hoffnung: „Es sey unmöglich, daß unter den genannten, die ich alle, aus mancher gegründeten Ursache, herzlich verehre, ein einziger izt noch mein Feind sey;„ denn man lege es nun aus, wie man will; ich bin stolz genug zu glauben:

Kein Mensch, nicht Einer, der mich persönlich kennet, und mehrmals mit mir umzugehen und zu handeln Gelegenheit, und die mindeste Kenntniß der Menschen hat, kann mich persönlich hassen.

Er kann gleichgültig gegen mich bleiben; er kann sehr ungleicher Meynung mit mir seyn; er kann mich schwach finden; mich widerlegen; mich beklagen vielleicht; — seufzen vielleicht über mich: „Schade für ihn!„ — Lächerlichkeiten, allenfalls Unerklärbarkeiten an mir wahrnehmen, und diese Wahrnehmungen einem fremden Durchreisenden der eine zu grosse Idee von mir mitbringt, und sie in meinem Vaterlande zu äussern unvorsichtig genug ist — kaltblütig mittheilen — aber „wider meine Person, und meinen Karakter glühen und wüten„ kann er nicht. Leben Sie wohl — und seyn Sie mir gut, wenn Sie können, aber mehr nicht, als ich's verdiene. Zürich den 6. Sept. 1777. Johann Kaspar Lavater.

*) Ich wollte doch aller Welt gut dafür stehen, daß diese Gelehrten alle an der kleinen Bewegung der zürcherschen Schusterschaft vollkommen unschuldig sind.

Inhalt.

Druckfehler im May.

S. 393 Z. 8. statt ge. l. gr. Z. 19. l. Zweyzeitigkeit. Z. 26. statt redende l. endende. S. 396 Z. 12. Pater nicht mit latein. Buchstaben.

Druckfehler im September.

S. 195 nach Z. 14 das . weg. S. 233 Z. 8. st. ein l. im. S. 239 Z. 1. l. Kunstaug. S. 245 Z. 25 l. Wer ist. S. 275 Z. 10 v. u. st. Tugend l. Jugend.

Die

Weygandsche Buchhandlung zu Leipzig

hat in jeziger Michaelmesse 1777.

folgende neue Verlagsbücher.

Leipziger Almanach der deutschen Musen aufs Jahr 1778. mit dem Bildniß des Hrn. Prof. Eschenburgs in Braunschweig, gestochen von Geyser. 8. 18 Gr.

Bibliothek, neue philologische, Zweyten Bandes Zweytes und Dritten Bandes Erstes Stück. 8. 18 Gr. alle 5 Stücke 1 Rthlr. 22 Gr.

Cocceji, Ioh. Lexicon et Commentarius Sermonis hebraici et chaldaici, post hunc et Ioh. Heinr. *Majum* longe, quem antehac, correctius et emendatius editum a I. C. F. *Schulz*. 8maj. auf Schreibpapier 5 Rthlr. auf Druckpapier 4 Rthlr. 12 Gr. (die Pränumeranten zahlen 2 Rthlr. nach)

Ebelings, C. D. amerikanische Bibliothek. Drittes Stück. gr. 8. 16 Gr. alle drey Stücke 1 Rthlr. 9 Gr. Das vierte ist unter der Presse.

von Einem, J. A. Ch. Versuch einer vollständigen Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Zweyter und lezter Theil. gr. 8. wird auf Weihnachten fertig und ausgegeben.

Geschichte der Staatsveränderungen Frankreichs, die sich zur Zeit der Minderjährigkeit Königs Ludwigs des 14. unter dem Ministeramte des Kardinals Mazarins zugetragen, aus dem Französischen übersezt und mit wichtigen Originalbriefen des Leztern begleitet. Erster Band. gr. 8. 1 Rthlr.

Geschichte von Loango, Kakongo und andern Königreichen in Afrika, aus den Nachrichten der Vorsteher der französischen Mission verfertiget vom Abbe Proyart aus dem Französischen. 8. 1 Rthlr.

Glas, George. Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln; aus einer in der Insel Palma gefundenen Spanischen Handschrift übersezt. Nebst einer Beschreibung der Kanarischen Inseln. Aus dem Englischen, mit einer Karte. gr. 8. 1 Rthlr.

von Mosheim, Joh. Lorenz, vollständige Kirchengeschichte des Neuen Testaments; achtzehntes Jahrhundert bis auf diese Zeit fortgesezt von J. A. Ch. von Einem. Achter und lezter Theil. gr. 8. wird auf Weihnachten fertig und ausgegeben.

Museum, deutsches, 1777. Julius bis Oktober. 4 Stücke brochirt. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. so weit wie es vom Anfang heraus ist 7 Rthlr. 8 Gr.

— — brittisches, für die Deutschen, herausgegeben von Herrn Professor Eschenburg. Erster Band oder Zwey Stücke. mit Shakespeare's Bildnis von Geyser. 8. 1 Rthlr. Alle halbe Jahr kommt ein Band in zwey Stücken.

Plüers, M. K. Chr. Reisen durch Spanien, aus dessen Handschriften herausgegeben von Hrn. C. D. Ebeling. mit Kupfern. gr. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Schlosser,

Schlosser, Joh. Georg, Vorschlag und Versuch einer Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechts ohne Abschaffung des Römischen Gesezbuchs. 8. 20 Gr.

Seyboldi, C. D. Anthologia historica graeco-latina, seu Excerpta ex historiae graecae et romanae Scriptoribus, *in usum scholarum*. 8. 16 Gr.

von Shaftesbury's, des Grafen, philosophische Werke, aus dem Englischen übersezt. Zweyter Band. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Siegwart, eine Klostergeschichte, neue sehr veränderte und vermehrte Ausgabe, drey Theile, mit Kupfern von Chodowiecki und Geyser. 8. 3 Rthlr.

Sonnerat's Reise nach Neuguinea nebst einer Beschreibung der Philippinischen Inseln und der Molucken, aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen von J. P. Ebeling, mit 30 Kupfertafeln. gr. 4. 2 Rthlr. 12 Gr.

Ueber das Interessanteste in der Schweiz. Erster Band. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

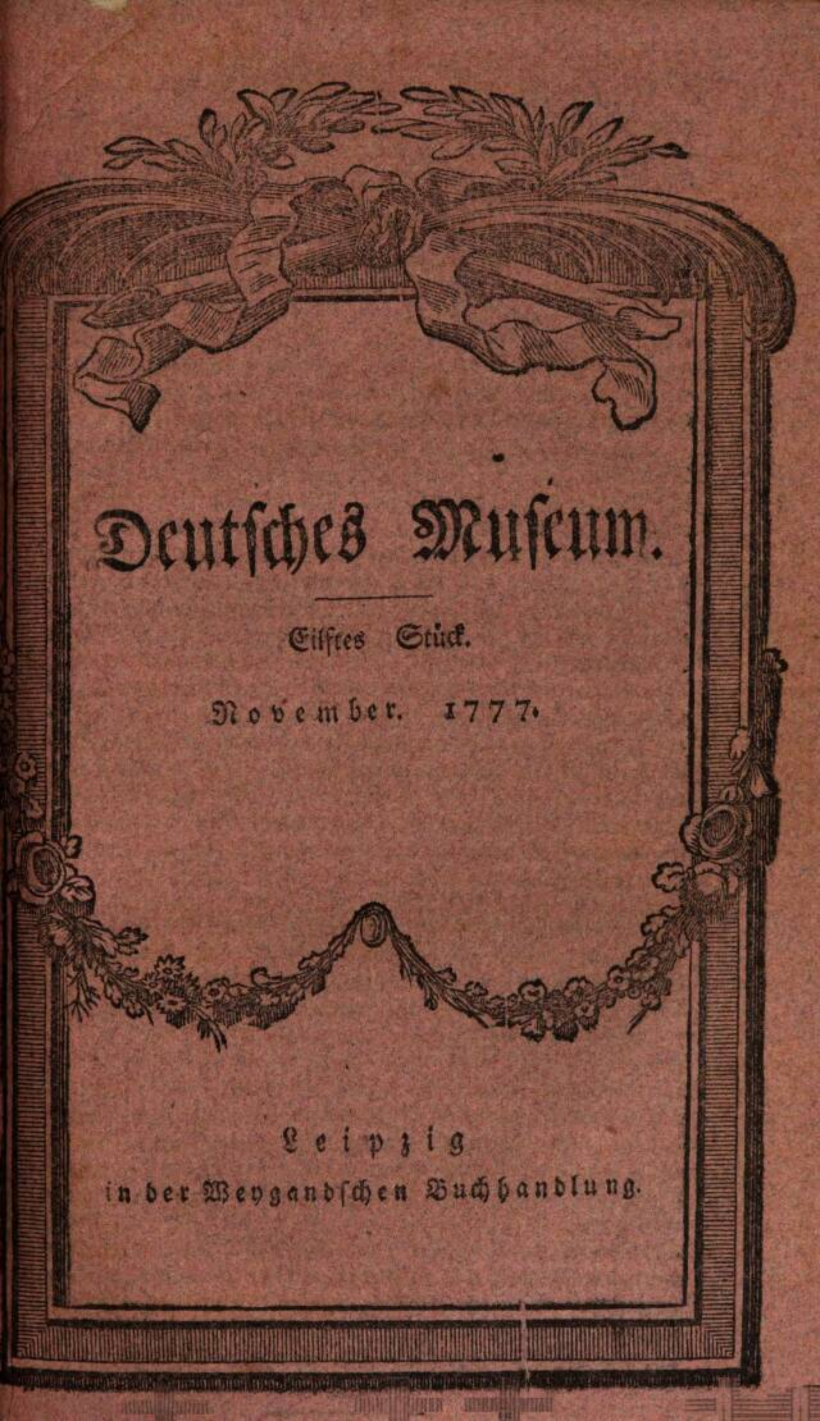
Versuch einer Geschichte Kaiser Karls des Grossen. gr. 8. 11 Gr.

Young, Wilhelm, der Geist Athens, eine politisch philosophische Untersuchung der Geschichte dieses Freystaats. 8. 15 Gr.

Nachricht und Bitte an die Gelehrten.

Ich bin im Begriffe, Beckers bezauberte Welt aufs neue herauszugeben, und habe dazu bereits alle Anstalten getroffen, die mir vorläufig nöthig zu seyn schienen. Ich habe um den Rath solcher Männer gebeten, die dem Publiko wichtig sind, u. durch ihren Beystand den Plan berichtigt. Nach diesem wird Becker alles das verlieren, was für unsere Zeit und eine grössere Aufklärung der Sache überflüßig u. unpassend geworden ist, und an dessen statt werd' ich alles Wichtige sammlen, was bisher in der Dämonologie, Diabologie, Hexengeschichte rc. entdeckt und berichtigt worden ist. Fakta, erwiesene Fakta, statt tiefer Philosophie und aneinander geketteter Schlüsse, werd' ich vorzutragen suchen, und wenn ich das Publikum kenne; so ist mein Weg der sicherste. Ueber Fakta nachher ein populäres Räsonnement wird alle Dienste thun, die man hier von der Philosophie erwarten kann. Aber um Fakta bitte ich eben alle diejenigen, die mir welche mittheilen können und wollen. Neuere Entdeckungen betrügerischer Besitzungen; die Geschichte davon; die Art, wie man den Betrug herausbrachte, die Methode der Kur rc. wünschte ich zu wissen, und sind dergleichen Fakta erwiesen und interessant, so werde ich sie mit Dankbarkeit nuzen. Hin und wieder liegen noch Hexenprozeßakten in den Archiven vergraben, Akten, die ich mir sehr wünschte, und der Patriot, der sie mir zum Gebrauch mittheilen will, verbindet mich und das Publikum zugleich. Um die Art des Mittheilens zu erleichtern, könnten die Pakete an die vornehmsten Buchhandlungen zur Besorgung abgegeben werden, um sie entweder an die Cramersche Buchhandlung in Bremen zu besorgen, oder auch an mich selbst, wenn ich ihnen näher bin, und es gelegentlich, ohne grosse Kosten geschehen kann, eine Sparsamkeit, die dem Publiko angerechnet werden soll. Das Werk selbst wird auf Pränumeration gedruckt werden, wovon ich zu seiner Zeit nähere Nachricht geben werde. Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg. 1777.

Joh. Moriz Schwager, Pastor.



Deutsches Museum.

Eilftes Stück.

November. 1777.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.

Dieß deutsche Museum wird jährlich in 12 einzelnen Monatsstücken gebunden geliefert, jedes besteht aus 6 Bogen in groß Oktav mit kleiner und enger Schrift gedruckt. So oft sich wichtige Gelegenheiten zeigen, werden Kupfer, Liederkompositionen oder merkwürdige Risse beygefügt.

Die Liebhaber dieser periodischen Schrift können jedes Stück durch die Postämter oder Buchhandlungen ihres Orts in und ausser Deutschland sogleich richtig und franko erhalten und werden ersucht, sich nach Beschaffenheit ihres Aufenthalts an eins von beyden zu wenden. Die hiesige kurfürstliche Oberpostamts Zeitungsexpedition erbietet sich auch mit zur Hauptversendung, und man bittet die auswärtigen Postämter und Expeditionen besonders, sich dahin zu addressiren.

Für Holland besorgen die Buchhändler Pieter Meyer zu Amsterdam, van Cleef im Haag und Lüzac und van Damme in Leiden die Hauptversendungen. Für England die Buchhändler Dodsley und Kompagnie, und J. Ridley zu London. In Hamburg nimmt ausser den dasigen Buchhändlern Hrn. Bohn und Hrn. Herold auch das Kayserl. privilegirte Addreß- und Zeitungskomtoir die Aufträge und Versendungen deshalb an, so wie überhaupt für Niedersachsen die Postamtsexpedition zu Hannover.

Man verlangt keine Vorauszahlung, sondern nur Unterschrift und Versicherung, daß man das Journal mithalten und alle halbe Jahre unerinnert richtig bezahlen will, um weder Stücke zurück zu bekommen, noch auf das Geld lange zu warten und darum zu erinnern. Jedes Stück kostet Acht Groschen Konventionsgeld, macht aufs halbe Jahr Zwey Rthlr. Man kann ohne was weiter dabey zu bedingen, zu jeder Zeit antreten und unterzeichnen.

Endesunterzeichneter hat nicht ohne gerechtes Misvergnügen in Erfahrung gebracht, daß von den beyden Duodramen, Ariadne und Medea nicht nur Klavierauszüge im Publikum herumlaufen, sondern sogar die Partituren an einigen Orten zum Verkauf angeboten werden. Da nun das eine wie das andere ohne sein Vorwissen geschweige Beywürkung oder Genehmigung geschiehet und sich hieraus mit Gewisheit abnehmen läst daß die Partituren flüchtig und inkorrekt zusammengeschrieben, die Klavierauszüge aber um so stümperhafter gerathen seyn mögen, je mehr Erfahrung dazu gehört, eine solche Arbeit, bey dieser von andern musikalischen Werken beträchtlich abweichenden Gattung, der Natur jenes Instruments gemäß einzurichten; so sieht er sich genöthigt, das Publikum vor dergleichen unächter und ohne Fug vertrieben werdender Waare freundschaftlich zu warnen und zugleich bekannt zu machen, daß ehestens von ihm selbst veranstaltete Klavierauszüge beyder Stücke im Druck erscheinen werden, die Partituren aber einzig und allein bey ihm unverfälscht und um billigen Preis zu haben sind. Gotha im Oktober 1777.

Georg Benda.

Deutsches Museum.

Eilftes Stück. November. 1777.

I.

Das Wort zur rechten Zeit.

Eine Erzählung.

So groß ist ja nun Ihr ältestes Mädchen auch wol schon? sagt' ich, indem ich mich mit Frizchen zu Wilhelm wandte. Ich sah, es war ein Wort, gesprochen zur rechten Zeit, oder ach! war es schon zu spät?

Als ich ins Zimmer trat, saß Malchen neben Wilhelm auf dem Kanapee; er hatte seinen linken Arm um ihren Leib geschlungen, und ihre glühende Wange lag an seinem Herzen; die ganze hingegebene Seele im Auge blickte sie aufwärts, und schien die seinige zu suchen.

War es Verwirrung, daß sie sich einen Augenblick zurückzog, als sie mich sah? — so fiel sie doch gleich in die vorige Stellung zurück, und lag da so unbefangen, so ganz ohne Schatten von Mistrauen, als wenn sie an keinen Zeugen dächte.

Doch — nicht völlig so! Ein Gedanke an Zeugen muste es doch wol seyn, daß sie den Augenblick darauf nach mir umsah; und als sie diesen flüchtigen Blick auf Wilhelm zurückzog. — Es ist Stolz, sagt' ich zu mir selbst, Stolz auf ihre Liebe! und ich dankte Gott, daß ich Lesens genug gelernt hatte im hohen Alphabet des menschlichen Antlizes, daß ich mir sagen konnte: es ist Stolz! wäre der Zug nur noch um eine Linie schärfer angezogen, nur ein Element von Frechheit gewesen, ich wäre gegangen, und sie hätt' es verdient.

Deß war ich also gewiß: es war eine schöne Seele im Zauber der Liebe; aber ob sie Gefahr kannte in diesem Zauber, oder schon keine Gefahr mehr fürchten konnte — ob dieses innige sorglose Hangen an seiner Brust Unschuld ohne Ahndung war, oder Zuflucht, Andringen der Liebe zu dem Einzigen, was nun ihre Welt seyn muste, das rang ich zu finden; aber fands nicht.

Mag's seyn, dacht' ich endlich, du must reden! ists zu spät, o, auch nach dem Verlust der Unschuld gibts noch Gefahr der Tugend! — Frizchen, das Kind ihrer Schwester stand da, und spielte am Puztisch; ich nahm's bey der Hand, wandte mich hin, und sprachs.

Ihr Mädchen? schrie Malchen. Und die Verwirrung, mit der sie auffuhr, war heftiger als zuvor; ein Moment äusserst heftig. Weg, wie vom Blize, war die Rose des Lebens von der Wange, und der schöne Thau der Liebe aus ihrem Auge. Feuer des Zweifels im trocknen Blicke, sah sie ihn an: ihr Mädchen?

Aber ihr Herz war eine Quelle rein und unverzehrbar! Nur Ein Moment, da strömte die Liebe wieder hin, so warm und voll nach dem Auge hin, nach der Wange hin; da lag das schmachtende Mädchen wieder an ihrer Welt.

Ich muste ihr zu Hülfe kommen; denn ich fühlt' es, mein Herz hatte keine Ruhe mehr ihrentwegen. So wie ich's gesagt hatte, war noch ein Ausweg, und die Liebe hatte ihn bald gefunden; ich muste auch den verdämmen, mogt' es dann auch über sie kommen, o, so schrecklich, daß all das brausende Gefühl, eingeengt in ihrem Herzen, wogen und toben müste, bis zum Verzehren in sich selbst!

Ja, sagt ich, indem ich näher trat, wenn Sie unsers Wilhelms kleine Familie sehen sollten um ihn her, oder um eine Frau —

Es war aus. Malchen bebte und wankte, und erblaste, und erstarrte; ihr Herz war verschlossen; kein Zufluß der Liebe mehr, kein Tröpfchen neues Lebens! Sie ergriff

griff von der andern Seite des Kanapees die Lehnung, und ließ ihr Gesicht auf ihre Hände fallen.

Wilhelm saß da eine Weile, erschüttert, und mit dumpfem Sinn: sprang auf, warf einen Blick auf mich, den ich nicht nennen mag, weil ich den Mann liebte, und noch liebe: wankte ein paarmal auf und ab, und dann die Treppe herunter.

Was konnt' ich dem Mädchen sagen in ihrer Vernichtung? und doch, ich konnte nicht fort, ich stand vor ihr, verloren in aller Quaal der Liebe, und hätte mein Leben dafür geben können, daß ich das Wort nicht hätte sagen müssen.

Sie blieb lang so liegen in ihrer Empörung; dann sprang sie auf, rang die Hände, wild den trocknen Blick, die Lippe zerbissen, die Miene verzogen: fiel wieder hin! — wieder auf, trat an Spiegel, lächelte sich an, sah umher mit unaussprechlicher Wehmut, ohne Laut und Thräne, bis sie in ihr Schlafzimmer stürzte.

Ich folgte ihr nicht, ging herunter, fragte nach Wilhelm; da kam schon ein Bote von der Post mit einem Billet, daß sein Bedienter einpacken, und ihm gleich nach Straßburg folgen sollte. Er selbst hatte Kurierpferde genommen.

Wir hatten Malchen zugleich kennen gelernt. Es war auf meiner Reise nach Wien, auf der er mein Reisegefährt war; in der Nacht noch einige Meilen von Giessen fuhren wir durch ein Dörfchen, wo die ganze Familie zu uns auf den Postwagen stieg, Malchen und ihre Mutter, und das Kind ihrer Schwester, Frizchen, ein Mädchen von ungefähr sechs Jahren.

Es war eine schöne Herbstnacht, und wir fuhren daher im Schimmer der Sterne. Wilhelms Seele war in hoher Spannung. Malchen saß neben ihm, aber er hatte ihr Gesicht noch nicht gesehn; sie war eingehüllt gegen die Kälte der Nacht; aber seine Fantasie hatte an wenigen Worten, die das Mädchen von Zeit zu Zeit zu dem Kinde, oder zur

Alten sprach, schon genug, ihre Gestalt und ihre Seele zu kennen. Er sagte mir das in fremder Sprache.

Bald ging der Vollmond auf, der Freund der Liebe, und goß seinen dämmernden Glanz über die Natur aus. Wilhelms Fantasie hatte seine Stralen erhascht, flog umher, und kehrte dann reich und arbeitsam auf seine Gefährtin zurück. Er sprach mit ihr, sprach aus der Fülle seiner Seele, und jeder Laut von ihren Lippen war ihm leise Sympathie. Es war ein Herz voll Jugend, das bestrickt lag, wie das seinige, in süssen Liebesbanden, und mächtiger aufpochte unter dem allumwebenden Zauber.

Sie küste das Kind, daß es ruhig seyn mögte und dulden; da wollt' er's auf seinem Knie haben, und sie gab's ihm hin. Da sah er im hellen Anglänzen des Mondes — das Antliz des Mädchens, schöner, holder, höher in Grazie, als alles, was seine Fantasie vermogt hatte. Seitdem sprach er nicht mehr.

Ich hatte indeß von der Alten die Absicht ihrer Reise erfragt Das Glück kam Wilhelm entgegen. Der Vater des Kindes, ihr Tochtermann, war aus der Pfalz zu ihnen gekommen. Die Liebe hatte ihn gefesselt, und er blieb, und ernährte sie von einer kleinen Bedienung, die er in der Gegend erhielt. Frizchens Mutter starb, als sie ihm das Kind gab, aber es war ihm nicht Ersaz genug; er folgte ihr bald. Nach dem Tode seiner Eltern machte man dem Kinde wegen der väterlichen Erbschaft allerhand Schwierigkeiten. Sie hatte das ihrige gröstentheils zugesezt, und nun wollten sie nach Manheim, um selbst die Sache zu betreiben. Sie waren dahin an einen Herrn von S. . . empfohlen, und dieser S. war Wilhelms alter Freund, mit dem er vor sechs Jahren in Heidelberg studirt hatte. Ihn zu besuchen, war eine Nebenabsicht seiner Reise.

Eine Nebenabsicht! Die Hauptabsicht war trauriger. Er hatte, um seinem Herzen auf eine Zeitlang Luft zu machen,

chen, sich von einer Frau losgerissen, an die er ohne Liebe gekettet war.

Als der Morgen kam, must' ich mich trennen; ich hatte Geschäfte in Wezlar, die mich auf ein sechs Wochen abhalten konnten. Manheim war der Ort, wo wir beyde uns wieder treffen wollten, um dann die Reise auf Wien zusammen zu vollenden.

Als ich meine Geschäfte abgethan hatte, und dann nach Manheim kam — Wilhelm hatte den guten Leuten ihre Sache ausgemacht; die Alte sprach von ihm, wie eine Mutter, und Malchen wie von einem Bruder. Ich hatte es nicht anders erwartet; ich wuste zudem, welch ein hinreissender Junge Wilhelm war; aber Angst machte mir manches, worüber ich oft in der Stille ihn und Malchen überraschte. Noch zweifelte ich, weil ich gern zweifelte; aber die Szene dieses Morgens enträthselte alles, bestätigte alles, was die ganze schlaflose Nacht meine Furcht gewesen war.

Jezt kam die Alte zu Hause. Ich stand da vor ihr in sprachloser Verwirrung; ich folgte ihr langsam die Treppe herauf ins Schlafzimmer ihrer Tochter. Gott! das arme Geschöpf! da lag sie, hingeworfen aufs Bett, in wildem Jammer. Sie hatte geweint, aber sie weinte nicht mehr; ihre Mutter sprach ihr zu, ohne Antwort. Sie sezte sich neben ihr ans Bett, nahm ihre Hand, küste und drückte sie mütterlich an ihre Brust, fragte, weinte.

Malchen erwachte, sah ihre Mutter; sah sie starr an, und wild, bis Thränen kamen; dann schrie sie laut, versteckte ihr Gesicht im Kissen, und schluchzte; endlich strengte sie ihre Kräfte an, wollte sich aufheben, konnte nicht, fiel, sank zu den Füssen ihrer Mutter zusammen, und ließ ihr müdes Haupt in ihren Schooß fallen.

Ich muste endlich reden; ich sagte der armen Frau alles, was ich wuste. — Den folgenden Morgen bracht' ich sie in eine Kutsche, fuhr mit ihnen bis vor das Thor, und sah sie die Schaussee herunter rollen; ich weinte ihnen nach mit brechendem Herzen.

War's zur rechten Zeit, als ich sprach, oder war's schon zu spät? ich weis es nicht; aber einige Jahre nachher, als ich von Wien zurückkam, besucht' ich die Unglücklichen in ihrem Dörfchen.

Ueber Malchens Jugend war der Herbst gekommen; die Blume ihres Lebens welkte zum Grabe. Sie war des Tages noch Tochter, und sorgte für das Alter ihrer Mutter; aber in einsamer Nachtwache nagte der Kummer an dem zarten Sprößling ihrer Gesundheit. Selten weinte sie aus in den Schoos ihrer Mutter: eine Freundin hatte sie nicht; aber so oft es Volmond war, wanderte sie um Mitternacht einsam, oder Frizchen an der Hand, eine Strecke des Weges nach Giessen.

Mann, schrecklicher Mann! mit dem unbändigen allverschlingenden Gefühl! Du konntest es! Und der erste Druck ihrer Hand — Wilhelm, der erste Kuß! das Herannahen, das Entgegenkommen in all der sorglosen Liebe! das Hingeben, das Anvertrauen ihrer Jugend, ihres Lebens so ganz, so unbefangen! Du konntest es?

Viele Jünglinge kamen zu dem Mädchen auch noch in ihrem Verfall, und boten ihr den Ring der Treue: aber sie wollte sich keinem Manne ergeben! Wilhelm, Wilhelm! wenn's Gefühl war, daß sie am Brauttage keine Krone mehr tragen durfte! o, und wenn auch das nicht, wenn nun dieses Herz nicht mehr lieben konnte! oder vollends, wenn es noch, noch liebte! — Wilhelm! Wilhelm!

2.

Ueber die münsterschen Medizinalgeseze.

Seit dem 9ten August 1773. hat der Kurfürst von Köln in seinem Hochstifte Münster ein Kollegium medikum

kum angeordnet, das aus zween Präsidenten, einem Direktor, sieben Medizinalräthen und einem Aktuarius besteht. Die neuen Medizinalgeseze dieses Kollegiums sind vom Kurfürsten Vonn 14. May 1777. unterzeichnet, und unter dem Namen desselben steht der würdige Name des Ministers von Fürstenberg, des warmen Beförderers so vieles Guten in den Schulen und nun auch im Medizinalwesen des Hochstifts.

Bis dahin sind unsre Medizinalgeseze wenig mehr, als Kopien der ersten Medizinalverordnung gewesen, die anfangs König Roger und nachher Kaiser Friedrich 2. in Napel einführten. Für ihre Zeiten waren sie sehr weise; auch wurden sie billig bewundert. Aerzte und Wundärzte solten zu Salerno ihre Jahre lernen und dann geprüft werden, um zunftmässig ihre Kunst ausüben zu können. Viel mehr hat man seitdem nicht verordnet und den Doktortitel für zureichend angenommen, um praktisiren zu dürfen: aber ohne denselben, ohne daß einer schulgerecht wäre, auch die Praxis nicht gestatten wollen. Lernen und Wissen behält immer seinen hohen Werth: aber Urtheilskraft und Beobachtungsgeist läst sich nicht lernen, noch Erfahrung sich vorsagen. Die gemeine Praxis der Doktoren hat vielleicht die wenigsten Fortschritte in der Kunst veranlast. Die Naturkündiger, die Wundärzte, die Zergliederer, die Quacksalber unter den wilden Völkern, die Pfuscher und die alten Weiber in Europa haben vielleicht eben so viel geleistet, als die Doktoren aller Fakultäten. Wen sein Geist drang, zu sehen, 'zu beobachten, zu versuchen, der gelangte zu einer Staffel der Erfahrung, worin er bey aller Widersezung der kunstmässigen Aerzte groß ward. Durch dergleichen ungelernte Männer, deren Beruf im Kopf und nicht im Diplom war, haben wir die grossen Operazionen und die grossen Genesmittel gelernt. Wer die Geschichte der Kunst kennt, der weis das. Und in der Kunst, Menschen zu retten, Leiden zu mildern, muß man alles aufbieten, alles wagen, dem Genie seinen freyen Lauf lassen, um weiter zu kom-

kommen, wie wir wirklich weiter gekommen sind; aber noch viel weiter können. Jedermann muß unternehmen können, wozu ihn sein Trieb drängt, um das Gebiet der Kunst zu erweitern. So denkt man izt, da mit der Naturkunde die Arzneykunde so grosse Schritte thut; so sollte man wenigstens denken.

Und doch kann der Staat, dessen Auge den gemeinen Nuzen erwägen muß, nicht volle Freyheit gestatten mit seiner Bürger Leben zu schalten. Rathen ist so sehr Naturtrieb: aber unglücklich über Leben und Gesundheit rathen, so schädlich. Wo ich so leicht schaden kann, wenn ich helfen mögte, da muß Einsicht und Beurtheilung seyn. Und weil hier das Rathen so gewinnreich ist, so gerne thätig erkannt wird: so drängen sich Menschen aller Art dazu, denen es bequemer fällt, in die Häuser zu gehen, und die Schwachen, die Leichtgläubigen zu täuschen, als Hand an den Pflug, oder an den Leisten zu legen. Wenn das frey wäre, daß jeder dreiste ungewissenhafte Müssiggänger arzneyen dürfte: so würden Pest und Hunger und alle Landplagen zusammen so viele Menschen nicht aufreiben, als die Pfuscher; so würden die Schwachen, die Leidenden, die Guten der Raub der Habsucht, des Listigen und des Kühnen werden, dem für einen Groschen Gewinn das Leben andrer feil ist. Und so ists auch.

Der Staat muß also Medizinalgeseze geben und aufrecht erhalten. Aber die bisherigen? Steuern die dem Unwesen? Oder sezen sie dem Genie, das sich vordrängt, das sich von Eifer glühen fühlt, nicht vielmehr Gränzen? Oder helfen sie dem Bedürfniß des gemeinen Manns, des Landvolks ab? Und sind die nicht auch was? nicht grade der wichtigste Theil des Staats, für den der Staat wenigstens die meiste Sorge übernehmen muß? Sind die Pfuscher dadurch gemindert oder im Zaum gehalten? Um nichts, das darf ich sagen, um nichts ist das allgemeine Wohl dadurch befördert. Erdacht sind sie gut: aber sie sind nicht

in

in Anwendung zu bringen, oder was noch auszuführen wäre, geschicht nur halb. Der Mann, der allein praktisiren soll, ist nicht für den gemeinen Mann zu haben, und dieser hat auch kein Zutrauen zu jenem. Seine Gesundheit und sein Leben gibt er in die Hände des unwissenden Betrügers, weil bessere Hülfe ihm entsteht. Er muß heimlich zu demselben gehen, den Gesezen ausweichen; betrügt, und wird betrogen. Der Staat weist ihn durch die Geseze an die Doktoren. Das ist eben so gut, als wenn ich die Knaben vom Dorfe zum Unterricht im Christenthum an den Professor der Theologie auf der nächsten Universität wiese. Viel anders nicht. Kurz, wie die Medizinalgeseze jezo sind, sind wir um wenig mehr gebessert, als wenn wir keine hätten.

Was soll man also machen? Ich dächte, allen erlauben zu praktisiren, die nur wollten: aber die, so es wollten, durch einsichtige, ehrliche, feste Männer prüfen lassen, ob sie es mit Nuzen des gemeinen Wesens können. So darf sich niemand beschweren, daß ihm Einhalt geschieht; so wird kein guter Kopf verdrängt, weil er nicht schulgerecht ist, und so wird freylich nicht alles erreicht, nicht ganz der Pfuscherey gesteuert: aber doch mehr als bisher geschehen ist. Dem Pfuscher kann man nicht wehren, bis man den Pfuscher so nuzbar macht, als er werden kann und als die medizinischen Monopolgeseze ihm bisher nicht verstatten zu werden, und die Menschen werden ihre Gesundheit und ihr Leben dem Keckften dem Besten hinopfern, der ihnen in den Wurf kömmt, bis der Staat ein Einsehen hat und dafür nicht allein Sorge trägt, daß der Fürst einen sorgfältigen Leibarzt habe, sondern auch daß dem Bauer der Zugang zu einem treuen, ehrlichen, nicht ganz unwissenden, die schädlichen Mittel wenigstens verwehrenden Dorfarzt offen stehe.

Das waren lange die Gedanken des Verfassers von diesem Aufsaze gewesen, als er die münsterschen Medizinalgeseze las, die so ganz mit seinen Gedanken zutrafen. Der

Verf. derselben hat sich in seine Welt, wie sie ist, hinge=stellt und aus derselben izigen Beschaffenheit und dem mög=lichsten Nuzen, der izo zu erreichen steht, sich seine Geseze abstrahirt.

Das Buch hat den Titel:

„Unterricht von dem Collegium der Aerzte in Mün=ster, wie der Unterthan bey allerhand ihm zustossenden Krankheiten die sichersten Wege und die besten Mittel treffen kann, seine verlohrne Gesundheit wieder zu erhalten, nebst den Münsterschen Medicinalgesezen entworfen durch C. L. Hofmann, des Collegiums Director u. s. w. Münster 1777. 8 „

Von dem wohldenkenden und scharfsinnigen Hrn. Leib=arzt Hofmann läst sich viel Wichtiges erwarten und diese Erwartung wird nicht getäuscht. Mit innigem Vergnügen habe ich den Unterricht gelesen, und das Wesentliche will ich meinem Leser mittheilen. Der Weg des deutschen Mu=seums ist wohl einer derer, wodurch einem Deutschen am leichtsten bekannt wird, was ein denkender Biedermann, der ein grosser Arzt ist, Gutes für seine Nebenmenschen in seinem Fache gedacht hat.

Der Fürst, der sonst wol Wege weis, seine Unter=thanen in Ordnung zu bringen, sie zu Diensten und Scha=zungen anzuhalten und aus den wackersten derselben sich Soldaten zu ziehen, der wird schwerlich es dahin bringen, daß sie in Krankheiten einen einsichtsvollen Arzt brauchen, und des Scharlatans sich begeben, der nur zu leicht ihr Vertrauen an sich zieht. Dieß Vertrauen ist noch der Zweig der natürlichen Menschenfreyheit, auf den man nicht leicht Verzicht thut. Befehlen und Drohen hilft hier nicht. (Sie nach und nach, wie ein guter Vater, zu besserm Ver=stande zu erziehen, ist langsam und steht nicht oft unter den Fürstenpflichten.) Man kann nichts, als dem Unterthan die Ueberzeugung abgewinnen, daß man bey Entwerfung der Medizinalgeseze desselben wahres Wohl zur lautern Ab=sicht habe. Man hat daher diesen Unterricht aufgesezt, in

dem

dem man zuerst die Gründe, wodurch man bewogen worden, in dem einfältigsten Ausdrucke darlegt, und dann die Geseze anführt, wie sie der Landesherr nach jenen Gründen gegeben hat.

(Die Idee ist neu und schön. Sie ist gemeinnüziger, als es auch der beste Unterricht fürs Landvolk werden kann. Man will ihn nicht zu seinem eignen Arzte machen — das wird er selbst nie recht — und wir Aerzte sind kaum im Stande unsre eignen Aerzte zu seyn, das ist sicher. Aber man will ihm die Quacksalber verleiden und ihn zu bessern Helfern an der Hand leiten.)

H. Hofmann kennt eine grosse Hauptstadt, worin bloß geschickte Aerzte, die nochmals geprüft waren, bloß innerlich, und eben solche Wundärzte bloß äusserlich praktisirten, worin der Apotheker nur dieser Männer Rezepte verfertigte und der Bürger in der Wahl des Arztes nie misgreifen konnte, weil er immer einen geschickten wählte. (Man stuzt darüber, daß so eine Stadt wirklich irgendwo sey. Aber laß es seyn, wirklich, oder erdichtet. Es ist das Ideal der Vollkommenheit, das man sich wenigstens aufstellen muß.)

Auf dem Lande aber wars ganz ein anders. Da kurirte der Wundarzt statt des Arztes und anderswo ein Scharlatan oder der Scharfrichter, statt beyder. Und wie konnte es anders? Einen Arzt holen zu lassen, dazu hatte man kein Geld, und in der Nähe war keiner. Man muste die also gewähren lassen.

In einem kleinen Staate sorgte ein gütiger Fürst sehr auch für diesen Theil des Wohls seiner Unterthanen. Da waren die Medizinalgeseze im Gange und der Landmann hatte innre und äußre Aerzte. Aber an einem Orte hatte ein geschickter Wundarzt mehr Vertrauen, als der mittelmässige Doktor. An einem andern waren bloß zween, aber gute Wundärzte, und da wollte sich nun ein junger Doktor sezen und jenen die Praxis verbieten. In einem

Dorfe

Dorfe war ein Schulmeister, der Brand und andre Schäden sehr gut heilte, auch ein ordentlich Wechselfieber kurirte, und der ward deshalb gerichtlich belangt. Man sah ein, das wahre Wohl des Landmanns gestatte solche Geseze nicht, die sich leicht geben, aber nie ausführen lassen: daß bloß Aerzte und Wundärzte, jene innerlich und diese äusserlich kuriren sollen.

Man machte noch folgende Anmerkung: Die so sich mit Kuriren befassen, sie mögen Aerzte oder Laien seyn, sind entweder so ehrlich, daß sie nichts unternehmen, was sie nicht verstehen, oder sie sind Großsprecher und keck genug, alles einsehen zu wollen und alles zu unternehmen. Und da fand es sich, daß ein redlicher Laie oft mehr wahren Nuzen schaffte, als ein mässiger Arzt, der mehr seinen, als des Kranken Nuzen sucht und sich selbst allgenugsam dünkt. Freylich ist der ganz Unwissende, der auch so allgenugsam ist, noch schädlicher: aber der Arzt der Art ists doch auch. Sein Stolz, sein Neid und sein Eigennuz hindern doch auch das Aufkommen manches Menschen, der, wenn ein andrer mit zu Rathe gezogen wäre, hätte gerettet werden können. (Das rechtschaffne Herz und das warme Wohlwollen sind gewiß wichtiger als man denkt.)

Aber das Mittel die Aerzte alle rechtschaffen zu machen? das geht nicht. Indessen bestätigt es den Gedanken, der dem Leser schon aufgestiegen seyn wird, daß der Doktortitel und das schulgerechte Lernen den würdigen Arzt nicht ausmachen und dem münsterschen K. M. hat es den Gedanken eingeflößt, alle ohne Unterschied, sie mögen seyn, wer sie wollen, wenn sie sich mit Kuriren befassen, zu examiniren und in dem Zeugnisse ausdrücklich zu benennen, ob und wozu sie in der Praxis geschickt sind? Und dieß Zeugniß wird zu jedermanns Einsicht und Nachricht bey den Gerichten und bey dem Pfarrer des Orts niedergelegt. (Ich würde es noch öffentlicher in die Intelligenzblätter des Landes einrücken lassen.)

H.

H. H. glaubt dieß Mittel selbst gemeinnüziger, als wenn man im Stande wäre, aus allen Aerzten rechtschaffne Menschen zu machen, weil der rechtschaffne Arzt oft eine Heilart gut zu verstehen glaubt und sich doch an sich selbst irrt.

(Das lezte wird doch auch bey geprüften Aerzten bleiben. Denn durch alle Anstalten der Art, auch die besten, wird der Mensch an sich selbst nicht untrüglich; und der Arzt aller Art bleibt Mensch.)

Aber wird dieß Mittel doch dem Uebel ganz abhelfen? Wird nicht der Landmann dem Quacksalber lieber, als dem guten Arzte nachlaufen? Die Erfahrung bejaht es. Und was dann zu thun? Das, was man kann. Das K. M. will also seinen Mitbürgern die Gefahr begreiflich machen, der sie sich mit Quacksalbern aussezen, 2) sie belehren, worin jeder, der kuriren will, zu brauchen sey und 3) dafür sorgen, daß es keiner Gegend an geschickten Aerzten mangle. Und alsbald dieß in Zug gesezt ist: so sollen Strafen den Quacksalber verfolgen, der sich zum Arzte aufwirft.

(Ich dächte, da jeder Pfuscher zugelassen wird, das zu seyn, was er mit gutem Gewissen seyn kann: so müste der Staat, der ihn so billig behandelt, auch sogleich, wenn er sich widerwärtig erweist, gegen ihn verfahren.)

Und nun gibt H. H. von S. 31. bis 90. einen Unterricht von der Gefahr, der sich die aussezen, die sich Unwissenden und Quacksalbern anvertrauen. Dieß Stück, so oft die Sache auch gerügt worden, ist unvergleichlich in seiner Art, aus der Fülle der Erfahrung geschöpft und dem gesunden Menschenverstande möglichst begreiflich gemacht, daß man nicht kuriren könne, ohne die äusserst verschiednen Ursachen der Krankheit aufzuspähen, und daß also die gleiche Krankheit auf eine äusserst verschiedne Art behandelt werden müsse. H. H. theilt die Krankheiten in zwo Klassen, 1. in die, so jederzeit durch die nämliche Materie hervorgebracht werden und wobey man also eine allgemeine Heilart vorschreiben kann, als Pocken, Liebesseuche, Wechselfieber,

(aber auch die erfodern nach den Subjekten so viele Verschiedenheit, daß auch hier der Pfuscher eben so wenig sein Werk findet) 2. in die, so ganz verschiedne Ursachen haben können, als Schmerzen, Entzündung, Geschwüre, Schwindsucht und Wassersucht. Diese alle nimmt H. H. durch, zeigt auffallend, wie sie in ihren Ursachen mannichfaltig sind und also auch einer mannichfaltigen und oft gerade widersprechenden Heilart bedürfen. Eines Auszugs ist dieß alles nicht fähig Die Behandlung der Schwindsucht ist besonders lehrreich. Selbst Aerzten kann sie es seyn, und liest sich mit einem ausnehmenden Vergnügen. Freylich wird jedermann dieß nicht genug fassen, der brave Landmann am wenigsten, und das sieht H. H. auch wohl ein, und hofft nur erst den Klugen seines Publikums es begreiflich zu machen, die dann andre warnen und dadurch und durch Beyspiele auch das niedre Publikum überreden werden.

Dieß ist eben das Schwerste: aber auch das Nöthigste, dem das Zutrauen abzugewinnen und es ins rechte Gleis zu lenken. Gründe, auch die handgreiflichsten verfangen wenig, wie denn der Landmann — und wir alle sind ja fast nicht anders — viel leichter und kräftiger am Herzen, als am Verstande gefast wird. Im Kleinen habe ich es bemerkt, in Gegenden, wo so liebreiche Gutsbesizer waren, daß der geringe Mann, der meistens ein leicht anhängliches Kinderherz hat, es seinem guten wohlwollenden Herrn zuglaubte, daß er besser bey des Herrn einsichtigem Arzte, als bey dem Pfuscher in der Nachbarschaft führe; in Gegenden, wo ein guter Pfarrer, dessen Weg zum Herzen viel gebähnter ist, als eines jeden andern, sich der Sache annahm und selbst Arzney verordnete oder verordnen ließ. Auch da habe ichs gesehn, wo ein treuherziger, fleissiger Wundarzt, der des gemeinen Mannes Sprache sprach, sich ungefähr wie derselbe kleidete, sich zu demselben hielt und mit Theilnehmung und Treue desselben wartete, sich des Vertrauens zu bemächtigen wuste, das er durch gute Kuren festsezte. Denn an die Erfahrung hält sich doch der gemeine

Mann

Mann und mit Recht, mehr, als an alles Vorstellen und Räsonniren. Diese Betrachtungen zeigen uns den gemeinen Mann von einer andern Seite, als man ihn gewöhnlich ansieht, nicht so störrisch und hartherzig, nicht so unbesonnen, daß er sein eigen Wohl nicht beherzigen sollte. Ich habe die medizinischen Moralisten sich oft erstaunlich wundern hören, wie der Mensch über sein Leben so blind seyn könnte. Es geht so natürlich zu, als alles in der Welt. Ist er von seinem Gutsherrn nicht so gedrückt und ausgesogen, daß er mehr für sein Vieh, als für Weib und Kinder besorgt seyn muß; ists ihm werth gemacht, zu leben und für Weibes und Kinder Leben zu sorgen; glaubt er, daß sein Herr sein wahres Wohl am Herzen habe; sieht er einen Arzt, der ihm nicht zu vornehm ist, wie ers zu leicht glaubt, der seine Uebel zu erforschen Lust hat, dems anliegt, ihn zu retten; hat er einen Pfarrer, ders ihm einleuchtend und zur Pflicht macht, für seinen Körper so vernünftig, als für seine Seele, zu sorgen, ich wette, man wird den geringen Mann eben so eifrig finden, einen guten Arzt zu rufen, eben so folgsam gegen denselben, als den hochgebornen Weichling, und nach dem Maasse seines Vermögens wird er nicht weniger dankbar seyn. Immer bin ich in den Gedanken — vielleicht ists politische Kezerey, ich weis es nicht — gestanden, daß die grosse Staatsökonomie nach denselben Grundsäzen ihren Gang und ihren Erfolg hätte, als die kleine Oekonomie. Und ist das: so sind hier auch Winke für Fürsten und deren Diener. Was man immer sagt: im Kleinen gehts wohl, aber im Grossen nicht, das ist wahr, und ist falsch. Das Ganze besteht doch aus Theilen, und was in Theilen gelingt, muß endlich auch im Ganzen gelingen. Aber eigentlich sind die Grundsäze, wornach sich alles lenket, immer dieselben; nur die Mittel können es nicht seyn. Dort ists also wahr, und hier ists falsch. Und wenn das ist; wenn erst der Landesherr seinem Volke das ist, was der Gutsherr seinem Landsassen; wenn das Volk nicht bey jedem Edikte argwöhnt, es sey hier auf des Landesherrn

Einnahme angesehn, wenn der Landesherr darin den Landesvater nicht bloß vorspiegelt, sondern wirklich seines guten Volks Vormund und Rathgeber ist; wenn der Pfarrer es ihm begreiflich macht, wie nicht jeder, der ihm was Gutes vorschwazt, ein verständiger Helfer sey; wenn ihm die Mittel zur Hülfe nicht ganz unwissender Leute zu gelangen, erleichtert werden, solcher Leute, die ihm nahe, die seines Gleichen sind, die sich sein Wohl angelegen seyn lassen: so wird mit der Zeit schon in einem ganzen Volke das möglich werden, was in einem kleinen Theile dieses Volks möglich war. Glimpfliche wohlgemeynte Führung wird schon die Denkungsart des Volks ändern: aber nicht harte Verbote, oder Strafen.

Diese müssen aber gegen die Quacksalber Statt finden. Den Menschen, der Leute aus dem Lande verführt, Fabrikanten und Landbauer abspenstig macht, den straft der Landesherr, und Galgen ist oft desselben Lohn. Aber der Quacksalber, der im Lande den wehrhaften Mann, oder die junge Anzucht tödtet, der geht ungestraft durch.

Auch wo Geseze sind und Strafen darauf stehn, werden sie selten vollzogen. Ich bin weit entfernt, Galgen und Strick zu wünschen: aber ich wünsche Ernst gegen den gefährlichen Mann, der zu helfen vorgibt, hülfreich seyn könnte: aber aus Stolz oder aus Bequemlichkeit es auf dem rechten Wege nicht seyn will. (Ich rede von Pfuschern, die es sind und es bleiben wollen; nicht von denen, die bey Aufhebung der medizinischen Monopolien entpfuschert und nuzbar gemacht werden können.) Faulheit ist in der Regel die Quelle, warum der Bauerknecht den Pflug, oder der Schuster den Leisten, oder das alte Weib ihren Spinnrocken verläst, und Hochmut ist die Ursache, warum so einer sich nicht näher bekehren lassen will. Die Strafe mögte der Faulheit und dem Stolze angemessen seyn. Aufknüpfen soll man sie nicht; aber ins Arbeitshaus sie sezen, das sollte man.

Einem jeden, der mit dergleichen Sachen zu thun hat, wird keine grössere Schwierigkeit aufstossen, als die Richter

selbst. In keinem Punkte der Polizey ist man saumseliger. Manche freylich bloß, weil es wenig Sporteln gibt, weil der Pfuscher zu viel sind, weil diese in gewissen Verhältnissen stehen u. dgl. m. Aber ich kenne auch Richter, ehrliche, wohlwollende, betriebsame Männer: allein in diesem Punkt immer lässig. Es muß doch einen Grund haben, habe ich oft gedacht, weil ich mir immer die Menschen gut und nach Gründen handelnd vorstelle, als daß ich sie böswollend oder bloß eigensinnig glauben sollte. Einige habe ich wirklich bloß lässig gefunden. Sie sind mit Beytreibung von Steuern und Gefällen, mit Rechtssachen, Kuratelen u. s. w. so überhäuft, daß sie das, was sie nicht nothwendig müssen, was nicht von Anwälden betrieben wird oder an höhere Dikasterien gelangen kann, oder was nicht so unmittelbar des Landesherrn Interesse betrifft, eigentlich nur verschieben: aber über dem Verschieben allendlich versäumen. Andre würden betriebsam seyn, wenn sie mehr vom wahren Nuzen überzeugt wären. Ich spreche gar nicht von den halbwissenden Leuten, die alles in der Quere und einseitig betrachten, von keiner, als von ihrer eignen Wissenschaft einen Begriff haben und von der Arzneykunst deswegen schlecht denken, weil sie die Menschen nicht unsterblich machen kann. Aber es gibt unter den Politizis auch solche, die bey Redlichkeit und guter Einsicht die Anmerkung machen, es sterben doch den Aerzten auch viele; die Fehler sind leicht, wir alle haben deren und die Aerzte sind auch Menschen; auf die Natur kommts doch am meisten an. Ist die gut, so werden die Kranken wohl durchkommen; ist sie es nicht, so kann es der Arzt auch nicht. Und da ists gleich, ob die Menschen methodisch oder unmethodisch sterben.

Redlicher, würdiger Richter, mit dir will ich sprechen. Erst wirst du mir doch zugeben, daß Aerzte und Wundärzte was vermögen, daß jene im hizigen Fieber doch eher einen Menschen retten können, diese ein gebrochnes Bein gerader und sichrer anheilen können, daß man nicht sterbe und zum Krüppel werde, als wenn dieselben Kranken den

Pfuscher rufen, so gewiß, als dir dein Schneider den Rock besser macht als dein Becker, oder dein Schuster den Stiefel besser denn dein Maurer. Beyde können das Maaß unrecht rechnen, sich im Zuschnitt versehen, mit aller Methode unrecht verfahren: aber oft können sie es doch noch wieder bessern und immer werden sie sich nicht versehn. Oder willst du für eins ihrer Versehen deinen Rock nun selbst machen oder von deinem Maurer dich stiefeln lassen?

Du hast erwogen und gefunden, daß die Menschen dem Pfuscher sterben und dem Arzte auch sterben. Aber was hast du gegen einander gewogen? Dem Arzte hast du berechnet, wer ihm stirbt und dem Pfuscher, wer ihm nicht stirbt? Bist du da ganz gerecht, wenn du in deine Wage zweyerley Gewicht legst? Es scheint sonderbar, daß man es so rühmt, wenn vor dem Pfuscher einer geneset und es dem Arzte so gerne aufrückt, wenn ihm einer stirbt. Es liegt aber in der Natur unsrer Seele, daß jener unsre Bewunderung und dieser unsern Vorwurf so leicht erhält. Es gefällt uns so, daß einer aus eigner Kraft sich hebt und es hat so das Gepräge von Originalität, von Genie und Kühnheit, die uns so mächtig hinreissen, wenn einer unser aus seinem Zirkel tritt und in ungewohntem Gleise sich groß und stark darstellt. Audentem fortuna juvat. Ich habe einen Leinweber gekannt, der durch eignen Fleiß und einen mechanischen Kopf getrieben, ein Uhrmacher worden war und er war nicht ungeschickt. Aber die andern Uhrmacher waren es auch nicht, und in feinen Arbeiten waren sie es mehr. Doch hatte der Leinweber mehr Arbeit, denn einer der andern, obwohl diese manche Sackuhr bessern musten, die er verdorben oder doch ungebessert gelassen hat. Aber bey dem allen war es und blieb es so, bis an des Leinwebers Ende. Und nicht anders ist es mit dem Kuriren. Gelingt es so einem; so ist des Wunderns kein Ende, und gelingt es nicht: so wundert man sich nicht, weils natürlich ist. Aber du, guter Vorsteher des Volks, sollst du dich diese Neigung beherrschen, eine Kuriosität dich blenden lassen?

sen? Sollst du auf den Oberflächen hin mitwundern und nicht auf den Grund gehen; sollst du nicht da forschen, wo nicht etwa eine schöne Rarität zu schauen, sondern das wahre Wohl des Ganzen zu erwägen die Sache ist? Sey gerecht und brauche einerley Gewicht in deiner Wage, forsche, wie viel diesem oder jenem sterben, oder wenn du willst, diesem oder jenem erhalten werden?

Auf die Natur kommts an, sagst du. Gut. Auch ohne die kann der Arzt nichts. Das ist wahr. Er kann die verderbten Geweide und die verschlossene Naturfedern nicht wieder herstellen, so wenig dein Schuster aus vermodertem Leder tragbare Stiefeln machen kann. Aber gib ihm gut Leder: so wird er sie dir machen können: aber das machen können, kann dein Maurer nie recht, wenn du ihm auch das beste Leder gibst. Und höre, sterben sollen wir alle. Dafür kann der Arzt nicht, dafür kann nur Gott im Himmel, an den du dich darüber zu halten hast. Aber nimm einmal nur den Kreis der Menschen zusammen, die einen dir bekannten sehr mässigen Arzt, und die, so einen recht geschickten fleissigen brauchen; sondere dir in Gedanken jeden Kreis derselben zu einem kleinen Volke ab, für deren Gesundheit die beyden Männer Fürsorge tragen. Sieh sie an und zähle auf, wie viel Kinder dem einen mehr, als dem andern in dieser kleinen Völkerschaft gestorben sind, wie viel weiter die Erwachsenen in Jahren kommen, wie die Wochenbetten und grassirende Krankheiten weniger wegnehmen, wie vieler Alten Gesundheit er erträglich macht und derselben Tage verlängert? Sieh und zähle dieß auf von vorigen Zeiten und gib dir noch Jahre Zeit im Vergleichen: so wirst du einen Unterschied sehen. Sterben werden dem besten Arzte auch sein Volk, denn das müssen sie: aber später; sterben werden ihm Kinder und Jünglinge, aber weniger. Der Abstand wird grösser seyn, als du denkst, selbst zwischen zween Aerzten, und wie wird das Verhältniß vom guten Arzte zum Pfuscher abstechen! Ich darfs sagen, es verlohnt die Mühe und du wirst anders denken lernen. Du wirst

dich befriedigen und das Mehr und Weniger wird dich geschäftig machen, an die Gesundheit deiner Mitmenschen zu denken, deren Fürsorge dir aufgetragen ist.

Ich weis es, man hat gefunden, daß Kriege und Landplagen weniger entvölkern, als man denkt, daß das menschliche Geschlecht sich gewaltig rekrutirt, und daß, wenn der Tod Lücken macht, allerwegen Unverheirathete genug sich finden, die wieder einrücken und die Lücken auffüllen; ich weis, daß von grossen Sädten, die sich so leicht vom platten Lande aus, rekrutiren, dieser schnelle Wiederbesaz vorzügl ch gelte. Immer kann es auch seyn, daß Politizi, die an die Menschen bloß durch Bestallung und nicht mit dem Herzen verbunden sind, diese Erfahrung zur Gleichgültigkeit gegen Medizinalgeseze misbrauchen, daß in grossen Städten besonders, die Beschwerlichkeit, dieselben in Kraft zu erhalten, durch dgleichen etwas bemäntelt werden kann. Aber diese Politik, unmenschlich ist sie nicht nur, sondern auch schädlich. Wie mit der Haabe, so mit dem Leben. Was ich erspare, das gewinne ich, so wie ich habe, was ich nicht ausgebe. Der gute fleissige wohlhabende Bürger, der da ist, ist mir besser, als der, den ich erst erhalten soll. Die Pestverordnung einer Stadt mag immer mit da seyn, damit nicht das Kommerz gesperrt werde: aber sie muß auch geradezu deshalb in Kraft erhalten werden, um das Leben der Bürger zu beschirmen und jede Medizinalverordnung hat den Werth einer Pestverordnung. Sie hält ab eine Pest, die im Finstern schleichet. In einem Staate, wo grosse Städte mit Flecken und plattem Lande gemischt sind, ist der Werth der Lebenserhaltung noch höher. Denn da verliert das Land, was die Stadt an sich zieht. Dem Politikus da kann das Mehr und das Weniger nicht gleichgültig seyn. Sonst muß ihm auch die Pest, wie gesagt, und jede Landplage gleichgültig seyn, oder der Entführer des fleissigen Landmanns und der Seelenverkäufer nicht strafbar dünken. Denn die Lücken, so diese machen, füllen sich auch bald wieder auf.

Die Fortsezung folgt.

---

6. Gö=

3.
Göthe und Claudius.

Wärst du lieber der Sonnenmann, oder der Geweihte des Mondes?

In ewiger Urkraft flammt hoch die Sonne, und weckt zur That um sich her; der Mond dämmert labende Ruhe.

Verzehrend in der Nähe ist ihr Feuer, blendet fern den starren Blick und demütiget ihn, aber das leise Wort des Mondes ist Sympathie; geheim ist seine aufrichtende Kraft, so ein naher stiller Lieber, der Frieden um sich her verbreitet und Genuß in seinem kleinen Kreise.

Der Mond ist lieb; die Sonne ist groß. Der Mond ist groß, weil er lieb ist; die Sonne ist lieb, weil sie groß ist.

Wärst du lieber der Sonnenmann, oder der Geweihte des Mondes?

Beyde sind dein Meisterstück, o Gott! Ich wage nicht zu richten über dein Werk. Ich bin Mensch, und achte mich geborgen in deinem Wiederschein, zu sehen, wie doch alles so lieb und so groß ist, was an deiner Hand hervorgeht.

Bchz.

4.
Sadi.

Sadi, ein gütiger König, reiste einst verkleidet in seinen Staaten herum, um seine glücklichen Unterthanen in dem Genuß ihrer Freude zu belauschen. In einer von dem Hofe nicht sehr entfernten Stadt traf sein Blick unter einem Haufen

gefesselter Sklaven auf eine Frau, deren traurig sanfte Miene ihn rührte. Sie war an einen mit Steinen beladenen Karren gespannt, und hielt eben von ihrer Last entkräftet stille. Allmächtiger, rief sie, ende dieß Elend! und sank halb ohnmächtig nieder. Hurtig, faule Madam! erscholl ein Donnerton aus der Kehle eines Zuchtmeisters, der seine Knotenpeitsche fürchterlich über das zitternde Weib schwang. Halt! rief Sadi, und reichte ein Goldstück hin, ich will mit der Unglücklichen reden. — Was habt ihr verbrochen, arme Frau?

Ach! gibt es noch Menschen, die mein Jammer rührt? — Die Geschichte unsers Elends, edler Fremder, ist kurz. Wir verarmten durch Betrüger und Unglück, und konnten den Kopfschaz nicht länger bezahlen. Schon schliefen wir mit vier Kindern auf der Erde. Nur ein Teppich war übrig, auf welchem mein fünftes Kind tödtlich krank darnieder lag; und die Ungeheuer kamen und fanden nichts zu pfänden, und rissen dem Knaben die armselige Decke weg. Mein Mann in seiner Verzweiflung ergriff den Gerichtsdiener und warf ihn zu Boden. Das ist todeswürdig! schrieen die Richter, und mein Mann ist zur ewigen Arbeit verdammt.

Und Ihr?

Ich arbeite für ihn, denn er ist kränklich und schwach, damit man ihm erlaube wieder Kräfte zu sammlen — er war in Gefahr unter der Peitsche zu sterben. Ach! konnte unser reicher König denn meinen Teppich nicht entbehren?

Tröstet Euch, gute Frau! rief Sadi und wandte sich schnell weg, denn er war seiner Bewegung nicht Meister. — Unter deiner gerühmten Regierung — wie du geliebt wirst, Sadi — diese Unterdrückten nennen dich vor Gott.

Er eilte nach dem Statthalter hin. Ich bin ein Kaufmann, gnädiger Herr, und finde hier unter den Sklaven den Verwandten eines meiner Freunde (er nannte seinen Namen) ist er für Geld los zu kaufen? — Es ist ein Aufrührer,

rührer, antwortete Musselim, der eigentlich gespiest zu werden verdiente — aber, wenn Ihr mir den Werth der Arbeit seines Lebens bezahlt, so mag es drum seyn. Der Verdienst der Sklaven ist ein Theil meiner Besoldung, und ich kann in meiner Verfassung nichts missen. Sadi: man sagt aber, daß der König die Strenge nicht liebe. — Auch ich, erwiederte der Statthalter, bin eben kein Freund von Strafen; aber es ist zuweilen ein Beyspiel nöthig. Die Einkünfte dieser Stadt sind im Etat der königlichen Küche angewiesen; der Küchenmeister, der Einflüsse hat, fodert Geld, und wer klug ist, erhält sich Freunde bey Hofe. — Sadi zahlte das Geld und rief, indem er ging: Und wer ist euer Freund, ihr Verlassenen? — Eure unbemerkten blutigen Thränen hab' ich als Leckerbissen verzehrt.

Ue.

5.

Ueber die gegenwärtige Beschaffenheit der khevenhillerschen Annalen.

Seit der Bekanntmachung meines Vorhabens, einen pragmatischen Auszug aus den khevenhillerschen Annalen zu liefern, habe ich verschiedene Stimmen des Publikums gehört, die es nicht billigen wollten, daß ich bloß Auszug machte; die es für besser gethan hielten, wenn ich die Periode, welche die khevenhillerschen Jahrbücher umfassen, selbst beschriebe, und dabey das khevenhillersche Geschichtbuch nur als Quelle benuzte. Da vielleicht mehrere Stimmen des Publikums, die ich nicht gehört habe, ein gleiches Urtheil mögen gefällt haben, so halte ichs für den kürzesten Weg, eine Rechtfertigung jenes Unternehmens mit ein paar Worten öffentlich zu führen; und diese paar Worte

können, da sie ein wichtiges Unternehmen zum Besten der neueren deutschen und europäischen Geschichte, und eins der merkwürdigsten deutschen Geschichtbücher betreffen, im deutschen Museum nicht am unrechten Ort stehen.

Es liegt in jenem Urtheil über mein Unternehmen eine doppelte Voraussezung, auf deren Richtigkeit der Grund desselben beruhet: einmal, daß ich der Mann sey, der mit einem Geschichtbuche des allerwichtigsten Zeitraums der europäischen Historie den Dank des Publikums zu verdienen im Stande sey; und zweytens, daß die khevenhillerschen Annalen, in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, benuzt, das ist, daß aus ihnen, als aus einer reinen und sicheren Quelle, die Geschichte des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts mit Zuversicht geschöpft werden könne.

Die Untersuchung der ersten Voraussezung kann ich nicht vor meinen Richterstuhl ziehen, ohne in meiner eigenen Sache mich unmittelbar zum Richter aufzuwerfen, und der Ausspruch mögte fallen, wie er wollte, entweder zu viel, oder zu wenig Bescheidenheit zu verrathen. Meine Danksagung für ein so ehrenvolles Zutrauen, und der Wunsch, einst durch eine Probe dieser Art gezeigt zu haben, daß ich desselben nicht unwürdig war, ist alles, was mir hiergegen zu erwiedern erlaubt ist.

Mit mehr Freyheit darf ich über den zweyten Punkt sprechen; und dieser zweyte Punkt gibt mir Gelegenheit zu einer kritischen Beurtheilung des khevenhillerschen Geschichtbuchs, dergleichen, meines Wissens, noch von keinem Geschichtforscher und Kenner der Quellen auf eine befriedigende Art angestellt ist. Sind die khevenhillerschen Annalen in ihrer izigen Beschaffenheit eine reine, zuverlässige und folglich brauchbare Quelle für die Geschichte des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, oder muß eine kritische Uebersicht des ganzen Werks, dieselben erst brauchbar machen, und die Benuzung desselben dem Geschichtforscher erleichtern? Dieses ist die Frage, die ich zu beantworten habe.

Der

Der Gebrauch der khevenhillerschen Annalen hat mich überzeugt, daß sie in ihrer izigen Beschaffenheit keine brauchbare Quelle der Geschichte sind, und daß sie fast auf allen Seiten einer kritischen Berichtigung bedürfen. Hier ist der Beweis meiner Behauptung und zugleich die Rechtfertigung meines Unternehmens.

Zur Brauchbarkeit eines Geschichtbuchs gehört doch wohl vor allen Dingen, als ein nothwendiges Erforderniß, geographische, chronologische und genealogische Richtigkeit in den Namen der handelnden Personen, und der Städte und Länder, die der Schauplaz der Handlung sind; auch eine richtige und unverstümmelte Ausgabe, die wenigstens von groben Nachlässigkeiten des Sezers und Korrektors rein ist. Mangel des guten Ausdrucks und einer erträglichen Art zu erzählen, Ausschweifungen auf unwichtige Vorfälle, in welchen der Verfasser sich nicht mehr vom pragmatischen Geiste leiten ließ — — — sind Dinge, die man demselben schon eher zu gute hält, und lieber dem Genius seines Jahrhunderts, als ihm selbst, zur Last legt; sie heben die Brauchbarkeit seines W..ks nicht auf, sondern schränken sie nur für eine kleine Zahl Geschichtforscher ein, welche Geduld genug besizen, sich durch dergleichen Hindernisse hindurch zu arbeiten. Aber auch in diesem Falle sind arbeitsame Forscher der Geschichte nicht ohne Unterschied allein in dem Besiz derselben zu lassen; sondern wenn Reichthum und Wichtigkeit des Inhalts es anrathen, so kann es allerdings der Mühe werth seyn, durch Umkleidung des Stils, durch Abschneidung der unwichtigen, und Zusammenziehung der allzuweitläuftigen Erzählungen, ein solches Geschichtbuch zur allgemeinen historischen Lektür zu erheben, und auf diese Weise demselben eine ausgebreitetere Brauchbarkeit zu verschaffen. Jedem Freunde der Geschichte wird dadurch der Zugang zu einer geläuterten Quelle geöfnet, und wenn Geschichte ihm nicht Mährchen ist, wenn er sich von ihr alle die grossen Vortheile verspricht, die nur von wahrer Geschichte zu erwarten sind; so muß

ers fühlen, daß die Erzählung eines Augenzeugen weit mehr Interesse für ihn habe, als die Erzählung des elegantesten neueren Geschichtschreibers, nach deren Vollendung er doch oft nicht recht sicher ist, ob er Roman oder Geschichte gelesen habe; und wenn er es nicht von selbst fühlt, so hätte er, um nicht härter zu urtheilen, verdient, daß man ihn an das Schulsprüchelchen: dulcius ex ipso fonte etc. erinnerte. Dieser Umstand trift schon ganz genau die khevenhillersche Annalen. In der That muß es dem Freunde der Geschichte angenehmer seyn, wenn er die von einem gleichzeitigen Geschichtschreiber verfaste Jahrbücher Ferdinands II. selbst lesen, die Erzählungen des Augenzeugen der grossen Begebenheiten dieser Periode selbst anhören kann, als wenn er mit dem, was ihm ein neuer Geschichtschreiber daraus vorzusezen für gut findet, sich abspeisen lassen soll. Er muß es daher demjenigen Dank wissen, der ihm die Bekanntschaft mit einem so wichtigen Augenzeugen, und den Gebrauch seiner Erzählungen erleichtert. Es kommt bey den khevenhillerschen Annalen noch der Umstand hinzu, daß in gewisser Rücksicht der Reichthum historischer Nachrichten so groß ist, daß kein Geschichtschreiber, der sie blos als Quelle seiner Arbeiten betrachtet, dieselben, so wie sie es verdienen, zu benuzen im Stande ist, sondern vieles ungebraucht liegen lassen muß. Ich rede hier vorzüglich von dem ausserordentlichen Reichthum an Materialien zu der europäischen Völkerrechts- und Gesandtschafts-Ceremonielwissschaft. Zuverlässig ist in dieser Betrachtung kein einziges Geschichtbuch den khevenhillerschen Jahrbüchern an die Seite zu sezen. Die Ursach davon ist keine andere, als diese, daß es grössesten Theils aus gesandtschaftlichen Instruktionen, Berichten an die Höfe und andern ähnlichen Aufsäzen zusammengetragen ist; und die pünktliche Genauigkeit des Verfassers in Erzählung aller in dieser Rücksicht nur einigermassen erheblichen Umstände, scheint mir nicht undeutlich zu verrathen, daß es eine Hauptabsicht desselben gewesen sey: die Lesung seiner Jahrbücher zu einer praktischen Schule

des Völkerrechts und der gemeinschaftlichen Ceremoniel-wissenschaft zu machen. Der grössere Theil seines in dieser Absicht gesammleten Stofs wird unbenuzt liegen bleiben müssen, und der davon abhangende Nuzen verloren gehen, wenn ein heutiger Geschichtschreiber seiner Periode ihn nur als Quelle gebraucht, weil viele Vorfälle, die an sich wichtig sind, nach seiner Absicht zu geringfügig scheinen, in die Folge seiner Erzählungen nicht passen, oder sonst seinem Plan nicht angemessen seyn werden. Schon dieser Umstand empfiehlt die eigene Lektür der khevenhillerschen Jahrbücher, und weil diese in ihrer izigen Sprache Ekel erregt, ja wohl gar den meisten Lesern, die den eben angezeigten Unterricht daraus zu schöpfen vorzüglich Ursach haben, halb oder ganz unverständlich ist, so ist es zur Erweiterung des pragmatischen Studiums der Geschichte nothwendig, durch Umkleidung der Schreibart, und mit gewissenhafter Treue in Darstellung der eignen Gedanken des Verfassers die Erreichung dieses heilsamen Zwecks zu erleichtern.

Aber auch in dieser Absicht ist eine kritische Berichtigung der khevenhillerschen Jahrbücher nöthig, so wie sie für den Geschichtforscher, der dieselben in ihrer izigen Beschaffenheit zu gebrauchen Geduld und Geschicklichkeit genug besässe, unentbehrlich ist. Ich will dieses mit Beyspielen beweisen, die ich insgesamt nur aus dem ersten Theil der khevenhillerschen Jahrbücher hernehme. Geographische Richtigkeit war das erste, woran es diesem Geschichtbuche fehlt. Am Ende der 53. Seite des ersten Theils sagt der Annalist: Don Juan von Oesterreich habe sich nach dem Moselstrom zurückgezogen, um sein Volk bey Namur zu erquicken; dieser Zusaz ergibt deutlich, daß der Moselstrom statt der Maas gesezt sey. Auf der 160. Seite wird erzählt: Don Antonio habe auf die Nachricht von der Krankheit des Königs Philipp II. zwischen Dorio und Mimo 9000. Mann zusammengebracht, und die von Coimbria verhindert, daß sie nicht, wie die von Santoren, Gesandten an den König Philipp schicken und ihm huldigen könnten; er

habe

habe auch Auera damit eingenommen; auf die Ankunft der Spanier habe er sich nach Porta zurückgezogen, und um sie in ihrem weitern Vorrücken zu hindern, habe er den Paß bey der Brücke Linna besezen lassen. Ausserdem, daß hier, wie in den Annalen durchgehends geschieht, alle Namen von Städten durch eine unrichtige Schreibart verunstaltet, und zum Theil fast unkenntlich gemacht sind, ergibt der Anblick der Karte, daß Linna auf zehn Meilen über Porto, und folglich dem Don Antonio im Rücken lag, und daß es wahrscheinlich eine Brücke bey Lamego war, welche Don Antonio besezen ließ. Welche von den azorischen Inseln führt den Namen Vagina, der ihr S. 254. gegeben wird, und welche den Namen Valeta, welcher S. 204. vorkommt? Allem Ansehen nach ist beydes nur eine, und zwar Fayal, deren Name durch unverständige Abschreiber, oder Unachtsamkeit des Sezers und Korrektors bald in Vagina, bald in Valeta verwandelt ist. Daß eine Stadt oder Fluß unter drey bis viererley Namen vorkommt, davon oft kein einziger ganz richtig ist, ist ebenfalls nichts seltenes. Z. E. der Fluß Mucazen in Afrika heist S. 29. Moscazeno, S. 30. Mucasino, S. 31. Macazono. Die Stadt Welikie Lucki in Rußland wird S. 178. Wilolauch, S. 179. Willokaluch am Wasserstrohm Equato, und S. 181. Velicoluco genannt. Oudenaarden heist S. 93. Audenar und S. 263. Quedeuorden. Dokkum in Friesland heisset S. 172. Doteckum und S. 207. Doceum. Pleskov kommt S. 211. innerhalb sieben Zeilen unter drey verschiedenen Namen vor. Daß ferner der Verfasser meistentheils alte, und im deutschen Stil wenigstens ungewöhnliche Namen z. E. Antorf statt Antwerpen, Boristhenes statt Dnieper und dergleichen gebraucht, wäre seinem Jahrhundert beyzumessen und leicht zu verzeihen; aber daß überhaupt alle Namen der Städte und Flüsse unrichtig geschrieben; ja oft dadurch ganz unkenntlich gemacht sind, woran man beym Aufschlagen auf jeder Seite Beweise antrift, dieses macht eine viel grössere Schwierigkeit, ohne deren Hebung der Gebrauch

der

der khevenhillerschen Annalen schlechterdings unmöglich ist. Man nehme seinen Büsching, oder gute Karten von Portugal, den Niederlanden, Polen, Rußland und Ungarn vor und versuche, ob man z. E. folgende Oerter, deren im ersten Theil der Annalen Meldung geschieht, finden kann? Herrentitsch Castel, Derschmirkh, Isitsch, Zasim oder Zöshin, Isutsin, Buschin, Neu = Jazisch alle auf S. 7. Warsau in Maßberland S. 8, der Fluß Roso S. 21, Walzenburg und Dohlen S. 50, Audenar S. 93, Orquato S. 106, der Weg von Eugmonte durch Algartio, um mit den Galeeren auf den Fluß Ana bis nach Merkolla zu kommen S. 114, Monde und Marson S. 119; der Fluß Drisa S. 124; Reden S. 172, die Festung Mura S. 174; S. Tarcen und Almira S. 203, das Schloß Stauren, Millensthurn, Auerhiel S. 207, Neveziel, Tuvenhart, Erndhoven S. 209; Orsa und Zavaloscia S. 212; Voronecia, Velica, Crasno und Horteque S. 213; Estericia, Giamazopoloscia S. 214; Novea und Imagrot S. 215; die azorischen Inseln Valeta, Vagina, Curbina und Florida S. 254; Quedevorden S. 263; Tolu und Echoven S. 265; Das Wasser Berela S. 266. Man glaube nicht, daß dieses ein vollständiges Verzeichniß unrichtig geschriebener Namen von Städten und Flüssen im ersten Theil sey. Vielmehr ist unter funfzig solcher Namen im ganzen Werk kaum einer kenntlich und richtig gedruckt, wovon einen jeden der eigene Anblick bey ungesuchtem Aufschlagen überführen kann. Viele derselben werden bey sehr unwichtigen Vorfällen genannt, und ich würde, ohne den Vorwurf historischer und geographischer Mückensäugerey auf mich zu laden, sie hier weder anführen, noch auf ihre Berichtigung Zeit verwenden können. Aber bey wichtigen den pragmatischen Geschichtschreiber interessirenden Namen von Städten und Flüssen ist dieser Fehler unausstehlich.

Eben diese Bewandniß hat es mit der Verstümmelung so vieler Namen von Personen, die durchaus mit Hülfe anderer Geschichtschreiber erst berichtiget werden müssen, ehe

man

man von den Erzählungen des Grafen Khevenhiller Gebrauch zu machen im Stande ist. Der spanische Sprachgebrauch mag es vielleicht mit sich bringen, wenn aus der englischen Königin Elisabeth eine Königin Isabella, aus der Donna Katharina, Herzogin von Braganza, eine Donna Katalina gemacht, und andere solche Veränderungen der Namen vorgenommen werden, die in einem deutschgeschriebenen Geschichtbuche nur übel stehen, und von jedem Leser leicht zu verbessern sind. Von mehrerer Erheblichkeit sind aber folgende Veränderungen. S. 21. wird ein deutscher Oberster Namens Amberger: Martin Burgunder, und ein englischer Oberster Namens Thomas Stückley: Thomas Sternulius genannt. S. 33. wird der Name des Don Pedro Alcasoba, eines von den portugiesischen Reichsgubernatoren, welche König Heinrich der Kardinal auf seinen Todesfall bestellt hatte, in Alcosana verwandelt. Aus Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, ist auf der folgenden Seite Philipp Emanuel, und aus Rainutius Farnese ist eben daselbst Ramuntius Farnesius gemacht. Der Abgeordnete des Erzherzog Matthias und der niederländischen Stände, zu dem vom Kaiser zu Wangen, welche Stadt hier Wangingen heist, angestellten Unterredung, wird S. 53. Philippus Marnixius Sondalgondanus genannt, da doch sein wahrer Name Aldegonde ist. Aus Alphonsus II. von Este, Herzog von Ferrara, wird S. 61. Don Alanzon d'Este gemacht. S. 192. kommt ein Herr von Weilstein vor, den schwerlich jemand, ohne andere Geschichtschreiber zu vergleichen, für den Grafen Philipp von Nassau, Herrn zu Beilstein erkennen wird. Der wegen seiner in den niederländischen Kriegen bewiesenen Tapferkeit berühmte Cornput heist S. 205. Corruputs; so ist auch aus dem Herrn von Hautepenne S. 209. ein Herr Sultepenne gemacht, und eben daselbst aus einem Herrn von Fresin, ein Herr von Freysing. Cyprian von Figueredo, welcher des Don Antonio Statthalter auf den Terceras Inseln war, heist S. 254. Cipriano Vigeroa.

Auch

Auch dieses sind nur einige der am meisten in die Augen fallenden Beyspiele von verunstalteten Namen der handelnden Personen, und es ist überhaupt, wie bey den Namen der Städte und Flüsse unter funfzigen kaum einer ganz richtig gedruckt, und die Hälfte wenigstens ist so verstellt, daß sie nicht anders als mit Hülfe anderer Geschichtschreiber enträthselt werden können.

Die häufigen chronologischen Unrichtigkeiten in den khevenhillerschen Annalen machen ebenfalls dieses Werk zu einer sehr unsichern Quelle der Geschichte. Ich will davon nur einige Beyspiele anführen, welche hinreichend erweisen, daß den khevenhillerschen Jahrbüchern, in Ansehung der Zeit, darin der Verfasser die erzählten Begebenheiten sezt, vor erfolgter kritischen Uebersicht derselben, und Berichtigung des falsch befundenen, nicht zu trauen sey. Unter dem Jahr 1578. auf der 35. Seite, sagt der Annalist: eine Hauptursach, warum die verwittwete Königin von Frankreich, Katharina von Medicis sich um den portugiesischen Thron beworben habe, sey gewesen, weil ihr von Astrologen wäre prophezeihet worden, sie würde drey Söhne auf dem königlichen Throne sehen; damit sie nun die Erfüllung dieser Weissagung nicht vielleicht zu ihrer Betrübniß, durch frühzeitiges Absterben eines und des andern Sohns auf dem französischen Throne erleben mögte, so habe sie sich um auswärtige Königreiche für ihre Söhne bemühet. Dieses ist bey ihrer Prätension auf Portugal ganz unrecht angebracht, weil im Jahr 1578, worin diese Ansprüche geltend gemacht werden sollten, die Prophezeihung der Astrologen, auf jene gefürchtete Art bereits in Erfüllung gegangen war; denn ihr ältester Sohn Franz II. war schon 1560. der zweete Karl IX. 1572. als Könige von Frankreich gestorben, und ihnen war der dritte Sohn, nämlich Henrich III. in der Regierung gefolgt. Der auf der Seite 174. befindliche Auszug, des im Jahr 1580. zwischen dem König Henrich III. von Frankreich und den Hugenotten errichteten Vergleichs, bezieht sich auf einen andern, welcher 1606. folglich sechs und zwanzig

Jahr später, errichtet seyn soll; ein offenbarer Anachronismus! die Vergleichung mit den ältern Verträgen ergibt, daß es 1577. heissen müsse. Seite 210 sagt der Annalist: Der Heirathsvertrag zwischen Elisabeth Königin von Engelland und dem Herzog von Alanzon sey den 22 November 1581. zu Stande gebracht; die Urkunden darüber sind aber schon den 11. Junius ausgestellt. (*Dumont* Corps dipl. T. V. P. I. p. 406.) Der Waffenstillstand zwischen Kaiser Maximilian II. und den Türken vom Jahr 1564 ging nicht, wie S. 241. steht, erst im Jahr 1582. zu Ende, sondern war schon 1575. geendigt gewesen; dagegen war 1576. ein anderer Waffenstillstand errichtet, von dessen Ablauf eigentlich im Jahr 1582. die Rede seyn konnte. Unter dem Jahr 1582. wird auch auf der S. 200. die Ermordung des Herzogs Henrich von Engoulesme, Großpriors von Frankreich, erzählt, welche erst in das Jahr 1586. gehört. Mehrerer Exempel bedarf es nicht, um Mißtrauen gegen die chronologische Richtigkeit eines Geschichtschreibers zu erregen, und die Prüfung und Berichtigung desselben zu empfehlen.

Auch der genealogische Theil der khevenhillerschen Annalen bedarf, ehe er mit Sicherheit gebraucht werden kann, Prüfung und Berichtigung. Um sich hievon zu überzeugen, sehe man S. 8. des ersten Theils folgende Nachricht: Dieß Jahr (1578) seynd unterschiedliche Fürsten in Deutschland gebohren, als — — — Otth von Braunschweig, Otthen Herzog von Braunschweig, und Marggr. geborn. Gräfin von Schwarzenburg Sohn. In dieser Nachricht steckt, wie aus Vergleichung der Braunschweig-Lüneburgischen Geschichtschreiber sich ergibt, mehr als Ein Irrthum. Die Rede ist von Herzog Otto dem jüngern aus der Harburgischen Linie. Dieser hatte zwo Gemahlinnen. Die erste war die in den Annalen genannte Margarete. Diese ist aber schon 1557 mit Hinterlassung dreyer Kinder gestorben. Die zwote Gemahlin hieß Hedwig, und war eine Tochter des Grafen Enno II. von Ostfriesland. Von dieser hatte Otto der jüngere zwölf Kinder,

der, und unter denselben auch einen Prinzen, Namens Otto, der aber nicht im Jahr 1578. wie der Annalist sagt, sondern 1572 geboren ist. Dagegen ist allerdings im Jahr 1578. von dieser Gemahlin ein Prinz geboren, welcher aber den Namen Ferdinand führt. Auf der 64. Seite ist durch Verwechslung der Namen Anna und Johanna ebe falls ein beträchtlicher hieher gehöriger Fehler begangen. Die Großherzogin Anna von Florenz, Kaiser Ferdinand I. Tochter, heist es daselbst, sey 1578. in der Geburt einer Tochter verschieden. Anna die ältere Tochter Ferdinands I. war eine Gemahlin Albert V. Herzogs in Bayern; ihre jüngere Schwester aber und Großherzogin von Florenz, welche in diesem Jahr starb, hieß Johanna. Selbst unter den genealogischen Nachrichten, welche die Geschichte des Hauses Oesterreich angehen, finden sich Unrichtigkeiten. S. 130. erzählt der Annalist, als eine in das Jahr 1580. gehörige Begebenheit: Der Erzherzog Ferdinand, Kaisers Ferdinand I. Sohn, habe, nachdem er die schöne Philippine Welserin zur ersten Gemahlin gehabt, im Monat April mit einer mantuanischen Prinzessin Beylager gehalten. Die Sache ist ganz unglaublich, weil gedachte Philippine Welserin erst den 24. April eben dieses Jahrs gestorben war, und alle andere österreichische Geschichtschreiber sezen auch die Vermählung des Erzherzogs Ferdinand mit Anna Katharina Herzogin von Mantua erst in den Monat May des Jahrs 1582. Weniger erheblich mag es vielleicht scheinen, wenn auf der 202. Seite der getreue Anhänger des Don Antonio von Portugal, der Bischof von Guarda, zu einem Bruder des andern Günstlings, nämlich des Grafen von Vimioso gemacht wird, da er doch desselben Vatersbruder war. Allein es gehöret doch auch unter die Mistrauen erregenden Beyspiele, die den Wunsch nach einer Prüfung und kritischen Berichtigung dieses Geschichtbuchs veranlassen müssen. Wer sie anstellt, wird freylich ohne mein Erinnern finden, daß in denselben viel Gutes zur Verbesserung und Ergänzung unserer gewöhnlichen Stammtafeln befindlich sey,

welches aber erst alsdann für einen brauchbaren Stof geschäzt werden kann, wenn historische Kritik ihn bewährt gefunden hat.

Diese Kritik wird aber in den khevenhillerschen Annalen noch andere Gegenstände finden, an welchen sie ihre Kräfte prüfen kann. Es kommen nämlich in der Weidmannschen Ausgabe derselben Stellen vor, wo ganze Zeilen, vermutlich aus blosser Nachlässigkeit des Sezers und Korrektors ausgelassen sind. Man lese z. E. auf der 91. und 92. Seite die Erklärung, welche von den niederländschen Provinzen katholischer Religion den Abgeordneten des Prinzen von Oranien und der vereinigten Staaten ertheilt wird. Von der siebenten Zeile auf der 92. Seite, bis ans Ende der 93. Seite, ist alles in dieser Erklärung dem Vorhergehenden so entgegen gestellt, daß es eine völlige Beantwortung desselben enthält, ohne daß dieses mit einer Sylbe wäre bemerkt worden. Vielmehr steht am Ende der sechsten Zeile auf der 92. Seite, wo sich jene Erklärung der niederländschen Provinzen aller Wahrscheinlichkeit nach endigt, nur ein Komma. Ein ähnliches Exempel kommt auf der 172. Seite am Ende vor, wo nach der Erzählung der Annalen, wie sie izt lautet, die niederländsche Festung Köverden, innerhalb zwölf Zeilen, durch die Truppen der Staaten zweymal erobert wird, ohne daß sie vor dem zweytenmale wieder in die Hände der Feinde gekommen wäre. So finden sich auch noch andere kleine Nachlässigkeiten, die doch einen ganz verkehrten Sinn verursachen. Z. E. S. 28. in der neunten Zeile muß statt rechter Hand nothwendig gelesen werden linker Hand, und S. 38. in der vierten Zeile muß es statt: den Ständen zu Gefahren, heissen: den Ständen zu Gefallen. So wie diese Mängel insgesammt mehr auf die Rechnung der gelehrten Handlanger, welche bey dem Druck der Annalen gebraucht worden sind, zu sezen seyn mögen; so fallen wohl die Mängel folgender Art dem Meister selbst zur

Last:

Last: nämlich einige ganz unrichtige Vorstellungen von Thatsachen. Dergleichen ist zum Exempel, auf der 122. Seite die Erzählung, daß nach Absterben der Marggrafen von Finale, das Reichslehen von Finale als eröfnet eingezogen, und im Namen des Kaisers spanische Besazung darin gelegt worden wäre, worüber die Genueser, wegen besorgter nachtheiliger Folgen für ihren Handel, sich sehr unzufrieden bezeigt hätten. Wer hiermit die Erklärung und den Urtheilsspruch Kaisers Rudolph II. in dieser Sache (*Dumont* corps dipl. T. V. P. I. p. 365. n. 172. und 125.) vergleicht, der wird finden, daß dieser Streit mit der Republik Genua nicht beym Absterben des damaligen Marggrafen Alphonsus von Finale aus dem Hause Careto vorgefallen sey; daß vielmehr die Genueser auf eben desselben Einsezung und den Abzug der Spanier gedrungen haben; daß man also auch überhaupt nicht über die Einziehung eines eröfneten Reichslehens, sondern eigentlich von dem Besazungsrecht in castro finariensi, wodurch freylich die Handlung und Schiffahrt der Genueser guten und schlimmen Folgen ausgesezt seyn konnte, damals gestritten habe. Endlich darf auch kein sorgfältiger Geschichtforscher die khevenhillerschen Auszüge aus Friedensschlüssen, Verträgen und anderen öffentlichen Urkunden auf Glauben annehmen; sondern, wo es möglich ist, müssen sie zuvor mit den Originalen auf das genaueste verglichen werden. Wer sich von der Nothwendigkeit dieses Grundsazes bey dem Gebrauch dieser Jahrbücher überzeugen will, der vergleiche zur Probe den khevenhillerschen Auszug des zu Köln im Jahr 1579. zu Beylegung der niederländischen Unruhen entworfenen Vergleichs S. 100. mit der Urkunde selbst beym *Dumont* T. V. P. I. p. 363. Graf Khevenhiller macht es z. E. zu einer Bedingung: der König könne nach Gefallen einen Statthalter ernennen, welcher aber nach der durch Kaiser Karl V. und König Philipp eingeführten Form regieren müsse. Die eigentliche Worten dieses Vergleichs im sechszehnten Artikel sind aber: *le Roi choisira au Gouver-*

vernement des susdites Provinces un Prince, ou une Princesse de son sang qui soit agreable aux Etats etc. Auch steht daselbst kein Wort von der Schuldigkeit des Statthalters, die Regierung nach der von Karl und Philipp eingeführten Form einzurichten. Der zwölfte Artikel stimmt mit dem Auszug des Annalisten eben so wenig überein. Eine Vergleichung des Reichsabschiedes von 1582. mit dem S. 244. im ersten Theil befindlichen Auszuge wird mehrere Exempel dieser Art darbieten.

Es kommt izt nicht darauf an, ob alle diese Mängel der khevenhillerschen Jahrbücher, den Verfasser selbst, oder seine Schreiber und Sezer zu Urhebern haben? ob sie insgesammt auch Fehler der ersten, oder nur Fehler der zwoten Ausgabe sind? Von der ersten Ausgabe sind bekanntlich nur die neun ersten Theile in den Jahren 1640. bis 1646. zu Regensburg und Wien gedruckt, und diese Ausgabe bestand in einer sehr geringen Anzahl Exemplare. Ich habe bis izt, aller Bemühung ohngeachtet, noch nicht das Glück gehabt, sie ausfindig zu machen. Da indessen ohne Zweifel die Vergleichung derselben mit der weidmannschen Ausgabe manches zur Berichtigung des Inhalts dieser Jahrbücher beytragen könnte, so wird jeder, der mir hiezu Gelegenheit verschaft, sich um die Beförderung eines für die neuere europäische Geschichte sehr nüzlichen Unternehmens ein grosses Verdienst erwerben. Man hat die Geschichtbücher aller alten Nazionen des kritischen Fleisses, welchen so viele gelehrte Männer oft mit einer wahren Verschwendung der Zeit auf sie gewandt haben, werth gehalten; sollte ein so lehrreiches deutsches Geschichtbuch, als die khevenhillerschen Annalen sind, nicht einer gleichen Arbeit werth seyn! Ich hoffe, schon der erste Theil meines Auszugs soll das lesende Publikum überzeugen, daß ich mit dieser Arbeit demselben einen grössern Dienst gethan habe, als mit der besten eigenen Geschichte, die ich von dieser Periode zu schreiben im Stande gewesen wäre. Der Auszug soll alles Brauchbare der Annalen, von Fehlern, so weit es möglich ist,

ge-

gereinigt, enthalten, und dennoch wird der Preis desselben nicht den sechsten Theil so hoch seyn, als das Original auch nach der weidmannschen Ausgabe oft in Auctionen zu stehen kommt.

6.

Liebe.

Ich war ein Jüngling; blühte das Blühen
Der mählig entknospenden Rose;
Genügsam, wie im Mutterschoosse
Der satte Säugling, von dem Busen hin
Gefallen in lächelnden Schlummer,
Lag ich, o Mutter Natur!
Dir im Schoosse; da fuhr
Der Bliz der Liebe
Mir durch die Brust,
Und scheuchte die schlafenden Triebe
All, all aus ihrem Schlummer.
Das war ein Getümmel,
Wie am donnernden Himmel,
Ein Dringen,
Ein Ringen,
Ein Schmelzen,
Ein Wälzen,
Wie Flut
Voll Glut,
Im kochenden Blut!

Ich sah umher,
Allweit umher!
Das war nun meine Welt nicht mehr!
So morgenröthlich hatte sie
In seinen schönsten Träumen nie
Dem Schlafenden gelacht.
Das alles schien mit mir erwacht,
All' aufgeküßt zum Lieben.
Vom Vögelchen hoch in der Höh,
Bis zu dem Blümchen in dem Klee
Rief alles: liebe, liebe mich!
Und allem ohne Rast und Ruh
Rief der Geliebte wieder zu:
Ich lieb', ich liebe dich!
Und doch, und doch!
Vom Vögelchen in Lüften hoch,
Bis in dem Klee zum Blümchen tief,
Was alles mich zur Liebe rief,
War nichts dem Durst nach Liebeswonne.
Hoch auf der Sonne,
Da! da zu stehn,
So voll und frey
Umherzusehn,
Wie weit, wie weit zu lieben sey!
Staunend, in sich selbst gekehrt,
Eines Engelkusses werth,
Stand, in jungem Leben,
Lina, wie ein Engel Gottes, da,
Als mein Blick das erste Beben
Ihres Busens schüchtern sah!

Und plözlich hing, so allumfassend,
Dieß ganze, ganze Herz an ihr!
Erglühend, erblassend,
Und wieder erglühend,
So froh, so bang,
Stand ich und rang!
Aber, entfliehend
Im Streite mir,
Riß meine Seele
Auf ihren Mund
Die Schwesterseele
Schon hin zum Liebesbund!
Gelebt!
Da hab' ich gelebt,
So jung und warm
In ihrem Liljenarm;
Mein Herz mit ihrem umgetauscht,
In ihrem Hauche mich berauscht,
Geschwelgt an ihrer Brust,
Rein ausgeschlürft den Kelch der Lust!
Natur! Natur!
Wo warst du hin?
Kein Sinn für dich,
Kein Sinn für dich!
Ganz Sinn, ganz Sinn
Für Lina nur!
Aber betrogen —
Weib, ha Weib!
Hast mich betrogen,
Hast Liebe gelogen
Zum Zeitvertreib!

Liebe, Liebe, Liebe!
Sieh, wie Todestrübe
Dir im sterbenden Auge flucht!
Tränkst die dürstende Lippe
Mit vergiftender Eifersucht!
Dieses dürrende Gerippe
Ohne Saft und Mark
War ein Jüngling, voll und stark!
Und da schleicht er nun verlassen
In der Schöpfung so umher!
Kann nicht leben, nicht erblassen!
Die Natur liebt ihn nicht mehr,
Stößt ihr undankbares Kind
Von sich aus den Mutterarmen!
All der Reue Thränen sind,
Wenn der Flüchtling um Erbarmen,
Um ein Tröpfchen jungen Lebens
In der weiten Einsamkeit
Seines Elends darbend schreyt,
Alle, Alle sind vergebens!
Liebe, Liebe, Liebe!
O Natur, Natur!

7.
Die Stimme des Jünglings.

Ich bin eine Blume auf dem bemoosten Grabstein des Helden, verloren unter des Gärtners Hand der jungfräuliche Keim.

Was

Was vermag die junge Zarte vor dem Tritte des Wanderers? Wild ist's um sie; die Haide deckt Mitternacht, und ferne heult in die hohlen Eichen der Nord. Was vermag die Junge vor dem Starken?

Sie richtet sich auf. Es ist nicht ihre Welt. Dann biegt sie sich schüchtern an die Erde, wie ein Kind ins Gewand seiner Mutter sich hüllt.

Denn kein Stab ist nah, um den sie sich winde, kein Bräutigam, dem sie ihre Krone vertraue.

Ich vernahm ein Wehen der Oberwelt vom Regenbogen herab; tief in den Menschen um mich her ahnde ich einen Grossen, der sey mit mir! Gott, du hast dich verborgen in ihnen, weil sie sich weggeworfen haben. Aber wo du wohnst, da wohnst du noch ganz, noch so innig und heilig, wie in Tagen Adams. Ich erkannte dich, und betete: sey mit mir!

Du sollst mich in den Kampf führen, wie zum Altare. Wem der Herr Salbung blickt, die bäumende Wut gilt ihm Stäubchen im Sonnenwege des Adlers. Und wär' er Sklav geboren, zu weiden ihr Aug mit langsamem Tode; sein Geist sieht's von der Höhe wie Schauspiel, unter den Flügeln seines Urbilds.

Bchz.

8.
Von
Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst,
nebst Verschiednem, das daraus folget.

Wenn wir gleich Anfangs die alten Britten als ein eignes Volk an Sprache und Dichtungsart absondern, wie die

Reste der walischen Poesie und ihre Geschichte es darstellt: so wissen wir, daß die Angelsachsen ursprünglich Deutsche waren, mithin der Stamm der Nazion an Sprache und Denkart deutsch ward. Ausser den Britten, mit denen sie sich mengten, kamen bald dänische Kolonien in Horden herüber; dieß waren nördlichere deutsche, noch desselben Völkerstammes. Späterhin kam der Ueberguß der Normänner, die ganz England umkehrten, und ihre nordische in Süden umgebildete Sitten ihm abermals aufdrangen; also kam nordische, deutsche Denkart in drey Völkern, Zeitläuften und Graden der Kultur herüber: ist nicht auch England recht ein Kernhalt nordischer Poesie und Sprache in dieser dreyfachen Mischung worden?

Ein Wink sogleich aus diesen frühen Zeiten für Deutschland! Der ungeheure Schaz der angelsächsischen Sprache in England ist also mit unser, und da die Angelsachsen bereits ein Paar Jahrhunderte vor unserm angeblichen Sammler und Zerstörer der Bardengesänge, vor Karl dem Grossen, hinüber gingen; wie? wäre Alles was dort ist, nur Pfaffenzeug? in dem grossen noch ungenuzten Vorrath keine weitere Fragmente, Wegweiser, Winke? endlich auch ohne dergleichen, wie wär' uns Deutschen das Studium dieser Sprache, Poesie und Litteratur nüzlich! —

Hiezu aber, wo sind äussere Anmunterungen und Gelegenheiten? Wie weit stehen wir, in Anlässen der Art, den Engländern nach! Unsre Parker, Selden, Spelmann, Whelok, Hickes, wo sind sie? wo sind sie izo? Stußens Plan zur wohlfeilern Ausgabe der Angelsachsen kam nicht zu Stande: Lindenbrogs angelsächsisches Glossarium liegt ungedruckt und wie viel haben wir Deutsche noch am Stamm unsrer eignen Sprache zu thun, ehe wir unsre Nebensprößlinge pflegen und darauf das Unsere suchen. Wie manches liegt noch in der kaiserl. Bibliothek, das man kaum dem Titel nach kennet! und wie manche Zeit dürfte noch hingehn, ehe es uns im Mindsten zu Statten kommt, daß deutsches Blut auf so viel europäischen Thronen herrschet!

Hurd

Hurd hat den Ursprung und die Gestalt der mittlern Ritterpoesie aus dem damaligen Zustande Europens in einigen Stücken gut, obwohl nichts minder als vollständig erkläret. Es war Feudalverfassung, die nachher Ritterzeit gebar, und die die Vorrede unsers aufgepuzten Heldenbuchs im Mährchenton von Riesen, Zwergen, Unthieren und Würmern sehr wahr schildert. Mir ist noch keine Geschichte bekannt, wo diese Verfassung recht karakteristisch für Deutschlands Poesie, Sitten und Denkart behandelt und in alle Züge nach fremden Ländern verfolgt wäre? — Aber freylich haben wir noch nichts weniger, als eine Geschichte der deutschen Poesie und Sprache! Auch sind unter so vielen Akademien und Sozietäten in Deutschland wie wenige, die selbst in tüchtigen Fragen sich die Mühe nehmen, einzelne Oerter aufzuräumen und ungebahnte Wege zu zeigen.

Ich weis wohl, was wir, zumal im juristisch-diplomatisch-historischen Fache, hier für mühsame Vorarbeiten haben; diese Vorarbeiten aber sind alle noch erst zu nuzen und zu beleben. Unsre ganze mittlere Geschichte ist Pathologie, und meistens nur Pathologie des Kopfs, d. i. des Kaisers und einiger Reichsstände. Physiologie des ganzen Nazionalkörpers — was für ein ander Ding! und wie sich hiezu Denkart, Bildung, Sitte, Vortrag, Sprache verhielt, welch ein Meer ist da noch zu beschiffen und wie schöne Inseln und unbekannte Flecke hie und da zu finden! Wir haben noch keinen Cürne de St. Palage über unser Ritterthum, noch keinen Warton über unsre mittlere Dichtkunst. Goldast, Schilter, Schatz, Opitz, Eckard haben trefliche Fußstapfen gelassen: Frehers Manuskripte sind zerstreuet: einige reiche Bibliotheken zerstreuet und geplündert; wenn sammlen sich einst die Schäze dieser Art zusammen, und wo arbeitet der Mann, der Jüngling vielleicht im Stillen, die Göttin unsres Vaterlands damit zu schmücken und also darzustellen dem Volke. Freylich, wenn wir in den mittlern Zeiten nur Shakespeare und Spenser gehabt hätten; an Theobalden und Upston, Warton und Johnson sollte es

nicht

nicht fehlen: hier ist aber eben die Frage, warum wir keine Shakespeare und Spenser gehabt haben?

Der Strich romantischer Denkart läuft über Europa; wie nun aber über Deutschland besonders? Kann man beweisen, daß es wirklich seine Lieblingshelden, Originalsujets, Nazional- und Kindermythologien gehabt und mit eignem Gepräge bearbeitet habe? Parcival, Melusine, Magellone, Artus, die Ritter von der Tafelrunde, die Rolandsmährchen sind fremdes Gut; sollten die Deutschen denn von jeher bestimmt gewesen seyn, nur zu übersezen, nur nachzuahmen? Unser Heldenbuch singt von Dietrich, von dem aber auch alle Nordländer singen; wie weit hinauf zieht sichs, daß dieser Held deutsch oder romanisch ist besungen worden? Gehört er uns zu, wie Roland, Arthur, Fingal, Achill, Aeneas andern Nazionen? Noch bey Hostings sangen die Angelsachsen the Horne-Child, dessen Sage noch in der harleyischen Sammlung zu Oxford liegt: wo ist er her? wie weit ist er unser? Ich freue mich unendlich auf die Arbeiten eines gelehrten jungen Mannes in diesem Felde, dem ich bey kritischem Scharfsinn zugleich völlige Toleranz jeder Sitte, Zeit und Denkart zur Muse und dann die Bibliotheken zu Rom, Oxford, Wien, St. Gallen, im Eskurial u. s. zu Gefährten wünschte. Rittergeist der mittlern Zeiten, in welchem Pallaste würdest du weben!

Auch die gemeinen Volkssagen, Mährchen und Mythologie gehören hieher. Sie sind gewissermassen Resultat des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauung, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weis, glaubt, weil man nicht siehet und mit der ganzen, unzertheilten und ungebildeten Seele wirket: also ein grosser Gegenstand für den Geschichtschreiber der Menschheit, den Poeten und Poetiker und Philosophen. Sagen Einer Art haben sich mit den nordischen Völkern über viel Länder und Zeiten ergossen, jeden Orts aber und in jeder Zeit sich anders gestaltet; wie trift das nun auf Deutschland? Wo sind die allgemeinsten und sonderbarsten Volkssagen entsprungen? wie gewandert?

wie verbreitet und getheilet? Deutschland überhaupt und einzelne Provinzen Deutschlands haben hierin die sonderbarsten Aehnlichkeiten und Abweichungen: Provinzen, wo noch der ganze Geist der Edda von Unholden, Zauberern, Riesenweibern, Valkyriur selbst dem Ton der Erzählung nach voll ist; andre Provinzen, wo schon mildere Mährchen, fast ovidische Verwandlungen, sanfte Abentheuer und Feinheit der Einkleidung herrschet. Die alte wendische, schwäbische, sächsische, holsteinische Mythologie, sofern sie noch in Volkssagen und Volksliedern lebt, mit Treue aufgenommen, mit Helle angeschaut, mit Fruchtbarkeit bearbeitet, wäre wahrlich eine Fundgrube für den Dichter und Redner seines Volks, für den Sittenbilder und Philosophen.

Wenn nun auch hier England und Deutschland grosse Gemeinschaft haben, wie weiter wären wir, wenn wir diese Volksmeynungen und Sagen auch so gebraucht hätten, wie die Britten und unsre Poesie so ganz darauf gebaut wäre, als dort Chaucer, Spenser, Shakespear auf Glauben des Volks baueten, daher schufen und daher nahmen. Wo sind unsre Chaucer, Spenser und Shakespeare? Wie weit stehen unsre Meistersänger unter jenen! und wo auch diese Gold enthalten, wer hat sie gesammlet? wer mag sich um sie kümmern? Und doch sind wirklich beyde Nazionen in diesen Grundadern der Dichtung sich bis auf Wendungen, Reime, Lieblingssylbenmasse und Vorstellungsarten so ähnlich, wie ein jeder wissen muß, der Rittererzählungen, Balladen, Mährchen beyder Völker kennet. Der ganze Ton dieser Poesien ist so einförmig, daß man oft Wort für Wort übersezen, Wendung für Wendung, Inversion gegen Inversion übertragen kann. In allen Ländern Europens hat der Rittergeist nur Ein Wörterbuch, und so auch die Erzählung im Ton desselben, Ballade, Romanze überall dieselbe Haupt- und Nebenworte, einerley Fallendungen und Freyheiten im Sylbenmasse, in Verwerfung der Töne und Flicksylben, selbst einerley Lieblingslieder, romantische Pflanzen und Kräuter, Thiere und Vögel. Wer Shakespear in dieser Absicht studirt,

dirt, und etwa nur Warton über Spenser gelesen hat, und dann nur die schlechtesten Romanzen und Lieder unsres Volks kennet, wird Beyspiele und Belege genug darüber zu geben wissen, und ich selbst könnte es durch alle Kapitel und Klassen geben. Was diese Vergleichung nun für einen Strom Bemerkungen über die Bildung beyder Sprachen und der Schriftsteller in beyden Sprachen geben müsse, wenn sich eine Sprachgesellschaft oder belles-Lettres-Academie einer solchen Kleinigkeit annähme, erhellet von selbst. Hier ist dazu weder Ort noch Zeit.

Ich sags nur so viel: Hätten wir wenigstens die Stücke gesammlet, aus denen sich Bemerkungen oder Nuzbarkeiten der Art ergäben — aber wo sind sie? Die Engländer — mit welcher Begierde haben sie ihre alte Gesänge und Melodien gesammlet, gedruckt und wieder gedruckt genuzt, gelesen! Ramsay, Percy und ihres Gleichen sind mit Beyfall aufgenommen, ihre neuern Dichter Shenstone, Mason, Mallet haben sich, wenigstens schön und müssig, in die Manier hineingearbeitet: Dryden, Pope, Addison, Swift sie nach ihrer Art gebrauchet: die ältern Dichter, Chaucer, Spenser, Shakespear, Milton haben in Gesängen der Art gelebet, andre edle Männer, Philipp Sidney, Selden, und wie viel müste ich nennen, haben gesammlet, gelobt, bewundert; aus Samenkörnern der Art ist der Britten beste lyrische, dramatische, mythische, epische Dichtkunst erwachsen; und wir — wir überfüllte, satte, klassische Deutsche — wir? — Man lasse in Deutschland nur Lieder drucken, wie sie Ramsay, Percy u. a. zum Theil haben drucken lassen, und höre, was unsre geschmackvolle, klassische Kunstrichter sagen!

An allgemeinen Wünschen fehlts freylich nicht. Als vor weniger Zeit die Barden-Windsbraut brauste: wie wurde nach den Gesängen gerufen, die der grosse Karl gesammlet haben soll! Wie wurden diese völlig unbekannter Weise gelobt, nachgeahmt, gesungen — ihr Fund so leicht gemacht, als ob sie nur aus der Hand gelegt wären, an ihnen

nichts

nichts weniger als ein deutscher Ossian gehoffet u. s. Treflich Alles in der Ferne! Wenn da auf einmal ein Macpherson in Tyrol oder in Baiern aufstünde, und uns da so einen deutschen Ossian sänge, ginge es hin, so weit liessen wir uns etwa noch mit ziehen. Nun aber wären diese Gesänge in einer Sprache, wie sie nach Analogie der schilterschen Sammlung nothwendig seyn müsten; müsten sie, weil vor Ottfried alles undisziplinirte Sprache war, als lebendiger Gesang im Munde der Barden erst buchstabirt, als eine Zaubergestalt voriger Zeiten im Spiegel der Glossatoren studirt werden, ohne das sie so wenig als Ulphila's Evangelien in unsern Kirchen Wunder thun könnten; wie viel Lobredner und Jünger würden stracks zurückgehen und sagen: „ich kenne euch nicht! Ich hatte mir so einen klassischen Ossian vermutet!„

Sage ich unrecht, oder ist nicht das Exempel völlig da gewesen? Als der manessische Kodex ans Licht kam: welch ein Schaz von deutscher Sprache, Dichtung, Liebe und Freude erschien in diesen Dichtern des schwäbischen Zeitalters! Wenn die Namen Schöpflin und Bodmer auch kein Verdienst mehr hätten: so müste sie dieser Fund und den lezten die Mühe, die er sich gab, der Eifer, den er bewies, der Nazion lieb und theuer machen. Hat indessen wohl diese Sammlung alter Vaterlandsgedichte die Wirkung gemacht, die sie machen sollte? Wäre Bodmer ein Abt Millot, der den Säklenfleiß seines Curne de St. Palage in einer histoire literaire des Troubadours nach gefälligstem Auszuge hat verwandeln wollen; vielleicht wäre er weiter umher gekommen, als izt, da er den Schaz selbst gab und uns zutraute, daß wir uns nach dem Bissen schwäbischer Sprache leicht hinauf bemühen würden. Er hat sich geirrt: wir sollen von unsrer klassischen Sprache weg, sollen noch ein ander Deutsch lernen, um einige Liebesdichter zu lesen — das ist zu viel! Und so sind diese Gedichte nur etwa durch den Einigen Gleim in Nachbildung, wenig andre durch Uebersezung recht unter die Nazion gekommen: Der Schaz

selbst

selbst liegt da, wenig gekannt, fast ungenuzt, fast ungelesen.

Aus ältern Zeiten haben wir also durchaus keine lebende Dichterey, auf der unsre neuere Dichtkunst, wie Sprosse auf dem Stamm der Nazion gewachsen wäre; dahingegen andre Nazionen mit den Jahrhunderten fortgegangen sind, und sich auf eigenem Grunde, aus Nazionalprodukten, auf dem Glauben und Geschmack des Volks, aus Resten alter Zeiten gebildet haben. Dadurch ist ihre Dichtkunst und Sprache national worden, Stimme des Volks ist genuzet und geschäzt, sie haben in diesen Dingen weit mehr ein Publikum bekommen, als wir haben. Wir arme Deutsche sind von jeher bestimmt gewesen, nie unser zu bleiben: immer die Gesezgeber und Diener fremder Nazionen, ihre Schicksalsentscheider und ihre verkaufte, blutende, ausgesogne Sklaven,

> — Jordan, Po und Tiber
> wie strömten oft sie deutsches Blut
> und deutsche Seelen —

und so muste freylich, wie Alles, auch der deutsche Gesang werden

> ein Pangeschrey! ein Wiederhall
> vom Schilfe Jordans und der Tiber
> und Thems' und Sein' —

wie Alles, auch der deutsche Geist werden

> — ein Miethlingsgeist, der wiederkäut,
> was andrer Fuß zertrat —

Der schöne fette Oelbaum, der süsse Weinstock und Feigenbaum ging, als ob er Dornbusch wäre, hin, daß er über den Bäumen schwebe, und wo ist also seine gute Art und Frucht? seine Kraft, Fette und Süsse? Sie wird und ward in fremden Ländern zertreten.

Hohe, edle Sprache! grosses, starkes Volk! Es gab ganz Europa Sitten, Geseze, Erfindungen, Regenten, und nimmt von ganz Europa Regentschaft an. Wer hats werth gehalten, seine Materialien zu nuzen, sich in ihnen zu bilden, wie wir sind? Bey uns wächst alles a priori, unsre

sre Dichtkunst und klassische Bildung ist vom Himmel geregnet. Als man im vorigen Jahrhunderte Sprache und Dichtkunst zu bilden anfing — im vorigen Jahrhunderte? und was hätte man denn wohl mehr thun können, wenns Zweck gewesen wäre, die lezten Züge von Nazionalgeist wirklich auszurotten, als man heuer und izt wirklich gethan hat? Und izt, da wir uns schon auf so hohem Gipfel der Verehrung andrer Völker wähnen, izt da uns die Franzosen, die wir so lang nachgeahmt haben, Gott Lob und Dank! wieder nachahmen und ihren eignen Unrath fressen: izt, da wir das Glück geniessen, daß deutsche Höfe schon anfangen, deutsch zu buchstabiren und ein paar deutsche Namen zu nennen — Himmel, was sind wir nun für Leute! Wer sich nun noch ums rohe Volk bekümmern wollte, um ihre Grundsuppe von Mährchen, Vorurtheilen, Liedern, rauher Sprache: welch ein Barbar wäre er! er käme,. unsre klassische, sylbenzählende Litteratur zu beschmizen, wie eine Nachteule unter die schönen, buntgekleideten, singenden Gefieder! —

Und doch bleibts immer und ewig, daß der Theil von Litteratur, der sich aufs Volk beziehet, volksmäßig seyn muß, oder er ist klassische Luftblase. Doch bleibts immer und ewig, daß wenn wir kein Volk haben, wir kein Publikum, keine Nazion, keine Sprache und Dichtkunst haben, die unser sey, die in uns lebe und wirke. Da schreiben wir denn nun ewig für Stubengelehrte und ekle Rezensenten, aus deren Munde und Magen wirs denn zurück empfangen, machen Romanzen, Oden, Heldengedichte, Kirchen- und Küchenlieder, wie sie niemand versteht, niemand will, niemand fühlet. Unsre klassische Litteratur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und — ohne Fuß auf die deutsche Erde.

Wie anders hierin andre Nazionen. Welche Lieder hat z. E. Percy in seine Reliques genommen, die ich unserm gebildeten Deutschland nicht vorzuzeigen wagte. Uns wären sie unausstehlich, jenen sind sies nicht. Das sind Einmal alte Nazionalstücke, die das Volk singt, und sang, woraus

man also die Denkart des Volks, ihre Sprache der Empfindung kennen lernet, dies Liedchen hat etwa gar Shakespear gekannt, daraus einige Reihen geborget u. f. Mit milder Schonung sezt man sich also in die alten Zeiten zurück, in die Denkart des Volks hinab, liegt, hört, lächelt etwa, erfreuet sich mit oder überschlägt und lernet. Ueberall indeß sieht man, aus welchen rohen, kleinen, verachteten Samenkörnern der herrliche Wald ihrer Nazionaldichtkunst worden? aus welchem Marke der Nazion Spenser und Shakespear wuchsen.

Grosses Reich, Reich von zehn Völkern, Deutschland! Du hast keinen Shakespear, hast du auch keine Gesänge deiner Vorfahren, deren du dich rühmen könntest? Schweizer, Schwaben, Franken, Bayern, Westphäler, Sachsen, Wenden, Preussen, ihr habt allesamt nichts? Die Stimme eurer Väter ist verklungen und schweigt im Staube? Volk von tapfrer Sitte, von edler Tugend, und Sprache, du hast keine Abdrücke deiner Seele die Zeiten hinunter?

Kein Zweifel! Sie sind gewesen, sie sind vielleicht noch da; nur sie liegen unter Schlamm, sind verkannt und verachtet. Noch neulich ist eine Schüssel voll Schlamm öffentlich aufgetragen, damit die Nazion ja nicht zu etwas besserm Lust bekomme, als ob solcher Schlamm das Gold wäre, das man führt, und das ja auch selbst der klassische Virgil in den Eingeweiden Ennius nicht verschmähte. Nur wir müssen Hand anlegen, aufnehmen, suchen, ehe wir Alle klassisch gebildet dastehn, französische Lieder singen, wie französische Menuets tanzen, oder gar allesammt Hexameter und horazische Oden schreiben. Das Licht der sogenannten Kultur will jedes Winkelchen erleuchten, und Sachen der Art liegen nur im Winkel. Legt also Hand an, meine Brüder, und zeigt unsrer Nazion, was sie ist und nicht ist? wie sie dachte und fühlte, oder wie sie denkt und fühlt. Welche herrliche Stücke haben da die Engländer bey ihrem Suchen gefunden! Freylich nicht fürs Papier gemacht und auf ihm kaum lesbar; aber dafür voll lebendigen Geistes, im vollen Kreise des

Volks

Volks entsprungen, unter ihnen lebend und wirkend. Wer hat nicht von den Wundern der Barden und Skalden, von den Wirkungen der Troubadours, Minstrels und Meistersänger gehört oder gelesen? Wie das Volk dastand und horchte! was es alles in dem Liede hatte und zu haben glaubte! wie heilig es also die Gesänge und Geschichten erhielt, Sprache, Denkart, Sitten, Thaten, an ihnen mit erhielt und fortpflanzte. Hier war zwar einfältiger, aber stärker, rührender, wahrer Sang und Klang, voll Gang und Handlung, ein Nothdrang ans Herz, schwere Akzente oder scharfe Pfeile für die ofne, wahrheittrunkne Seele. Ihr neuen Romanzer, Kirchenlieder- und Odenversler, könnet ihr das? wirkt ihr das? und werdet ihrs auf Eurem Wege jemals wirken? Für Euch sollen wir alle im Lehnstuhl ruhig schlummern, mit der Puppe spielen, oder das Versebildlein als Kabinetstück auffangen, daß es im klassischen vergoldtem Rahm da zierlich müssig hange.

Wenn Bürger, der die Sprache und das Herz dieser Volksrührung tief kennet, uns einst einen deutschen Helden- oder Thatengesang voll aller Kraft und alles Ganges dieser kleinen Lieder gäbe: ihr Deutsche, wer würde nicht zulaufen, horchen und staunen? Und er kann ihn geben; seine Romanzen, Lieder, selbst sein verdeutschter Homer ist voll dieser Akzente, und bey allen Völkern ist Epopee und selbst Drama nur aus Volkserzählung, Romanze und Lied worden. — Ja wären wir nicht auch weiter, wenn selbst unsre Geschichte und Beredsamkeit den simpeln, starken, nicht übereilten, aber zum Ziel strebenden Gang des deutschen Geistes in That und Rede genommen oder vielmehr behalten hätte: denn in den alten Chroniken, Reden und Schriften ist er schon da. Die liebe Moral und die feine pragmatische Philosophie würde sich jeder Machiavell doch selbst heraus finden können. Ja endlich wäre selbst unsre Erziehung deutscher, an Materialien dieser Art reicher, stärker und einfältiger in Rührung der Sinne und Beschäftigung der lebendsten Kräfte, mich dünkt,

unsre Vorfahren in ihren Gräbern würden sich deß erfreuen und eine neue Welt ihrer wahreren Söhne segnen.

Endlich (denn lasset uns auch hier Klopstocks Spruch erfüllen

> Nie war gegen das Ausland
> ein anderes Land gerecht, wie Du!)

zeigte sich hier auch noch ein Ausweg zu Liedern fremder Völker, die wir so wenig kennen und nur aus Liedern können kennen lernen.

Die Karte der Menschheit ist an Völkerkunde ungemein erweitert: wie viel mehr Völker kennen wir, als Griechen und Römer! wie kennen wir sie aber? Von aussen, durch Frazenkupferstiche, und fremde Nachrichten, die den Kupferstichen gleichen? oder von innen? durch ihre eigne Seele? aus Empfindung, Rede und That? — So sollte es seyn und ists wenig. Der pragmatische Geschicht- und Reisebeschreiber beschreibt, malt, schildert; er schildert immer, wie er sieht, aus eignem Kopfe, einseitig, gebildet, er lügt also, wenn er auch am wenigsten lügen will.

Das einzige Mittel dagegen ist leicht und offenbar. Alle unpolizirte Völker singen und handeln; was sie handeln, singen sie und singen Abhandlung. Ihre Gesänge sind das Archiv des Volks, der Schaz ihrer Wissenschaft und Religion, ihrer Theogonie und Kosmogonien der Thaten ihrer Väter und der Begebenheiten ihrer Geschichte, Abdruck ihres Herzens, Bild ihres häuslichen Lebens in Freude und Leid, beym Brautbett und Grabe. Die Natur hat ihnen einen Trost gegen viele Uebel gegeben, die sie drücken und einen Ersaz vieler sogenannten Glückseligkeiten, die wir geniessen: d. i. Freyheitsliebe, Müssiggang, Taumel und Gesang. Da malen sich alle, da erscheinen alle, wie sie sind. Die kriegrische Nazion singt Thaten; die zärtliche Liebe. Das scharfsinnige Volk macht Räthsel, das Volk von Einbildung Allegorien, Gleichnisse, lebendige Gemälde. Das Volk von warmer Leidenschaft kann nur Leidenschaft, wie das Volk unter schrecklichen Gegenständen sich auch schreckliche Götter

dichtet.

dichtet. — Eine kleine Sammlung solcher Lieder aus dem Munde eines jeden Volks, über die vornehmsten Gegenstände und Handlungen ihres Lebens, in eigner Sprache, zugleich gehörig verstanden, erklärt, mit Musik begleitet: wie würde es die Artikel beleben, auf die der Menschenkenner bey allen Reisebeschreibungen doch immer am begierigsten ist „von Denkart und Sitten der Nazion! von ihrer Wissenschaft und Sprache! von Spiel und Tanz, Musik und Götterlehre.„ Von alle diesem bekämen wir doch bessere Begriffe als durch Plappereyen des Reisebeschreibers, oder als durch ein in ihrer Sprache aufgenommenes — — — Vater-Unser! Wie Naturgeschichte Kräuter und Thiere beschreibt, so schilderten sich hier die Völker selbst. Man bekäme von Allem anschauenden Begrif, und durch die Aehnlichkeit oder Abweichung dieser Lieder an Sprache, Inhalt und Tönen, insonderheit in Ideen der Kosmogonie und der Geschichte ihrer Väter liesse sich auf die Abstammung, Fortpflanzung und Vermischung der Völker wie viel und wie sicher schliessen!

Und doch sind selbst in Europa noch eine Reihe Nazionen, auf diese Weise unbenuzt, unbeschrieben. Esthen und Letten, Wenden und Slaven, Polen und Russen, Friesen und Preussen — ihre Gesänge der Art sind nicht so gesammlet, als die Lieder der Isländer, Dänen, Schweden, geschweige der Engländer, Hersen und Britten, oder gar der südlichen Völker. Und unter ihnen sind doch so manche Personen, denen es Amt und Arbeit ist, die Sprache, Sitte Denkart, alte Vorurtheile und Gebräuche ihrer Nazion zu studiren! und andern Nazionen gäben sie hiemit die lebendigste Grammatik, das beste Wörterbuch und Naturgeschichte ihres Volks in die Hände. Nur sie müssen es geben, wie es ist, in der Ursprache und mit gnugsamer Erklärung, ungeschimpft und unverspottet, so wie unverschönt und unveredelt: wo möglich mit Gesangweise und Alles, was zum Leben des Volks gehört. Wenn sies nicht brauchen können, könnens andre brauchen.

Lessing hat über zwo litthauische Lieder seine Stimme gegeben: Kleist hat ein Lied der Lappen und Kannibalen nachgebildet, und Gerstenberg wie schöne Stücke der alten Dänen übersezt gegeben. Welche schöne Aernte wäre noch dahinten! — Wenn Leibniz den menschlichen Wiz und Scharfsinn nie wirksamer erklärt als in Spielen; wahrlich so ist das menschliche Herz und die volle Einbildungskraft nie wirksamer als in den Naturgesängen solcher Völker. Sie öfnen das Herz, wenn man sie höret, und wie viele Dinge in unsrer künstlichen Welt schliessen und mauern es zu!

Auch den Regeln der Dichtkunst endlich, die wir uns meistens aus Griechen und Römern geformt haben, thun Proben und Sammlungen der Art nicht ungut. Auch die Griechen waren einst, wenn wir so wollen, Wilde, und selbst in den Blüthen ihrer schönsten Zeit ist weit mehr Natur, als das blinzende Auge der Scholiasten und Klassiker findet. Bey Homer hats noch neulich Wood abermals gezeiget: er sang aus alten Sagen, und sein Hexameter war nichts als Sangweise der griechischen Romanze. Tyrtäus Kriegsgesänge sind griechische Balladen, und wenn Arion, Orpheus, Amphion lebten, so waren sie edle griechische Schamanen. Die alte Komödie entsprang aus Spottliedern und Mummereyen voll Hefen und Tanz; die Tragödie aus Chören und Dithyramben, d. i. alten lyrischen Volkssagen und Göttergeschichten. Wenn nun Frau Sappho und ein litthauisches Mädchen die Liebe auf gleiche Art singen, wahrlich so müssen die Regeln ihres Gesanges wahr seyn, sie sind Natur der Liebe und reichen bis ans Ende der Erde. Wenn Tyrtäus und der Isländer gleichen Schlachtgesang anstimmet: so ist der Ton wahr, er reicht bis ans Ende der Erden. Ist aber wesentliche Ungleichheit da, will man uns Nazionalformen oder gar gelehrte Uebereinkommnisse über Produkte eines Erdwinkels für Geseze Gottes und der Natur aufbürden: sollte es da nicht erlaubt seyn das Marienbild und den Esel zu unterscheiden, der das Marienbild trägt?

Ich freue mich, daß ich bey dieser Gelegenheit den Freunden der Poesie und des ächten Naturgesangs eine ganze Sammlung solcher Volkslieder aus mancherley Sprachen ankündigen darf, die bald, und vielleicht schon in der künftigen Messe erscheinen wird. Sie wird an Reichthum und Wahl sicherlich alle ähnliche Sammlungen übertreffen, und bald den Wust vergessen machen, den man hie und da für Volkslieder zu verkaufen anfängt. Der Sammler hat sich nicht allein auf seine Nazion eingeschränkt, sondern gibt, nebst vortreflichen, meistens so gut wie unbekannten und verlornen deutschen Liedern, die schönsten Gesänge andrer Völker, zum Theil wahre Meisterstücke des stärksten Gefühls und der höchsten Simplizität. Zum Glück braucht ein solches Geschenk in Deutschlund noch keiner Empfehlung; also kein Wort mehr davon.

9.
Vorschlag
dem Büchernachdrucke zu steuern.

„Das müste aber doch mit dem T . . . . . . l zugehn, wenn gar auf der Welt Gottes nichts wider den schurkischen Büchernachdruck helfen sollte!„ — so erinnere ich mich öfters gegen diesen und jenen Buchhändler aufgefahren zu seyn, wenn er mich aus meiner Geduld herausgeseufzt, geklagt, geschimpft, geflucht und gesakramentirt hatte. — „Ach! war die Antwort, dawider hilft nichts. Wie vielerley ist nicht schon umsonst versucht? Geseze, Privilegien, Satiren und die kräftigsten Trümpfe sind vergeblich gewesen, und werden es seyn. Selbst das strengste allgemeinste Gesez in Deutschland würde dawider nicht alles ausrichten. Was ist vollends zu erwarten, da so viele Fürsten sich noch nicht schämen, den Stehler in ihren Ländern zu heelen? Neulich haben wir uns fast an die sechzig bis siebenzig schriftlich verbrüdert, wir wollten keinen Nachdruck unter

unserm Sortiment gestatten. Alles umsonst? Die ehrlichern Buchhändler, wenn sie schon selbst nicht nachdrucken, wollen oder können dem ohngeachtet nicht Umgang nehmen, dem Nachdrucker seine Waare abzukaufen und weiter zu verhandeln.„ —

Nun wohlan denn! sprach ich zu mir selbst, raff dich mal auf, mein Verstand, und spann alle deine Segel bis an die Wimpel aus. Wär es ja doch nichts geringes, wenn du allein ausführtest, was so mancher Gelehrte, so mancher raffinirte Buchhändler, was kein deutscher Potentat, was Kaiser und Reich mit aller ihrer Macht zusammen genommen, ja selbst der fürchterliche Friedrich Eckardt *) mit seiner Knute und giftigen Skorpionen nicht vermogten.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Lieben Leute, der hiatus geschah bloß des Spasses und der Vorrede wegen. Denn der Vorschlag, den ich euch darlegen will, und seine Erfindung, bedurften ganz und gar so grosses Hülfholens nicht. Schon längst lag er mir, wie euch allen, vor der Nase. Der Unterschied, zwischen mir und euch, war nur der, daß ich kurz vor mir hinsuchte und fand, ihr aber ohne Noth eure Blicke ins Weite schosset, und nicht fandet, wie denn dieß gar oft der Fall auf Erden zu seyn pflegt. Wenn ich euch mein Projekt werde entwickelt haben, so wirds gehn, wie bey dem Eye des Kolumbus: ja wahrhaftig, das ist auch wahr! werdet ihr sagen. Nun zur Sache!

Gibt es unter allen deutschen Buchhändlern nur funfzig, frey und rein von Nachdruckssünden, und sie wollen nach

*) S. Epistel an Tobias Göbhardt in Bamberg, über eine auf Joh. Chr. Dieterich in Göttingen bekannt gemachte Schmähschrift. 1776. 8. Friedrich Eckardt an den Verfasser der Bemerkungen zu seiner Epistel an Tob. Göbhardt. 1776. 8. Fliegende Blätter, die keinem unbekannt seyn sollten, der ächten Wiz, Satire und Laune zu fühlen weis.

nach meinem Vorschlage handeln, so getraue ich mich, ihnen zu versprechen: daß ihnen hinfort der Nachdruck nicht nur keinen sonderlichen Schaden mehr zufügen, sondern daß dieser räuberische Vogel Greif ganz und gar mit Leib und Seele zu Grunde gehen soll.

Der meiste Büchernachdruck geschieht, wie das Gaunern und Stehlen überhaupt, um des schnöden Gewinnstes willen. Nur selten mag er, aus Mutwillen, oder Rache gegen diesen und jenen rechtmässigen Verleger, ausgeübt werden. Gäbe es nun ein Mittel, dem Nachdrucker den schnöden Gewinnst, oder seine Rache, nicht nur gänzlich zu vereiteln, sondern ihm sogar noch oben drein ein beträchtliches Loch in seinen eignen Beutel zu machen, so müste ihn ein böser Geist plagen, wenn er noch weiter nachdrucken, und in seine eignen Eingeweide wüten wollte.

Ein solches und, wie mich dünkt, sicheres Mittel aber ist: die Einrichtung einer förmlichen Assekuranzsozietät und Kasse, aus welcher dasjenige Mitglied, welchem ein Verlagsartikel nachgedruckt wird, eine solche Vergütung erhält, daß es von dem Tage an, da der Nachdruck erscheint, seinen Artikel wenigstens um die Hälfte wohlfeiler, als der Nachdrucker, verkaufen kann; und welche Sozietät noch überdieß sich erlauben mag, den Nachdrucker mit Repressalien zu strafen, ihm seine sonst rechtmässigen Artikel, wenn er deren hat, wieder nachzudrucken und um ein halbes Spottgeld zu verkaufen, oder gar zu verschenken.

Daß ein solches Institut, wenn es nur einmal erst da wäre, den Zweck vollkommen erreichen werde, daran habe ich zwar selbst mit Gewalt zu zweifeln versucht, aber nicht vermogt. Ich sollte also denken, daß auch kein andrer dran zweifeln könnte. Ob aber die Einrichtung so leicht, oder gar überall möglich und thunlich sey? das ist eine andere Frage. Ich muß also den Vorschlag weiter, und so deutlich, als möglich, zu entwickeln versuchen.

Wollten die angenommenen Funfzig — wärens mehrere, desto besser! wärens aber auch ein Zehn weniger, immer auch noch gut! — wollten sie, sag ich, sich bloß dahin verbrüdern und verbinden: dafern Einem von uns ein rechtmässiger Verlagsartikel nachgedruckt wird, so wollen wir unter einander ihm eine zu gleichen Theilen von uns zusammen geschossene Vergütung dergestalt thun, daß er seinen Artikel um die Hälfte wohlfeiler, als der Nachdrucker, geben kann; so dürfte wohl solche Verbindung, wegen folgender Schwierigkeiten, bey weitem nicht hinlänglich seyn:

1. Vielleicht gibt der Beschädigte, bey eintretendem Falle, den Schaden nicht richtig, sondern zu hoch an, und denkt schlecht genug, seine Mitgenossen über die Gebühr in Kontribution zu sezen.
2. Sollte der Beschädigte jedesmal bey seinen neun und vierzig Mitgenossen umherwandern, und von ihnen die Beyträge einsammlen, so mögte es wohl gute Weile haben, ehe er alles zusammen brächte. Mancher Beytrag bliebe vielleicht gar im Laufe. Mühe und Korrespondenz hätte er umsonst. Porto und andere Auslagen — Mahnen und Warten — wieder mahnen und wieder warten — kurz, hundert Inkonvenienzen würden ihm die Vergütung erschweren, versalzen, und am Ende wohl gar grossentheils zu Wasser machen.
3. Es fehlt einer solchen Einrichtung ein fest genug eingerammelter Mittelpfal; es fehlt an Banden, die Mitglieder hinlänglich daran zu fesseln. Der müste die Menschen, ihren Eigensinn, ihre Grillen und Launen im geringsten nicht kennen, der sich einbilden wollte, ein solches so schwach in einander gefügtes Gebäude könne lange Bestand haben. Ein Hauch der Wetterlaune eines einzigen Krauskopfs könnte die ganze Herrlichkeit, wie der Wind die Spreu, zerwehen, der äussern ungleich mächtigern Stürme, denen

ein solches Gebäude ausgesezt seyn wird, nicht zu gedenken.

Diesen und andern Inkonvenienzen abzuhelfen, muß zugleich „eine gemeinschaftliche Assekuranzkasse, an einem gewissen und bequemen Orte, unter landesherrlicher Bestätigung und Oberaufsicht, unter sicherer, kluger und fleissiger Verwaltung errichtet und unterhalten werden. Ueber die Einrichtung einer solchen Kasse muß ich mich näher erklären. Die Antworten auf folgende Fragen werden hinlängliche Erläuterung enthalten.

1) Woher soll die Grundlage kommen?
2) Wie soll die Kasse unterhalten und vergrössert?
3) Wie weit vergrössert?
4) An welchem Orte?
5) Unter welcher Gestalt landesherrlicher Bestätigung und Oberaufsicht?
6) Von wem und wie verwaltet? und endlich
7) Nach welchen Gesezen soll überhaupt die Sozietät ihrem Endzweck gemäß unterhalten und fortgesezt werden?

I. Woher soll die Grundlage zur Assekuranzkasse kommen?

Jeder der funfzig Verbündeten müste ein gewisses, etwa 50 Rthlr., aus seiner Tasche hergeben. Dieß wird ja hoffentlich nicht zu viel seyn, da ich wohl annehmen kann, die Sozietät bestehe gröstentheils aus Hundert- aus Funfzig- Dreyßig- und Zwanzig- wenigstens doch aus Zehn- und Fünftausendthalerleuten. Nur ein einzigesmal auf der Messe minder locker gelebt, so sind diese 50 Rthlr. schon reichlich wieder erspart. Kurz, der müste ein armseliger Buchhändler seyn, der nicht einmal 50 Rthlr. zu einem so nüzlichen Endzweck aus seiner Handlung entbehren könnte. Ueberdem wird diese Auslage, wie ich unten zeigen werde, in der Folge mit Wucher wieder in eines jeden Tasche zurück-

keh-

kehren. Sonach hätte die Sozietät eine Kasse von 2500 Rthlr. beysammen, woraus schon der Erste von ihr, dem ein Artikel nachgedruckt würde, ja vielleicht schon der Zweyte und Dritte, wenn die Artikel anders nicht allzukostbar wären, welche jedoch schon an sich selbst, der Kostbarkeit wegen, dem Nachdrucke nicht so sehr ausgesezt sind, Schadensersezung bekommen könnte. Wollen und können die Zusammentretenden die erste Einlage noch grösser machen, so wird es noch sicherer und besser seyn.

Allein auf diese Weise könnten die Nachdrucker die Kasse bald sprengen, und immer wieder von neuem, wie im Anfang einzulegen, mögten die Mitglieder bald überdrüssig werden. Diese Betrachtung leitet mich auf

2. Woher soll die Kasse unterhalten und vergrössert werden?

1. Durch die Zinsen, welche die erste Grundlage abwerfen kann. Denn natürlicher Weise darf das Kapital nicht todt im Kasten liegen, sondern muß, gegen Verzinsung, sicher in eine Bank oder Handlung gelegt werden, von wannen man zu allen Zeiten, so viel man braucht, promt zurück ziehen kann.

2. Jedes Mitglied muß, ohngeachtet des bereits hergegebenen Fonds, dennoch hernach seine Verlagsartikel, die es gegen den Nachdruck gesichert wissen will, besonders auf eine gewisse bestimmte Summe, vor dem Verkauf, bey der Sozietät, oder deren Direkzion, einzeichnen lassen, und davon gewisse bestimmte Prozentgelder an die Kasse entrichten. Die einzuzeichnende Summe müste, wenn man richtig zu Werke gehen wollte, nicht nur die auf den Artikel verwandten Kosten, sondern auch den daraus zu hoffenden Profit in sich begreifen. Es hat z. B. Einer von dem Artikel eine Auflage von 1000. Exemplaren gemacht. Er hofft sie ganz abzusezen und sezt er sie ganz ab, so kommen ihm an verwandten Kosten und Profit 1000. Rthlr. ein; dann lasse

er

er diesen Artikel auf 1000 Rthlr. hoch assekuriren und bezahle von dieser Summe die Prozentgelder.

3. Da solche Assekurazionseinzeichnungen auch von Fremden, die in der Sozietät nicht mit begriffen sind, angenommen werden können, und höchst wahrscheinlich vorfallen werden; so mag man auch diese unter die Zuflüsse der Kasse mit zählen. Beyläufig aber merke ich an, daß diese viel höhere Prozente, als die beständigen Mitgenossen erlegen müsten, und aus der Kasse, ausser der Sicherheit für ihren einzeln eingezeichneten Artikel, keinen von den Vortheilen genössen, deren, wie unten vorkommen wird, die ordentlichen Mitgenossen sich zu erfreuen haben.

Diese besondere Einzeichnung ist ein wichtiger Hauptumstand, der niemals abgeschafft werden darf, wenn die Sozietät mit ihrer Kasse Bestand haben soll. Denn ausserdem, daß

a) die Kasse dadurch immerwährende Nahrung und Wachsthum erhält, wird

b) der Vortheil gewonnen, daß die wahre, mit Kosten und Profit verhältnißmässige Vergütungssumme, schon vor dem eintretenden Falle des Nachdrucks, bestimmet ist. Es wird also verhindert, daß niemand ins Gelag hinein den Werth seines zu verassekurirenden Artikels angebe; indem je höher einer assekuriren läst, je mehr Prozentgelder er geben muß. Auch fällt alle nachherige Berechnung, Schikane, Aufenthalt u. s. w. gänzlich weg.

Drey Prozent — vielleicht noch weniger, ich will aber einmal so viel sezen — wäre wohl für ein ordentliches Mitglied als vollkommen hinlänglich zu achten. Denn ich darf annehmen, daß meine funfzig Sozietätsgenossen so ansehnliche Buchhändler sind, daß durch die Bank jeder von ihnen jährlich auf 2000 Rthlr. hoch einzeichnen lassen werde. Es würden also von 100,000 Rthlr. die Prozentgelder 3000 Rthlr. jährlich betragen. Dieser Zuwachs, die Einkünfte von fremden Einzeichnungen noch nicht einmal mitgerech-

gerechnet, würde sehr ansehnlich und vollkommen hinreichend seyn. Denn es ist zu bedenken, daß nach gemachter Einrichtung, der Nachdruck die Ohren gar mächtig sinken lassen, und die Kasse in der Folge, selten oder niemals, einen Stoß davon auszuhalten haben werde.

Wenn aber dem also ist, so wird die Kasse, ohne Noth ins Unendliche vergrössert werden, und mit der Zeit den beträchtlichsten Theil des Nuzens, den die Buchhändler durch den kapotgemachten Nachdruck zogen, in sich verschlingen. So wünschenswürdig die anfängliche Vergrösserung, zur Konsistenz und Dauer des ganzen Instituts, wäre, so überflüssig und lästig würde sie für jedes Mitglied werden, wenn die Grösse die Gebühr und Nothdurft übersteigen sollte. Es frägt sich also

3. Wie weit soll die Kasse vergrössert werden?

Es wird auf die Interessenten ankommen, ihr ein gewisses Maaß und Ziel zu sezen. Diesen aber wird es im Grunde nichts schaden und kosten, wenn sie selbige so anschwellen lassen, und hernach in solcher Stärke erhalten, daß sie wenigstens funfzig ansehnlichen Nachdrücken die Spize auf einmal zu bieten vermag. Denn es ist möglich, daß die Nachdrucker, wie wohl öfters Spizbuben aus Verzweiflung gethan, sich zusammen rottiren, und die Assekuranzkasse durch mehrere Nachdrücke auf einmal zu sprengen versuchen. Also muß man immer gegen einen stärkern Angrif gerüstet seyn, als wahrscheinlich zu erwarten stehet.

Wenn nun aber die Kasse dieses oder ein anderes vorgestecktes Ziel erreicht hat, was ist dann anzufangen? Soll sie dann etwa sich bloß durch sich selbst nähren? — Hierzu würde sie freylich im Stande seyn. — Und sollen alsdann die Assekurationseinzeichnungen, oder doch wenigstens die Prozentgelder von den Mitgliedern wegfallen? Lezteres nimmermehr! Aus Ursachen, die ich oben schon angeführt habe. Vielmehr muß ein anderer Kanal eröfnet werden, vermittelst dessen die Kasse eben so, wie sie aus den 50 Taschen der Mitglieder zusammen geflossen ist, wieder einen

immer-

immerwährenden Aus- und Rückfluß mit Wucher in die Taschen der Interessenten erhält. Ich sage mit Wucher! Denn nicht nur dasjenige, was sie an einem Ort hinein fliessen lassen, muß ihnen am andern Orte der Rückfluß wieder zuführen, sondern dieß muß sogar Zinsen mitbringen. Die Möglichkeit dessen ist aus folgendem klar. Was für Ausgaben wird die Kasse sonderlich haben? Höchstens weiter keine, als die, welche allenfalls, jedoch selten genug, ein Nachdruck, oder die Besoldung der Direkzion und Verwaltung veranlassen mögte. Diese Ausgabe aber muß gegen dasjenige, was die Kasse an Zinsen und Prozentgeldern für fremde Assekuranzen abwerfen kann, nur ein sehr geringes betragen. Ueberdem lässet sich vielleicht eine Operazion anstellen, vermöge welcher das Hauptkassenkapital sich ungleich ansehnlicher, als durch eine blosse zinsbare Ausleihung, verinteressiren könnte. Wie wäre es z. B. wenn die Sozietät eine Buchhandlung anlegte?

Was aber die Art und Weise des Kassenabflusses betrifft, so schlage ich, weil mir nichts anders gleich beyfällt, von Zeit zu Zeit eine simple baare Vertheilung unter die ordentlichen Mitgenossen vor, wovon die Fremden, die keine ordentliche Mitglieder sind, ohnerachtet sie wenig oder viel mögen haben einzeichnen und assekuriren lassen, ausgeschlossen seyn müssen.

Da aber ein jedes Mitglied seinen funfzigsten Theil an dem Eigenthum des beständigen Hauptstocks hat; so frägt sich: Wie es damit zu halten sey, wenn ein Mitglied bey seinem Leben, oder durch seinen Tod, aus der Sozietät abtreten sollte? — In diesem Falle muß es ihm, oder seinen Erben, vergönnt seyn, seinen Antheil ganz heraus zu ziehen. Entweder kauft ihm alsdann ein anderer denselben ab, und stammt sich auf diese Weise zur Mitgliedschaft an des Abgegangenen Stelle ein, oder es ist die ganze Sozietät gehalten, den Abgehenden oder dessen Erben, aus der gemeinschaftlichen Kasse abzufinden.

Was

Was hat nun der Abgehende eingebüsset? Gesezt, er habe schon seit geraumen Jahren den Kassenüberschuß, als Verzinsung seines Kapitals gezogen, so zieht er nun am Ende das Kapital selbst zurück. Nichts hat er also verloren. Was verloren? — Hat er nicht den enormen Nuzen gewonnen, daß sich kein Nachdrucker unterstanden hat, ihm viele Tausende zu Wasser zu machen?

4. An welchem Orte soll die Kasse und, so zu sagen, das Hauptquartier der ganzen Sozietät seyn?

Die Antwort kann kurz seyn. Wo anders, als zu Leipzig, wo der Hauptmittelpunkt des ganzen deutschen Buchhandels ist, und wohin jeder Buchhändler des Jahrs wenigstens einmal reiset.

5. Was für Gestalt soll die landesherrliche Bestätigung und Oberaufsicht, die dem Institut nothwendig seyn will, haben?

Jedermann sieht leicht, daß, wenn ein solches Institut vorhanden seyn sollte, die bisherigen Privilegia als überflüssig wegfallen und der Fiskus einiger Landesherren einen Zweig seiner Einnahme verlieren werden. Es will daher nöthig seyn, um der Misgunst auszuweichen, daß die Sozietät sich wenigstens einen Fiskus zum Protektor und Freunde mache. Welcher andere sollte das seyn, als der kursächsische, da dieser vorher von den Bücherprivilegien das meiste mit einzukommen hatte, und da das Hauptquartier der Sozietät und Kasse in einer kursächsischen Stadt ist? Mit kursächsischer Landesregierung müste also um ein Aequivalent für die wegfallenden Privilegien gehandelt, es müste von ihr Protekzion und Bestätigung der Sozietät, ihrer Einrichtung und ihrer Geseze, es müste von ihr eine Kommission zur Direkzion und Oberaufsicht über die Verwaltung und über den Gang der ganzen Maschine erbeten werden. Ohne diese landesherrl. Protekzion, Bestätigung und Oberaufsicht kann, wie aus den Antworten auf die folgenden Fragen noch weiter erhel-

len wird, das Institut weder in Gang kommen, noch im Gange erhalten werden.

6. Von wem? und wie soll die Kasse verwaltet werden?

Daß die Verwaltung von der Direkzion und Oberaufsicht verschieden sey, ist wohl überflüssig zu sagen. Jene nimmt Gelder ein; giebt Gelder aus; und führt Rechnung darüber; alles nach den Gesezen einer ordentlichen vortheilhaften Haushaltung. Diese hergegen ist Zuschauerin; sieht überall nach den Rechten; und lässet sich die Rechnung mit vorlegen. Jene wird aus den Mitteln der Sozietät; diese aber von der Landesregierung bestellt und angeordnet. Zwey Hauptpersonen, die kauzionsfähig sind, und in Eid und Pflicht genommen werden müssen, und wovon die Eine Rechnung, die Andere aber Gegenrechnung führet, scheinen hinlänglich zu seyn. Diese könnten ansehnliche in Leipzig wohnende Buchhändler und Mitglieder der Sozietät seyn. Sie müssen für ihre Dienste, so wie etwa die sonst noch erforderlichen Personen, besoldet werden.

7. Nach welchen Gesezen soll überhaupt die Sozietät ihrem Endzweck gemäß unterhalten und fortgesezt werden?

Wenn die Funfzig zusammen getreten sind, ihre Einlage gemacht, landesherrl. Protekzion, Bestätigung und Oberaufsicht durch Kommissarien erlanget und Kassenverwalter bestellet haben; so hält die Sozietät

1) Einmal alle Jahre allgemeine Zusammenkunft. Diese geschieht auf derjenigen Messe, da die Buchhändler unter einander abrechnen, und welche mithin von den meisten Buchhändlern bereiset wird. Zu dieser Zusammenkunft hat jedes Mitglied entweder persönlich, oder durch Gevollmächtigte freyen Zutritt und Stimme. Auf diesen Zusammenkünften legen die Kassenverwalter Rechnung von dem verflossenen Jahr ab, und erhalten

darüber Entlassung. Es wird über Wohl und Weh der Sozietät Rath gepflogen, und desfalls die Nothdurft für die Zukunft durch die meisten Stimmen verordnet und festgesezet. Es werden die im verflossenen Jahre vorgekommenen Nachdrucksvergütungsfälle vorgelegt, untersuchet, entschieden und die Vergütungsgelder ausgezahlet.

Die landesherrl. kommissarische Direkzion hat hierbey folgendes zu thun.

a) Sie lässet die anwesenden Mitglieder früh genug auf bestimmte Tage, an einen gewissen Ort, zusammen laden. Wer da weder persönlich, noch durch Gevollmächtigte erscheinet, auf den wird nicht geachtet, und er muß sich das gefallen lassen, was die Anwesenden beschliessen.

b) Sie haben in der Versammlung den Vorsiz, und, weil sie Rechtsverständige seyn müssen, so sehen sie dahin, daß überall nach den Sozietätsgesezen aus gemeinen Rechten verfahren werde. Daher kann kein Sozietätsschluß, welchem diese Direkzion nicht beytritt, für gültig geachtet werden. Sollten sich aber die Sozietät und ihre Direkzion nicht vereinbaren können, so wird die Entscheidung höheres Orts gesuchet.

c) Sie thut von allen Dingen den Vortrag und auch dasjenige, was ein oder anderes Mitglied besonders vorgetragen wissen will, muß durch sie geschehen, oder sie muß, daß das Mitglied den Vortrag selbst verrichte, die Erlaubniß ertheilet haben. Sie fodert zum Sprechen auf und gebietet Schweigen; damit kein polnischer Reichstag entstehen möge.

Damit aber diese Direkzion, als von der Landesregierung allein angeordnet, nicht etwas gehässiges bekommen möge, so ist es gut, aus den Mitteln der Sozietät selbst eine oder zwey Personen dazu zu ordnen.

2) Ueber alles, was in der Sozietät, oder deren Versammlung verhandelt wird, muß schriftliche Registra-

tur

tur geführet und ein Archiv unterhalten werden. Jedem Mitgliede muß freystehen in die Akten zu schauen.

Was aber endlich den Hauptzweck der ganzen Einrichtung, nämlich die Vergütung des Nachdrucks betrifft, so müste nach folgenden Gesezen verfahren werden.

1) Die Assekurazionseinzeichnungen müssen, sowohl von Mitgliedern, als Fremden, vollkommen vor dem angefangenen Abdruck des Artikels, gemeldet und zugleich die bestimmten Prozentgelder, entweder baar, oder durch annehmliche Anweisungen, erlegt werden.

2) Diese Anmeldung und Erlegung der Prozentgelder kann zu allen Zeiten von einem Abwesenden schriftlich an die Direkzion und Verwaltung geschehen. Jene ertheilet darüber einen Assekuranzschein, und diese, Quittung über bezahlte Prozentgelder.

3) Ohne, daß die Prozentgelder sogleich baar erleget, oder der Verwaltung annehmlich gesichert werden, wird die Einzeichnung nicht angenommen. Hat die Verwaltung dennoch die Einzeichnung und die Ausfertigung des Assekurazionsscheins geschehen lassen, so muß sie für das Einkommen der Prozentgelder haften. Daher gibt die Verwaltung allemal zu Ausfertigung des Assekurazionsscheins ihre Einwilligung.

4) Wer rechtlich überführt werden kann, daß er nicht, vor angefangenem Abdruck seines Artikels, den Assekuranzschein gelöset hat, dem wird bey vorkommenden Nachdruck nicht nur nichts gut gethan, sondern er ist auch noch überdieß seiner Prozentgelder verlustig.

5) Bey der Einzeichnung wird der Titel des Buchs, die Bogenzahl, Beschaffenheit des Papiers, Drucks und der Kupferstiche, die Anzahl der Auflage und endlich die Assekurazionssumme, welche Kosten und Profit der ganzen Auflage in sich begreifet, angemeldet. Die Ursachen dieser Ausführlichkeit sollen weiter unten noch angeführt werden.

6) Ist nun solchergestalt die Einzeichnung ordnungsmäßsig geschehen, und es ereignet sich ein Nachdruck, so macht der rechtmässige Verleger, so bald er von dem Daseyn des Nachdrucks und seinem Preise vergewissert ist, nicht nur in öffentlichen Blättern, sondern auch durch Briefe an diejenigen Buchhandlungen, an welche er Exemplarien überlassen hat, bekannt, daß der Preis nunmehro, nach dem Sozietätsprinzipium, herabgesezt sey. Von dieser Zeit an muß das Buch nicht nur bey dem Verleger, sondern in allen Buchhandlungen um den herabgesezten Preis zu haben seyn; und der Verleger muß die aus der Kasse empfangene Vergütung auch allen seinen Abnehmern pro rata zufliessen lassen und desfalls mit ihnen zurückrechnen.

Hierbey frägt sichs: Ob, ausser den Buchhändlern, auch den Bücherliebhabern, welche, vor entstandenem Nachdrucke, um den ersten höhern Preis, Exemplare gekauft haben, die nachherige Herabsezung des Preises zu gute kommen, und das bereits bezahlte Plus zurückgegeben werden müsse? — Wenn ich annehmen könnte, daß alle Buchhändler, die dem Hauptverleger Exemplare abgenommen haben, so ehrlich wären bey vorfallender Herabsezung des Preises, die Zahl ihrer alsdann noch vorräthigen Exemplare richtig anzugeben, so würde ich antworten: Was um den ersten Preis einmal an Bücherliebhaber verkauft ist, das bleibe auch darum verkauft! — Allein da sichs wahrscheinlich zutragen wird, daß vor Herabsezung des Preises schon hie und da von Buchhändlern Exemplare verkauft sind, und wahrscheinlich mancher Schlechtdenkende zu Erhaschung eines Vortheilchens sich gelüsten lassen möchte, gegen den Hauptverleger zu behaupten: Er habe für den ersten höhern Preis nichts verkaufet, indem man ihn des Gegentheils nicht leicht überführen könnte; so antworte ich nunmehro aus dieser Betrachtung: Auch dem einzelnen Käufer, der den ersten höhern Preis schon erlegt hat, muß, wenn er sich anders drum meldet, der herabgesezte Preis zu Gute kommen. Solchergestalt fällt, deucht mir,

der Unterschleif ziemlich weg. Der ganze Handel ist klar. So viel Exemplare ein Buchhändler von der Verlagshandlung genommen hat, auf so viele leistet ihm diese Vergütung. Meldet sich ein einzelner Käufer binnen einer gewissen Zeit, etwa binnen 5 Monaten a dato der Bekanntmachung, nicht um die Zurückgabe des bezahlten Plus, bey demjenigen, von welchem er sein Exemplar gekauft hat (von einem andern wird ihm, des besorglichen Unterschleifs wegen, darauf nichts gut gethan) so ist das Plus an diesen verfallen, und er hat solches mit Recht.

7) Das Daseyn des Nachdrucks wird durch ein oder mehrere Nachdrucksexemplare dargethan. Wie wenn nun aber ein Nachdrucker, um der Sozietät und ihrer Kasse eins anzuhängen, auf den Einfall geriethe, nur ein oder ein Paar Exemplare nachzudrucken, um selbige in die Hände des rechten Verlegers zu spielen. Wie wenn dieß öfters versucht würde, um die Kasse durch öftere Aderlässe zu schwächen? — Der Kniff wäre freylich möglich und besorglich. Der Nachdrucker müste denn freylich das Sezerlohn dran spendiren, aber er ersparte doch eine ganze Auflage von Papier und den grösten Theil der Druckerkosten. Wie wenn sich vollends mehrere Nachdrucker zusammenthäten, nnd gemeinschaftliche Sache machten?

Durch dergleichen Spiegelfechten muß ein Institut, das auf so festen und sichern Grundpfeilern ruhet, sich nicht irre machen lassen. Ja! ich wills zugeben, daß dieß einmal und mehrere male geschehen könne und geschehen werde. Aber endlich wird der Nachdrucker eines Spasses, der ihm nichts frommet, aber doch immer ein Ansehnliches kostet, indem das Sezerlohn eine Hauptpost der Ausgabe ist, überdrüssig werden. Denn das Wort Nachdrucker ist ein gleichbedeutender Ausdruck für Lumpenhund. Wie wollten aber die Kräfte eines Lumpenhundes hinreichen, die vereinigte Kraft von funfzig vermögenden ehrlichen Leuten zu

beugen. Mögen auch sich der Lumpenhunde mehrere vereinigen! Unter Schurken und Spizbubengesindel kann keine Vereinigung von Bestand und Dauer seyn. Denn es fehlt ihnen die Hauptgrundfeste: Guter und redlicher Endzweck. Meine Sozietät wird immer das Stärkerrecht auf ihrer Seite behalten. Das Komplot der Niederträchtigen kann nicht immer verborgen bleiben, ihre Kabalen müssen offenbar werden und sind sie offenbar, so müste es nicht gut seyn, wenn man nicht neue Maßregeln sie zü vereiteln, erfinden könnte.

Da aber keine Gesellschaft so gut und auserlesen seyn kann, daß nicht ein räudiges Schaf drunter seyn sollte, so ist es möglich, daß unter meiner Sozietät Niederträchtige sind, denen es einfallen kann, folgenden oder einen andern ähnlichen Betrug zu spielen. Es hat z. B. einer auf einen Artikel, der nicht gehn will, ansehnliche Kosten verwendet, und eine übermässige Auflage davon veranstaltet. Der könnte sich einfallen lassen, ein oder zwey Exemplare heimlich solchergestalt umsezen und abdrucken zu lassen, daß sie wie Nachdruck aussähen. Nun sezte er den Preis seines Artikels herunter; produzirte die falschen Nachdrücke bey der Sozietät, verlangte und erhielte ordnungsmässige Vergütung? — Ein solcher Ehrloser, wenn er des Betrugs überführt würde (und wahrscheinlich wird ers über lang oder kurz werden. Denn nichts ist so klein gesponnen, es kömmt endlich an die Sonnen) müste durch Geseze cum infamia von der Sozietät, mit Verlust aller Vortheile, auf ewig ausgeschlossen seyn, und er dürfte weder selbst, noch mit seinem Verlage jemalen die Leipziger Messe wieder beziehen. Hätte er in Leipzig eine Niederlage, so müste selbige halb der Sozietät und halb dem Fiskus anheimfallen. Der Denunziant müste verschwiegen und ansehnlich belohnet werden.

8) Sind nun die unter den vorhergehenden sieben Nummern aufgeführten Erfordernisse beobachtet; so produ=

produzirt der Beschädigte auf der nächsten Sozietätsversammlung

a) Den Assekuranzschein.
b) Die Quittung über bezahlte Prozentgelder; beyde in Originalen.
c) Er thut das wirkliche Daseyn des Nachdrucks sowohl durch ein oder zwey Exemplare, als auch durch Vorzeigung der desfalls erhaltenen Briefe und Nachrichten dar.
d) Zugleich zeigt er ein Exemplar seines rechtmässigen Verlagsartikels vor.
e) Endlich dokumentirt er durch ein oder zwey gedruckte öffentliche Blätter, daß er den Preis seines ihm nachgedruckten Artikels herabgesezt und bekannt gemacht habe.

Sind nun alle diese Punkte hinlänglich erledigt, so schreitet die anwesende Sozietät zur Stimmensammlung, über die Vergütung. Der Beschädigte muß hierbey abtreten, indem niemand in einer sein eigenes Interesse betreffenden Sache seine Stimme geben darf. Sprechen die meisten Stimmen ihr die Vergütung zu, so erhält er darüber einen von der Direkzion unterzeichneten Sozietätsschluß und darneben eine Anweisung zur Auszahlung der Vergütungsgelder an die Kassenverwaltung.

Was aber die Vergütungssumme selbst betrifft, so bestimmt sich diese von selbst folgendermassen:

Z. E. die Auflage war 1000 stark; assekurirt zu 1000 Rthlr. Der rechtmässige Verleger verkaufte das Exemplar um 1 Rthlr. Nun kommt Nachdruck. Der Nachdrucker verkauft das Exemplar um 16 ggl.; mithin sezt jener den Preis seiner Ausgabe auf 8 ggl. herab. Die Sozietät vergütet ihm also zwey Drittheile der Assekurationssumme mit 636 Rthlr. 16 ggl.

Derjenige, welcher durch einen Sozietätsschluß sich beschwert erachtet, muß dagegen höhern Orts appelliren können.

nen. Jedoch müssen alle vorfallende Streitigkeiten, die in die Sozietät schlagen, sehr kurz und summarisch abgethan werden. Die Sozietät selbst müste die erste Instanz haben.

Hiermit hätte ich denn nun, was mir zu Erläuterung meines Vorschlags vorerst eingefallen war, an- und ausgeführt. Was ich oben in dem Hauptumrisse desselben von Repressalien gegen den Nachdrucker noch angehängt habe, will so viel nicht sagen. Denn selten wird man Gelegenheit zu Repressalien finden, weil die Nachdrucker gröstentheils solche Kerle sind, die höchstens keinen andern rechtmässigen eignen Verlag, als etwa christkatholische Makulatur haben. Wie mag man sie mit deren Nachdrucke strafen?

Noch eins ist zum Beschluß übrig. Warum habe ich mir wohl die Mühe gegeben, dieses Projekt zu erfinden und so handgreiflich und thunlich zu entwickeln. — Etwa eine Ehrenseule in dem künftigen Versammlungssaal der Sozietät mir zu erwerben? Diese, wenn ich sie auch verdiente, müste ich denn doch wohl verbitten. — Etwa einen Beutel voll Pistolen zu erhaschen? — Darauf sich Rechnung zu machen, das hiesse wohl weit von dem Ziel vorbeyschiessen. So freygebig sind die Menschenkinder nicht. — Etwa die Buchhändler zu bereichern und ihnen Gelegenheit zu geben, uns arme Bücherkäufer desto baß in Kontribuzion zu sezen? Bewahre der Himmel in Gnaden! Freylich! In so fern will ich jeden ehrlichen Mann mit Freuden bereichern, als er es nach Recht und Billigkeit verdienet. Ich leugne nicht, daß Unwillen und Zähneknirschen über die Schurken, die da ärnten wollen, wo sie weder geackert noch gesäet hatten, zum Theil mir die Bekanntmachung dieses Vorschlags mit abgedrungen haben. Mein Hauptzweck aber ist, kurz zusammen gefast, der: Daß jedermann, so wohl Autor als Verleger und Käufer das Seinige erhalte.

Der Autor steht mit Recht oben an. Denn es ist himmelschreyend, daß derjenige, welcher mit Aufwand der Kräfte seines Leibes und seiner Seele, ein unsterbliches Werk hervorbrgeacht hat, welches äusserlich vielleicht kein anderer

Sterbli-

Sterblicher hervorgebracht hätte, ein Werk, das Verleger, Buchhändler und Nachdrucker mästet, und ein ganzes Land unterrichtet, oder ergözet, nicht einmal so viel Belohnung dafür haben soll, um die Apothekerrechnungen zu bezahlen. Soll der Gelehrte noch länger der Seidenwurm seyn, der zum Behuf fremder Behaglichkeit und Pracht spinnen, und wenn er ausgesponnen hat, im Mangel vollends dahin welken muß? Bisher hat wohl mancher Verleger dem armen Autor das ewige Thema vom Nachdruck entgegen geschrieen, und, unter diesem Vorwande, das Honorarium bis zum schimpflichsten Trankgelde herunter gehandelt. Dieser Vorwand fällt durch mein Projekt weg. Es hindert nunmehr nichts, den würdigen Schriftsteller nach Würden zu belohnen. Denn das ist kein gültiger Vorwand, daß ein Verleger an dem guten Autor wieder erholen müsse, was er an einem schlechten, oder auch an einem solchen, dessen Werk, troz innerlicher Güte, dennoch zu Makulatur wird, eingebüst hat. An solchen Einbussen ist der Buchhändler selbst Schuld. Warum versteht er sein Gewerbe nicht besser? Der Buchhandel ist fast der intrikateste von allen und erfodert Kenntnisse und Spekulation, wie kaum ein anderer. Mag es nun wohl mit einigem Recht, mit einiger Billigkeit der würdige populäre Schriftsteller entgelten, wenn der Herr Verleger s. v. ein dummer Teufel ist, und sich entweder schlechten Verlag *) anschmieren läst, oder für seinen guten Verlag schlechtes Sortiment eintauschet?

Der Verleger hat den zweyten Plaz. Wer wollte nicht ihm, der seine Spekulation, seine Mühe und sein Geld an einen Artikel gewagt hat, einen ansehnlichen und sichern Profit gönnen. Eben deswegen, weil in Ansehung der erforderlichen Klugheit, Kenntnisse und des dabey nie ganz zu entfernenden Risiko, der Buchhandel sich über den gemeinen Handel so sehr erhebet, bescheide ich mich gern, daß

*) Ich nenne das hier schlechten Verlag, der für den Verleger im Abgange schlecht ausfällt.

es niedrig und eigennüzig von einem Gelehrten gedacht seyn würde, wenn man dem edlern Handelsmanne keinen höhern, als gemeinen handwerksmässigen Profit, den leicht jede Eseley abwirft, zubilligen wollte. Seinen wohlverdienten und sichern Profit aber wird er durch mein Projekt haben und behalten, wenn er gleich nunmehr den Autor vier= und fünffach besser sezet, als derselbe bisher gestanden hat.

Endlich aber auch soll der Käufer das Seinige erhalten. Guten korrekten Druck, auf gutem Papier, für billige Preise. Gar ärgerlich ists bisher zuweilen gewesen, wenn man, auf halbem Löschpapier, einen stumpfen Buchstaben in den andern, und eine Zeile in die andere geschoben, hat lesen müssen. Hat man den Verleger wegen solcher Knauserey getadelt, so hat er sich gleich mit der Gefahr des Nachdrucks entschuldigt. Damit der Nachdrucker die Segel nicht noch mehr zusammen ziehen mögte, so zog er sie lieber selbst so viel zusammen, als möglich seyn wollte. Diese Maxime wird durch meinen Vorschlag überflüssig; ja selbst schädlich. Ein Buch, das gutes äusserliches und lachendes Ansehn hat, verkauft und liest sich viel besser, als ein makulaturähnlicher Wisch. Demohngeachtet können die bisherigen Bücherpreise nicht nur beybehalten, sondern sogar herabgesezt werden, ohne daß Schriftsteller und Verleger dabey einbüssen. Ja wenn beyde für ihren wahren Nuzen handeln wollen, so müssen sie die Preise herabsezen. Sie erwecken dadurch bey dem Publikum Gunst und Liebe für die Sozietät, und immer mehr Abscheu gegen den Nachdruck; sie befördern die Lektür zu grösserer Allgemeinheit, unter den ärmern Ständen; und verschaffen sich dadurch immer mehr Absaz. Nichts ist dem Profit eines jeden Handels so nachtheilig, als theure Waarenpreise. Derjenige, der seine Waaren übertheuert, wenn er auch ein Monopolium hätte, wird gewiß niemals ein reicher gesegneter Handelsmann werden. Wollten nun etwa meine Sozietätsgenossen einen so übeln Gebrauch von ihrer Sicherheit gegen den Nachdruck machen, daß das Publikum um desto höhere Preise kaufen müste, so werden Ab-

nahme

nahme der Lektüre und Gelehrsamkeit, mithin verminderter Bücherabsaz und endlich Verfall des ganzen Buchhandels, die unausbleiblichen Folgen ihrer unseligen Habsucht werden. Daher nehme die Sozietät, welche doch hoffentlich immer gröstentheils aus richtig- und edeldenkenden Mitgliedern bestehen wird, und die landesherrl. Direkzion, auf diesen Umstand ein beständiges Augenmerk, damit auch kein einzelnes Mitglied sich gelüsten lasse, wider die Maxime billiger und wohlfeiler Preise zu sündigen. Aus dieser Ursache muß auch allemal von dem assekurirten Artikel ein Exemplar, nebst dem Preise, von dem Verleger bey der Sozietätsversammlung produzirt und angezeigt werden. Fände sich nun, daß einer den Preis, in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Waare, zu hoch gesezt hätte, so muß die Sozietät sichs anmassen dürfen, den Preis mit dem Werthe in ein richtigeres Verhältniß zu sezen.

Ich werfe hiermit meinen Vorschlag ins Publikum. Edeldenkende und raffinirte Leute mögen ihn prüfen, berichtigen, erweitern oder zusammenziehen, ja, wenn er unthunlich ist, ganz verwerfen. Er geht mir nun weiter nichts mehr an. Leid aber sollte es mir doch drum thun, wenn die Ausführung nicht durch seine innerliche Unthunlichkeit, sondern durch Trägheit, Kleinmut, Blödsinn oder Wetterlaune der Buchhändler verhindert werden sollte.

Bürger.

10.

Schreiben zweyer holländischen Bauern an den Czar Peter den Grossen.

Saardam den 5ten Dez. 1698.

Pieter Alexiewitz, gunstige Vriend en Broeder in Chri-	Peter Alexiewiz, günstiger Freund und Bruder in Chri-

Christus Iesus. Na Wensſinge alles Goedes hier en hiernamals euwiglyk. Onſe laaſte ende eerſte Brief aan UE is geweeſt den 28 November, zynde dan deeſe een Copye van de voorgaande waarin gemelt, voordeeſen de Eeren niet gehadt te hebben, om aan UE te ſchryven, ſo dient deſen om UE bekent te maaken, als dat op onſe Dorp van Saardam en anders omleggende Plaatſen in Holland geleegen, na dat Gy uyt Holland ſyt verreyſt geweeſt, zer haaſtig is gekommen groote Dierte in de Groanen, voornamentlyk rogge. So is dan met deeſe weynige lettere onſe ootmoedige Beeden en Verſoek aan UE om de Vreyheit te mogen hebben, om een Scheeps ladinge Rogge groot twee hondert Laſten te mogen koopen, ende ter plaats van Saardam te laaten brengen, dit doende ſult ons verobligeeren, ende UE roemwaardige Naam in een euwige Gedachteniſſe doen blyven by UE zeer geneegene Saar-

Chriſto Jeſu. Nach Anwünſchung alles Guten hier und dort ewiglich. Unſer lezter und erſter Brief an Euer Edlen iſt geweſt vom 28 November, und iſt dieſer eine Kopie von dem vorigen, worin gemeldet, da vor dieſem nicht die Ehre gehabt, an Euer Edlen zu ſchreiben, ſo dient gegenwärtiges Euer Edlen bekannt zu machen, daß auf unſer Dorf Saardam und andre umliegende Pläze in Holland gelegen, nachdem Ihr aus Holland weggereiſt ſeyd, ſehr plözlich eine groſſe Theurung in Korn, vornämlich Roggen, gekommen iſt. So iſt dann in dieſen wenigen Zeilen, unſre inſtändige Bitte und Nachſuchung an E. E. daß wir die Freyheit haben mögen, eine Schifsladung Roggen groß zweyhundert Tonnen zu kaufen und nach Saardam bringen zu laſſen, welches thuend uns verobligiren und E. E. ruhmwürdigen Namen in einem ewigen Gedächtniß erhalten wird bey E. E. ſehr geneigten Saardamer Freunden. Erſuchen ſehr freundlich um eine günſtige Antwort auf das

SaardammerVrienden. Versoeken zeer vriendelik een gunstige Antwort op het aldersspoedigste, waarnaa ons zullen reguleeren, en waerin wy UE wederom kunne dienen, weest verseekert van onse Geneegentheyt. We doen UE vriendelyk groeten en bedanken, that Gy uns metUE Persoon hebt gelieven te vereeren. Gelieft mette te groeten Alexander en Gabriel. Afbreekende naa beveelinge in Godes protexie van UE zoer geneege Vrienden

Cornelis Mighielz Calff.
Cornelis Cornelisse Calff.

So haast Vryheyt van UE bekomen zullen een Sehip onder des Heeren Zegen zenden.

das allerschleunigste, wornach wir uns reguliren werden, und worin wir E. E. wiederum können dienen, seyd unsrer Geneigtheit versichert. Wir thun E. E. freundlich grüssen, und danken, daß Ihr uns mit E. E. Person geliebt habt zu beehren. Geliebet anbey Alexander [1]) undGabriel [2]) zu grüssen. Schließlich und in göttliche Obhut befehiende Euer Edlen sehr geneigte Freunde

Kornelis Mighielz Kalff.
Kornelis Kornelisse Kalff.

So geschwind Freyheit von E. E. erhalten, werden ein Schiff unter des Herrn Segen absenden [3]).

1) Der Fürst Alexander Menzikof.
2) Graf Gabriel Golotkin.
3) Das Original dieses sonderbaren Briefes ist in Händen des Herrn N. Molwoo, Kaufmanns zu St. Petersburg, und ist von Petern dem Grossen selbst dem Admiral Cruys, Eltervater der molwooschen Kinder, zur Beantwortung übergeben worden. Nach einer Ueberlieferung kam im Frühling 1699 das Schiff in Rußland an, und der Czar schenkte den Saardamer Einwohnern die Ladung Roggen.

11.
Beruhigung bey der Lampe.

Einmal mögt' ich am Heerde sizen, frey unter freyen Enkeln, und so sterben.

Es muß etwas grosses seyn, zu sagen: ich habe ein Vaterland! Da webt der Geist Gottes freylich warm in den Menschenkindern, und die Hand thut Thaten, worauf geschrieben ist: kniee, wer vorübergeht!

Mir gab der Herr das nicht, so zu leben und so zu sterben; er hat gesagt: verherrlichet mich durch Duldung! Darum sey still meine Seele, wie das Aug nach oben.

Es ist nicht Feigheit, es ist Zurückdämmern des Ringens nach Lezung, des Arbeitens ohn' Ende. Darum, meine Seele, sey still! Wem die Vaterhand ist, wie der Stab des Wanderers, der geht wohlbewahrt zu Bett' und zu Tode.

Bchz.

12.
Ein Gallizismus.

In den Anecdotes interessantes et historiques d'un illustre voyageur ist folgende Stelle: Mr. le Comte de Falkenstein *fut admis* à diner avec leurs Majestés le Jeudi 29 May — Schreibt, Patrioten, diesen hohen Ehrentag in die Annalen der deutschen Geschichte! Ich kenne nichts von der Stärke, es müste denn der Ausdruck eines jungen Offiziers seyn, als des Prinzen Soubise Armee nach Rosbach marschirte: on fait bien de l'honneur à Monsieur le Marquis que de vouloir lui faire une espece de guer-

guerre. Freylich sind solche Thoren selbst in Frankreich lächerlich, aber diese Gattung Thoren gedeiht doch nirgends als unter der Breite von Gallien.

Ue.

13.
Beylagen zu Tellows Briefen an Elisa.

I.

Oldenburg den 9ten Nov. 1777.

Ich habe Tellows Briefe an Elisa mit innigem Vergnügen gelesen. Mögen sie doch für den grösten Haufen manch unwichtiges enthalten; mich interessirt jede Miene des Mannes, den ich mit warmer Zärtlichkeit liebe; alles erneuert mir den Genuß besser — vergangener Zeiten.

Als ich im Hause des unsterblichen Bernstorfs mit ihm lebte, mein Herz mit ihm theilte, über alle Wünsche glücklich war unter den besten, edelsten Menschen — heitrer Morgen einer trüberen Zukunft! — Meine Bekanntschaft mit Klopstock bildete sich schnell, und in sieben unvergeßlichen Jahren sind, ausser einer achtmonatlichen Reise, wenige Tage verflossen, daß wir uns nicht sahen. Nie hat in dieser Zeit ein Wölkchen Laune unsre Freundschaft umdämmert, denn auch als Freund ist Klopstock

Eiche, die dem Orkane steht.

Gegenwärtig, ferne von ihm, oder im täuschenden Schatten, er verkennet seine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, so währt's ewig, laß auf sein Urtheil Wahrscheinlichkeiten und künstlich erlogene Thatsachen stürmen.

Ich will, lieber B. auch aus meinem Gedächtniß einzele Züge für die wenigen sammeln, denen das Bild eines würdigen Mannes Geisteswollust gewährt. Alles ist mir

ganz

ganz gegenwärtig, denn ich empfinde, lebe, geniesse immer noch in der vergangenen Zeit.

Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fliesset über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann, lieber Tellow, ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bey Höheren einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit vornehmeren zurück, nicht daß er Geburt und Würde nicht schäzte, aber er schäzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet als eine Beschimpfung die kalte beschüzende Herablassung der Grossen. Darum muß nach dem Verhältnisse des Rangs immer ein Vornehmerer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet ihr ihn in der sogenannten guten Gesellschaft, nämlich im Zirkel abgeschliffener Leute, bey welchen, wie auf König Williams Schillingen, kaum ein Gepräg mehr kenntlich ist, die sich täglich ohne Liebe suchen, ohne Kummer verlassen, über alles gleiten und an nichts Theil nehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmausen wie eine Bürde fortschleppen — sie sind auf der Leiter der Wesen nur einen Sproß höher als Puppen im Uhrwerk, die auf ihrer Walze befestigt sich ewig an der nämlichen Schwunglinie drehn. Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Oerter, finstre, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergözten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein. Oft zeigte Klopstock einen fernen Baum. Dorthin! rief er, aber gerade zu — Wir werden auf Morast

und

und Gräben treffen — ey bedächtlicher! so bauen wir Brücken — und so wurden Aeste gehauen, wir rückten mit Faschinen beladen als Belagerer fort, sicherten den Weg und erreichten das Ziel. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe Knaben daher zog, hab ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dieß ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Deutschland verdankt seiner Jugendliebe einige seiner besseren Menschen, und unsre Stolberge und Karl Cramer hat seine Zärtlichkeit früh gebildet.

Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläst sich allen Gefühlen, und schwelgt bey dem Mahle der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth, aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert, oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck, eure Mieris, Netscher und Slingelande fesseln seine Beobachtung nicht, aber zeigt ihm Bouchardons Tiresias wie er die Schatten beschwört, Rembrands Lazarus wie er zum Leben erwacht, Rubens sterbenden Christus; dann hängt er trunken am Bilde. So auch Musik. Sie durchströmt ihn, wenn sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzet wie ihre Hofnung, stolz daher tönt wie das Jauchzen der Freyheit, feyerlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, Windemens Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben, wie der Schleyer eine griechische Tänzerin. O wie oft lauschten wir entzückt an unsers Gerstenbergs Klavier, wenn er den holden Wechselgesang mit seiner zärtlichen Gattin anstimmte!

Gerstenberg lebte damals in Lyngbye nahe bey Bernstorf und hatte durch eine Reduktion den grösten Theil seiner Einkünfte verloren, aber in seiner Hütte wohnten heitre Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe,

> licet sub paupere tecto
> Reges et regum vita praecurrere amicos.

Hier sang er seinen unsterblichen Skalden, manches holde katullische Lied, und erfand die goldenen Träume des guten leidenden Gaddo. Von ihm konnten die Hippiasse lernen, daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß sie auch für die Sterne und die Gerstenberge auf einer Sandwüste keimt. Wir eilten zum einsamen Haus und verliessen Paläste, wie man durch le Notres Gärten nach dem kunstlosen Hain eilt.

Die freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war

Wenn der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom.

Gleich nach der Erfindung der Schiffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle.

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, lieber B der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er bis aufs Eis argumentirt. Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht der Zeit zu geniessen, und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolz herab:

Säumst du noch immer an der Waldung auf dem Heerd', und schläfst
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der silberne Reif
Des Dezembers, o du Zärtling, nicht auf?

Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

Nur Ein Gesez: wir verlassen nicht eh den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt!

Wenn ich das Gesez durch Glossen verdrehte, oder es brach, so ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In

dem

dem Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien gefälliger als Hogarth's, Schwebungen wie des pythischen Apolls; schöner als der Liebesgöttin Locken wehet ihm Braga's goldenes Haar. Die Holländer schäzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und — die besten Eisläufer sind. Einst traf ich ihn bey einer Karte in tiefem Nachsinnen an; er zog Linien, maß und theilte. — Wird es wohl gar ein Partagetraktat? Oder ein System eines bessern Staatsgleichgewichts? — Sehen Sie, rief er, man vereinigt Meere; wenn man diese Flüsse verbände, hier einen Kanal zöge, dort noch einen, das wäre doch unsrer Fürsten noch würdig, denn so hätte man Deutschland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt. Er hat Geseze für den Eislauf gegeben, mit einem solonischen Ernst. Ueber alles, auch über seinen Scherz weis er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwey Briefe von ihm für eine Dame geschrieben, die mich zum Kampf herausfoderte — auf ein Paar hölzerne Degen, hochtrozend — wie Longin für die Zenobia schrieb. Andre Briefe besize ich wenig von diesem lieben sofistischem Nichtschreiber. Ich liesse gern seine Scheingründe gelten, wäre nur ein andres Mittel bekannt, seiner abwesenden Freunde zu geniessen. Aber die Noth ist erfinderisch. Viele seiner Freunde werden ihm nun vierteljährig ihre Briefe durch einen Notar einhändigen lassen, der dann jedes Wort von ihm auffängt, und ein Instrument drüber verfertiget. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einschicken?

In seiner schweren Geistesarbeit wird Klopstock durch keinen Einbruch, keine Ueberraschung gestört. Ich hab ihn, als er Hermanns Schlacht und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tags und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch; ja, es schien, als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte.

Klopstock ist dunkel. Tellow hat ihn gründlich vertheidigt. Grabt in die Mine, so findet ihr Gold, oder wenn euch das zu mühsam wird, so lest Uebersezungen von

Junker oder Collier's Kubachiade. Freylich feilt er so emsig die Sprache, schneidet so streng den Ueberfluß weg, wägt so empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlaut, Zeitmaaß und Wortlaut zu, schöpft so anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es so gemächlich nicht angeht alle Nüanzen seiner Darstellung zu haschen. Oft schreibt er nur das lezte Glied einer langen Gedankenreihe hin, und man muß mit seines Geistes Sitte vertraut seyn, wenn man ihm sicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, versteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält, der ihn durch seine Schöpfungen führt, und darum ist es nüzlich und gut, daß jezt schon Tellow seine Oden kommentirt.

Von Klopstocks poetischer Ordnung, von seinem Goufre, der Schriften verschlingt und wieder auswirft — disjecta membra poetae — liesse sich noch manches erzählen; aber Ehre, dem Ehre gebührt: ich habe Klopstocks Papiere einst in lauter goldenen Umschlägen gekannt, zierlich auf seinem Schreibtisch geordnet, wie die Briefe eines Stuzers, und das nenne ich goldene Zeit seines Archivs. Sie währte ganzer acht Tage lang, und wer die Epoke zu erneuern Lust hat, darf ihm nur einen Haufen Inskripzionen oder Gedichte in Goldpapier zuschicken.

Eins ist mir leid — daß Tellow der unreinlichen Klasse der Rezensenten erwähnt. Ich finde nirgends, daß man den Virgil gegen namenlose Schwäzer vertheidigt hat. Wenn irgend ein Bube Montesquieu's Namen an den Pranger gekreidet hätte, würde darum der Mann und sein Werk weniger ehrwürdig bleiben? Es ist freylich lächerlich, wenn die Nazion einen Schriftsteller gerichtet hat, daß sich ein Quidam hinsezt und erzählt, wie es der besagte Autor hätte einrichten müssen, um ihm, dem Kostgänger eines Buchladens, zu gefallen, aber doch ist es ein bitteres Brod. Ich muß dergleichen thun, sagte Freron, denn ich muß leben; je n'en vois pas la necessité, antwortete der Lieutenant de Police. So oft man Zachariä ein Stammbuch überreichte, beugte er sich tief vor dem Besizer: denn es

kann

kann sich treffen, sagte er, daß ich vor meinem Richter stehe. Ich rede nicht von der Berliner Bibliothek; dieses Werk enthält Männerarbeit, wenn sich auch gleich ein seichtes Blättchen über Klopstock und andre mit einschlich. Rezension ist dort oft nur der Faden, worauf ächte Perlen gereiht sind. Künftig etwas über Klopstocks Lieblingsideen, Brutus, Freyheit, Vaterlandsstolz, unsre Sprache. Ich denke darüber nicht mit ihm einig. Gleichheit der Grundsäze verbindet Freunde, aber Gleichheit der Meynungen nicht. Mannigfaltigkeit ist das Gesez der Natur. Ich wiederhole, was ich irgendwo gesagt habe: es läßt sich streiten, ob wir in einer Welt ohne Zweifel und Irrthum glücklicher wären?

Sturz.

14.
Ueber die Todesstrafen.

Anmerkungen
zur Erläuterung des Streites und zur nähern Bestimmung des Ziels der Untersuchungen.

Das Recht mit dem Tode zu strafen, wie jedwedes Strafrecht, gründet sich entweder auf die natürlichen Vertheidigungsrechte, oder auf den Vertrag, kraft dessen sich einer der in dem Geseze gedrohten Strafe unterworfen hat.

Was jenen ersten Grund anlangt: so ist ausgemacht, daß man dem Beleidiger das Leben nehmen dürfe, wenn man ausserdem vor ihm nicht sicher genug seyn würde. Aber nicht so leicht erhellet das Recht dieses zu thun, nur um vor andern Sicherheit zu erhalten. Zween Gründe können unterdessen dafür angeführt werden; 1) daß die Sicherheit der Unschuldigen durch einen Verlust eines Schuldigen, wenn es anders nicht möglich ist, zu bewirken, dem lezten Grun-

de aller Rechtsregeln gemäß sey, das grössere Uebel durch das kleinere, wenn es anders nicht geschehen kann, zu verhindern, die gröste Summe von Glückseligkeit zu verschaffen. 2) Daß das Beyspiel einer Beleidigung und Uebertretung auch andere zur Nachahmung reizen; und der Missethäter daher auch zur Abschreckung dieser andern, so weit als es die Entkräftung des Antriebes, den ihnen seine That ausserdem geben würde, erfordert, härter gestraft werden könne. Es ist nicht zu leugnen, daß der Saz vom Rechte härter zu strafen, um des Beyspiels willen, als einem ursprünglich natürlichem Rechte, durch diese seine Gründe bey der Anwendung in viele Schwierigkeiten sich verwickeln könne.

Hingegen scheint gegen alle mir bekannte Einwendungen das Recht der Todesstrafe nach dem grössern Gehalte, den ihm jene gedoppelte Absicht gibt, aus dem Grunde der vertragsmässigen Unterwerfung hinlänglich bewiesen werden zu können. Denn

1) sein Leben fürs gemeine Beste in Gefahr zu sezen, hinzugeben; dieß darf der Mensch. Der Selbstmord würde auch nicht unerlaubt, vielmehr Pflicht seyn, wenn könnte bewiesen werden, daß ihn das gemeine Beste erfordere. Der Selbstmord der Lukrezia hat aus diesem Gesichtspunkte von mehreren Moralisten schon ein günstigeres Urtheil erhalten.

2) Auch ist es der Natur des Menschen sehr gemäß, sich solchen Gesezen zu unterwerfen, durch die sein Leben in Gefahr gesezt wird, auf einen Fall, vor dem er sich zu fürchten wenig oder gar keine Ursache zu haben glaubt; durch die aber sein Leben vor unzähligen Gefahren gesichert wird.

Wenn von diesem Grunde im Staatsrechte Gebrauch gemacht werden soll: so muß zuförderst die Unterwerfung dessen, den man darnach strafen will, richtig seyn. In Ansehung eines jeden wirklichen Mitgliedes der Gesellschaft ist sie unleugbar. Es hat sich durch seine freywillige Zugesellung den Gesezen ausdrücklich oder stillschweigend unter-

wor-

worfen; es wuste diese Geseze, oder konnte sie wissen. Aber macht schon die Geburt zum rechtlichen Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft, zum völligen Unterthan? Macht es der blosse zeitige Aufenthalt, ohne alle Verbindung durch Besizung, Amt oder andere bürgerliche Nahrung, so wie ohne ausdrückliche Erklärung?

Wenn kein Mensch das Recht hat, ausser dem Falle der nur dadurch zu verhindernden Beleidigungen (das Recht in Ansehung der Unmündigen und Vernunftlosen entspringt eben auch daher) einen andern Menschen seiner Gewalt zu unterwerfen: so macht die blosse Geburt noch keinen Unterthan. Es ist auch das dagegen streitende Recht der höchsten Gewalt um so viel weniger zu behaupten; da in wohlregierten Staaten die natürliche Liebe zum Geburtslande es entbehrlich macht, in andern aber das Unrecht durch neue Gründe vermehrt wird.

Demnach könnten in Ansehung der Ingebornen, die nicht eigentlich Unterthanen sind, und so in Ansehung der Unerwachsenen auch aus diesem Grunde die Strafrechte bisweilen eingeschränkt werden müssen.

Um gegen einen Fremden, der sich im Lande aufhält, weiter, als die natürlichen Vertheidigungsrechte, gehende Strafrechte zu haben, muß seine Unterwerfung unter die Geseze, die sie bestimmen, entweder als ausdrücklich geschehen, oder als eine natürliche Bedingung, die sich verstehe bey der Erlaubniß im Lande zu seyn, bewiesen werden können.

Je stärker hingegen einer mit dem Staate verbunden ist, je mehr Vortheile er von ihm hat; desto gegründeter ist auch das Recht, ihn nach den Gesezen der gemeinen Wohlfahrt zu strafen.

Strafen, die zur gemeinen Wohlfahrt nicht für nöthig gehalten werden können, lassen sich im Staate aus keinem Grunde rechtfertigen. Denn daß solchen unnöthigen Strafen die Mitglieder sich unterworfen haben, in so weit sie nämlich unnöthig sind, kann nicht behauptet werden. Und welcher Mensch; welcher Regent, der nicht Tyrann

seyn will, wird ein Recht, unnöthiges Uebel jemanden anzuthun, unnöthige Strafen auszuüben, sich anmassen wollen?

Also beruht, der verschiedenen Gründe der Strafrechte ungeachtet, die Untersuchung über die Rechtmässigkeit der Todesstrafen im Staate, am Ende ganz allein auf der Frage, wie weit sie nothwendig oder entbehrlich seyn?

Und zwar mit dem Unterschiede, daß in Ansehung des eigentlichen Unterthans ihre Rechtmässigkeit ausser Zweifel ist; sobald sie mit Grunde für nöthig angesehen werden können, sey es zur künftigen Sicherheit vor dem Gestraften oder vor andern, oder überhaupt zum gemeinen Besten. In Ansehung anderer Menschen aber nicht so offenbar bey den lezten Bedingungen, als bey der ersten, der künftigen Sicherheit vor dem Gestraften.

Ob überhaupt in der bürgerlichen Gesellschaft härtere Strafen nöthig seyn können, als in dem Zustande der Natur, oder wenn einer leben will, unter den Wilden; ist eine Frage, die sich im Allgemeinen so leicht nicht beantworten lässet. Der Staat hat mehrere Mittel in seiner Gewalt, sowohl gegen Beleidigungen Sicherheit zu bewirken, als auch durch Besserungsmittel davon abzuhalten. Hingegen entstehen auch durch die mehrern Güter und Bedürfnisse, und die genauere Aneinanderrückung der Menschen und ihrer Interessen, mehrere Anlässe und Antriebe zu Beleidigungen.

Durch die von den Schriftstellern bisher im Streite gebrauchten Gemeinsäze scheint die Nothwendigkeit der Todesstrafen in den Staaten weder hinlänglich bestritten, noch hinlänglich bewiesen zu seyn; doch mehr noch das leztere. Die Gründe, daß a) überhaupt bey weitem den meisten Menschen nichts über das Leben gehe, und der Tod das gröste Uebel zu seyn scheine; b) und auch die meisten Missethäter die Verwandlung der Todesstrafe in Gefängnißstrafe für eine Gnade hielten; c) daß dieses auch begreiflich sey, weil die Idee von dieser leztern Strafe entkräftet werde

de durch die Hoffnung der Befreyung und die Vorstellung, daß sich alles gewohnen lasse, und das Leben eines Gefangenen nicht viel schlimmer sey, als das Leben vieler ehrlichen Leute; d) daß bey einer gewissen Anhäufung der Missethäter die Gefängnißstrafe dem Staate durch Kosten sehr beschwerlich, wo nicht gar der gemeinen Sicherheit gefährlich werden könne. — Diese Gründe scheinen mir, allgemein angesehen, stärker zu seyn; als was Beccaria und andere für das Gegentheil gesagt haben.

Aus wenigen einzelnen Erfahrungen läst sich auch noch nicht vieles mit Sicherheit folgern; da theils die Richtigkeit des Faktums, daß nach Abschaffung der Todesstrafen in einem Lande der Verbrechen nicht mehr geworden seyn, schwer völlig auszumachen ist; theils die Frage dann noch übrig bleibt, ob nicht durch andere, vielleicht nicht überall anwendbare Ursachen es so gekommen? Man weis z. B. wie nüzlich starke Anwerbungen von der Seite seyn können.

Mich dünkt also

1) Zu allgemeinen Schlußfolgen seyn die Gründe noch nicht vorhanden, vielleicht nicht zu erwarten. Nicht bey allen Menschen, Völkern und Zeitumständen wirken dieselben Strafen gleich stark. Auch Tod und Gefängniß nicht. Nicht jeder Staat ist zur zweckmässigen Verwechslung der Strafen geschickt, vorbereitet genug.

2) Wie wenn die Geseze auf ein und dasselbe Verbrechen, wobey die Todesstrafe noch nicht sicher genug scheint entbehrt werden zu können, Tod und Gefängnißstrafe nach Gutbefinden des höchsten Richters drohten?

3) Die Nothwendigkeit der Todesstrafe gegen den blossen Diebstahl scheint so gewiß noch nicht zu seyn, daß mehrere Versuche, ob nicht unter der Mitwirkung der übrigen allemal, wenn Strafen nicht Grausamkeit seyn sollen, anzuwendenden Mittel zur Verhinderung der Verbrechen, die gerechte Absicht ohne diese Strafe erhalten werden könne,

von der Liebe zu allen Menschen, und der Gerechtigkeit und Billigkeit nicht noch erwartet werden dürften. Es kommen noch andere Gründe, die ich izt übergehe, hinzu, um die genauere Prüfung der Rechtmäßigkeit und Klugheit unserer bisherigen Geseze gegen den Diebstahl anzurathen.

4) Wenn die Todesstrafe durch ihren zwiefachen Zweck soll gerechtfertiget werden: so muß alles mögliche veranstaltet werden, damit sie starke, dauerhafte Eindrücke bewirke. Die feyerliche Seligpreisung des zum Tode Verurtheilten kann schwerlich anders als nachtheilig für diese Absicht seyn. Man braucht darum nicht aufs andere Extrem zu gerathen. Eine kurze nachdrückliche Rede eines Geistlichen an die Umstehenden über die Quellen der Verbrechen und die Entsezlichkeit ihrer Wirkungen wären zweckmäßiger. Sie könnte zugleich, oder hernach, auch durch den Druck bekannter gemacht werden. Wenn die Todesstrafen seltener würden: so könnte verordnet werden, daß die Prediger durch das ganze Land den Vortrag an ihre Gemeinden jedesmal darauf einrichteten.

5) Unter der Voraussezung ihrer Nothwendigkeit, kann die Gerechtigkeit der härtern Arten von Todesstrafen freylich nicht schlechterdings geleugnet werden. Aber ist diese Nothwendigkeit moralisch gewiß? Wenn man die Beweggründe und Antriebe, durch welche die Menschen zu dem schwärzesten Verbrechen, zum Königsmorde und dergleichen gebracht werden, mit dem Eindrucke vergleicht, den die Vorstellungen von den Martern einer gewissen Todesstrafe in ihren Gemüthern machen können: so läst sich kaum glauben, daß diese leztern gegen jene erstern etwas ausrichten werden. Wer seiner Begierde die Furcht vor der Todesstrafe überhaupt und die andern Beweggründe gegen die Verbrechen erst aufgeopfert hat; wird sich schwerlich durch die Vorstellungen von einzelnen schmerzhaften Empfindungen zurücke bringen lassen. Wenn der Bösewicht Schwärmer ist, können sie wohl gar als Vergrösserungen seines Verdienstes Antriebe werden. Daß die Strafen mit der Abscheulichkeit

der Verbrechen in gleichem Grade an Härte zunehmen müssen, ist kein ausgemachter Grundsaz. Die abscheulichsten Verbrechen können am wenigsten Grund in den natürlichsten Antrieben haben; und müssen also am meisten durch die von den Strafen verschiedenen Mittel verhindert werden können. Den Abscheu, den sie verdienen, zu beweisen, und dadurch in andern zu erwecken, sind die ausserordentlich harten Strafen auch nicht das einzige oder nur das geschickteste Mittel. Sie können vielmehr Mitleiden gegen den Gestraften und Abscheu vor den Gesezen erwecken. Behutsamkeit im richterlichen Verfahren und möglichste Gelindigkeit bey der Bestrafung müssen allerdings nicht nur zu den unterscheidenden Merkmalen gesitteter Völker und Wilden gerechnet werden; sondern auch zu den entfernten Mitteln, Milde und Menschlichkeit in die Gemüther zu bringen, und die Quellen der Verbrechen zu verstopfen.

Feder.

15.
Auszüge aus Briefen.

I.

London den 22 Sept. 77.

. . . Einen unvergleichlichen Vormittag habe ich neulich mit Garrick und seiner Frau und Nichte zugebracht, die Wienerinnen sind. . . . Er gestand, die Deutschen hätten jezt gute Dichter, und sagte, Lessing gefiele ihm besonders in der Fabel; von seinen Theaterstücken schien er nichts zu wissen. . . . . Noch immer hat er einige Verbindungen mit der Bühne, ob er gleich nie mehr öffentlich darauf erscheinen wird. Neulich hat er seine Farze Lethe wieder übersehen, mit einer neuen Person, der eines deutschen Juden, vermehrt, und der Königin vorgelesen.

Im

Im Prolog erzählt er, ein Vogel, der es zu seinem Geschäfte gemacht, die Töne andrer, nicht allein der geringern, sondern auch der vornehmeren Vögel nachzuahmen, habe sein herannahendes Alter gefühlt und das Abfallen seiner Federn nicht ohne Betrübniß wahrgenommen, aber der Adler habe ihn zu sehen verlangt, und er, weil er Vergnügen erwecken zu können geglaubt, habe gehorcht. Sie kennen seine Prologen und erinnern sich gewiß desjenigen, den er nach einer seiner Gesundheit wegen unternommenen Reise machte, worin er sich mit einem gelähmten entkräfteten Soldaten vergleicht, der, weil der König den Marsch befiehlt, ausbricht:

It's for my King; I'll do my best.

Vielleicht wendet er die Musse, deren er izt geniest, zur Sammlung und Verbesserung seiner theatralischen Stücke und andren Gedichte an, die alle nur einzeln, oder noch gar nicht gedruckt sind. Auch höre ich, daß er an einem Werk on Elocution arbeitet, welches aber schwerlich bey seinem Leben erscheinen wird.

Miß Hannah More, die durch einige Gedichte und prosaische Versuche bekannt ist [1]), wird auch diesen Winter als Schriftstellerin für die Bühne, und, wie ihre Freunde glauben, sehr zu ihrer Ehre auftreten. Sie gehört mit zu dem Zirkel von Frauenzimmern, die sich bey Mrs. Montagu versammeln. Diese Dame von Ansehen und Vermögen, eben dieselbe, die Shakespearn gegen Voltaire vertheidigt hat [2]), sucht Verdienst und Talent, besonders bey Personen

1) Besonders durch ein Schäferdrama the search after happiness. 1775. 8. 5th. ed. zwey rührende Erzählungen im Balladenton: Sir Eldred of the bower and the bleeding rock. 4. 1776. und die neulich erschienenen Essays on various subjects principally designed for young Ladies. 8. 1777.

2) Ausser diesem durch Eschenburgs vortreffliche Uebersezung auch deutschen Lesern bekanntem Buche hat sie die drey Lord Lyttelton's Todtengesprächen angehängten Dialogen geschrieben.

sonen ihres Geschlechts, aufzumuntern. Mrs. Carter [3]), Mrs. Chapone [4]), Mrs. Barbauld [5]) und Miß More gehören zu ihren vertrautesten Freundinnen. Mrs. Maucauley [6]) und Mrs. Miller [7]) müssen Sie in diesem Zirkel nicht suchen. . . . .

Sie kennen gewiß Hrn. Jakob Bryant, sollten Sie auch sein grosses Werk über die alte Mythologie eben so wenig wie ich ganz durchgelesen haben. Der Mann hat grosse, ausgebreitete Kenntnisse, eine erstaunliche Belesenheit und das beste Herz von der Welt. Daß man ihm das leztere in der holländischen Bibliotheca critica streitig gemacht, hat er sehr übel aufgenommen, und ich bin sicher, der Mann denkt, wie er schreibt, und glaubt seiner Sache vollkommen gewiß

3) Verfasserin der schönen Ode an die Weisheit in der Klarissa, die unser Uz so meisterhaft nachgesungen, und der Uebersezung vom Epiktet und Algarottis Dialogen über Farben und Licht. Ihre Gedichte sind zusammengedruckt. Lond. 1759. 8.

4) Als Miß Mulso schon durch verschiedene Oden und Sonnette bekannt, nachher noch mehr durch ihre Letters on the improvement of the mind (Lond. 12. 1774. II Volls) ihre Miscellanies in prose and verse (2 ed. Lond. 1775) und letter to a new married Lady. 12. 1777.

5) Ehedem Miß Aikin. Von Ihren Gedichten ist schon die fünfte Auflage heraus. 1776. Mit ihrem Bruder, dem Herausgeber der Essays on Songwriting (2 ed. with. add. and. corr. 8. 1775.) gemeinschaftlich Miscellaneous pieces in prose. 2 ed. 1775. nachgedruckt. Altenburg. 1776. Devotional, compiled from the Psalms and the book of Job, with thougths on the devotionaltaste and establisshments. 8. 1776.

6) Die Verfasserin der Geschichte von England und vieler politischen Pamphlets, voll der stärksten republikanischen Gesinnungen.

7) Von Batheaston bey Bath, Verfasserin der Letters from Italy in the years 1770 and 1771 to a friend residing in France by an English woman. 8. 3 volls. 2 ed. 1777. Ihr und ihrem Manne hat man die Poetical amusements at a Villa near Bath. 1775 - 77. 8. zu danken.

gewiß zu seyn. Der wenige Eindruck, den er bey Gelehrten gemacht, wird ihn aber vielleicht abhalten, mehr heraus zu geben. Doch geht er auf dem Wege, den er eingeschlagen, mit vielem Eifer fort, und die Freygebigkeit des Herzogs von Marlborough, dessen Hofmeister er gewesen ist, sezt ihn in den Stand, seinen Lieblingsideen mit aller erforderlichen Muße nachzuhängen. Der holländische Kritiker hat auch sehr Unrecht, wenn er ihm Griechische Gelehrsamkeit abspricht. . . . . Justamond übersezt Michaelis Mosaisches Recht. Ein gedrängter Auszug, sollte ich denken, wäre besser gewesen. . . . . Richardson hat es auch, in einer langen Vorrede zu seinem Arabisch-Persisch-Englischen Wörterbuch, mit Bryant zu thun, wider den sich gut aus den orientalischen Sprachen, von denen er nichts zu verstehen bekennt, streiten läst, und spricht den alten griechischen Geschichtschreibern auch deswegen ihre Glaubwürdigkeit ab, weil sie von den Orientalern nicht übersezt und geachtet wurden, obgleich diese Ehre den griechischen Weltweisen wiederfuhr. Vielleicht schreibe ich Ihnen mehr davon, wenn sein Wörterbuch heraus ist. . . . . Johnson, der Verfasser des Wörterbuchs, gibt die besten englischen Dichter mit Einleitungen heraus. Er durchsucht izt die Bibliotheken um Materialien dazu . . . . . . Es werden Jortiniana, oder Kritiken und Einfälle von Jortin gedruckt, der an den Obferv. Miscell. vielen Antheil hatte. Es sind darunter Berichtigungen des Josephus vom jüdischen Kriege, den er aus dem Hebräischen, und nicht allemal richtig, übersezt glaubt . . . . . Uri wird schwere und bestrittene Stellen, des Hebräischen Alten Testaments aus dem Arabischen erläutern. An dazu nöthiger arabischer Sprachkenntniß fehlt es ihm keinesweges, hätte er nur mehr Geschmack, einen richtigen philosophischen Blick und Belesenheit in den neuern Schriften seit Schultens Zeit. . . Magnus Crusius aus dem Schleswigischen, dessen Breitinger in der Vorrede zu den LXX mit Ruhm gedenkt, hat auf seinen Reisen viel Gutes zu den LXX und Kirchenvätern gesammlet, wo-

von

von er in einer Dissertazion, die ich einmal in England, aber nur flüchtig angesehen, Nachricht gibt. Seine Handschriften, die in den Händen seines Sohnes, eines Pfarrers auf einem Dorfe bey Diepholz, sind, wurden unlängst dem hiesigen Dr. Owen zu Kauf angeboten, der sich nicht darauf einließ, weil er nicht wuste, was daran sey. Machen Sie Ihre Landsleute aufmerksam darauf. Jezt sollte doch nichts mehr aus Deutschland gelassen werden, was Ihrem Vaterlande Ehre machen kann. . . . . Ich bin u. s. w.

II.

Leyden den 30sten Sept. 77.

. . . . Daß Herr Prof. van der Mertsch zu Amsterdam Uebersezer des Nothanker seyn sollte, hat Ihnen Ihr Korrespondent auf das allgemeine Gerücht zu voreilig berichtet. Hr. v. d. M. erklärt das Gegentheil, und wahrscheinlich ist ein Deutscher, der vordem lang in Holland gelebt hat, den ich Ihnen aber nicht nennen kann, Verfasser der Uebersezung. Aller Banstralen ungeachtet, die auf einigen Synoden dieses Jahres gegen dieß grundböse Buch ausgesprochen sind, wird er allgemein gelesen . . . . . .

III.

Bremen den 24sten Okt. 77.

Unter Goldastens Handschriften habe ich hier auf der Rathsbibliothek ein altes deutsches Gedicht gefunden, das im 14ten Jahrhundert geschrieben, aber der Sprache nach von einem Alter mit der bekannten Winsbeckin ist. Es enthält die Ebentheuer des Ritters Gauwain. Einige Stellen sind ganz vortreflich, voll Naivetät und Laune. Sollte, wie man hier behauptet, das Gedicht noch ganz unbekannt seyn, so schicke ich Ihnen einmal einen Auszug fürs Museum. . . . . Bey einem Freunde hier habe ich zufälliger Weise 16 Originalbriefe von Leibniz gefunden, die

ganz

ganz gewiß noch unbekannt sind; denn sie sind an einen gewissen Gerhard Meyer in Bremen geschrieben, der ein Glossarium Saxonicum herausgeben wollte, aber nicht herausgegeben hat, und also unbekannt geblieben ist. Es sind herrliche Briefe darunter. Welch ein Mann! Und wie leuchtet überall das menschenfreundliche vortrefliche Herz durch, das die erste Gabe Gottes aller grossen Männer ist! . . . Ganz Faulenzer bin ich doch in Bremen nicht gewesen, denn ich habe auch ein paar Zeichnungen gemacht, einen Hugo Grotius nach einem Meisterstück von Rembrand, und einen Kopf, davon das Original ganz ohne Zweifel von Tizian ist. Hier gibt es noch recht gute Sachen, die niemand kennt und niemand sucht, weil sie niemand hier erwartet. . . . .

Inhalt.

In der Weygandschen Buchhandlung ist anizt folgendes Werk in zweyen Bän-
[illegible]n unter der Presse

Ueber den Religionszustand in den Preussischen Staaten seit der Regierung
Friedrichs des Grossen

von der erste auf Ostern 1778. gewiß erscheint.

Die Geschichte der lezten zwanzig Jahre — eine Periode, die schon bloß durch
[de]n Umstand mehr Interesse bekömmt, daß sie die unsre ist, und die mannichfaltig-
[ste]n und glänzendsten Begebenheiten einschliest — hat doch unter uns noch keinen
[w]ürdigen Geschichtschreiber gefunden. England besizt einen solchen in dem berühm-
[te]n Edmund Burke, einem Mann, den das brittische gelehrte Publikum eben so
[seh]r als einen seiner klassischen Schriftsteller vom ersten Range, wie das politische
[al]s einen seiner patriotischsten Eiferer für die Aufrechthaltung der glücklichen Kon-
[sti]tution von England verehrt, und der auch unter uns, sowohl von der leztern Seite
[du]rch die öffentlichen Nachrichten, als von der erstern durch sein von Garve über-
[sez]tes Werk übers Erhabne und Schöne rühmlichst bekannt ist. Dieser treffliche
[P]olitiker und Schriftsteller hat schon seit dem Jahre 1758. den Annual Registers,
[ei]nem noch fortgehenden vermischten Werke, welches jährlich eine Ueberschrift des
[ga]nzen Umfangs der brittischen Staats- und Litterargeschichte liefert, eine zusam-
[m]enhängende, mit Interesse, Scharfsinn und gedrungener Kürze geschriebne all-
[ge]meine Geschichte dieser leztern Periode, vom Anfange des vorigen Krieges an,
[vo]rgesezt. Man glaubt dem Publikum einen angenehmen Dienst zu thun, wenn
[ma]n diesen leztern Theil aushebt, und ihn, vom Detail bloß englischer Staatsbe-
[g]ebenheiten abgesondert, in einer guten deutschen Uebersezung dem Publikum
[n]ach und nach vorlegt. Wir haben die Besorgung dieses Unterneh-
[m]ens unternommen, und die Uebersezung einem Manne aufgetragen, von
[de]ssen genauer Kenntniß der englischen und feinem Geschmack in der deutschen
Sprache das Publikum schon mehrere vorzügliche Proben hat, und in dessen Ue-
[b]ersezung man nicht nur die Ideen sondern auch die edle Beredsamkeit des britti-
[sc]hen Staatsmanns wieder finden wird. Der Titel des Werks wird seyn: Ed-
[m]und Burke's Geschichte seiner Zeit. Aus den Staatspapieren, Memorialen,
[K]arakteren merkwürdiger Personen, Anekdoten, vielleicht auch Anzeigen merkwür-
[d]iger politischer Schriften, die Hr. Burke den Annual Registers einverleibt hat,
[w]ird der Uebersezer das Wichtigste und Interessanteste auswählen, und als An-
[h]ang beyfügen. Weygandsche Buchhandlung.

Herr D. Bahrdt in Heidesheim hat, sehr unbefugter Weise, angefangen, die
[t]heologischen Rezensionen der allgemeinen deutschen Bibliothek, nachdrucken
[z]u lassen. Es kann mir dieses Unternehmen nichts weniger als gleichgültig seyn.
Ich habe über die allgemeine deutsche Bibliothek ein Kaiserl. allergnädigstes
Privilegium erhalten, und ich hoffe, wenn anders noch Recht und Gerechtigkeit
[g]ilt, es werde die Fortsezung dieses Bahrdtischen Nachdrucks gänzlich gehemmet
[w]erden: wozu ich auch noch mehrere Maasregeln genommen habe. Ich habe zu
[d]em Publikum das Vertrauen, es werde eine solche schändliche Unternehmung nicht
begünstigen, die, wenn sie völligen Fortgang hätte, den Erfolg haben würde, daß
[d]ie allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, welches unsägliche Mühe und Ko-
[s]ten erfordert, ganz aufhören müste. Der einzige scheinbare Vortheil, den D. Bahrd
[d]em Publikum anbietet, ist, daß sein Nachdruck, obgleich schlechter doch auch wohl-
[f]eiler ist. Ich will jeden ehrlichen Mann, der Kenntniß vom Drucke der Bü-
[c]her hat, urtheilen lassen, ob die allgemeine deutsche Bibliothek, wozu so grosse

Kosten des Drucks, der Anschaffung der Bücher, der Korrespondenz mit mehr als achtzig Verfassern und vielen andern Personen, der Versendung u. a. m. erfordert werden, theuer verkauft werde, und ob der Bahrdtische verstümmelte und schmutzige Nachdruck, mit der ächten Ausgabe verglichen werden könne. Indessen will ich, damit aller Vorwand wegfalle, daß der Bahrdtische Nachdruck eine Begünstigung verdiene, dem Publikum Gelegenheit geben, sich die allgemeine deutsche Biblioth[ek] für einen sehr wohlfeilen Preis anzuschaffen oder sie zu kompletiren.

Die ersten vier und zwanzig Bände, nebst den dazu gehörigen beyden Anhängen, welche, in gewöhnlichem Preise, drey und vierzig Thaler kosten, w[ill] ich von jezt bis zum 1sten Brachmonats 1778. für zwanzig Thaler gegen baare Bezahlung in alten Louisd'or zu 5 Rthl. lassen, wer aber in andern Münzsorten zahlet, muß das Agio nach dem Course vergüten. Jedes einzelne Stück, (den Isten und VIsten Band ausgenommen, welche ich nicht vereinzeln kann) wird während der gedachten Zeit für eilf Groschen, der erste Anhang für 1 Rthl. 18 Gr. und der 2te für 3 Rthl., wenn man aber 25 und mehrere einzelne Stücke nimmt, j[e]des Stück für zehn Groschen, der erste Anhang für 1 Rthl. 12 Gr. und der 2te für 2 Rthl. 12 Gr. gegen baare Bezahlung in eben der Münzsorte, gegeben.

Wenn jemand vier oder mehrere komplete Exemplare der gedachten Bände sammlet, so kann er an der Zahlung zehn Prozent, für seine Bemühung abziehen. Wer aber an einzelnen Stücken achtzig und mehrere Stücke sammlet (den ersten Anhang für vier Stücke und den zweyten Anhang für sechs Stücke gerechnet,) ziehet sechs Prozent ab. Die Exemplare werden in Berlin und in Leipzig postfrey abgeliefert. Die Bestellung und die Einsendung der Gelder, werden auch postfrey erbeten. Ohne baare Bezahlung wird nichts verabfolget. Die auswärtigen Liebhaber werden am besten, ihre Bestellungen nebst dem Gelde in der Leipziger Ostermesse 1778. an mich einsenden, und mir, zur Versendung, die Addresse an ei[-] nen die Messe besuchenden Kaufmann ihres Orts, geben können.

Nach Ablaufe, der obengedachten Zeit, werden die obenbenannten Bände wieder im gewöhnlichen Preise verkauft. Der XXVste und die folgenden Bände bleiben auch jezt in dem gewöhnlichen Preise. Friedrich Nicolai.

Womit hat denn der Buchhändler Junius verdient, daß durch Nachdruck in Worms und in Reutlingen, und durch Annahme dieser, dem Auge wenigstens, so widrigen Nachdrücke, dasjenige ihm entzogen wird, was er aus zwo so schönen, und in der That wohlfeilen, Ausgaben meines Buchs gewinnen sollte? Ich will nicht in die Klagen einstimmen, welche sogar ein Pütter umsonst, und in Deutschland umsonst, erhob: aber hindern will ich das Unrecht so viel ich kann. Ich habe meine Schrift durchgesehen mit dem Fleis, den die Dankbarkeit gegen ein Publikum mir zur Pflicht machte, welches, ohne Lärm und freundlich, mich aufgenommen hatte. Ich habe mehr gethan: ich habe sehr ansehnlich sie vermehrt, und der Augenschein wird zeigen, wie sehr sie ein andres Buch geworden ist; auch sind die beyden ersten Bände schon unter der Presse, und das Werk wird zweymal zugleich heraus kommen: einmal auf ganz weisses feines Papier mit neuen Kupfern und Vignetten von Chodowiecki gezeichnet und von Geysern gestochen, und einmal auf ordinär weisses Druckpapier mit Kupfern aus der vorigen Edition, wie auch ohne Kupfer. Nur diese beyden Ausgaben von Sophiens Reise erkenne ich für ächt; so wie ich denn auch den Mann in der Finsternis schrecken muß, wenn ich sage, daß Niemand ausser der Buchhändler Junius, und auch Er nur erst im künftigen Jahr, meine „kurzen Predigten für die Bedürfnisse unsrer Zeit,„ herausgeben kann. Breslau, den 25. Sept. 1777.

Joh. Tim. Hermes, Probst, Past. und Assess. Consist.



Deutsches Museum.

Zwölftes Stück.

Dezember. 1777.

Mit einer Charte.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.

Dieß deutsche Museum wird jährlich in 12 einzelnen Monatsstücken gebunden geliefert, jedes besteht aus 6 Bogen in groß Oktav mit kleiner und enger Schrift gedruckt. So oft sich wichtige Gelegenheiten zeigen, werden Kupfer, Liederkompositionen oder merkwürdige Risse beygefügt.

Die Liebhaber dieser periodischen Schrift können jedes Stück durch die Postämter oder Buchhandlungen ihres Orts in und ausser Deutschland sogleich richtig und franko erhalten und werden ersucht, sich nach Beschaffenheit ihres Aufenthalts an eins von beyden zu wenden. Die hiesige kurfürstliche Oberpostamts Zeitungsexpedition erbietet sich auch mit zur Hauptversendung, und man bittet die auswärtigen Postämter und Expeditionen besonders, sich dahin zu addressiren.

Für Holland besorgen die Buchhändler Pieter Meyer zu Amsterdam, van Cleef im Haag und Lüzac und van Damme in Leiden die Hauptversendungen. Für England die Buchhändler Dodsley und Kompagnie, und J. Ridley zu London. In Hamburg nimmt ausser den dasigen Buchhändlern Hrn. Bohn und Hrn. Herold auch das Kayserl. privilegirte Addreß- und Zeitungskomtoir die Aufträge und Versendungen deshalb an, so wie überhaupt für Niedersachsen die Postamtsexpedition zu Hannover.

Man verlangt keine Vorauszahlung, sondern nur Unterschrift und Versicherung, daß man das Journal mithalten und alle halbe Jahre unerinnert richtig bezahlen will, um weder Stücke zurück zu bekommen, noch auf das Geld lange zu warten und darum zu erinnern. Jedes Stück kostet Acht Groschen Konventionsgeld, macht aufs halbe Jahr Zwey Rthlr. Man kann ohne was weiter dabey zu bedingen, zu jeder Zeit antreten und unterzeichnen.

Schon vor geraumer Zeit ist eine Uebersezung von **Burney's Allgemeiner Geschichte der Musik** im Verlage der Schwickertschen Handlung in Leipzig angekündigt. Der Verzug derselben ist durch nichts anders, als durch die Erwartung eines ähnlichen und grössern Werks in englischer Sprache von **Sir Joh. Hawkins**, veranlaßt worden, welches nunmehr, in fünf Bänden, mit vielen Kupfertafeln, erschienen ist. Beyde englische Werke sollen jezt die Grundlage der **Allgemeinen Geschichte der Musik** werden, welche in gedachtem Verlage herauskommen, und von dem Hrn. Herausgeber in ein vollständiges, berichtigtes, und mit Zusäzen und Anmerkungen aus den ähnlichen Arbeiten des P. **Martini, Doni, Eximeno** u. a. m. bereichertes Ganze gebracht werden soll. Der erste Band wird in der Michaelismesse des künftigen Jahrs ausgegeben, und bis Ostern ein halber Louisd'or Pränumeration drauf angenommen.

Aus dieser Ankündigung ergiebt sich, daß die Weygandsche Handlung diesen Verlag nicht besorgt, wie in einigen Zeitungen irrig gemeldet worden und dem zu widersprechen sich verbunden hält.





ßet worden und dem zu widersprechen sich verbunden hält.

Deutsches Museum.

Zwölftes Stück. Dezember. 1777.

1.

Von den Häfen am kaspischen Meere, vom Herrn Professor Güldenstädt in St. Petersburg.

Die Schiffahrt auf dem kaspischen Meere sowol als die Handlung, die in den Häfen desselben geführt werden kann, hat in aller Betrachtung sehr grosse Aehnlichkeit mit der Schiffahrt auf dem schwarzen Meere und mit der Handlung daselbst, die im vorigjährigen hiesigen geographischen Kalender russisch und im ersten Theile des St. Petersburgischen Journals deutsch von mir beschrieben worden. Die gegenwärtige Abhandlung ist mit dem Anfange dieses 1777 Jahres, in dem dießjährigen historisch-geographischen, bey der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckten Kalender, in russischer Sprache, vorzüglich zum Gebrauch der russischen Kaufleute erschienen, die jezt den deutschen Statisten mitgetheilt wird, weil man mit einigem Grunde vermuten darf, daß sie dieselbe eben so gern als die vorigjährige werden lesen wollen.

Dieser Zweig der russischen Handlung hat seit einigen Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der Regenten und der Privatpersonen auf sich gezogen, davon die historische Nachricht der verdienstvolle Herr Staatsrath Müller umständlich im 7ten Bande der Sammlung russischer Geschichte geliefert hat. Unter der glücklichen Regierung des für den Wachsthum der Wissenschaften eben so sehr, als für die Aufnahme der russischen Handlung sorgenden Kaisers Peters des Grossen, fängt die genauere geographische Kenntniß des kaspischen Meeres und die reguläre Handlung auf demselben an, welche die Russen mit dem Blute ihrer Mitbrüder sich erwerben,

unter der glorreichen Regierung der Grossen Katharina haben auch diese Entwürfe Ihres unsterblichen Ahnherrn die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht, von welcher dem edlen Fleisse der arbeitsamen Söhne des russischen Vaterlandes Segen zuströmt.

Auf Befehl des Kaisers Peters des Grossen befuhren in den Jahren 1719 und 1720 zween russische Seeoffiziere, die Herren von Verden und Soimonov, die westliche Küste des kaspischen Meeres von Astrachan bis Gilan. Aus den Beobachtungen, die sie auf diesen Reisen selbst gemacht, und aus mündlichen Nachrichten, mit denen sie in Ansehung der ostlichen Küste sich helfen musten, sezten sie eine Seekarte von diesem Meere zusammen, die sowol in St. Petersburg, als in Paris, dahin sie der Kaiser an die Akademie der Wissenschaften, um ihr als Mitglied wirklich nüzlich zu werden, schickte, in Kupfer ist gestochen und gedruckt worden. Bald hierauf nahm in den Jahren 1726 und 1727 erwähnter Herr Soimonov eine neue Karte dieses Meeres auf, durch die vorzüglich die ostliche von ihm besichtigte Küste berichtigt wurde. Im Jahre 1731 ist diese Karte in vier Spezialblättern, dazu noch das fünfte Blatt, welches das Fahrwasser der Wolga von Astrachan bis zur Mündung vorstellt, hinzu kam, in St. Petersburg gedruckt worden. Bey der Schiffahrt der Engländer, die den persischen und englischen Handel durch Rußland über das kaspische Meer führen wollten, ist diese Karte, besonders in Ansehung der ostlichen Küste, noch mehr verbessert worden. Daher entstand eine neue Karte, die Herr Woodroofe im Jahre 1745 dem Herrn Hanway übergab, welcher sie in seiner Reisebeschreibung, die erst englisch, hernach deutsch gedruckt ist, der Welt mitgetheilt hat. Von diesen sind alle übrige bis jezt erschienene Vorstellungen dieses Meeres, selbst die auf der neuesten russischen Generalkarte, Kopien.

Im Jahre 1764 ward die ostliche Küste wiederum genau besichtigt vom damaligen Kapitain von der Flotte, Herrn Tokmatschev; in den Jahren 1770, 71 und 73

besuchte

besuchte der an der Küste des kaspischen Meeres bey Derbent in die Gefangenschaft gerathene und in derselben verstorbene Herr Professor Gmelin verschiedene südwestliche und ostliche Häfen dieses Meeres; die akademischen Astronomen, die Herren Lowiz und Inochodzov bestimmten in den Jahren 1769, 70 und 71 die Lagen der Städte Gurjev, Astrachan und Kislar; ich besah im Jahre 1772 die Mündungen des Tereks und die benachbarten Küsten. Aus diesen neuen Beobachtungen ist gegenwärtige, von mir entworfene Karte des kaspischen Meeres entstanden. Wißbegierigen Lesern wird das im schon angeführten 7ten Theile der Sammlung russischer Geschichte eingerückte Tagebuch des erwähnten Herrn Soimonovs, (der für die als Geheimerath und Gouverneur von Sibirien dem Vaterlande geleisteten wichtigen Dienste, jezt in seinem hohen Alter allgemeine Verehrung genießt,) verständlicher und diese Karte selbst nüzlicher werden, wenn sie beyde mit einander vergleichen wollen. Die Kreuze auf dieser Karte deuten auf die Klippen, für die sich die Seefahrer in Acht zu nehmen; und die Zeichen des Ankers zeigen die Häfen und Rheden an, wo des Handels wegen pflegt gelandet zu werden.

So bald als der Kaiser Peter der Grosse eine geographische und historische Kenntniß, theils als Augenzeuge im Jahre 1722, theils durch die von Ihm ausgeschickten Personen, von dem kaspischen Meere und von den angränzenden Ländern erlangt hatte; so war Er auch darauf bedacht, die Handlung daselbst einzurichten und in den Gang zu bringen. Um die Hindernisse, die bey allen neuen Unternehmungen groß sind, desto gewisser und leichter zu überwinden, stiftete Er durch einen Befehl im Jahre 1723 eine nach Persien handelnde Sozietät, die im Jahre 1758 durch einen Befehl des dirigirenden Senats bestätigt ward, so wie die zu Schah-Nadirs Zeiten vorgefallenen und nach seinem Tode noch bis zum Jahre 1762 fortdaurenden persischen Unruhen, und die Versuche der Engländer, diese Handlung an sich zu ziehen, es nothwendig machten. Es war einem

jeden, der nur ein russischer Vasall war, erlaubt, in diese Sozietät zu treten, um mit allen übrigen Interessenten gleichen Vortheil zu ziehen; sie bestand aus 4000 Akzien, jede zu 150 Rubel gerechnet; ein Oberdirektor und sieben Direktoren waren ihr vorgesezt. Der Herr Oberkonsistorialrath Büsching hat im 9ten Theile seines so wie an wichtigen Nachrichten überhaupt, also auch besonders an solchen, die den russischen Handel betreffen, sehr reichhaltigen Magazins für die neue Historie und Geographie, den erwähnten Senatsbefehl, der die Einrichtung und die Privilegien dieser persischen Kompagnie bestimmt, in deutscher Sprache bekannt gemacht.

In der folgenden Zeit, da die Ruhe in Persien größtentheils wieder hergestellet, und die russische Schiffahrt auf dem kaspischen Meere in vollen Flor kam, war diese Sozietät, die doch immer einigen der Handlungsfreyheit schädlichen Zwang mit sich brachte, weniger nothwendig; daher hob unsere jezige weiseste Monarchin die persische Handlungskompagnie durch einen Befehl im Jahre 1762 gänzlich auf und erlaubte jedermann mit russischen und ausländischen Waaren mit Persien, Chiva und der Bucharey Handlung zu treiben. In diesem allerhöchsten Befehle ward zugleich festgesezt, daß die Russen nur in den Häfen bey Baku und Insily landen und handeln, nicht aber in die persischen Landstädte herumziehen sollten, um Räubereyen und daraus erfolgende Streitigkeiten zu vermeiden; daß die Konsuls, die auf kaiserlichen Befehl in diesen beyden Häfen sich aufhalten würden, zugleich mit den russischen Kaufleuten, wenn ihrer sechs versammlet seyn würden, jährlich den Preis der Waaren bestimmen sollten, unter dem, bey Strafe der Konfiskazion zum Vortheil der dasigen Kaufmannschaft, niemand dieselben würde verkaufen können; daß auch in Astrachan in Gegenwart des Gouverneurs dergleichen Taxe festgesezt und beobachtet werden sollte. Alle drey sehr wichtige Punkte, deren strenge Beobachtung für vielen grossen Schaden, der aus der Vernachlässigung derselben entstanden ist, würde behütet

hütet haben. Aber die zu gewinnsüchtigen russischen Armener ziehen in vielen persischen Landstädten herum; die mehresten derselben sind mit vielen Schulden behaftet; und daher haben sie öfters Waaren unter dem Preise losgeschlagen, und thun es noch izt, um durch Geld oder andere Waaren, die sie gegen die ihrigen nur recht bald zu erhalten trachten, ihren sinkenden Kredit zu unterhalten und ihren nahen Bankerott zu verschieben. Ein Verfahren, dadurch fast alle andere vernünftigere und vorsichtigere Kaufleute in grossen Schaden unvermeidlich verwickelt werden.

Die Vortheile, die die Russen zur Handlung auf dem kaspischen Meere angetrieben haben und noch immer antreiben müssen, sind sehr groß. In den Traktaten von den Jahren 1732 und 1735, (da Gilan und die übrigen eroberten, in den Traktaten von den Jahren 1723 und 1729 von den Persern an die Russen abgetretenen, an der westlichen Küste gelegenen Distrikte und Städte, bis zum Terek, von Rußland an Persien freywillig zurückgegeben wurden,) ward von persischer Seite versprochen, daß die russischen Kaufleute daselbst ohne alle Abgaben an allen Küsten und in allen Häfen des kaspischen Meeres zollfrey Handlung treiben könnten; daß sie im geringsten nicht den dasigen Landesgesezen unterworfen seyn sollten; daß eben denselben erlaubt seyn sollte, an jedem ihnen selbst gefälligen Orte Häuser und Magazine zu erbauen; daß endlich für die Rettung und Sicherheit der im Schiffbruche verunglückten, den Russen gehörigen Waaren auf alle Weise von den Persern gesorgt werden sollte. Die Schiffahrt auf diesem Meere ist für die Russen bequem, da das Schiffsbauholz und alle übrigen zur Ausrüstung der Schiffe nöthigen Materialien in Rußland im Ueberflusse sind und leicht auf der Wolga nach Astrachan zur Werft gebracht werden können; sie ist für die Russen sicher, da die Anzahl geschickter und mit diesem Wasser genau bekannter Seeleute in Astrachan groß ist; sie muß endlich die Russen mehr als irgend eine andere europäische Nazion, deren verschiedene sie mit vielem Eifer gesucht, bereichern, da

Rußland viele für die an diesem Meere wohnenden Völker nöthige Waaren in Menge besizt und sie eben so leicht, als die erforderlichen ausländischen auf der Wolga bis nach der Stapelstadt Astrachan führen kann.

Die Genueser und Venezianer, da sie in dem Besize der Handlung auf dem schwarzen Meere im 14ten Jahrhunderte waren, zogen die persischen, indianischen und arabischen Waaren über Astrachan nach ihrer Waarenniederlage, in die damals an der Mündung des Dons blühende Stadt Tanais und verführten sie von da in das südliche Europa. Ein anderer Theil dieser asiatischen in Astrachan angekommenen Waaren ward nach der russischen Handelsstadt Ladoga am Wolchow, und von da nach der Insel Gothland in die dadurch bereicherte Stadt Wisby gebracht, welche das nordliche Europa damit versorgte. Die verwüstenden Kriege des Tamerlan oder Temir-Axak leiteten diese asiatische Handlung zu Ende des 14ten Jahrhunderts von Astrachan nach Smirna und Aleppo. Für die arabischen Waaren sind diese Häfen bequemer, die man daher nicht wieder nach Astrachan leiten kann; aber der Handel des nordlichen Persiens und Indiens könnte mit Vortheil wieder in die alten Wege geleitet werden.

Die Schiffahrt aus Astrachan auf dem kaspischen Meere kann auf dreyerley Art betrachtet werden: 1) in so fern sie die Gemeinschaft zwischen den russischen Gränzfestungen Guriew und Kislar unterhält; 2) in so fern sie den Fischfang und den Seehundefang zur Absicht hat; 3) in so fern sie den Handel mit den Persern, und mit den Truchmenern und Kirgisen betrifft. Die beyden ersten sind Nebenabsichten, die lezte ist die Hauptabsicht. Bey dem Auslaufen von Astrachan und bey dem Einlaufen in die Wolga müssen alle Schiffe bey der Insel Tschetire Bugry (vier Hügel), die an der Mündung eines der südwestlichsten Arme der Wolga liegt, Halte machen, um von den dortigen Medizinal- und Zollbedienten besichtigt zu werden.

Die

Die erste Absicht der Schiffahrt auf dem kaspischen Meere ist die Unterhaltung der Gemeinschaft zwischen Astrachan und den Gränzfestungen Gurjev und Kislar; jene liegt in der Nähe der Mündung des Urals, diese mehr als 60 Werste oberhalb der Mündung des Tereks. Es werden diese Festungen, besonders Kislar, aus Astrachan mit Rockenmehl, Grütze und Haber, zum Gebrauch der dortigen Kriegstruppen versorgt. Eisen und grobes Hausgeräth, auch öfters Bauholz, theils zum Gebrauch der Ingenieur, theils für die Einwohner wird auch von Astrachan hierher gebracht. Oft machen sich auch Reisende die Bequemlichkeit der Schiffahrt zü Nuze. Nach Gurjev ist von Astrachan das Gewerbe geringe, weil der Ort sehr klein, kaum an 100 Häuser stark ist; nach Kislar aber desto grösser, da dieser Ort eine der mittelmässigen Städte, die zugleich für die übrigen am Terek gelegenen russischen Kolonien und für die kaukasischen Völker die Waarenniederlage ist. Die Mündung eines östlichen, gemeiniglich Bucharka genannten Armes des Urals hat das beste Fahrwasser zur Landung nach der Festung Gurjev, die von da sieben Werst höher liegt. Die nach Kislar bestimmten Schiffe liefen sonst in den südlichsten Arm des Tereks ein und landeten bey der sogenannten Feldschanz, einer kleinen Redoute, die an sechs Werste oberhalb der Mündung und an sechzig Werste unterhalb Kislar liegt. Jezt ist dieser Ausfluß des Tereks verschlemmt, der seit dem Jahre 1769 der Festung Kislar nordlich vorbey seinen Lauf genommen hat, nach einem alten, verdämmet gewesenen Flußbette, das daher russisch Borosda genannt wird. Aber auch diese Mündung ist zum Einlaufen der Schiffe viel zu seicht. Diese landen daher in einem kleinen Busen, bey dem Orte, der unter dem Namen Turkina-Pristan in der dortigen Gegend bekannt ist, mehr als 50 Werste in Nordost von Kislar entfernt.

Die zwote Absicht der Schiffahrt auf dem kaspischen Meere ist der Fischfang und der Seehundefang. Die uralischen Kosaken haben das Recht, 70 Werste zu den Seiten

der Mündung des Urals an den Küsten zu fischen; die astrachanischen Einwohner behaupten die übrigen Küsten zwischen den Mündungen der Wolga und zwischen der Wolga und dem Terek. Diese leztern schicken auch ihre Schiffe nach den Inseln Kulaly, Tiulenoy und Tschetschen auf den Seehundefang aus. Die Insel Tschetschen besuchen auch in eben dieser Absicht die zu Kislar gehörigen nogaischen Tataren. Die verschiedenen Störarten, die russisch Krasnijeryby, d. i. rothe Fische genannt werden, liefern viel Kaviar, Wesiga (Rückgradssehnen) und Fischleim; ihr Fleisch wird theils in den Pökel gelegt, theils an der Luft getrocknet. Die bey Turkina-Pristan gelandeten Schiffe nehmen besonders viele Sewrugen und an der Luft gedörrete Karpen, die russisch und tatarisch Sasan heissen, mit sich. Der Seehundefang in der kaspischen See, der ein Monopolium war, ist seit dem Jahre 1762 auf allerhöchsten kaiserlichen Befehl den astrachanischen Einwohnern frey gegeben, und diese ziehen izt durch den Tran und durch die Häute der Seehunde einen ansehnlichen Gewinnst. In den Mündungen des Kurs könnten die russischen Seefahrer sich auch leicht durch den Fischfang der Störarten bereichern, die von den Persern nicht gegessen und daher nicht geachtet werden, obgleich sie sehr häufig aus der See in den Kur zu ziehen pflegen. Man bezahlt dem Landesherrn, dem Feth-Ali-Chan, bey dem Fischfange im Kur für einen Hausen und für einen Stör fünf Kopeken, für einen Sewrugen drittehalb Kopeken, für einen Lachs fünf und zwanzig Kopeken. Auch die Mündung des agrachanischen Meerbusens und der Swiduga in Gilan sollten dieses Fischfangs wegen besucht werden.

Die dritte Absicht, die Handlung zwischen den astrachanischen Kaufleuten und zwischen den Persern, Truchmenern und Kirgisen, ist die wichtigste bey der Schiffahrt auf dem kaspischen Meere. Der ganze auswärtige Handel, der von Astrachan und Kislar aus geführt worden, betrug in dem Jahre 1760 am Werth der aus- und eingeführten Waaren eine Summe von 391,000 Rubel, bey dem

Ruß-

Rußland 30,000 in der Balance verlor. Die neuen, das Beste der Handlung befördernden Befehle unserer izigen weisesten Monarchin gaben dieser Handlung bald ein anderes und für Rußland vortheilhafteres Ansehen. Im Jahre 1768 betrug der Werth derer bey Astrachan und Kislar aus- und eingeführten Waaren schon mehr als das Doppelte der vorangeführten Summe, nämlich 757,000 Rubel; und Rußland, anstatt daß es sonst in der Balance verloren hatte, gewann izt dabey 120,000 Rubel. Noch ist in den folgenden Jahren eben dieser Handel immer ansehnlicher und auch vortheilhafter für Rußland geworden. Im Jahre 1775 betrug die Summe des Werths der Waaren, die zwischen Astrachan und Kislar an den Küsten des kaspischen Meeres aus- und eingeführt sind, den Zoll der ausgegangenen Waaren, der an 5000 Rubel ausmacht, mit gerechnet, an 953,000 Rubel und das Uebergewicht für Rußland mit diesem izt erwähnten Zoll 312,000 Rubel. Dieser Unterschied wird desto grösser, wenn man bedenken will, daß bey der lezten Summe die Waaren, die zwischen Kislar und Astrachan von der einen und zwischen den kaukasischen Nazionen und den Georgianern auf der anderen Seite verhandelt worden und die an 50,000 Rubel betrugen, nicht mit in Anschlag gekommen, wol aber bey den beyden vorhergehenden Summen mitgerechnet worden sind. Verständige Leser, die den Schleichhandel und den in den Zollbüchern gemeiniglich sehr niedrig angegebenen Preis der Waaren mit in Anschlag zu bringen verstehen, werden sich den vollständigsten Begriff von dem ganzen wirklichen izigen Umfange dieses Handels machen können.

Bey der kaspischen Handlung geht ein Theil der persischen Waaren bisher auch von Schamachie und Derbent zu Lande nach Kislar, so wie auch russische von Kislar dorthin zu Lande ausgeführt werden. Es ist aber dieser Transport zu Lande immer sehr grossen Gefahren unterworfen. Daher würden die russischen Kaufleute und auch die Fremden, die mit persischen Produkten nach Rußland und von da mit

russischen zurück handeln wollen, immer besser und sicherer verfahren, wenn sie dem vorangeführten allerhöchsten Befehle genaue Folge leisten und nicht in den Landstädten herumziehen, sondern nur zwischen den Häfen alles Gewerbe zu Wasser treiben würden.

Die gröste Hälfte des kaspischen Handels ist izt in den Händen der Armener. Hierauf folgen die wirklichen Russen, dann die Indianer, die Perser, und die truchmenischen und chiwischen Tatarn, so daß der Waarenumsaz bey jeder dieser Nazion etwan auf 100,000 Rubel steigt. Endlich kommen die nogaischen zu Astrachan gehörigen Tatarn, deren auswärtiges Gewerbe an 10,000 Rubel ausmacht. Bey allen beträgt der Werth der ausgeführten Waaren ansehnlich mehr, als der Werth der eingebrachten. Die Indianer verschaffen das gröste Uebergewicht für ihr Theil; ihre Einfuhr beträgt kaum ein Viertheil ihrer Ausfuhr.

Die Häfen und Rheden, da die russischen Schiffe in den lezten Jahren zu landen pflegen, sind folgende: bey Derbent, bey Baku, bey Insily, bey Medschetiser oder Farabat, und bey Mangischlak. Ehemals landete man öfterer bey Nisowaja-Pristan und bey Sallian. Der astrabatische Meerbusen, die Inseln Ogurtschinskoy und Nephthanoy, und die Landecke Tiuk-Karagan wären Oerter, da auch könnte gelandet werden. Ich will von jedem dieser Häfen und Rheden einige genauere Nachricht geben, in der Ordnung, wie sie von Kislar aus auf einander folgen, wenn ich vorher etwas von dieser Seefahrt überhaupt aus den Bemerkungen des Herrn Woodroofe werde angeführt haben.

Es findet in dem kaspischen Meere keine Ebbe und Fluth statt; allein wenn heftige Nord- oder Südwinde wehen, so steigt das Wasser, an einem oder dem andern Ende desselben, an drey bis vier Fuß und oft noch höher. Wenn aber diese Stürme aufhören; so bekömmt das Wasser bey sehr grosser Unruhe seine gewöhnliche Tiefe wieder. Diese Veränderungen und Unruhen des Meeres sind an der russischen Küste, zwischen den Mündungen des Urals und des

Tereks

Tereks viel grösser, als an der persischen und truchmenischen; die Mündungen der grossen Flüsse und das Wasser derselben muß man für die Ursache dieser Erscheinung halten. Um bey der Erforschung der Tiefe des öfters sehr unruhigen Meeres sicher zu gehen, muß man sich eines sehr schweren Bleylothes bedienen. Am sichersten fahren die Schiffe, die bey sehr grossem Sturme, sich weit von den nordlichen Küsten entfernen und sich nahe an die Insel Kulaly und an die Landecke Tiuk-Karagan halten, die von Tschetire-Bugry an 150 Werste in S. O. liegt, weil hieselbst die Fahrt sehr sicher ist. Auch zwischen der Insel Tschetire-Bugry und der Insel Tschetschen, die von jener an 180 Werste in S. liegt, muß man sich für die westliche Küste, die sehr seicht ist, hüten. Wenn man auf 35 bis 40 Faden Wasser kömmt, muß man sich genau vorsehen, daß man dem Ufer nicht mehr als bis auf 40 Faden Tiefe sich nähere. Den Inseln Tiulenoy und Tschetschen darf man bey stürmischem Wetter nicht näher als bis auf drey Faden Wasser kommen. Nun von jedem Hafen besonders.

1) Derbent; dieser persische mit Ringmauern befestigte Ort, der von Tschetire-Bugry in S. 360 Werste liegt, verdient nicht den Namen eines Hafens, und selbst die Rhede ist schlecht, wegen des steinigen Grundes. Man muß sich so viel als möglich in der Mitte der beyden Stadtmauern legen, woselbst der Grund am besten ist; und in den Sommermonaten, da starke Kühlungen selten sind, etwa eine Werst vom Ufer, auf sieben Faden Wasser, aber in den übrigen Monaten an zwo Werst auf eilf Faden Tiefe entfernt bleiben. Doch ist noch überdem nöthig, die Segel in beständiger Bereitschaft zu halten und nur vor einem einzigen Anker zu liegen. Der Handel hieher ist nicht sehr wichtig; er betrifft nur die Chaitaken und Carachaitaken, und die übrigen in der Nachbarschaft auf dem ostlichen Theile des kaukasischen Gebirges wohnenden, armen und nicht fleissigen, den Distrikt von Lesgistan ausmachenden

Na-

Nazionen, die daher wenig verkaufen und noch weniger kaufen können.

2) Nisowaja = Pristan (untere Anfuhrt) war zu Zeiten Peters des Grossen und auch lange vor und nach, der Ort, der am mehresten von den Russen besucht wurde; izt aber geräth er ganz in Vergessenheit. Er ist von Tschetire=Bugry an 400 Werste fast gerade in S. mit geringer östlicher Abweichung entfernt. Vor der Mündung des Flusses Nisabat ist die Rhede, wo man sonst landete; und von diesem ist der russische Name zufällig entstanden. Der Grund der Rhede besteht aus einem guten festen Sande; man muß sich so legen, daß man die hohe Schneekoppe, die landeinwärts liegt und russisch Schach=Gora, persisch aber Jalbrus heist, fast gerade in W. mit einer geringen südlichen Abweichung vor sich habe. In der Nähe der Küste findet man hier nur schlechte Dörfer. Bey den ehemaligen Landungen wurde hier durch die Kaufleute aus Schamachie der Handel des Distrikts Schirwan getrieben. Es gehört dieser Ort sowohl, als Derbent dem Chane von Kuba, dem Feth=Ali=Chan, der nächst dem gilanischen Chane der mächtigste an der westlichen Küste des kaspischen Meeres ist; er besizt auch Schamachie und Sallian. Der Distrikt Kuba, sein väterliches Erbtheil, liegt an 30 Werste landeinwärts von Nisowaja=Pristan.

3) Baku; bey dieser mit Ringmauern befestigten Stadt, (die den Melik=Mamed=Chan, der doch auch dem ebenerwähnten Feth=Ali=Chan zinsbar ist, zum Oberherrn hat), ist ein sehr guter und vielleicht der beste Hafen des kaspischen Meeres. Er hat eine Tiefe von zween Faden; zwo hervorstehende hohe Landecken machen eine halbmondförmige Krümmung um den Busen der See, der folglich nur vom S. O. Winde beunruhigt werden kann. Aber die Fahrt in diesen Hafen erfordert grosse Vorsichtigkeit und Erfahrung, um die Klippen und Untiefen, die die davor liegenden Inseln und die Erdzunge Schach umgeben, zu vermeiden. Besonders ist die Fahrt durch den sogenannten ab=

schero=

scheronischen Kanal, den die Landecke Abscheron mit den Inseln Swätoy und Shiloy macht, sehr gefährlich. Wenn man in den Kanal ist, so ist man freylich für Stürme und Brandungen sicher, aber das Ein- und Auslaufen ist sehr bedenklich. Es ist deswegen rathsamer, die grosse See an der südostlichen Seite der Insel Shiloy zu halten, an deren Südseite auch guter Ankergrund und Schuz gegen den Nordwind zu suchen ist. Die Wendungen, die man um die Landecke Abscheron und zwischen die herumgelegenen Inseln zu machen, um bey Baku ein- oder auszulaufen, ersieht man aus der Charte. Von Tschetire-Buary bis zur Insel Swätoy beträgt die Fahrt nach S. S. O. an 550 Werste. In Baku ist der Handel ansehnlicher, als in Derbent, aber doch auch nur mittelmässig; er geht fast nur allein den Distrikt Schirwan und besonders die Stadt Schamachie an, die von Baku in W. N. W. der Umwege wegen an 100 Werste entfernt ist.

4) Sallian; dieß ist ein offener persischer Ort, dem Feth-Ali-Chan gehörig, der an dem nordlichen Arme des Kurs, einige Werste von der Mündung desselben gelegen ist. Der Kur hat bey seiner Mündung zween Klafter Tiefe, wird aber bald höher aufwärts sehr seicht. Bey der Einfahrt muß man wegen der Klippen und Inseln sehr vorsichtig seyn. Der Kaiser Peter der Grosse hoffte durch diesen Fluß für die Handlung grosse Vortheile, die aber fast alle wegfallen, da man nachher gefunden, daß die Flüsse Kur und Aras, deren jener aus Georgien und dieser aus Armenien kömmt, ihres schnellen Laufes und der Klippen wegen fast gar nicht schiffbar sind. Der hiesige Handel betrifft nur die Städte Schamachie und Gansha, und die Distrikte Mogan und Talischa; in jenem ziehen truchmenische independente Horden, im Winter in den Ebenen am Kur, im Sommer im benachbarten Gebirge herum; in diesem behauptet Kara-Chan, doch auch als des gilanischen Chans Vasall, die Oberherrschaft, die besonders an der Küste bey Lenkaran und Kisilagatsch merkwürdig ist. Die weiter westlich

lich gelegenen Städte Erivan und Arzrum sind mit den Häfen des schwarzen Meeres in näherer Verbindung; und Tiflis handelt zu Lande nach Mosdok und Kislar.

5) Insily oder Enzely ist ein geringer kleiner Ort, aber der wichtigste bey der izigen Handlung; er liegt in dem persischen Distrikte Gilan, fast gerade in S. von Tschetire-Bugry und an 900 Werste von da entfernt, an 40 Werste nordlich von Räscht, der Hauptstadt dieser Provinz, die sehr volkreich ist und viele Produkte und Fabrikewaaren liefert. Der Landesherr von Gilan heist Hedaet-Chan. Etwan 9 Werste in W. von Insily ist eine Sandbank, in deren Nähe nur eilf Fuß Wasser ist. Bey Insily ist eigentlich kein Hafen, sondern nur eine Rhede; man legt sich gegen die Mitte des Orts auf zehn bis zwölf Faden Wasser. Ehemals lief man auch durch den Kanal in den insilischen Meerbusen, der den Schiffen grosse Sicherheit gab; izt aber ist er verschlemmt. Der zunehmende Handel wird vielleicht mit der Zeit die Reinigung dieses Busens und des in denselben fallenden Flusses nothwendig und leicht machen. Nach der Meynung des Herrn Gmelins, der in dieser Gegend überwintert und um einen guten Stapelort sich genau umgesehen hat, ist der an diesem Flusse gelegene kleine Ort Peribasar der vorzüglichste hiezu. Seine Lage, die hoch und trocken ist, ist gesunder als die niedrige und sumpfige bey Insily; das herumgelegene Land ist bey Peribasar fruchtbar und zur Hervorbringung der nöthigsten Lebensmittel geschickt, das bey Insily nicht; die Waaren können nach Peribasar, nach geschehener Einrichtung, eben sowohl zu Wasser hin gebracht werden, wie nach Insily, denn noch izt landen bey Peribasar persische Sandale, die grösser als ihre Kirschime sind; die Schiffe werden in dem Meerbusen völlig sicher seyn, dagegen die auf der Rhede von Insily öfters vieler Gefahr ausgesezt sind; die Hauptstadt Räscht, die allein Waaren abnimmt und wieder gibt, ist näher an Peribasar, als an Insily; die Retirade zu Wasser ist im Falle der Noth von Peribasar eben so möglich, wie von Insily; andere

andere Oerter, die eben so allen Absichten entsprechen, finden sich nicht in Gilan: deswegen wünschet Herr Gmelin, daß Peribasar von den Russen zu einem befestigten Stapelort möchte gemacht werden, der dem russischen Konsul, den Kaufleuten und den Waaren einen sichern und zuträglichen Aufenthalt verschaffen würde. Vor den Traktaten von 1732 besaß Rußland schon in der Nachbarschaft von Räscht Verschanzungen, deren Ueberbleibsel noch zu sehen; und in denselben hat es sich das Recht vorbehalten, an jedem beliebigen Orte Häuser und Magazine zu erbauen. Bey dem kaspischen Handel ist derjenige, der zwischen Astrachan und Insily geführt wird, der wichtigste Theil desselben, weil nach der benachbarten Stadt Räscht der Zufluß der Kaufleute aus Tawris und Kasbin, ja selbst aus Ispahan groß ist. Die persischen Produkte sind hier in Menge zu bekommen, und die europäischen Waaren finden hier guten Abgang. Die Provinz Gilan selbst liefert viel rohe Seide und braucht viel feines Tuch. Insily ist daher schon seit einiger Zeit der Siz eines russischen Konsuls und enthält auch eine russisch-griechische Kirche. Aber bey der schlechten, dem Feuer sowol, als der Nässe sehr ausgesezten Bauart von Schilf, leidet der Handel hier sehr. Bey einem neuen Stapelorte müssen steinerne Häuser und Magazine der Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit werden.

6) Farabat und Medschetisar sind Oerter, wo auch gehandelt wird; der erste ist klein und unbeträchtlich; der zweyte ist auch nicht groß, aber merkwürdiger wegen der Nachbarschaft der grossen Stadt Balfrusch, die nur einige Werste davon landeinwärts liegt. Sie ist die Hauptstadt des Distrikts Masanderan, daher diese Landung auch gemeiniglich im Russischen die Fahrt nach Masondrony genannt wird. Der Regent in Masanderan heist Mahumed-Chan, den der izt die Oberherrschaft in Persien behauptende Kerim-Chan-Vekil vor zehn Jahren in diese Würde einsezte, deswegen er auch, so wie die vorerwähnten Chane von Kuba und von Gilan, dem in Schiras residirenden Kerim-Chan zinsbar ist.

Med-

Medschetisar ist der südlichste Ort am kaspischen Meere; er liegt an 920 Werste in S. S. O. von Tschetire Bugry; das hohe konische Schneegebirge Demoan kann weit in der See gesehen werden und dadurch die Landung berichtigen; man hat es in S. vor sich, und muß sich von demselben etwas westlich halten. Vor Medschetisar hat man neun Faden Tiefe, und einen reinen Grund zum Ankern; aber die Brandung ist hier sehr stark; gleiches gilt auch von Farabat. Der Handel hieher ist bis izt geringe, besonders die Einfuhr; Produkte der Provinz Masanderan, die vorzüglich in Baumwolle und Reis bestehen, werden zurückgeführt. Doch könnte der Handel hier leicht durch Unterhandlungen mit dem Mahumed-Chan erhöht werden.

7) Der astrabatische Meerbusen liegt an 950 Werste in S. S. O. von Tschetire-Bugry; derselbe hat zween bis vier Faden Wasser; aber die Einfahrt ist bedenklich wegen der langen Bank und wegen einiger Klippen. Es befinden sich an demselben verschiedene Dörfer; man müste bey demjenigen landen, das der Stadt Astrabat am nächsten wäre, um durch diese Stadt einen Handel mit Kandahar und mit andern von hier südostlich gelegenen persischen und indianischen Provinzen zu errichten. Der astrabatische Meerbusen verlängert sich westlich in den aschrefischen, der von 9 bis 20 Fuß tief ist. Aschref war ehemals ein prächtiger und ist izt ein wüster Ort. In der Nachbarschaft wohnen viele Georgianer, die Schach-Abas hieher versezte, und die Chatscharen heissen.

8) Die Inseln Ogurtschenskoy und Nephthanoy liegen in dem balkanischen Meerbusen, an 700 Werste in S. S. O. von Tschetire-Bugry; neben denselben ist sicherer Grund zum Ankern und Schuz gegen viele Winde. Truchmenische Tatarn findet man gemeiniglich auf diesen Inseln. Bisher pflegen die Russen nicht hieher zu fahren; es könnte es aber doch mit der Zeit verdienen, um theils mit den Truchmenern selbst, theils durch sie mit den Tatarn von Chiwa und Bokhara, die von hieraus gerade in Osten nur an 600

Werste

Werste entfernt sind, zu handeln. Sie würden gewiß bald diesen kurzen und sichern Weg, dem sehr viel längern und durch die Kirgisen unsichern Wege nach Orenburg vorziehen, um ihre Waaren abzusezen und europäische zu erhalten. Es ist diese Handlung längst ein Gegenstand der Vorsorge der wohlthätigen Landesregierung gewesen. Der Kaiser Peter der Grosse hatte wol diese zur Hauptabsicht bey der Abfertigung des durch seine eigene Unvorsichtigkeit in Chiwa verunglückten Fürsten Alexander Bekewitsch; und keine andere war es, wegen der der Oberste Gärber im Jahre 1732 von Astrachan nach Chiwa abgefertigt wurde, dahin er doch nicht kam, weil die Anfälle der Karakalpaken ihn nöthigten, auf dem halben Wege umzukehren. Auch diese Versuche hat der Herr Staatsrath Müller genau und sehr lehrreich im 7ten Bande der Sammlung russischer Geschichte beschrieben.

9) Tiuk-Karagan Buruntschuktapschaga und Mangischlak sind Landecken, die erste liegt an 200 Werste in S. O. die zweyte an 240 Werste in O. von Tschetire-Bugry, und die lezte von der ersten an 50 Werste in O. S. O. entfernt. Alle machen durch hervorstehende Erdzungen gute Häfen, die den Schiffen viele Sicherheit verschaffen. Zwischen Mangischlak und Astrachan ist seit einigen Jahren sehr starke Gemeinschaft gewesen. Die in der Nachbarschaft herumziehenden Truchmener kommen öfters des Handels wegen zusammen, um theils ihre eigene, theils bucharische Produkte loszuschlagen. Diese Oerter sind aber, wegen ihrer weitern Entfernung von Bokhara, zu diesem Handel nicht so bequem, als die vorerwähnten. Bey der vom Kaiser Peter dem Grossen nach Chiwa bestimmten und durch den Fürsten Bekewitsch angeführten Expedizion wurden zum Hinterhalte drey kleine Festungen an der östlichen Küste des kaspischen Meeres angelegt, nämlich bey Tiuk-Karagan, bey Alexander-Bay und bey dem balkanischen Meerbusen. Eine derselben verdiente vielleicht wieder des bucharischen Handels wegen aufgenommen zu werden. Bey Tiuk-Karagan, bey der Landecke Peschanoy und bey dem südlichen Ende der Erdzunge des Bu-

sens Krasnaja=Woda (rothes Wasser) ist süsses Quellwasser, darauf hiebey besonders müste gesehen werden. Die Gemeinschaft zur See mit Kislar, die der Winter gar nicht unterbricht, könnte alle Bequemlichkeit und auf allen Fall auch vollkommene Sicherheit in dieser Wüsteney verschaffen, in der man doch auch nicht viel zu befürchten, wenn man bloß an den Küsten bleibt, und nur daselbst, nicht aber in den Landstädten handelt. Das erste ist den Wünschen der Truchmener, dieser nomadischen, in einige independente Horden vertheilten Völker, die den Handel lieben und suchen, sehr gemäß; das lezte aber macht ihre Furcht zu sehr rege und reizt ihre Raubbegierde zu sehr, als daß sie die Anfälle, durch die sie sich beruhigen und bereichern können, unterlassen sollten. Auch die Kirgisen, die in der Nähe der Mündung des Urals herumziehen, könnten besonders des Winters bey Gurjev in einen beträchtlichen Handel verwickelt werden.

Die Waaren, die man von Astrachan und Kislar in die Häfen des kaspischen Meeres ausführt, sollen nun angezeigt werden, mit der Bestimmung des ganzen Werthes für das Jahr 1775. Sie folgen nach der Grösse des Betrages in dieser Ordnung: Tücher, Kochenille, Indigo, Santal und andere Farbematerialien, Zucker, Stamette, Gewürze, Juchten, Eisenwaaren, Leinenzeug, Seidenzeug, Metallkram, Glaswaaren, Papier, Pelzwerk, Viktualien, und hölzernes Hausgeräth. Izt von jedem Artikel besonders.

Die Tücher sind von feiner englischer, französischer, spanischer, holländischer und Breslauer Fabrike; vorzüglich karmesin und scharlach, nächstdem violett, braun, grün und hellblau, auch von Oliven= und Zimmetfarbe. Ihr Werth betrug 263,000 Rubel.

Kochenille ward verkauft für 228,000 Rubel; Indigo für 35,000 Rubel; rother und violetter Santal für 9,000 Rubel; Vitriol für 168 Rubel; Seife für 119 Rubel; Salmiak und Alaun für sehr geringe Summen.

Kan=

Kandizucker ward abgesezt für 4,000 Rubel, Hutzucker für 6,000 Rubel, und Puderzucker für 12,000 Rubel.

Der Werth der abgelassenen Stamette betrug 18,000 Rubel, darunter mehr von der einfachen, als von der doppelten Art waren.

Unter den Gewürzen sind Pfeffer und Nelken die vornehmsten Waaren; von jenem wurde für 7,000 Rubel, von diesen für 6,000 Rubel verkauft; Muskatennüsse wurden für 1,800 Rubel, Zimmet für 1,700 Rubel, Kardamom für 600 Rubel, Kaffee für 330 Rubel, Thee für 40 Rubel und Ingwer für 15 Rubel abgesezt. Bernstein wird auch öfters gesucht.

Juchten von rother Farbe ist für 9,000 Rubel ausgeschifft worden; auch einige Saffianhäute, und wenige Paar Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln sind abgelassen worden.

Die Eisenwaaren betragen an 6,200 Rubel; Messer, besonders eingeschlagene, machen den vornehmsten Artikel aus, der bis 3,400 Rubel steigt; gegossene Kessel wurden für 1,700 Rubel, Nähnadeln für 800 Rubel, Dreyfüsse für 120 Rubel, Hangschlösser für 100 Rubel, Scheren für 70 Rubel, und nächstdem noch Gebisse, Sattelschnallen Kellen oder grosse Löffel und Drat für geringe Summen verkauft.

Leinenzeug ward für 5,000 Rubel veräussert, und zwar vorzüglich viel gemeine Flachsleinwand, bunter und gestreifter Zwillich, der unter den russischen Namen Pestredy und Tik bekannt ist, auch etwas weisser Zwillich, alles von russischer Fabrike.

Der Werth der seidenen Zeuge betrug an 5,000 Rubel; darunter war Sammet für 3,700 Rubel, reiche Stoffe für 600 Rubel, das übrige an Kleinigkeiten von Halbplüsch, chinesischen Damast und Atlas, und persischem Kanawat und Kutna.

Metallkram ward für 3,000 Rubel abgelassen; darunter war an gesponnenem ächten Gold und Silber für 2,000 Rubel; an messingenen Fingerhüten für 700 Rubel; an unächten Gold- und Silberfaden für 250 Rubel; an gel-

der Folie für 130 Rubel; und das übrige bestand in Kleinigkeiten für zinnen Geschirr, für Quecksilber, für Stecknadeln, für zinnerne kleine Knöpfe, für zinnerne Nadeldosen, für Bleyweiß und für messingenen Drat.

Den Werth der Glaswaaren betrug an 2,700 Rubel; darunter waren allerley Spiegel, besonders kleine mit Leder oder Papier überzogene Taschenspiegel, für 750 Rubel, Spiegelglas für 500 Rubel, kleine gefärbte Glaskorallen für 500 Rubel, dergleichen grosse Glaskorallen für 500 Rubel, krystallene Kalianflaschen für 250 Rubel, Trink- und Tropfengläser für 100 Rubel, Fajencengeschirr für 100 Rubel, noch einige Brillen, Laternen und thönerne Tobakspfeifen.

Ordinäres russisches Schreibpapier ward für 2,400 Rubel ausgeführt.

Der Absaz des Pelzwerkes steigt nur auf 2,200 Rubel; darunter war Hermelin für 900 Rubel, Kazenfell für 400 Rubel, Grauwerk für 400 Rubel, Fischotter für 200 Rubel, Jltiß für 200 Rubel; das übrige für Füchse, für Korsaken oder Steppenfüchse, für Marder, für kalmückische Lämmerfelle und für Pferdeschweife.

Von Viktualien ward Butter für 400 Rubel, geschmolzenes Rindsfett für 60 Rubel, und nach danziger Art bereiteter astrachanischer Weinbrandwein für 750 Rubel ausgeschifft.

Der Werth des hölzernen Hausgeräths stieg nur auf 200 Rubel; dieß bestand in Kasten, die mit Eisen und Blech beschlagen, in Körben von Espen- und Lindenspliut, in Löffeln, in Schüsseln und Mehlsieben. Hiezu kann man noch Vogelbauer, Kämme von Horn und Knochen, und rohe Wallroßzähne rechnen.

Noch könnte man ausser diesen Waaren verschiedene russische Produkte sehr vortheilhaft absezen, nämlich: Eisen in Stangen, und zu Aexten, Hämmern, Ketten, Hufeisen, Steigbügeln und Fuchsfangeisen (Kapkan) verarbeitet; Kupfer in Platten; messingene Kosakensteigbügel; messingene

Ohr-

Ohrgehenke und grosse Leuchter; zinnerne Ringe; Scheermesser; Taschenuhren und Kompasse; Perspektive; Weizen- und Rockenmehl; gedruckte Leinwand; Glanzleinwand; hochfarbige Taffete; Stricke; Chagrinhäute, besonders grüngefärbte, oder auch rohe Pferdehäute, aus denen die Perser diese Art Leder bereiten; auch Zobelbälge und kalmükische Toluppen.

Zulezt ist noch übrig, die in Astrachan und Kislar aus den Häfen des kaspischen Meeres eingeführten Waaren, mit der Summe ihres Werths von eben dem 1775sten Jahre anzuzeigen. Sie folgen nach der Grösse des Werths in nachstehender abnehmender Ordnung: Seide, gesponnene Baumwolle, baumwollene Zeuge, Schaf- und Lämmerfelle, Reis, rohe Baumwolle, seidene und halbseidene Zeuge, Spezereyen.

Die rohe Seide betrug am Werthe 219,000 Rubel, und die gesponnene Baumwolle 44,000 Rubel; jene Waare kömmt allein von Schamachie und Insily, diese gröstentheils von Mangischlak.

Die baumwollenen Zeuge sind sehr verschieden nach der Farbe, nach dem Muster und nach der Feinheit; und jede Art hat ihren besondern Namen. Ihr Werth betrug an 18,000 Rubel; darunter sind Bäs oder weisse baumwollene Leinwand für 8,200 Rubel, Basma für 3,500 Rubel, Gardinenzeug für 1,500 Rubel, Fat für 1,400 Rubel, Kumatsch für 1000 Rubel, und für den Rest Burmet, Tastar, Kolenkor, Alaschey, Kisey, Bisty, Kadif, Catun, Mitkal, Suß, Pestredy und endlich Leibgürtel, Schlafröcke, zu Bettdecken, Ueberzüge und Schnupftücher.

Feine buchariſche Lämmerfelle waren eingebracht für 14,500 Rubel, gemeine Schaffelle für 300 Rubel, Fuchs- und Korsakenbälge für 500 Rubel, und einige Wolfsbälge, fast alles aus Mangischlak.

An Reis ward eingeführt aus Gilan und Masanderan für 5,300 Rubel; und an einigen getrockneten Früchten als Kischmisch oder grossen Korinthen, Schegtalen oder Pfirsichen, Mandeln und Granaten für 400 Rubel.

Die rohe Baumwolle, die eingebracht, betrug im Werthe 7,400 Rnbel.

Seidene Zeuge sind an uns verkauft für 3,500 Rubel, die wieder unter sehr verschiedenen Namen vorkommen; die Kanawate, welche taffentartige geflammte und einfarbige Zeuge sind, machen den hauptsächlichsten Artikel aus von 1,900 Rubel; das übrige bestand in reichem Stoff, Isarbat, kanawatartigen Bachtschey, Mof, Schkschin, Alaschey, Pestredy, Kitay und Fat, und in geblümten Bändern, Tüchern und Leibgürteln.

Die halbseidenen Zeuge betragen an 900 Rubel; die vorzüglichsten sind gestreifte atlasartige Zeuge, die Kutna genannt werden und die betrugen 600 Rubel; das übrige war für Mofe, Nimtan, Materpek, Alaschey, Leibgürtel und Tücher.

Der Werth der eingeführten Spezereyen beträgt an 3,000 Rubel; die hauptsächlichsten sind, bucharischer Rhabarber für 1,300 Rubel, Galläpfel für 1,000 Rubel, Färberröthe oder Krapp, dort Marena genannt, für 300 Rubel. Das übrige besteht in Anis, in Pomeranzen- und Granatenschalen, in persischem Tabak, in Chna oder Balsaminenkrautpulver, in einigen Hausarzeneyen, in gemeinem Weihrauch und in weisser Naphtha.

An Spezereyen könnte die Einfuhr noch viel ansehnlicher werden; man kann in Gilan leicht durch die gehörige Nachfrage und zu guten Preisen Safran- Kunschut- oder Sesamenöl, das füglich dem Baumöl an die Seite gesezt werden kann, stinkende Assa, Gummi Galbanum, Sagapenum und Ammoniakum, Manna, Sternanis, Johannisbrod und Kassienpfeifen erhalten. Verschiedene Früchte sind auch leicht zu haben, als Zitronen, Badranken oder Zitronat, Pomeranzen, Pistazien, Datteln, russisch Finniky genannt, getrocknete Pflaumen und Feigen, Mandeln, Kastanien und Wallnüsse, deren Transport nach Astrachan eben so leicht ist. Rothbüchen Holz, das gemeiniglich tatarisch Tschinar heist, Buxbaumholz, Nußbaumholz und Fiben-

Eiben- oder Taxholz, das in Astrachan rothes Holz genannt wird, könnte auch für die Stellmacher, Drechsler und Wachs, Honig, Fischleim und Wesiga kann in Derbent, Baku und Hallian mit Vortheil aufgekauft werden. Tischler in Menge von Gilan und Masanderan, da alle diese Bäume einheimisch sind, nach Astrachan gebracht werden. Bergort ist bey Baku im Ueberfluß zu bekommen, das sowol im russischen Reiche mehr gebraucht, als auch noch weiter in Europa verführet werden könnte. Grobe Filzdecken, die unter dem Namen der Woitoken bekannt sind, Haare oder Wolle von Kameelen und das daraus gewebte kamelotartige Zeug Armák können bey den Truchmenern bey Mangischlak gesucht werden. Bey diesen findet man auch nicht selten sowol als bey den Persern Bälge von der kleinen Fischotter, vom Bieber, der sich in den Flüssen Samur und Kur aufhält, vom Luchs und vom Leopard. Wein kann auch in Derbent und Baku geladen werden, der zum Weinbrandwein sehr gut zubrauchen ist; er heist in der Landessprache: Tschachir, daher man auch im Astrachanischen den Landwein in russischer Sprache Tschichir nennet. In Gilan und Masanderan ist viel Weinsyrup, oder eingekochter Most, unter dem Namen Duschag, zu haben. Die indianischen und chiwischen Kaufleute bringen auch manchmal nach Astrachan Gold und Silber in Stücken, Goldsand, Perlen und verschiedene Edelsteine, als Diamanten, Rubine, Smaragde, Karniole und Achate.

Alles dasjenige, was zum Schlusse der vorigjährigen Abhandlung von den Häfen des schwarzen Meeres, in Ansehung der Witterung, der Sprachen der handelnden Nazionen, der Gewichte, der Maaße und der Geldsorten gesagt ist, das gilt auch von den Häfen des kaspischen Meeres. Von diesem allen haben auch durch eigene Erfahrungen und Reisen viele in Astrachan wohnende Armener und Perser genaue Kenntnisse, die zur Beförderung der kaspischen Handlung von den Kapitalisten als Handlungsbediente nüzlich gebraucht werden könnten.

2.

Nachricht von einem Luftreinigkeitsmesser, von Joh. Gottl. Stegmann.

Die Abhandlung des Felice Fontana, welche unter dem Titel: Descrizione e usi di aliuni stromenti per misurare la salubrita dell' anà. In Firenze l'anno 1775. herausgekommen ist, enthält so viele merkwürdige Wahrheiten, daß solche zu einer weitern Bekanntmachung einen vollkommnen Werth erhalten. Es zeigen zwar die von Ihm beschriebnen Instrumente, zu deren Kenntniß wir erst durch richtige Schlüsse aus den Versuchen und Erfahrungen geleitet werden, nicht die Gesund- und Ungesundheit der Luft; sie entdecken uns aber die mehr oder geringe Reinigkeit der Luft, die uns umgibt, und welche wir einathmen, die wir ohne Beyhülfe dieser Instrumente nicht kennen, und an deren Erkenntniß und in Betrachtung des überaus grossen Einflusses in unsern ganzen Körper, doch alles gelegen seyn muß. Meine Absicht gehet izt dahin, das Wesentlichste dieser lesenswürdigen Schrift in der Kürze zu liefern, und eine Beschreibung des einfachsten und aufs bequemste bey sich zu führenden Instruments zu machen, womit ich selbst zwecksmässige Proben gemacht habe, um hiedurch zu weiterm Nachdenken und Verbesserungen Anlaß zu verschaffen, indem die ersten Erfindungen in ihrer Geburt diejenige Vollkommenheit selten erhalten, deren sie fähig sind, und die ihnen der forschende Fleiß nachdenkender Köpfe durch theoretisch praktische Mechaniker in der Folgezeit verschaffen kann.

Die von Fontana erfundene Instrumente können nichts anders als relative Quantitäten, blosse Verhältnisse von Salubritäten (Reinigkeiten) der Luft angeben. Man wird z.B. wissen können, daß die Luft an einem gewissen Orte gesunder (reiner) ist, als an einem andern, aber man wird deswegen nicht

nicht die genauere Quantitäten von dieser mehr oder wenigern Salubrität (Reinigkeit) erkennen. Man wird zwar mit dieser Maschine die wahren absoluten Quantitäten der innerhalb derselben zerstörten Luft wissen, man wird die kleinsten Verhältnisse die allergeringsten Unterschiede derselben bestimmen können, aber wer versichert uns, daß diese Quantitäten, daß diese Unterschiede der zerstörten Luft genau proporzional mit der Salubrität (Reinigkeit) der Luft seyn. Um dieses zu erfahren, muß man erst eine andere Erfahrung angestellet haben. Gesezt, die Erfahrung sey auf einem freyen Plaze angestellet worden, so werden wir sagen können, daß die freye Luft des Plazes besser sey, als die verschlossene Luft im Hospital; aber wir werden deshalb nicht wissen, um wie viel sie es ist, noch ob beyde gut- oder bösartig sind.

Hier scheint es also, als wenn der erste und lezte Termin uns fehlte, nämlich das maximum und minimum der Luft. Aber zum grossen Glück kann das minimum leicht bestimmt werden. Denn es wird diejenige Luft seyn, sie sey alterirt wie sie wolle, worinnen ein Thier todt niederfällt, so bald es sie einathmet. Man weis, daß diese Luft von der nitrösen Luft sich gar nicht zerstören läst, oder wir sezen zum wenigsten, daß sie diese Beschaffenheit habe, denn das ist zum Gebrauch, den wir davon machen wollen, hinreichend. Daher wird diese Luft der erste Terminus seyn, von dem wir in unsern Erfahrungen und mit unserm Instrument anfangen werden. Das Null also an Graden in dem Instrumente wird die tödtende Luft anzeigen.

Aber um das maximum zu haben, müste man unter allen Lüften dieser Erdkugel diejenige besizen, die sich von der nitrösen Luft am meisten verzehren läst. Aber wo könnte man das jemals wissen, oder diese Luft finden. Die freyeste und ventilirteste Luft ist allgemein genommen die gesundeste, die auf Hügeln und Bergen ist noch gesunder, welche aber wird die beste seyn, welche wenigstens unter diesen die beste. Die auf den Hügeln und Bergen ist nach dem Wehen der

Winde, nach den benachbarten Pflanzen, nach den verschiedenen Jahrszeiten und Witterung unterschieden.

Aber wir sind hiezu auch nicht genöthigt. Es kommt hier nicht darauf an, absolute Grade der Güte der Luft zu haben. Die blosse Verhältnisse sind zur Gesundheit hinreichend, und diese können wir haben. Man nehme bloß zum ersten terminus einer guten Luft eine freye durchstreichende von verdorbenen Ausdünstungen entfernte Luft, und es seye dieselbe der lezte terminus in der Abtheilung unserer Maschine. Es seye dieselbe der hundertste Grad in dem Instrument. Alsdenn werden alle Luftarten, die weniger als hundert Grade angeben werden, weniger gesund (reiner) seyn, als die vorbenannte, und nach Verhältniß, wie eine gegebene Luft sich dem Null der Grade nähern wird, wird sie sich auch dem Zustande der tödtenden Luft nähern. Zeit, Erfahrung, Furcht, Arzneykunde, werden uns nach und nach die grössere oder geringere Gefahren anzeigen, denen wir uns aussezen, wenn wir verschiedene Luftarten einathmen, und der Weise wird so wie in so viel andern Dingen die verschiedenen Wahrscheinlichkeiten dieser Gefahren berechnen können. Die Instrumente werden unsere Führer in der Luft seyn, wie es die Magnetnadel im Wasser ist, sie werden die Physiker ermuntern ein Mittel zu suchen, um die Luft zu verbessern. Privatpersonen und das Publikum werden viele Vortheile daher erhalten können. Man wird mit diesem Instrumente sehen können, welche schlimme Luft man einathmet, wenn man in sehr kleinen Zimmern schläft; wie die Luft schlimmer wird, wenn ihrer viele beysammen sind; welcher Unterschied zwischen der Luft des Abends ist, wenn man zu Bette geht, und des Morgens; welche Gefahr man läuft, wenn man sich in engen Vorhängen gar zu sehr einschliest; wie merklich schlimmer die Luft wird, wenn man in einer kleinen Kammer nur eine Oellampe ausgehn läst. Man schöpft so gar eine böse Luft in den Kutschen, sie ist nicht so gesund, da wo viele Lichter brennen, zumal wenn es Oellichter sind,

oft

oft an den heiligsten Orten durch verderbte Ausdünstung der Leichnamen.

Ich wende mich izo zur Beschreibung des Instruments selbst, wodurch, wie ich anfänglich schon erinnert, die Reinigkeit und Unreinigkeit der Luft bestimmt wird, und welches man daher einen Luftreinigkeitsmesser nennen könnte. Es bestehet solches aus einer gläsernen Kugel, an welche ein hohles Röhrchen von 2 Linien Länge angeschmelzt worden. Diese Kugel ist mit zweyen gegen einander stehenden Löchern versehen, in welche zwey Stöpsel von Glase genau eingeschliffen sind. Der Hals dieser Kugel wird in ein von festem Holze bereitetes Klözchen gekuttet, welches an das Ende eines länglichten Bretchens befestiget worden. Das Klözchen hat eine solche Breite, daß es nicht nur den Hals der Kugel in sich fassen, sondern auch das längliche Röhrchen aufnehmen könne, wovon ich gleich ein Mehreres sagen werde. Zwischen dem Halse der Kugel und des Röhrchens ist ein Raum, in welchen ein genau einpassender hölzerner Wirbel steckt, der quer durch ein kleines akkurat auf das Loch der Kugel und der Röhre treffendes Loch hat. Das lange Röhrchen, welches, wie ich gemeldet, in das Klözchen ebenfalls gekuttet worden, wird bis zur Hälfte in das lange Bret eingelassen, und raget mit seinem untern offnen Ende 1 Linie über das Bret hervor. An dem obersten Ende dieses Röhrchens, nahe bey dem Klözchen, ist ein kleines Loch eingeschliffen, welches man, wenn es erfordert wird, mit Wachs zumachen kann. Das Bret ist mit einer Skale versehen, die in hundert gleiche Theile getheilt ist, dergestalt, daß die Theilung von dem äussersten Ende des Bretchens anfange und bis zu dem Klözchen reiche. Der erste Grad wird von unten auf gezählt, der hundertste schliest an den Kloz selbst. Dieß sind die wesentlichen Theile des Instruments. Ausser diesen wird ein Glas mit einem engen Halse erfordert, in welchen ein krummgebogenes Röhrchen mit einer engen Oeffnung genau eingeschliffen worden. In das Glas wirft man etwas Eisenfeil, auf welchen man einige Tropfen

vom Nitro giesset. Die nitröse Luft etnwickelt sich alsdann in dem Gefässe, und man kann sie von da durch die eine Oeffnung der Kugel in solche sehr leicht übergehn lassen, wenn man den gegenüber stehenden Glasstöpsel aus der Kugel gezogen und den hölzernen Wirbel dergestalt verdreht hat, daß das in demselben befindliche Loch keine Gemeinschaft mit der Kugel und dem Röhrchen habe. Ist die Kugel mit der nitrösen Luft hinlänglich angefüllet, welches in weniger Zeit als einer Minute geschiehet, so seze man die beyden Glaspfröpfe in die Löcher der Kugel, das obere Loch der Glasröhre, nahe bey dem Hölzchen, wird der atmosphärischen Luft den Eingang in solche verstatten, und es wird hiedurch die in der Röhre befindliche Luft, derjenigen gleich und ähnlich seyn, die in dem Orte, wo man das Instrument gebraucht, befindlich war. Nun ist es Zeit, das kleine Loch der Röhre mit Wachs zu bedecken, und das untere Theil der hervorragenden Röhre mit dem Finger zuzuhalten. Es sey ein bequemes Glas in Bereitschaft, welches man mit Merkurius angefüllet; in dieses tauche man das Glas bis zu Null der Skale. Man ziehe den Finger der rechten Hand weg von dem Loche der Röhre und wende den Wirbel dergestalt, daß die Kugel mit der Röhre Gemeinschaft bekomme; so wird die in der Kugel befindliche nitröse Luft, die in der Röhre vorgefundene verzehren und nach Verhältniß der Verzehrung der Merkurius in der Röhre hinaufsteigen. Es wird also folgen, daß je reiner die atmosphärische Luft in einem Zimmer rc. sey, der Merkur desto höher steigen müsse, und im Gegentheil je unreiner solche sey, je weniger der Merkur hinaufsteigen könne. Mithin daß dieses Instrument zur Erreichung der Absicht, so wie ich es beschrieben, bequem, und wenn es recht gemacht worden, zuverlässig sey.

Damit das Einhalten dieses Instruments in das Quecksilber bequemer und richtiger verrichtet werden könne, ist ein dazu taugliches Stativ gemacht, an welches man das Instrument befestigen, und in das Quecksilber bis zu einer gewissen Tiefe versenken und stehen lassen kann. Der kleine Neben=

Nebenapparat kann mit dem Hauptinstrument in ein Etuis gelegt und hierdurch die Bequemlichkeit erhalten werden, daß man es bey sich führen könne.

Ich werde mit diesem Instrument, wie mit andern physikalischen und mathematischen Werkzeugen, die theils von mir selbst, theils von andern unter meiner Aufsicht arbeitenden Mechaniker verfertigt werden, und wovon ein besonderes gedrucktes Preisverzeichniß vorhanden, auf Verlangen meinen Gönnern und Freunden zuverlässig aufzuwarten jederzeit bereit seyn.

3.
Aphorismen über die Empfindnisse.

I.

Seit Abbts Zeiten ist man darin übereingekommen, unter Empfindnisse diejenigen angenehmen oder unangenehmen Eindrücke zu verstehen, die uns die Gegenstände mittheilen, ohne daß die Sinne selbst an dem Angenehmen oder Unangenehmen einen sichtbaren Antheil haben.

II. Weder diejenigen, die die Selbstliebe und den Eigennuz, noch diejenigen, die ein gewisses ursprüngliches Gefühl als die Quelle der Empfindnisse annehmen, können alles auf eine befriedigende Art erklären. Die Erfahrung, in den von allen selbstsüchtigen Rücksichten entblösten Gefühlen der Hochachtung, Bewunderung und Verehrung solcher Handlungen und Personen, die entweder in entfernten Jahrhunderten, oder auch noch zu unsern Zeiten gegen unser Interesse geschehen, lehnt sich gegen die erstern auf; Grundsäze aber, die uns nicht erlauben, etwas Dunkles und Unbegreifliches anzunehmen, die den angebornen Ideen entgegen stehen, empören sich gegen die leztern.

III.

III. Die Empfindnisse müssen nothwendig Folgen gewisser von der Natur unsrer Seelenkräfte unzertrennlicher Geseze seyn, wenn sie weder an sich ein ursprüngliches Vermögen, noch Kinder des Eigennuzes seyn sollen.

IV. Diese Geseze würde man gefunden haben, wenn man nach der an sich guten, und zur Erleichterung der Untersuchung vortrefflichen, deswegen auch fast von allen angenommenen Methode, sie in solche abzutheilen, deren Gegenstände sinnlich, verständlich und sittlich sind, genauer und tiefer untersucht hätte.

V. Hieraus folgt, daß alle Gegenstände des Empfindnisses es deswegen sind, weil sie entweder auf gewisse Geseze der Sensazionen, oder der Denkkraft oder der Begehrungskraft des Menschen, entweder jeder für sich, oder auch mehrere zusammen, eine Beziehung haben.

VI. Auf folgenden Gesezen ruhen alle Empfindnisse: für die Sensationen: eine fortdauernde Sensazion wird durch diejenige Verbindung ihrer Theile, vermöge welcher der vorhergehende Eindruck leicht in den folgenden übergeht, angenehm. Für die Denkkraft: diejenige Folge von Gedanken, worin die Aufmerksamkeit immer erhalten und aufgemuntert, und dabey zweckmässig von einem Theile zum andern geleitet wird, ist angenehm. Für das Begehrungsvermögen: alles was unser Selbstgefühl, und unsere Sympathie beschäftigt, ist angenehm.

VII. Da die Natur ihre Werke nicht so abgetheilt hat, als wir unsere Jdeen absondern: so gibt es selten Fälle, wo nur eins von diesen Gesezen ganz allein wirkt. Bey den sinnlichen Empfindnissen wirken fast immer auch die Geseze der Denkkraft und des Herzens mit, u. s. w.

VIII. Unter allen unsern Sinnen geben uns nur das Auge und das Ohr Empfindnisse; die übrigen alle Empfindungen.

IX. Wenn es gewiß ist, daß die Empfindnisse der Sinne sich darnach richten, ob ein Gegenstand ein Produkt der Natur, oder der Kunst ist; wenn ein Löwe in der Natur

unan-

unangenehme in der Kunst angenehme Gefühle erregt: so muß es auch gewiß seyn, daß die Abtheilung der Gegenstände sinnlicher Empfindnisse in natürliche und künstliche, in der Theorie nüzlich und nothwendig ist.

X. Natürliche Gegenstände des Auges sind Formen, Farben, Bewegungen natürlicher Körper; künstliche aber eben diese in den Werken der Kunst.

XI. Das Sehen ist eine Art des Fühlens, denn so wie man bey dem Betasten die Spize der Finger an dem Gegenstande hinbewegt: so bewegt man beym Sehen die Augenachse an der Aussenlinie fort. So wie es also dem Gefühle unangenehm ist, auf einer ganz höckerichten Fläche sich hin- und herzubewegen; langweilig an einer platten aber ganz ebenen Fläche herzufahren; angenehm endlich an einer sanft gewellten bewegt zu werden; so muß es auch dem Auge unangenehm seyn, sehr unebene und höckerichte Linien; langweilig, ganz gerade; angenehm aber wellenförmige Linien zu sehen.

XII. Ferner, da die einzelnen Theile einer zu höckerichten Linie nicht so schicklich verbunden sind, daß die vorhergehende Sensazion sich allmählig in die folgende auflösen könne; da die Theile einer ganz geraden Linie alle einerley Sensation geben; da endlich die Theile der Schlangenlinie verschiedene auf das bequemste verknüpfte Sensazionen erregen: so sieht man, warum, nach dem oben angeführten Geseze, die beyden erstern nicht angenehm, die leztere aber allein angenehm seyn muß.

XIII. Die Formen der Körper nehmen also ihren angenehmen Eindruck von den schlangenförmig zusammen vereinigten Aussenlinien her.

XIV. Da aber auch die Empfindnisse des Verstandes auf die sinnlichen Einfluß haben: so werden dadurch manche sinnliche Gegenstände, deren Formen aus geraden Linien bestehen, angenehm gemacht. Und daher kommt es, daß manche gradelinichte Umrisse mehr gefallen, als krummlinichte an ihrer Stelle.

XV. Jedes Ding hat seine eigene, nur seiner Natur gemässe Form, ohne die es in seiner Art nicht fortdauern könnte. Diese Form aber ist von der Natur nicht so geometrisch bestimmt, daß sie nicht unzählige Mannigfaltigkeiten enthalten könnte; auch nicht so völlig unbestimmt, daß nicht eine unter ihnen der Natur des Dinges am angemessensten seyn sollte. Bey den grossen Mannichfaltigkeiten der Natur aber ist die angemessenste Form fast immer die seltenste; und diese Seltenheiten, nebst der Bemerkung der Schicklichkeit, macht unserm Verstande, manche den Gesezen der Sensazionen entgegengesezte Formen, angenehm. Die gerade Figur an dem Stamme eines Baumes, ist aus diesem Grunde angenehm, eine schlangenförmige, würde höchst widerlich seyn.

XVI. Grosse Künstler haben seit Jahrtausenden nach ihren Empfindungen gewisse Verhältnisse der Theile eines menschlichen Körpers zu einander festzusezen sich bemühet, ohne welche er keinen angenehmen Eindruck machen kann. Die Schicklichkeit allein macht solche Verhältnisse angenehm; ein grosser Kopf auf einem kleinen Körper, ein kleiner Kopf auf einem grossen Körper sind widerlich, weil seine Last im ersten Falle zu wenig, im andern zu viel Unterstüzung hat. Lange Beine und kurze Schenkel, oder lange Schenkel und kurze Beine machen einen unangenehmen Eindruck, weil dadurch die Bewegung des Körpers anstatt erleichtert zu werden, erschwert wird u. s. w.

XVII. Die Umrisse des ganzen Körpers gefallen, weil die sanfte Verbindung der verschiedenen Linien dem Auge gefällt. Ein Körper, dessen Aussenlinien von der geraden nicht abweichen; ein anderer, dessen Muskeln so hervorstehend sind, daß die Umrisse lauter scharfe Winkel machen, sind beyde gleich unangenehm, weil in dem erstern lauter Gerades, in dem andern lauter Höckrichtes ist.

XVIII. Hiezu kommt noch das, daß ein Körper der ersten Art entweder ohne merkliche Muskeln, das ist schwach; oder

mit ganz in einander fliessenden Muskeln, das ist, reichlich gemästet ist. Beyde erwecken das unangenehme Gefühl von Unschicklichkeit und Schwäche. Ein Körper der andern Art hingegen ist mehr als gewöhnlich stark und gibt eben durch seine Stärke Ideen von Furcht und Entsezen.

XIX. Diejenigen also, die die Empfindung der körperlichen Schönheit allein aus dem Gefühle der Schicklichkeit und Brauchbarkeit abgeleitet haben, haben zwar etwas wahres, aber nicht alles Wahre gesagt, was gesagt werden muste.

XX. Eine perpendikular herabfallende Stirn kann nicht gefallen, nicht weil hierin Ausdruck von Verstand, oder von Schicklichkeit zu einer Absicht liegt; (denn man sieht nicht, warum nicht auch Verstand in einem nicht idealisch-schönen Kopfe wohnen könnte) sondern, weil alsdann die Nase sich gegen die Stirn so sehr erhebt, daß die fortlaufende Linie des Profils dadurch zu höckerig und dem Auge unangenehm wird.

XXI. Ein zu tiefer und scharfer Einschnitt zwischen der Nase und Stirn, gehört für keinen schönen Kopf, weil dadurch gleichfalls das sanft Abwechselnde in dem Fortlaufe der Profillinie verloren geht. Man wende diesen Grundsaz auf alle übrigen einzelnen Stücke eines wirklich schönen Kopfs an, und man wird sich von den Ursachen des Gefallens genugthuende Rechenschaft geben können.

XXII. Wenn einige Farben mehr gefallen als andere: so entsteht dieß entweder aus wesentlichen oder aus zufälligen Ursachen. Wesentliche Ursachen sind das Verhältniß der Farben zum Auge: daher hat das Grüne unter allen Farben die meisten, das Hellgelbe die wenigsten Liebhaber; das erste bewegt die Sehnerven sanft, das lezte reizt sie zu sehr, daher sind schwachen Augen mattere, starken, hellere Farben angenehmer.

XXIII. Zufällige Ursachen sind, daß gewisse Farben, weil wir sie bey geliebten oder verhasten Personen, bey angenehmen oder unangenehmen Gelegenheiten vorzüglich ge-

sehen; weil wir durch gewisse bürgerliche Konvenzionen Ideen von Würde, oder Niedrigkeit damit verbunden haben, u. s. w.

XXIV. Da die meisten Gegenstände in der Natur ihre Farben nach Beschaffenheit ihres Alters, ihres gesunden oder kranken Zustandes ändern: so sind die Farben natürliche Zeichen des innern Zustandes der Dinge. Alle Farben der Dinge, die an ihnen Stärke, Gesundheit, Blüthe anzeigen, gefallen, die entgegengesezten misfallen, vermöge des Gesezes der Sympathie.

XXV. Stellungen und Bewegungen der Körper richten sich bey lebenden Wesen nach ihrem Gemüthszustande. Vermöge des Gesezes der Sympathie also sind uns alle diejenigen angenehm, die Munterkeit, Freude, Stärke, Freyheit, Adel ausdrucken; die entgegengesezten hingegen unangenehm.

XXVI. In den Werken der Kunst, Gemählde und Statuen, werden häßliche Formen, Stellungen und Farben der Dinge angenehm, nicht weil sie häßlich, sondern weil sie Werke der Kunst sind. Die Natur ist mit der Schönheit nicht so verschwenderisch gewesen, daß sie sie allen ihren Werken mitgetheilt haben sollte; gewisse Abweichungen von der Schönheit sind gewissen Individuis wesentlich. Ein Greis kann nicht so schön als ein Jüngling, ein mit schweren körperlichen Arbeiten Ueberladener, nicht so schön, als ein mässig sich Uebender seyn.

XXVII. Jede Abweichung von der vollkommen angenehmen Form in der Natur, ist als Wirkung der Beschäftigung, Nahrung, des Aufenthalts, u. s. w. jedes Individui, auch zugleich natürliches Zeichen von allen diesen Umständen. Jedes Produkt der Natur hat daher an seinem Aeusserlichen gewisse Züge, wodurch es sich und seinen Zustand individuell auszeichnet.

XXVIII. So bald der Künstler von diesen Naturzügen abweicht, macht er sein Werk nicht nur unkenntlich, sondern auch ungereimt; ein Greis in Jünglingsgestalt ist beydes.

des. Da nun Künstler natürliche Gegenstände in ihren mancherley individuellen Lagen abzubilden haben: so müssen sie auch die Züge der Natur auszudrücken suchen. Die Bemerkung dieser Schicklichkeit, das ist, der Aehnlichkeit des Originals und der Kopie; des Genies und Fleisses, die dazu gehören, die treffendsten Züge aus der Natur zu sammeln; der Seltenheit solcher Künstler, die dieß geschickt verrichten; dieß alles macht, daß manche in der Natur und an sich unangenehme Gegenstände in der Kunst angenehm werden.

XXIX. Die Töne der sowol lebenden als leblosen Wesen in der Natur, haben eine natürliche Ursache des Gefallens und Misfallens in ihrem Verhältnisse zu den Gehörnerven.

XXX. Die Töne oder Stimmen lebender Wesen sind Ausdrücke ihrer verschiedenen Gemüthszustände, und nehmen folglich aus der Sympathie eine andere Ursache des Gefallens und Misfallens her.

XXXI. Die Verbindungen und Folgen der Töne gefallen und misfallen aus eben der Ursache, aus welcher nicht alle Dinge zugleich oder nach einander gut riechen oder schmecken.

XXXII. Die künstlichen Töne der Instrumente gefallen mehr oder weniger, je nachdem sie mit den natürlichen Tönen gewisser Affekten mehr oder weniger Aehnlichkeit haben, oder wegen zufälliger Ursachen bey gewissen angenehmen oder unangenehmen Gelegenheiten gebraucht; oder auch zu gewissen angenehmen oder unangenehmen Verrichtungen bestimmt sind.

XXXIII. Musiken gefallen oder misfallen aus einer natürlichen Uebereinstimmung des Ganges der Töne und der Tonart, mit gewissen Gemüthszuständen; aus einer durch Uebung geschärften Empfindung des Schweren und Seltenen, in der Erfindung der Folge und Verknüpfung der Töne.

XXXIV. Das oben angeführte Gesez der Denkkraft ist ein erstes und ursprüngliches, weil es aus der Natur dieser Kraft selbst fliest. Denn da nach der Natur dieser Kraft

nicht alle und jede Gedanken auf alle und jede Art verbunden werden können; da diese Kraft in dem Fortgange von einer Idee zur andern gewisse Stufen beobachtet; da sie endlich sich selbst und ihre eigenen Anstrengunger fühlt: so kann es ihr unmöglich gleichgültig seyn, welche Ideen und wie sie sie verbunden sieht; und wie sie von einer Idee zur andern geleitet wird.

XXXV. Die Gedanken anderer müssen uns daher angenehm oder unangenehm werden, je nachdem wir an ihnen Schicklichkeit oder Unschicklichkeit, Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Verbindung; ferner in ihrem weitern Fortgange, Zusammenhang, oder Trennung, wahrnehmen.

XXXVI. Jede Gedanken anderer, in denen nichts weiter enthalten ist, als was wir schon vorher wusten, beschäftigen die Denkkraft nicht genug; jede neue und unbekannte hingegen erwecken neue Aufmerksamkeit. Folglich werden die ersten unangenehm, die leztern angenehm.

XXXVII. Solche allgemeine Säze, in denen wir deutlich ihre Anwendung auf eine grosse Menge einzelner Fälle wahrnehmen, bieten uns reichen Stof zum Denken dar, ersparen uns die Arbeit, alle einzelne Fälle jedesmal zu überdenken; enthalten die schicklichste Verknüpfung der einzelen Fälle, und werden also dadurch dem Verstande angenehm.

XXXVIII. Wenn sich in der Reihe unserer Gedanken einer darbietet, den wir nicht vorher gesehen hatten: so erweckt diese unvermutete Erscheinung neue Aufmerksamkeit, die Neuheit des Gedankens, Vergnügen; und die Entdeckung seines Zusammenhanges mit den vorhergehenden, neue Beschäftigung, neues Vergnügen. Und dieß macht uns das Unerwartete und dabey Schickliche so angenehm.

XXXIX. Warum uns Antithesen, scheinbare Widersprüche (oxymora): Homeioteleute, und wie die wizigen Gedanken in den Oratorien weiter heissen, angenehm sind, wird man aus diesen Gründen leicht erklären.

XL. Aus eben diesen Quellen fliessen auch die Regeln, die man in der dramatischen und epischen Dichtkunst von dem Baue und der Verwickelung der Fabel gibt.

XLI. Empfindnisse des Herzens oder moralische Empfindungen werden uns von solchen Gegenständen mitgetheilt, an denen wir eine moralische Vollkommenheit oder Unvollkommenheit bemerken.

XLII. Selbstgefühl, Sympathie und Interesse sind ihre Quellen.

XLIII. So wie wir durch Beobachtung der verschiednen Zustände unsers Körpers seinen gesunden und schwachen Zustand, seine Stärke und Schwäche fühlen lernen: so lernen wir auch durch eben diesen Weg die Stärke und Schwäche unserer Geisteskräfte empfinden. Beyde Empfindungen sind von Natur mit angenehmen oder unangenehmen Eindrücken begleitet, die aus keiner Rücksicht auf Nuzen oder Schaden entspringen. Wir sind lustig und aufgeräumt, wenn unser Körper sich vollkommen wohl befindet, so wie es uns ergözt eine Rose zu riechen, oder köstlichen Wein zu schmecken. Auf eben die Art begleitet auch das Gefühl unserer gut fortgehenden Geistesarbeiten, eine unmittelbar hieraus entspringende Wollust.

XLIV. Wenn wir uns nur allemal denn über den Wohlstand unsers Körpers und die Stärke unsers Geistes vergnügten, wenn wir jezt im Begriff sind uns dadurch Vortheile zu verschaffen; wenn nicht auch Menschen, deren Lebensart keine körperliche Stärke erfordert, sich an vorzüglicher Stärke; Menschen, die nie vom Malen einen Nuzen suchen, sich an der Geschicklichkeit im Malen ergözten: so könnte dieses Gefühl aus Rücksicht auf Interesse entstehen.

XLV. Durch den täglichen Umgang mit andern Menschen messen wir uns täglich mit andern Menschen; und dadurch wird unser Selbstgefühl auch auf alle diejenigen Eigenschaften ausgedehnt, in welchen wir andere zu übertreffen glauben. Es ist uns also nicht nur angenehm uns gut zu fühlen, sondern auch, uns besser als andere zu fühlen.

XLVI. Das angenehme Gefühl des Vorzuges vor andern würde vom Interesse abgeleitet werden können, wenn es nicht Menschen gäbe, denen es angenehm ist eine feinere Haut, oder ein stärkeres Haar zu haben als andere.

XLVII. Das Gefühl des Vorzuges erstreckt sich zuerst auf unsere persönlichen Eigenschaften, und zulezt auf alles was uns einigermassen angehört. Es ist uns nicht nur angenehm, schöner, wiziger, stärker, klüger zu seyn als andere; sondern auch bessere Kleider, Häuser, ein besseres Vaterland, eine bessere Verwandtschaft zu haben als andere.

XLVIII. Nichts erhebt das Selbstgefühl mehr, als wenn andere uns die Vorzüge einräumen, die wir uns selbst zuschreiben, theils, weil unser eigenes Urtheil dadurch bestätigt, theils, weil es dadurch stets erneuert und vervielfältigt, und theils, weil die Idee von unserer eigenen Grösse durch die eigene Erniedrigung anderer erhöhet wird, so wie die Vorstellung von unserer körperlichen Grösse sich ausdehnt, wenn wir bey einem stehen, der kleiner ist als wir.

XLIX. Aus diesem Grunde sind uns Ehre, Ehrenstellen und Ruhm angenehm. Wenn also diejenigen, die das Interesse für die Quelle aller moralischen Empfindungen halten, die Liebe zum ausgebreitetsten, und sich auch auf ganze Jahrhunderte nach unserm Tode erstreckenden Ruhm, hieraus nicht ableiten können, so gestehen sie dadurch, daß der Eigennuz nicht der Vater aller Empfindnisse ist.

L. Obgleich die Quelle der Ehrbegierde und Ruhmbegierde dieselbe ist: so äussert sie sich doch nicht bey allen auf dieselbe Art. Diejenigen, die ihre Einbildungskraft mit Bildern von Reverenzen, Aufwartungen und unterthänigem Gehorsam erfüllt haben, suchen Ehrenstellen, und machen Kabalen. Diejenigen hingegen, deren Imaginazion groß genug ist eine allgemein ausgebreitete und durch Jahrhunderte fortgehende, mit Jahrhunderten wachsende Ehre zu umfassen, suchen sich durch ausserordentliche Thaten von dem grossen Haufen der Vegetirenden zu unterscheiden.

LI. Aus dem Gefühl des Vorzuges entspringt derjenige edle und wahre Stolz, der nichts an sich leiden kann, wodurch er in seinen eigenen und anderer Augen erniedrigt und verächtlich werden kann.

LII. Dieser edle Stolz macht, daß wir uns auch ohne Rücksicht auf Nuzen oder Schaden insgeheim jeder schlechten Handlung schämen; daß wir gegen unser Interesse rechtschaffen handeln, daß uns jede unserer Handlungen, durch die wir widere Leidenschaften besiegen, so unendlich süß und angenehm ist.

LIII. Daher kommt es auch, daß es uns so sanft ist, wenn andere von uns Hülfe verlangen, so unangenehm, andern ihre Bitten abschlagen zu müssen; daß wir uns so sehr freuen andern Gutes gethan zu haben, und uns im Herzen schämen, wenn wir, da wir konnten, nicht geholfen, aber anstatt zu helfen, geschadet haben.

LIV. Wäre es uns blos deswegen angenehm zu dienen, weil wir Gegendienste erwarten: so würde es uns nicht unangenehm seyn können, solchen nicht beygestanden zu haben, die uns wahrscheinlich nicht wieder dienen können,

LV. Da wir auch dann, wenn wir aus Interesse dienen, diesen Bewegungsgrund vor unsern eignen und fremden Augen sorgfältig zu verbergen suchen: so ist klar, daß das Vergnügen andern beyzustehen nicht allein aus Eigennuz entspringt.

LVI. Der Anblick eines Freudigen macht uns freudig, der eines Traurigen traurig, der eines Zornigen zornig, wofern keine vorher eingewurzelte Leidenschaft entgegengesezte Wirkungen hervorbringt; und diese Bereitwilligkeit der Leidenschaften anderer lebenden Wesen anzunehmen, hat man die Sympathie genannt.

LVII. Wir sympathisiren auch mit Thieren, deren Freuden und Leiden auf uns keine Beziehung haben; die Sympathie kann also keine Folge der verfeinerten Selbstliebe seyn.

LVIII. Der Anblick eines Elenden oder Unglücklichen ist auch selbst dem unangenehm, der des Unglücklichen Feind ist; er müste aber angenehm seyn, wenn Sympathie blos aus Eigennuz entstünde.

LIX. Wenn es wahr ist, daß man gähnt, wenn man andere gähnen sieht, daß der beständige Umgang mit Narren närrisch; daß ein träger Gesellschafter träg macht: so muß es auch wahr seyn, daß die Sympathie ein ursprüngliches Gesez der menschlichen Natur ist.

LX. So wie die Empfindungen der Seele auf die Nerven und durch sie auf Muskeln nach aussen wirken; so wirken auch umgekehrt die Nerven auf die Empfindungen. Ein Mensch, der gekützelt wird, oder der eine fröhliche Musik hört, muß angenehme Empfindungen bekommen, wenn er auch noch so traurig ist; ia man weis, daß Hypochondristen und Melancholisten aus keiner andern Ursache oft angenehme oder unangenehme Empfindnisse haben, als weil eine gewisse Reizung der Nerven ihre Seele so bewegt.

LXI. Durch die genaue Verbindung also der Nerven mit einander; durch die eben so genaue Assoziazion der Ideen und Empfindungen, erregen die Empfindungsnerven die äussern Sinne, durch die Empfindung des Ausdrucks einer Leidenschaft; in den innern Organen der Empfindung der Leidenschaft selbst, erregen die äussern Zeichen der Affekten, die Empfindungen der Affekten selbst.

LXII. Die Empfindung fremden Unglücks bewegt uns, dem Unglücklichen beyzustehen, weil durch sie die darauf folgende angenehme Empfindung, daß wir diesem Elenden geholfen haben, erhöhet wird; weil der Ausdruck von Freude und Dankbarkeit bey dem Unglücklichen, auch uns fröhlich macht; weil wir unsere Würde dann am meisten fühlen, wenn wir Unglücklichen Gutes thun.

LXIII. Obgleich also die Befreyung von dem unangenehmen Gefühle fremden Unglücks bey manchen Ursache des Beystandes ist: so ist sie es doch nicht bey allen, und nicht immer. Man kann dieses Gefühl auch auf andre Arten ver=

vertreiben, und Hartherzige wenden sich lieber von dem Unglücklichen weg, als daß sie ihm beystehen sollten.

LXIV. Es ist ein grosser Unterschied unter dem, was man fühlt, wenn man geholfen hat, um sich von dem Anblicke eines Unglücklichen zu befreyen, oder, um ihn wirklich aus seinem betrübten Zustande zu reissen.

LXV. Eben die Eigenschaften, die wir an uns nicht billigen, misfallen uns auch an andern; und was uns an uns selbst gefällt, billigen wir auch an andern; weil wir keinen andern Maasstab als uns selbst haben, um andere darnach zu messen.

LXVI. Diejenigen Eigenschaften also, die allgemein von allen an sich selbst geschätzt werden, als Klugheit, Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit, Verstand, u. s. w., werden auch allgemein an andern hochgeachtet.

LXVII. Der Gelehrte schätzt vorzüglich den Gelehrten, der Künstler den Künstler, der Galante den Galanten; der Simple den Simplen, u. s. w. Ausser dem allgemeinen hat ein jeder noch einen eigenen Maasstab der Hochachtung und des Wohlgefallens an den Eigenschaften anderer.

LXVIII. Man liebt manchmal die Verrätherey; aber nie den Verräther; uns gefällt manchmal der Betrug, aber nie der Betrüger; kein Vortheil kann es dahin bringen, daß wir wahre Hochachtung, wahres Gefallen an solchen Leuten haben, deren Karakter unsern moralischen Empfindnissen entgegen ist.

LXIX. Ein gefälliges Betragen anderer gegen uns kann uns gefallen, weil es unserer Eigenliebe schmeichelt, weil es uns Hoffnung gibt, diesen Menschen zu unsern Absichten gebrauchen zu können. Gefälliges Betragen aber, gegen ganz Fremde, Gefälligkeit, Leutseligkeit, Artigkeit aber überhaupt, können uns nicht anders gefallen, als weil sie durch den Ausdruck von Menschenliebe, Dienstfertigkeit, unsere Sympathie erregen, weil eben diese Eigenschaften an uns selbst Quellen der süssesten Empfindungen sind.

LXX. Grosmut eines andern kann demjenigen, der daraus Nuzen zieht, wegen dieses Nuzens angenehm seyn; aber demjenigen, dem sie im Alexander, Julius Cäsar, gefällt nur deswegen, weil er aus edlem Stolze selbst so großmütig zu seyn wünscht, weil er an sich selbst empfindet, wie viel Erhabenheit der Seele dazu gehört, die süsseste unter allen Leidenschaften, die Rache zu besiegen.

LXXI. Wer nie seinem Feinde verziehen, nie gefühlt hat, wie sehr man sich über ihn eben dadurch erhebt, daß man ihm verzeihet, der kann zwar die Grosmut kalt loben, aber nie mit Wärme empfinden.

LXXII. Wäre blos das Interesse die Quelle der moralischen Empfindnisse: so müsten wir Verstand und Talente nur an solchen schäzen, die uns wirklich dadurch dienen. Da aber diejenigen den Verstand und die Talente am meisten schäzen, die sie selbst am meisten besizen; da auch der Wilde nur diejenigen für verständige Leute hält, die seine Art sich zu betragen am besten nachmachen: so ist unleugbar, daß wir ihn nur darum an andern schäzen, weil wir selbst seinen Werth und die Mühe ihn zu erlangen lebhaft fühlen.

LXXIII. Ein Mensch, dem es an Entschlossenheit, Mut und Kraft sich selbst zu regieren fehlt, ist andern verächtlich; keinen aber mehr, als solchen, die nur von sich selbst regiert werden. Die blosse Vorstellung davon erfüllt sie mit bitterm Unwillen, weil sie fühlen, wie wenig der den Namen eines Menschen verdient, der seinen wesentlichen Vorzügen entsagt, um sich zur lebenden Maschine zu machen.

LXXIV. Wenn diejenigen, die eine grosse und edle Seele haben, vorzüglich den Werth großmütiger Handlungen; diejenigen, die Mut und Tapferkeit besizen, vorzüglich den Werth grosser Heldenthaten, und der Unerschrockenheit; diejenigen, deren sanftes Herz sich allen Eindrücken von Freundschaft und Liebe öffnet, vorzüglich den Werth liebreicher, menschenfreundlicher Handlungen empfinden: so muß es auch wahr seyn, daß unsere moralischen Empfindnisse von dem Werthe fremder Personen und Handlungen, vorzüglich von

dem Gefühle, und von dem Werthe unserer eigenen Handlungen abhängen.

Tiedemann.

4.

Des neuen deutschen Heldenbuchs vierter Gesang.

Vorrede.

Der Dichter zu seinem Gesange.

Sohn, deiner Mutter Sohn! — Denn Mütter, sprach,
Wie Großpapa [1]) erzählt, der kluge Telemach,
Bezeichnen ihren Stand den Söhnen tausendfach;
Doch wer sein Vater sey, weis keiner —
5. Sohn, von euch allen artet auch nicht einer
Mir, seinem lieben Vater, nach.
Zwar hab' ich die Mama, verzeih es deinem Alten,
Der sie, ihr vornehm Haus und acht Frau Schwestern scheut,
Nie überall genau zur Ordnung angehalten,
10. Allein in Einem Punkt, dem eurer Aehnlichkeit
Mit unsern Freunden, geht es weit.

Ich seh, wohin ich seh, den Duc [2]) und den Prälaten [3]),
Zu deren Wein, zu deren Braten

Mein

1) Homer. Ου γαρ πω τις εον γονον αυτος ανεγνω. ΟΔ. α.
2) Herzog von Nivernois.
3) Fortinguerra.

Mein lustig Haus stets Flaschen, deutsche Brüh,
15. Bedienung, Küch' und Deckzeug lieh.
Der wälsche Tenorist [4]), und welchen kannst du rathen,
Trug sicher mehr ins Haus als etwas Melodie.
Was dich betrifft, o Söhnlein auserkoren,
So bist — auch du nicht gar zu ächt geboren;

20. Und doch mein Seelenfreund, ein ehrbar liebes Kind,
Das zu erziehn mir wenig Mühe machte,
Fast frömmer als ich selbst, nicht, wie die Buben sind,
Die vor und hinter dir Mama — die Hexe lachte —
Auf einmal oft zwey drey, und immer zu geschwind,
25. Mir, deinem Herrn Papa, der auch nicht weinte, brachte.
Geh aus, mein Sohn, in des Museums Welt,
Und prüfe, wie den Herrn dein Thun und Seyn gefällt.

Zwar bist du nicht gemacht, von Geistes wegen
Und Grösse deiner Kunst, viel Auffsehns zu erregen;
30. Wird doch Herr Idris selbst, und welch ein Degen!
Nur bey den Wenigen, die Alter Weisheit pflegen,
Und ächter Kunst sich freuen, gut gethan;
Für unsre feine Welt ist er kein Mann.
Sie aufzuwecken fodert Feuer
35. Deutsch' Art und Kunst ganz andres Schöpfungsfeuer.

Und du verräthst dein Nichts im ersten Anblick schon,
Bist nur ein kleiner Kauz von Dilettantensohn,
Ge-

4) Ariost.

Gewohnt an weicher Prasser Weisen,
Zu zart die Götterkost des Eichbaums mitzuspeisen,
40. Unfähig Schwung auf Schwung, im Seherton,
In neue Welten aufzureisen;
Bist überall kein recht Kumpan
Und mögtest wohl das Reisen gänzlich lahn.

Und dennoch kannst du, Sohn, bey guten Herrn und Damen,
45. Die, oft ein wenig Klang von Dichterey gefast,
So ungefähr zusammenkamen,
Als ein bescheidner, fremder Gast,
Dich wol einmal zum Mitseyn präsentiren.
Selbst um das Röcklein, das du hast —
50. Es ist von gutem Tuch, und past —
Wird mancher hübsche Mann dich zu den Seinen führen,
Und rathen hinter dir daher,
Auch schlecht und recht zu seyn, wie der.

Kannst gar, und das ist viel, bey wackern deutschen Helden,
55. In deren Seelchen lichter Brand
Schon bey dem Namen Vaterland
Erglüht, und bey den Fraun Thusnelden,
Und deutschen Mägdelein zur Schwesterschaft ernannt,
Dreist als ein junger Sang dich melden,
60. Der auch von deutscher Thatkraft schallt,
Auch einen trauten Freund und lieben Kaiser lallt.
Weg mit der Blödigkeit! Geh, Sohn! Kannst's immer wagen;
Und wenn vielleicht die Herrn nach deinen Brüdern fragen,
So must du frisch heraus: sie sind gestorben! sagen.

Vierter Gesang.

Und also zog der Feind, dem Felsenstrome gleich,
Der Wehr und Damm zerriß, und nunmehr ungehemmet
Der Fluten wild Gewühl ins Thal hinunterschwemmet,
Aus Spanien daher hinab ins Frankenreich,
5. Paris, der Hauptstadt zu. Auf Schaaren folgen Schaaren,
Und weil die Christen jezt, vertieft in Tausch und Kauf
Und jedes Wirthschaftsglück, zu sicher vor Gefahren,
Auf Treu und Glauben wehrlos waren,
So hielt kein Widerstand den Lauf
10. Des ungezählten Heers der Sarazenen auf.

An seiner ersten Reuter Spize
Ritt, ehemals des Volks zu Tunis Oberhaupt,
Ein Feldherr, seines Rechts am väterlichen Size
Durch Uebermacht der Vettern jezt beraubt,
15. Fürst Musa, einer ihrer Helden,
Und seiner Herkunft nach ein hoher Abassid,
Ein Fels von Tapferkeit, wie die Geschichte melden;
An des Tunesers Seite ritt
Ein Sohn, sein einziger, ein Jüngling noch, Zezid.

20. An diesem stralten frühe Zeichen,
Er würde bald des Vaters Ruhm erreichen,
Und Tunis würd einmal von neu'n
Sein Erb' und Eigenthum, doch Blut die Losung seyn.
25. Dem Vater war nur er die Ursach noch zu leben,
Und Opfer, noch als Greis, dem Kriegesglück zu weihn;
Und jeglicher Entschluß und jegliches Bestreben
Und

Und jeder Schmerz in ihm um den verlornen Thron
Galt nicht dem Vater mehr, galt einzig diesem
Sohn.

30. Ein längst gehegter Anschlag für sie beyde
War insgeheim des Alten Trost und Freude,
Sein wahres Königreich. Der kriegserfahrne
Heide [5])

Focht

5) Wer dichtet fabelt gern, nicht wir.
Professor Ariost, der stärkste seiner Zeiten,
Was Staatskunst anbetrifft und Keckheit, soll uns leiten.

Ihm gilt in diesem Reich Katay
Heid' oder Sarazen so gut als einerley.
Kein Unterschied! Und lang und unbescholten
Hat dieser Glaube so beym Christenvolk gegolten.
Wir lieben nicht Philosophey,
Und richten uns, nicht hold dem Mückenspalten,
In Treu und Einfalt nach dem Alten.

Dieß übergrosse Reich nun hing —
Mit Wagenketten nicht, nur so mit dicken Worten,
Und wie, nach Zeiten und nach Orten,
Die Lust von Biedertreu zum Freyseyn überging —
Von Einem Großherrn ab. Zu diesem Gauche
Gelangte man, nach Orients Gebrauche,
Nie andern Gangs, als kriechend auf dem Bauche.

Er nannte dann hinwiederum,
Für einen solchen Herrn nicht dumm,
Die Könige zu Erzerum,
Zu Indostan und im Aegyptenlande
Kairo, Fez, am Tetuaner Strande,
Und fast bis an das Kap hinum
Oheime, Vettern und Sultane.
War gar ein herrlich Reich und frey,
Und mancher schöner Geist stand dazumal im Wahne,
Daß Ihro Majestät, der Großherr in Katay,
Auch etwas Brüderlein von seiner Bande sey.

Aus des neuen Heldenbuchs 1 Ges.

Focht ehemals im Heer des Sultans Agramant [6]),
Und war sein Spießgesell, als dieser einst mit Brand
35. Und Blut und Mord umringt, im Louvre [7]) selber kriegte,
Schon, bis zum Thron hinan, durch alle Säle siegte,
Schon, hätte Raynald [8]) nicht das Unglück abgewandt,
Den Vater Karl um Reich und Leben brachte,
Und, wie er sich's in seinem Sinn gedachte,
40. Das Haus der lieben Frau schon zur Moskée machte.

Fürst Musa hatte sich, indem man hier sich schlug,
Gemerkt, zu welchem Saal jedwede Treppe trug,
Und wie und wohinaus die Wänd' und Thüren gingen.
Sein Anschlag war, die Szene jezt allein
45. Und so den ganzen Krieg entscheidend zu erneun,
Auf einmal zu Paris, und würd' es ihm gelingen,
Sofort im Schlosse selbst, da Herr zu seyn,
Und, Meister nun von Karls und seiner Kinder Leben,
Ihn in des Großherrn Hand, sich selbst sein Reich zu geben.

50. Von einem Eichwald her stieg zu des Louvre Thor
Ein ebner Wiesengrund empor,
Und in des grünen Hains mit Dorn umzäunten Schatten
Sprang oder flog das Reh, der Hirsch, des Wildes mehr,
Pfau, Perlhuhn und Fasan umher,

55. Die

6) Einer von Ariosts Helden, Sultan von Biserta, und vornehmster Gegner Karls des Grossen.

7) Zu Paris, das wahrscheinlich schon damals ein Gebäude aus alten Zeiten war, und König Dagobert zur Aufbewahrung seiner Hunde gedient hatte.

8) Raynald vom weissen Berge, des grossen Rolands Vetter, nicht der tassonische Geliebte der Armide.

55. Die da ihr Königreich mit Kindern und mit Gatten,
Oft Azung aus der Hand des Kaisers selber hatten.

Im innern Walde stand, der alten Tapferkeit
Des Frankenvolks ein Denkmaal, eine Feste,
Noch schrecklich selbst im Ueberreste,
60. Erobert zu der Römer Zeit,
Und drohte keck daher durch die belaubten Aeste.
Karl, der das stille Graun des Ortes liebgewann,
Verschloß ihn längst vor jedermann,
Und den traf schwere Pön und kaiserlicher Bann,
65. Den solch ein Vorwiz trieb vor sich hineinzugehen.
Fürst Musa kam, und warf, den Christen ungesehen,
Sein Volk in dieß Gehölz; denn niemand fiel es ein,
Auf dieses Plazes Hut schon jezt bedacht zu seyn.

Noch schien der Morgenstern, und noch verband der Riegel
70. Des sichern Burgthors beyde Flügel;
Indeß ward in der Luft des Tages Athem wach.
Des Kommenden weißgelbe Farben schlichen
Am Horizont herauf, und Nacht und Grauen wichen.
Doch eh sein erster Schein der Nebel Decken brach,
75. Stand Karl, weil an der Gegenseite
Des Feldthors noch ein Thor, der Stadt ein Zugang, lag,
Schon hoch auf einem Markt, wies Maurer an, besprach
Gewehr und Proviant, und übte junge Leute
Zu dem, so dacht' er's sich, noch weit entferntem Streite;

80. Als draussen, vor der Burg, Zezid sich sehen ließ,
Bis auf die Brücke kam, selbst an die Pforte stieß,
Da, gleich dem Wintersturm, vom Ost heraufgeschicket,
Der eure Fenster fast, auf ihre Flächen drücket,
Hereinzudringen strebt, und dem es doch nicht glücket,
85. Auf beyden Flügeln lag, da tobte, riß und bog,
Ernst oder Kurzweil trieb, und an den Angeln zog.

Zwey Wachen sahen ihn; sie lachten nur des Knaben
Und wollten längern Spott an seiner Tollheit haben.

Doch als er fortfuhr, jezt ein Spalt
90. Das Mittelbret zerriß, so ward ihm unverdrossen,
Weil jenen sichrer Fang mehr als die Vorsicht galt,
Sie wusten noch nicht wem, das Burgthor aufgeschlossen,
Und beyde traten nun, die Schwerter in der Hand,
Des Kommenden gewiß, mit fortgesezten Possen,
95. Der rechts, der links zurück, und jede Wache stand,
So laurend, in dem Schuz der vorgelegnen Wand.

In diesem Augenblick flog, aus der Wiesen Dampfe,
In welchem er, von Thau und Nacht umwühlt,
Voll Wartens ungesehn dicht vor der Brücke hielt,
100. Geschickt zum Sturm, geschickt zum Kampfe,
Der Fürst herein, und wie das Heer der Hölle,
Sein Reuterheer, zu Fusse jezt, ihm nach;
Und nunmehr wurden erst der Gegend Hüter wach.
Der Feind war in der Burg, und jedes Zugangs Schwelle
105. Bereits in seiner Macht. Schon brach und hieb und stach
Axt, Säbel, Stang' und Speer durch Säle, Gäng' und Zimmer,
Und überall erscholl Gekrach der Trümmer,
Der Sterbenden Gekreisch und lautes Angstgewimmer.

Des Kaisers Leibgemach, das man zuerst gewann,
110. Stand, voller Hirn und Blut, mit beyden Flügeln offen.
Die Edlen, deren Rest hieher zu Haufen rann
Und kämpfte, lagen da getödtet Mann bey Mann,
Meist von Zezidens Schwert getroffen,
Der schlau auf seinen Raub, als Sieger, nicht mehr hieb,
115. Und alles vor sich her in ein Gewölbe trieb.

In-

Indessen focht auf innern Sammelpläzen,
Die sie durch Widerstand nur blutiger verlor,
Die Mannschaft Karls. Aus Kämpfen ward ein Hezen,
Und Musa drang indeß mit siegrischem Ergezen,
120. Den Säbel vor sich auf, bis in das innre Thor,
Das stadtwärts offen stand, und noch sich hielt, hervor.
War das in seiner Hand, der Thurm nur, noch der Eine,
So war die ganze Burg die seine.

Er würgt. So würgt der Leu, der, eh es gänzlich tagt,
125. Von Feuchtigkeit der Nacht und Freßbegier geplagt,
Damit er seinen Raub durch Menschen nicht verliere,
Sich endlich in den Stall des reichen Mohren wagt;
Vergebens bieten ihm die tapfersten der Stiere
Die Bisonstirn und wüten wider ihn;
130. Er, immermehr durch seine Siege kühn,
Stürzt was er vor sich sieht todt auf die Streu dahin.

So fällt der Sarazen auf die erschrockne Wache,
Die sich vergebens widersezt,
Und mordet fort, ist ganz mit Blut benezt,
135. Und über ihm daher flammt hoch aus Karls Gemache
Glut, wie des Orkus Glut. Sie knistert schon im Dache,
Umleckt des Giebels Gold, färbt seine Spizen roth.
An allen Seiten herrscht Geschrey und Rauch und Tod;
Und hätte nicht das Glück des Siegers sich gewendet,
140. So hätte dieser Tag den ganzen Krieg geendet.

Das hohe Louvre schloß, jezt unter Raub und Brand,
Viel theure Seelen ein, die Fräulein, Sohnessöhne
Und Neffen Karls, so manches Liebespfand
Und manchen Säugling, manche Schöne,
145. Die, ungemut im Bett ob allem Kriegsgetöne,
Was um sie her geschah süßträumend kaum verstand,
Bis, ach! ein Sarazen hereinbrach und sie band,
Doch wenn auch Teufel selbst den Pallast inne hätten,
So waren Leute da, entschlossen ihn zu retten.

150. Sie retteten. Die junge Streiterschaar,
Die auf dem hohen Markt sich vor dem Kaiser stellte,
Fuhr auf das Kriegsgeschrey rasch aneinander, prellte
Daher, und brach ins Thor. Des Kampfes Gleich-
heit war
Schon jezt den Franken Sieg, und Musa lief Gefahr.
155. Er sah es, knirschte, schrie, und brachte seine Leute,
Die wichen oder flohn, dreymal umsonst zum Streite;
Nur sein Zezid hielt Stand, und focht an seiner Seite.
Der Schuz der Fliehenden war einzig dieses Paar.
Der Franken Tapferkeit zwang nun auch sie zum Weichen,
160. Und ihres Abzugs blutig Zeichen
War bis zum Feldthor hin ein Strich von Christenleichen.

Indessen hatte sich zehn Schaaren Arabern,
Die ihrem Heer vorauf, als zweyter Vortrap, ritten,
Und unter dem Befehl der Fürsten Elhor stritten,
165. Die Feuersbrunst gezeigt. Sie sahen sie von fern,
Und stiessen, Flamm' und Raub im Blicke,
Im Huy zu Musa's Schaar, und brachten sie zurücke,
Und kamen an. Vor ihrer Pferde Lauf
Stieg, einem Wetter gleich, der Staub am Himmel auf,
170. Und Musa, so verstärkt, stand wieder auf der Brücke,
Hieb flammend auf das Thor, und alles Ungestüm
Von Krieg und Untergang war um und neben ihm.

Auf einmal sah er, sich zur Linken,
In langen Reihn ein Heer mit breiten Schwerternblinken,
175. Das aus der Stadt daher den ebnen Raum gewann.
Karls ganze Reuterey grif seine Mauern an.
Er flog dem Streite zu, und eine Schlacht begann,
Die neue Fährlichkeit, nicht eine mindre, brachte,
Als die, von der sich Karl jezt kaum nur ledig machte.

180. Graf Roland, er des Heeres ächter Kern,
Sein erster Paladin, war, allen seinen fern,

Man

Man wuste nicht wohin, wie weg und rein verloren,
Und hinter ihm einher erklungen manchem Herrn,
Der ihn zu suchen ritt, die Sporen.
185. Nur dreyssig waren heim, von denen, deren Krug,
Roth oder weiß gefüllt, die runde Tafel trug.

Nur so viel waren es, die, als der Splitter glimmte
Und um die Tafel ging, das traute Spiel bestimmte,
Nicht mit den Suchenden zu seyn;
190. Und so war Karl vorjezt nicht besser als allein,
Wie ein verwaistes Häufelein
Sein tapfres Frankenvolk, hin jedes Kriegsvergnügen:
Mit ihnen glaubte man in allen Heereszügen,
Und ohne sie nicht einst im Schimpf zu siegen.

195. Der dreymal zehn sonst wohlgeprüfter Stal
Beschüzte jezt der gleichen Thürme Zahl.
Sie hatten da genung zu hüten und zu walten,
Indem der Sarazen der Kriegeskünste Spiel,
Das Fußvolk in der Stadt zu halten,
200. Um alle Thore trieb, selbst auf die Zingel fiel,
So that, als wäre selbst Paris des Sieges Ziel,
So auf und ab und wieder rückwärts jagte,
Daß Niemand sich herab ins grosse Schlachtfeld wagte.

Nur Karl hielt auf dem Plaze da,
205. Der einzig, Musterbild für Reuter und Soldaten,
Gesehn ward überall, und alles selber sah.
Durch ihn geschah, was rühmliches geschah.
Ihm glückten jezt der ersten Mannheit Thaten,
Und grössre noch; allein der Siegsstreich folgte nicht.
210. So mächtig steigt, so schwindend sinkt das Licht,
Das, nah dem Ende, sich in eignen Kräften bricht.

Hingegen jene dort, die neben Musa flammten,
Und Blize von sich sprühten, stammten

Von den berühmten Kriegern her,
215. Die neben Mahometh, bey Fahnen und Gewehr
Zum Tod der Ehre sich verdammten,
Und, gleich von Anfang groß, von Meer zu Meer
Die siegenden Paniere steckten,
Und so in Ost und West die halbe Welt erschreckten.

220. Auf Abas Abkunft stolz, focht, mit dem Ungestüm
Der See im Sturm, am Haupte dieser Schaaren
Fürst Musa. Sonst ihm gleich, doch jezo neben ihm,
Phor, auch ein Abassid. Die Brüder Elhor waren
Die Bändiger der stärksten Kriegsgefahren,
225. Und jeder Araber, und jeder Reutersmann
Sah sich für einen Zweig der alten Helden an.

Der Dienerschaft voraus stritt unsrer Franken Adel
Nicht weniger beherzt, focht ohne Furcht und Tadel,
Focht wie das deutsche Blut denn ficht,
230. Nach unverrückter Heldenpflicht,
Und siegte dann doch immer nicht;
Auch jene siegten oft, und, Heer mit Heer verglichen,
Die Sarazenen oft sogar indem sie wichen.

Für dieß und jenes stand, bey Streich auf Streich,
235. Die Waage des Geschicks fortwährend jezo gleich.
Keins wich dem andern. Unterdessen
Sah Karl, geübt die Zukunft abzumessen,
Im Voraus nicht der Seinen Sieg,
Sah hie, sah dort, wie viel dem Feinde glückte,
240. Wie viel sein wilder Stal der Seinen mehr zerstückte,
Wie die nun reife Glut aus seinem Louvre stieg,
Sah mehr, und tiefer Gram umrückte
Den sonst nicht bangen Geist. Der Schmerz
Befiel so vormals nie des frommen Kaisers Herz.

245. Gleichwie ein Sonnenblick vom Wasser her, zersplittert,
An eines Zimmers Decke zittert,
So blinkten Bangigkeit und Sorg' um guten Rath
Ihm aus der Brust herauf zu der Gedanken Size,
Bis endlich ein Entschluß, wie aufgeregt vom Blize,
250. Ihm in die edle Seele trat;
Er wollte jezt, für Ehre, Reich und Neffen,
Von Mann zu Mann, er selbst mit Musa treffen,
Der hie und da hinaus, wohin er hieb und stach,
Sich eine breite Bahn von todten Christen brach.

255. Als er, des deutschen Namens Ehre,
Im Schritt der Helden durch die Heere,
Denn beyde wichen ihm, dem Feind' entgegenging,
Und dieser ihn ersah, entriß der wilde Streiter
Den ungeheuern Speer dem nächsten seiner Reuter,
260. Trat vor mit Einem Fuß, und wog, schoß und empfing
Den Gegner, dem es galt, mit diesem Wurf, und glaubte,
Daß der gespizte Stal ihm schon das Leben raubte.

Die Lanze traf des Kaisers Schild, glitt ab,
Und fuhr auf zwanzig Schritt durch eines Sachsen Kehle,
265. Der, tief erschreckt um sein nun fremdes Grab,
Gott Sachsenothin seine Seele,
Dem Neuen ungetreu, erbost zurücke gab.
Vor solcher Kämpfer Streite starrte
Dieß Heer und jenes Heer. Kein Schwert, kein Speer, kein Schild
270. Blieb in Bewegung; jeder harrte,
Das Herz mit Ungedult und heisser Angst erfüllt,
Wem dieser zwey erhabnen Kriegesleute
Der angetretne Kampf Sieg oder Tod bedeute.

Hinwiederum warf Karl. Der abgeschoßne Spieß
275. Traf, fuhr durch dreyfach Erz und so viel Rinderfelle
Der Wehr, die Damas einst dem Krieger schmieden ließ,
Fuhr mit Geprassel durch, durchstieß
Das Fleisch der linken Hüft, saß fest in seiner Stelle,
Und Karl, des Blutes froh, das von dem Feinde rann,
280. Greift mit gezücktem Schwert ihn an.

Ein Beben überfällt den tapfren Abassiden.
Er weicht, und trägt des Feindes Speer,
Am eignen Schilde fest, erbärmlich vor sich her,
Wankt fort, und hier entstürzt ein Thränenbach Zeziden.
285. Er bricht hervor und mischt sich in den Streit.
Allah! Allah! erschallt, der Morgenländer schreyt,
Die Schlacht hebt wieder an, der Stillstand ist vergessen,
Und alles kämpft. Dem Vater hält indessen
Der Sohn dieSchuzwehr vor, schafft fechtend Sicherheit
290. Und Raum den Seinen, bis er siehet,
Daß ihr vereinter Kreis ihn aus dem Treffen ziehet.

Karl, dessen Helm von tausend Pfeilen kracht,
Deckt mit dem Schilde sich; mit gleichem Fleiß bedacht
Dem feindlichen Geschoß den Zugang zu verbieten,
295. Und dessen Herr zu seyn, der ihm den Sieg entzieht,
Noch immer trozend steht, und ihm ins Auge sieht.
Wie wenn des Hagelsturms gefrorne Regen wüten,
Ein jeder Ackersmann und jeder Wandrer fleucht,
Der unter einen Baum, der unter Ufer kreucht,
300. Und da, weil noch das Schlossenwetter dauert,
Auf neuen Sonnenglanz für die Geschäfte lauert,
Gleich so hält Karl, von Pfeilen überschneyt,
Sich unter seinem Stal zum fernen Kampf bereit.

Und minder saust der Sturm. Der Jüngling rennet
305. Ihn mit dem Säbel an. Er aber fährt,
Denn der verhaltne Zorn des Schweigenden entbrennet,

Ihm

Ihm durch die Brust. Des Siegers Schwert
Steht hinten lang hervor aus des Durchstochnen Rücken
Der Arme sucht mit Mund und Blicken
310. Nach Luft und Tag. Umsonst! Sie fliehn. Der Todesstreich
Versezt auf einmal ihn ins finstre Schattenreich.

Im Walde stillt indeß, an einen Baum gestüzet,
Der Vater seiner Wunde Blut.
Ein Born, der dort ergezt und nüzet
315. Und manchen Silberstral aus Löwenmäulern sprüzet,
Leiht ihm zum Waschen seine Flut.
Dort hängt sein Helm an einem Ast, dort blizet
Das Waffenzeug, das auf dem Grase ruht,
Indeß die Trautesten der Seinen
320. Sich um ihn her in einen Kreis vereinen.

Er ächzt und sucht vergebens Ruh,
Fühlt unter seiner Hand des Herzens Adern sieden,
Wirft manchen Blick der breiten Wunde zu,
Und trocknet Stirn' und Hals, und wünschet sich Zeziden,
325. Frägt hundertmal nach ihm, schickt diesen und schickt den,
Sich nach dem Knaben umzusehn,
Ihn abzurufen, ihm zu sagen,
Sein Vater wünsch' ihn her, er solle nicht mehr schlagen,
Und — todt wird sein Zezid ihm schon daher getragen.

330. Der Knaben Seufzen um den Sohn
Schallt fern daher von Stamm zu Stamme,
Er wirft — ihm ahndet alles schon —
Sich auf die Erde, deckt das Haupt mit Schlamme,
Fällt auf den Leichnam, heulet, zerrt
335. Den Bart, die Hände, ringt sie, sperrt
Die Arme aus, strebt über sein Vermögen,
Und redet so der Himmelsluft entgegen:

Sohn! Sohn Zezid! Du fällst? und ich,
Der schmählig aus dem Kampfe wich,
340. Ich lebe noch, und das durch dich,
Der du durch deinen Tod den Vater retten wolltest?
O Schmerz! O Sohn! O mein Zezid! du solltest
Mich, dich einst rächen, einst des Hauses Glanz erneun;
Zu Tunis solltest du, wie hier, der Herrscher seyn!
345. Ich lebte nur dir Kronen zu erwerben;
Und du stirbst? stirbst für mich? Allein auch ich kann sterben!

So sprach er, steifte sich, von Schmerzen tief beschwert,
Doch ungeschwächten Muts, auf die verlezte Seite,
Ging, prüfte sie, und fand, die Kraft zu neuem Streite
350. Sey noch nicht ganz des Feindes Beute,
Stand wieder hoch im Stal, und foderte sein Pferd,
Sein liebstes, seinen Trost, ihm wie sein Leben werth.
Es kriegte mit, so oft sein Reuter kriegte,
Und siegte dann mit dem, den nie ein Feind besiegte.
355. Nie hatt' es ihm den mindsten Fehl gebüßt.
Flavin stand traurig da, und wurde so begrüßt:

O mein Flavin! Du Pferd aus altem Stamme.
Sohn Enax und der Feuerflamme,
Es ist um uns gethan! Man raubt mir den Zezid,
360. Auch deinen Freund! du trauerst mit.
Hinaus ins Feld für ihn! Noch einmal sollst du siegen,
Und das sey denn auch unser lezter Ritt!
Wofern wir aber auch dem Gegner unterliegen,
So soll er dennoch mich in keine Fesseln schmiegen;
365. Auch du erträgst alsdann des Franken Zügel nicht,
Stirbst lieber und entsagst mit mir dem Sonnenlicht.

Und hiemit sizt er auf. Von seinem Helme schwimmet
Am Rücken tief hinab, in Locken aufgekrümmet,

Ein

Ein Roßschweif, wild und schwarz wie des Cocytus Flut;
370. Ihm in der Hand glänzt fürchterlich ein Bogen,
Und tief in seiner Brust kocht sich bewuster Mut
Mit Scham vermengt, gekränkter Liebe Wut,
Der Schmerz in Raserey und Gier nach Blut für Blut;
Und so kömmt er daher geflogen,
375. Stürzt so sich in den Feind, und ruft — ein Graus
Ergreift die Hörenden — Karls Namen dreymal aus.

Wohin er sprengt entsteht ein weiter Raum im Heere,
Und jener geht mit halbgesenktem Speere
Los auf den Rufenden, der ihn ersehend hält,
380. Und da auch Karl sich ihn zu hören stellt,
So spricht er: Karl! o Karl! — Von deinen Söh-
nen allen
Ist nicht ein Einziger gefallen.
Wär ich wie du gesinnt, sie wären aus der Welt.
Ich, der dein Haus gewann, beschüzte selbst die Deinen;
385. Und du, Barbar, raubst mir den Einen?

Und suchest nun auch mein Blut? Ha! dahin ist er!
Das war genug mich zu verderben.
Nun scheu ich keinen Tod, und kann, und werde sterben!
Ich suche selbst ein solch Geschick. Nur her!
390. Doch laß zuvor zu meinem Angedenken
Dir dieß — er schiest — von Musa schenken.

Er sagt es, schiest, und immer mehr
Entfliegen seiner Hand Geschosse,
Indem er hoch daher vom Rosse
395. Herunterblizt, und um den Gegner her
Links auf in grossen Kreisen reitet.
Mit Aug und Schild stets wider ihn gewandt
Hält der erhabne Franke Stand.
Auf dem getroffnen Schilde breitet

400. Ein Stangenwald sich aus, denn alle Pfeile stehn;
Fort schiest indeß der Sarazen.

Und Karl, den, länger sie umher zu tragen,
Und unablässig fort so ungleich sich zu schlagen,
Und in Gefahr als Ziel zu stehn, verdriest,
405. Bedenkt, um nicht zu viel zu wagen,
Mit Vorsicht dieß und das, bevor er sich entschliest,
Wünscht, daß er nur das Roß des Sarazenen träfe,
Und hiemit fährt sein Spieß Flavinen in die Schläfe.

Der Springer bäumt sich, kömmt zurück,
410. Wirft, schneller ist kein Augenblick,
Die Fersen hinten aus mit einem langen Zuge,
Der Reuter stürzt herab, sein Streitroß über ihn,
Und so liegt da, voraus mit Fuß und Buge
Und aufgehabner Stirn, noch jezo stolz, Flavin.
415. Die beyden Heere schreyn, und voll der Siegesfreude
Reist Karl sein schrecklich Schwert so redend aus der Scheide:

Du willst gerechter seyn als ich?
Du? du, durch dessen List dort jene Flammen fliegen?
Du, der gleich einem Räuber sich
420. Aus dem Gehölz daher in meine Feste schlich?
Was that ich mehr, Barbar, als, mir nicht zum Vergnügen,
Den jungen Widerpart, der trozte, zu besiegen?
Ich ohne Pfeil und Pferd bestand dich ritterlich;
Du aber bist mit Pferd und Bogen
425. Wie rasend um mich her geflogen;

Doch nunmehr auch bestraft, und mein!
Der Feind der Billigkeit in der Gewalt des Guten!
Ich, den du so verklagst, verziehe dir, allein
Dir selbst kömmt kein Gedanken ein

430. Mir irgend Gnade zuzumuten;
Und also muß nunmehr auch deine Gurgel bluten!

Er sagt's, und zaudert noch. Als aber jener schweigt,
Noch jezt mit Blicken droht, noch knirscht und trozt, so steigt
Das Schwert ihm tief hinab bis zu des Lebens Size.
435. Sein Herz fühlt ohne Scheu die Spize.
Er stirbt, und abermals erneuert sich die Schlacht.
Der Zorn der Streitenden brennt gleich des Tages Hize;
Die Schilde stossen sich, das Holz der Lanzen kracht,
Der Boden bebt, die Pfeile rasen;
440. Allein des Mordens satt läst Phor den Abzug blasen.

5.

Meinhart an Gleim.

Mit wie vieler Güte, mit welcher Herablassung ermuntern Sie mich zu einem Briefwechsel, zu dem mir in der That diese ganze Ermunterung nöthig war, so sehr ich ihn auch wünschte. Und nicht nur unter Ihren Korrespondenten, sondern sogar, (darf ich es Ihnen auch nachsagen?) sogar unter Ihren Freunden scheinen Sie mir eine Stelle zu gönnen. Wie schmeichelhaft ist diese Ehre, nicht etwa meiner Eitelkeit allein, sondern auch den Empfindungen, die mir schon längst Ihre Schriften, und nur gar zu kurze Zeit Ihre persönliche Bekanntschaft eingeflöst haben. Mit wie vielem Vergnügen sehe ich eine alte Erfahrung bestätigt, die billig gar keine Ausnahme dulden sollte, daß grosse Talente und Leutseligkeit verschwistert sind, und daß Genies vom ersten Range so geneigt zur Nachsicht und zur Herablassung sind, als insgemein ein Erster Minister weit menschlicher ist, als ein Landjunker.

Das

Das überschickte Verzeichniß Ihrer italienischen Bücher sezt mich in eine neue Verbindlichkeit, und ich werde mir Dero gütiges Anerbieten so bald zu Nuze machen, als mir die Arbeiten, die ich izt noch vor mir habe, ein wenig Zeit lassen werden. Diese Arbeiten, und meine Ungedult, die mir nicht erlaubt, meine Empfindungen für ihre Gütigkeiten länger zurückzuhalten, haben mich verhindert, eine vollständige Liste von meinem Vorrathe italienischer Bücher zu machen. Doch werden Sie das Meiste und das Beste davon in beyfolgendem Verzeichnisse finden, welches überhaupt den grösten Theil meines Bücherschazes enthält. Belieben Sie also dasjenige, was zu Ihrem Gebrauche darunter seyn könnnte, anzuzeichnen, und mir die Liste zurückzusenden, so sollen die bemerkten Bücher sogleich zu Dero Befehle seyn. Bis dahin nehme ich mir die Freyheit, Ihnen den Filicaia und den Ricciardet zu übersenden. Filicaia ist, so wie alle italienische Dichter sehr ungleich; ich glaube aber, daß Sie mit den meisten Oden in der ersten Hälfte des Buches zufrieden seyn werden; unter den Sonetten sind nur etliche recht schön. Ricciardet ist ein romanischepisches Gedicht im Geschmack des rasenden Rolands. Wenn Sie dem Ariost seine ausschweifenden Mährchen wegen des poetischen Schmucks, den er ihnen mittheilt, verziehen haben, so werden Sie den Ricciardet mit Vergnügen lesen; er hat sogar gewisse Schönheiten, eine gewisse Naivetät, die dem Ariost fehlen, er erzählt oft, wie la Fontaine. Der Dichter war Fortiguerra, ein römischer Prälat, der den Kardinalshut durch seine Satiren wider die römische Geistlichkeit, mit denen er dieses Gedicht häufig würzet, verscherzte. Die Romanzen, welche Sie die Güte gehabt, mir mitzutheilen, sind die eigentlichen, alten spanischen Romanzen, wie sie der arme Cavalliero in Spanien hinter dem Pfluge, oder mit der Muskete auf der Schulter, zu seinem unaussprechlichen Vergnügen singt, und, als einen grossen Schaz interessanter Geschichte, entweder im Gedächtnisse, oder geschrieben verwahret. Ich habe eine davon ganz übersezt, und die Art von

Canti-

Cantilen beyzubehalten gesucht, die in dem Originale herrschet, sogar, daß ich, wie dieses, zuweilen ein Duzend Verse in einem bestimmten Sylbenmaasse fortstolpern lasse, wenn sie von selbst diesen Gang haben nehmen wollen. Ich glaube, daß Sie nichts, als eine blosse Befriedigung Ihrer Neugierde, darinnen finden werden; aber schon dieses machte mir die kleine Arbeit dieser Uebersezung zu einem Vergnügen. Sie werden den wahren Stil der rühmlichen Virtuosen mit Stäben in der Hand erkennen. Aber der Autor denkt weiter nichts Arges dabey, er schreibt so in der Einfalt seines Herzens. So verfuhr nicht ein grosser Dichter unter uns, der diesem Gesange sowol, als der Sprache eines Grenadiers, die rührendsten Empfindungen, den feinsten Wiz, die edelsten und erhabensten Gedanken mitzutheilen wuste, und darinnen einen ganz andern Weg wählte, als verschiedene ganz andere Dichter, die uns in den allerstolzesten Metaphern, in einer Sprache, die immer auf Stelzen geht, Nichts sagen. Ich habe ein Paar kleine Romanzen aus dem Gongora hinzugefügt, die in Ansehung der ersten als künstliche oder nachgeahmte betrachtet werden können, und von denen die Spanier ebenfalls eine Menge haben.

In welche Verlegenheit sezen Sie mich durch Ihre allzu gütige Erwartung meiner italienischen Arbeit. Ich sehe sehr wohl, daß ich diese gute Meynung nicht werde erhalten können; aber lassen Sie mich nur noch Ihre Gewogenheit mir durch die vollkommene, wahre Hochachtung erhalten, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ihr

Braunschweig
den 8ten May 1762.

ganz gehorsamster Diener
Meinhart.

Ri-

Rinald von Montalvan,
in seiner Verbannung vom Hofe Karls des Grossen.

Im süssen Monat May
Warf ich mich nieder zur Ruhe
Mitten in einem Gesträuche
Von Cypressen und Rosenbüschen,
Von Jesminen und blühenden Myrten.
Liebliche Stimmen der Vögel
Des Papagoys und der Nachtigall,
Die stets durch diese Gebüsche fliegen,
Machten mich ganz aufmerksam.
Sie sagten in ihrem Gesange:
O wohin gehst du, o Ritter?
Kehre schleunig zurück,
Kein Mensch tritt in diese Gegend,
Der mit dem Leben entkomme.
Nachdem ich diese Vögel,
Und ihre Lieder gehört,
Sezte ich mich hin zu ruhen,
Im Schatten einer Fichte,
Und legte mein Haupt auf eine Myrte.
Bald kamen die Sorgen bey Paaren,
Und stellten sich um mich her,
Und nach einem starken Seufzer
Entfielen mir diese Klagen:
O du, o edler Kaiser,
Mein grosser, angeborner Herr,
Sieh hier, wie ich arm und bekümmert
Von dir entehret werde.
Ich weis, du liebst mein Unglück,
Und ich bin stets zu deinem Dienste willig.
Denk noch an deine Liebe
Für die Infantin Belisandra,
Die Tochter des Königs Trafiomar.

Um

Um deine Quaal zu lindern,
Verschaffte ich dir die Schöne,
Ich und der edle Ritter
Der mutige Roldan.
Wir gingen, um dir zu dienen,
Als Handelsleute übers Meer,
Ich zog sie aus ihrem Lande,
Und brachte sie in deine Gewalt.
O alle ihr zwölf Ritter,
O Olivier und Roldan!
Und du, o edler Angeleros,
Und Angelinos der Infant!
Ihr denkt nicht mehr an mich,
Und ich kann euch nicht ehren.
O Herzog Don Astolfo,
Feldherr in England,
O alle ihr zwölf Ritter,
Wie ferne steht ihr von mir!

Hier fällt er auf den Gedanken,
Sich selbst in die Länder der Mohren
Freywillig zu verbannen,
Um sein Glück zu versuchen.
In diesem Vorsaz
Kehrt er nach Montalvan zurück.
Ohne von jemand Abschied zu nehmen,
Springt er auf seinen Bayard,
Und nach abgemeßnen Tagreisen
Kömmt er izt nach Paris.
Er geht zu Roldan, und bittet,
Daß ihn der Ritter begleite
Auf seiner Reise zu einem Turnier,
Das man jenseits des Meers bereitet.
Don Roldan, stets geizig nach Ehre
Ist gleich zur Reise gerüstet,

Und läßt es keinem wissen.
Sie ziehn als Pilgrimme,
Um sich den Mohren zu verbergen,
Und sind nun am Ende der Reise.
Es war ein Donnerstag,
Der Tag vor dem Feste des Täufers,
Denn auf diesen grossen Tag
War das Turnier angesezt.
Sie blieben die Nacht im Walde,
Von ihrer Reise zu ruhen.
Des andern Tags am Morgen
Hören sie den Schall der Clarnetten,
Der die Prinzessin hervorruft,
Für die man die Spiele feyert.
Sie trägt auf ihrem Haupte
Eine königliche Krone,
Ihre Haare fliegen zerstreut,
Und geben ihr neue Reize;
Und unter vielen Damen,
Mit denen sie hervortrat,
Erschien sie so glänzend,
Daß jeder erstaunte.
Gleich rief der mutige Roldan,
O Gott, welche schöne Dame!
Keine gleicht ihr in der Welt.
Ohne Nachtheil meiner Donalda
Möcht ich sie wohl geniessen.
Rinaldo voll Verwirrung,
Bey dem, was Roldan sagt,
Und im Gesicht entfärbt,
Erwiedert schnell dem Ritter:
Das sey dir wohl verboten,
Auf diese Art zu sprechen,
Denn Calidonia ist mein,
Ich will sie mir erkämpfen,

Und

Und suchst du keinen Streit mit mir,
So sprich nicht mehr davon.
Noch voll vom Zorn, der ihn entbrannt,
Rennt er auf Bayarden
Grad in den Kampfplaz.
Er sieht hier viele Ritter
Vom Pferd zur Erde stürzen;
Er sieht den tapfersten von ihnen,
Den guten König Gargatay,
Der alle Ritter niederwarf,
So viele vor ihm kamen.
Rinald stellt seine Lanze
Und stößt sie auf den Mohren
Nächst bey dem Sattelknopfe,
Und stürzet mit dem Mohren
Das Pferd zur Erde.
Drauf rennt er vorwärts fort,
Und wirft, was ihm entgegen kömmt,
Und was er treffen kann, zu Boden.

Keiner widersezt sich ihm,
Oder wagt, ihn zu erwarten. —
Schon neigte sich Phöbus
In die Fluthen des Ozeans,
Als der grosse König Agolandro
Die Clarnetten blasen ließ,
Damit das Turnier sich ende,
Und jeder zur Ruhe gehe
Bis auf den folgenden Tag,
Der diese Spiele beschliessen soll.
Rinaldo geht so brav,
Daß bloß sein Anblick schrecket.
Don Roldan, welcher nahe stund,
Kömmt gleich, ihn zu umarmen.
Wie ists mein lieber Vetter,

Du gehst und siehst mich nicht?
Voll Freude über deinen Kampf
Vergaß ich selbst zu kämpfen,
So mutig und beherzt schlugst du
Den grossen König Gargatay.

Du sagst dieß, Herr, mich zu verhöhnen.
Laß uns zum Berge gehn,
Wo unsre Wohnung ist;
Wir wollen in die Stadt nicht gehn,
Um nicht erkannt zu werden.
Der tapfre König Gargatay
Sah sie so gehn, und rief sie:
O ihr beherzten Fremdlinge,
Wo geht ihr hin zur Ruhe?

Wir gehen nach dem Berge,
Denn wir haben nichts zu zehren.
Und bloß um Gottes willen
Wird niemand uns bewirthen.

Ihr Ritter, wenn es euch gefällt,
Will ich euch Wohnung geben.
Rinald versezt hierauf:
Dein Befehl, o Herr, geschehe.
So werden sie beherbergt
Im besten Theil der Stadt,
Denn also war der Mohr gewohnt,
Die Fremden aufzunehmen.
Zugleich erscheint ein Bote,
Der vor dem König kömmt.
Die Ritter, sagt er ihm,
Sind Roldan und Rinald.
Die Nachricht kömmt vom Galalon,
Dem Freund des Agolandro.

So

So gleich bewaffnet jeder sich,
Und will die Ritter tödten.
Der gute König, der es sah,
Ruft aus mit lauter Stimme:
O tapfre Ritter,
Von einem so ansehnlichen Hofe,
Ich bin nicht der Meynung,
Daß man den besten Rittern
Der ganzen Christenheit
So begegnen müsse.
Ich gab ihnen Sicherheit,
Und darf mein Wort nicht brechen,
Allein so bald der Tag erscheint,
Möcht ihr die Waffen nehmen,
Und, Rittern gleich, mit ihnen
Im Kampfplaz treten.
Drauf geht der gute König,
Und gehet zu den Fremden.
O edle Ritter, sagt er,
Rinald und Don Roldan,
Seyd mir willkommen!
Wist, daß uns euer Galalon
In einem Briefe meldet,
Daß ihr den guten König,
Den Agolandro tödten wollt, —
Der mich gleich zu sich rufen ließ,
Und den Entschluß nahm, euch zu tödten,
Hätte nicht noch seine Achtung
Für mich ihn abgehalten.
Doch wist, mit nächstem Morgen
Müst ihr zum Kampfe kommen,
Du, edler Roldan,
Mit allen, die du sehen wirst;
Und du, o Don Rinald,
Wirst mit mir, und vier Königen

Im Kampfplaz treten.
Hierauf umarmt er sie,
Und Don Rinald versezt ihm:
Groß, Herr, ist deine Güte,
Herr, du verpflichtest uns
Dir mehr, als du kannst glauben.
Des andern Tags ruft sie der König,
So bald die Sonne hervorkömmt.
Sie kleiden sich in ihre Waffen,
Der König selbst hilft ihnen.
So bald er sie gewaffnet sieht,
Sagt er zu ihnen!
Vergebt mir, edle Ritter,
Ihr seyd nunmehr gewaffnet,
Und ich bin euer Todfeind.
Drauf sprach er nicht ein Wort mehr,
Und ging von ihnen.
Die beyden Vettern reiten
Ihm zu dem Kampfplaz nach.
Bayardens blosser Anblick
Erschreckte schon die Streiter.
Er schlägt, er hebt und bäumt sich,
Er wiehert und tritt an,
Daß unter seinem Schritte
Der ganze Boden zittert.
Rinald erblickt die Könige,
Die er bekämpfen soll,
Er sieht auch Calidonien,
Die auf der Bühne steht.
Der Mut wächst ihm so sehr,
Daß er mit Hize ruft:
Kommt alle mit einander,
Helft den fünf Königen,
Die ich bekämpfen soll.
Denn heut, an diesem Tage,

Will ich die Kraft beweisen,
Die mir mein Gott verlieh
Zur Ehre seines Glaubens.
Er spornt hierauf sein Pferd,
Die Könige, die ihn kommen sehn,
Gehn ihm vereint entgegen,
Und gleich beym ersten Angriff
Zerspringen ihre Lanzen
In Stücken um sie her.
Doch stößt Rinald die seine
Dem guten König Gargatay
Durchaus durch Brust und Rücken
Drauf tödtet er die andern vier,
Die Lanze bricht, er zieht Fußbeeten,
Dringt immer vorwärts in den Kampf,
Indem er tausend Wunder thut,
Bis er auf seinen Vetter,
Den guten Roldan, stößt,
Der einen ganzen Trupp
Von diesen Mohren jagte,
Wie groß war ihre Freude,
Da sie sich bey einander sahn?
Sie treten nun von neuem
Mit grossem Mut im Kampf,
Sie tödten so viel Mohren,
Daß keine Zahl sie zählt,
Der Sterbenden Gewinsel
Steigt bis zum Himmel auf.
Rinald wirft izt den Blick
Begierig nach der Bühne,
Er sieht dort viele Ritter
Um die Prinzessin stehen.
Voll Grimm und wildem Mut
Rennt er zur Bühne hin,
Und alles ringsum zittert

Vom Klange seiner Waffen.
Er fasset die Prinzessin,
Und sezt sie auf Bayarden,
Und rennt darauf voll Kühnheit
Fort durch den Kampfplaz.
Die Mohren, die ihn sehn,
Wagen nicht, ihn anzugreifen,
Aus Furcht die Prinzessin zu verlezen.
Klagend und seufzend
Beweinen sie ihre Niederlage,
Und den Tod des Königs Gargatay.
Die Prinzessin, schon besiegt
Von ihm, dem keiner gleich ist,
Beginnt mit zarter Stimme
Ihn also anzureden:
O Herr, in welche Gefahren
Begibst du dich für mich.
Doch laß mich lieber sterben,
Und fliehe die Gefahr.
Sie schlägt die Arme um ihn,
Und küst ihn ins Gesicht,
Und ihren schönen Augen
Entfliessen viele Thränen,
Aus Furcht ihn zu verlieren,
Und baden seine Wangen.
Mit Worten voll von Liebe
Sucht sie Rinald zu trösten.
Sey unverzagt, o Schöne,
Und laß dich hier nichts schrecken.
Doch da sie noch so reden,
Kömmt der Prinzessin Bruder,
Und in Rinaldens Armen
Gibt er ihr eine Wunde,
Die ihr das Leben raubt.
Mit schwacher Stimm und seufzend

Spricht sie die lezten Worte:
O du, o mein Geliebter,
Erinnere dich meiner,
Da ich für dich izt sterbe.
Vergiß nicht, mein Geliebter,
Die, welche dir schon folgte,
Und ihren Herrn und Vater
In Zorn und Schmerz verließ.
O was für Pein und Kummer
Erregt mir der Gedanke!

Hier überdeckt ihr Antliz
Des Todes bleiche Farbe,
Indem ihr Mund verstummt.
In einem starken Seufzer
Entflieht ihr Leben.
Der Ritter, der sie sterben sieht,
Wird bleich, wie sie, im Antliz,
Und bricht in diese Klagen
Voll Schmerz und seufzend aus:
O Unglückseliger!
Ich darf mich nicht mehr nennen,
Ich bin nicht mehr Rinaldo.
O Tod, warum verweilst du,
Da ich das Leben hasse?
Geliebte meines Herzens,
Wo soll ich izt dich suchen,
Ich, der dein Mörder war?
Ja ich allein, ich war es,
Der dir das Leben raubte.
Verräther, schlechter Ritter!
Was zögerst du noch hier?
Fort, laß uns an den Mohren
Des Bruders Bosheit rächen.

Hier legt er die Prinzessin
Voll Schmerz und Quaal zur Erde
Und eilt, und sucht den Ritter,
Den Stifter seiner Quaal.
Er haut und würgt die Mohren,
So viele vor ihm kommen.
Und macht ein schrecklich Blutbad,
Bis ihm sein Feind erscheint.
Schnell stürzt er, wie ein Reyher,
Im Schlachtfeld über ihn;
Er greift ihn bey den Haaren,
Und reist ihn von dem Pferde,
Und bindt ihn mit den Füssen
Bayarden an den Schweif.
Da er ihn so gebunden,
Rennt er mit ihm davon,
Und wirft noch immer Mohren
Zur Erde vor sich hin,
Bis er zu seinem Vetter kömmt,
Mit dem er nun zusammen
Der Schönen Tod beweinend,
Zurück nach Frankreich kehrt.

Der Galeerensklave,
ein Romanz des Gongora.

*

An die harte Bank einer türkischen Galeere geschmiedet, beyde Hände ans Ruder, beyde Augen auf das Ufer geheftet,

*

Hielt ein Galeerensklave von Dragut, an der Küste von Marvella, bey dem rauhen Geräusche des Ruders und der Kette, diese Klagen:

O ge=

O geheiligtes Meer von Spanien, berühmte und glänzende Küste! O Schauplaz, auf dem so viele tausend Seetragödien aufgeführt worden!

*

Da du dasselbe Meer bist, das mit seiner Flut die gekrönten und stolzen Mauern meiner Vaterstadt küsset;

*

So bringe mir Nachricht von meiner Geliebten, und sage mir, ob die Thränen und die Seufzer auch wirklich sind, die mir ihre Briefe beschreiben.

*

Denn ist es die Wahrheit, daß sie meine Sklaverey an deinen Ufern beweinet, so must du schon die Südsee mit ihren glänzenden Perlen übertreffen.

*

Gib mir doch nur, o heiliges Meer, eine Antwort auf meine Frage; denn du kannst es, ist es anders wahr, daß die Wasser sprechen *).

*

Aber du antwortest nicht, und es ist nur zu gewiß, daß sie todt ist. Aber kann sie todt seyn, da ich, entfernt von ihr, noch lebe?

*

Da ich nun schon zehn Jahre, ohne Freyheit und ohne sie, verdammt zum Ruder lebe, kann noch der Gram wohl tödten?

*

Unterdessen entdecken sie sechs Segel der Malthesar, und der Hauptmann gebeut dem Sklaven, aus allen Kräften zu rudern.

Glück

*) Ein spanisches Sprichwort.

Glück und Unglück,

ein anderer Romanz des Gongora.

*

O wie schön beklagt Alcino, der Orpheus der Guadiana, ein Glück ohne Dauer, ein unveränderliches Unglück!

*

Er schlägt die gestimmten Saiten seiner goldnen Cyther, und der Ton entfesselt die Berge, und hält die Fluten zurück.

*

O wie schön besingt er sein Leben, wie schön beweint er seine Hoffnung! und der Strom und der Berg vernehmen, was er weint, und was er singt: Das Leben ist kurz, und groß ist die Hoffnung, das Glück flieht mich, und das Unglück wird immer grösser.

*

Das Glück ist jene Blume, welche die Morgenröthe aufblühen sieht; schon sinkt sie bey den Strahlen der Sonne, und am Abend ist sie nicht mehr zu finden.

*

Das Unglück ist jene starke Eiche, die mit dem Berg zugleich entstanden; von einem Jahrhundert zum andern kämmt die Zeit ihre grünen Haare.

*

Das Leben ist der verwundete Hirsch, den die Pfeile, die ihn getroffen, beflügeln, die Hoffnung jenes Thier, das sein Haus mit den Füssen beweget. Das Leben ist kurz, und groß ist die Hoffnung, das Glück flieht mich, und das Unglück wird immer grösser.

---

6. Ue-

6.

Ueber den Hauptzweck der dramatischen Poesie,

von

Michael Hißmann.

Die mehresten Urtheile über die Moralität des Theaters sind eben so unmoralisch, überspannt und ungegründet, als die gewöhnlichen Forderungen und Regeln, mit welchen die Kritik den theatralischen Dichter zu fesseln gesucht hat, unphilosophisch, unpsychologisch und unästhetisch sind. Nie hat eine Person unkompetentere Sittenrichter; nie ein Geistesprodukt unverständigere Beurtheiler gehabt, als die Muse des Theaters, und ihre Produkte. Man hat sie gewöhnlich vor den Richterstuhl solcher Moralisten gezogen, die in ihrem ganzen geistlichen Leben weder Theaterstücke gelesen, noch aufführen gesehen. Allemal waren daher die Urtheile solcher Männer die unverantwortlichste Ungerechtigkeit, und die gröbste Beschimpfung dieser Schönen, die sie nie verdient hatte. Denn gesezt auch, der Richterspruch eines solchen Richters fiel zu ihrem Vortheil aus: so waren es doch beleidigende Lobeserhebungen eines Unwissenden, die sogleich mit des Narrenlob in der Fabelmoral ausgestrichen werden müssen. Noch weher that man ihr, wenn gar das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen würde; wenn man sie als eine Pest guter Sitten, als eine Verführerin unverdorbner Seelen verfluchte; wenn man ihre Wohnung für einen traurigen Aufenthaltsort von geschäftigen Zeitdieben, für einen gefährlichen Sammelplaz der List und der Verschmiztheit, für eine Schule ausschrie, in welcher die schändlichen Ränke in der ehelichen Gesellschaft, die heimlichen Berückungsarten, mit welchen Kinder ihre Eltern, Bürger ihre Mitbürger hintergehen, und alle Arten der sogenannten politischen

Kniffe.

Kniffe, Geburten der Hölle, gelehrt, und wo tausend Menschen durch die lächerlichmachende Entwickelung allerley Gattungen von Lastern, die nur die Wenigsten kennen, aus ihrer glücklichen Unwissenheit herausgerissen würden. Ihrer Meynung nach sah' man auf dem Theater nichts als Harlequins, Possenfezer, ausgelassene Aktrizen, schaamlose Tänze, freche Stellungen, buhlerische Kleidungen, u. s. w., und man hörte nichts, als schlüpfrige, säuische Reden, verführerische Dialogen, die bald die Leidenschaft der unkeuschen Liebe rege machen, bald zu einer romanhaften, schwärmerischen Freundschaft anflammen, bald eben dieses Feuer zu einer kalten Gleichgültigkeit dämpfen, und die Seele entweder zur Wildheit und Zügellosigkeit hinreissen, oder sie in eine spekulirende, gebethreiche Unthätigkeit versenken, kurz — die gröste Unbeständigkeit im Karakter hervorbringen.

So sind die meisten Urtheile über die Schaubühne, von Seiten ihrer Sittlichkeit betrachtet, beschaffen. Ich nenne keinen von den Schriftstellern, aus denen ich diese kleinstädtische Beschuldigungen gezogen habe, weil sie sich ihrer eignen Worte schämen müsten. Aber kleinstädtisch nenn' ich dergleichen unüberlegte Vorwürfe mit Vorbedacht. Sie fliessen aus dem Mund, der Feder und dem Herzen entweder solcher Pedanten, die aus der kleinen Anzahl von Erfahrungen, die sie in dem engen Bezirk eines Landstädtchens von den unbeträchtlichen Wirkungen stümperischer, vorstädtischer Kreuzerschauspieler eingesammlet haben, auf die gleichmässige Einrichtung und Nuzenstiftung der meisterhaften Schaubühnen in der grössern, begüthertern Welt; von den theatralischen Landscheunen auf die prächtigen Schausäle grosser Städte; von den Rübenöllampen an den spanischen Wänden der Dorfstheater, auf die vortrefflichen Dekorazionen der Bühnen in den Hauptstädten der Provinzen; von den bettelarmen, herumirrenden Lumpenschauspielern, die sich, um Zulauf und Brod zu haben, nach dem Beyfall, den unwissende, äusserstsinnliche Zuschauer ihren läppischen Harlequinaden zuklatschen, richten müssen, auf die reichlichbesoldeten Schauspieler von Paris und

Wien,

Wien, und vom verdorbenen, oder nie ausgebildeten Geschmack ihrer schusterschen, schneiderschen, schul- und bürgermeisterschen Beichtkinder auf den verfeinerten Geschmack und auf die ausgebreiteten Kenntnisse des Parterre und der Logen im Schautempel ihres Königs, — mit verkehrtem, kurzsichtigem Sinn fortschliessen; oder sie rühren von ganz blinden Eiferern her, die gar nicht einmal wissen, worüber sie eifern.

O Richter! die ich, eurer ungerechten Rechtssprüche wegen, meinem ärgsten Feinde nicht wünschen könnte, selbst wenn die Unschuld ihn bey euch anklagte, hättet ihr aus der Erfahrung gewust, daß die dramatische Poesie, die die innersten Saiten der Menschheit trifft, die Menschen bis auf die niedrigste Menschenklasse herab, empfindungsvoll, gefühlvoll, theilnehmend, mitleidig, menschenfreundlich macht; daß sie ihnen bewährte Grundsäze der Tugendlehre, befolgungswerthe Maximen der Klugheit einflöst; daß sie durch das ihnen eingegossene, lebendige, vollstürmende, tugendhafte Urgefühl weit kräftiger zur Rechtschaffenheit anspornet, als nervenlose, nachgesprochene Bußwecker, und unverdauliche Aufmunterungen, in unverständlichen mystischen Ausdrücken, zur seelenzerknirschenden Reue, zum Durchbruch der Menschenliebe, von der heiligen Stätte herabgeplaudert, oft zur blossen Betäubung herabgedonnert; hättet ihr je den frohen Anblick der Feinheit der Sitten des gemeinen Mannes in grossen Städten, genossen, der gröstentheils dem Theater seine Verfeinerung verdanken muß; hättet ihr erfahren, daß der unbedeutendste Bediente in Wien (hier sprech' ich zuversichtlich, denn ich sprech' aus eigner Erfahrung,) mehr Weltkenntniß, Lebensart und Feinheit durch die Dramen überkommen hat, als sich im Innren Deutschlands mancher Junker, so lang er lebt, nicht erbetteln kann; hättet ihr bedacht, daß das Schauspiel das kräftigste Mittel ist, wodurch die Grossen aus dem Wirbel ihrer zerreissenden Geschäfte herausgerissen, wodurch ihre Sorgen verscheucht werden können, die ihnen euretwegen Vergnügen und Ruhe verschwemmen; das beste Mittel zur Beschäftigung müssiger, niedlicher, flattrichter Puppenseelchen, markleser,

loser, seidener Strümpfe; hättet ihr die menschliche Seele gekannt, die durch Beyspiele und anschauliche Schilderungen unendlich leichter erhizt, und in Wirksamkeit, der Absicht des Lebens, gesezt werden kann, als durch kalte Räsonnements, der aus der tief in sich selbst zurückgezogenen Seele herausgearbeiteten Spekulazion: — hättet ihr dieses alles gewust und bedacht, ihr würdet gewiß die Besuchung der Schauspiele nimmermehr in das ohnehin schon lange Sündenregister eingerückt haben.

Doch ich habe mir nicht vorgenommen über den moralischen Werth des Theaters zu schreiben. Marmontels Apologie des Theaters *), und Sulzers philosophische Betrachtungen über die Nüzlichkeit der dramatischen Dichtkunst sind bekannt genug **). Ich muste aber diese Anmerkungen über den Nuzen der Schaubühne vorandrängen, weil ich einen Gegenstand untersuchen will, den die Apologeten des Theaters mit gutem Erfolg zur Erhärtung ihrer Behauptung gebrauchen, und den man eben deswegen in der Aesthetik zu einem Grundsaz für die dramatische Dichtkunst gemacht hat. Man schrieb nämlich dem theatralischen Dichter die Regel vor, die Tugend in allen seinen Stücken in ihrem grösten Glanze darzustellen, um sie dem Zuschauer um so viel liebenswürdiger, und um die Schaubühne zur vollkommensten Sittenschule zu machen. Man glaubte, der Dichter würde diese Absicht um so viel leichter erreichen, wenn er vollkommen tugendhafte Karaktere und verhältnißmässig glückliche Erfolge und Aufschlüsse seiner Geschichte dazu auswählte; wenn er dem Parterre Ideale von Tugend vorhielte, um die edle Betriebsamkeit, die ernstlose Begeisterung der gefühlvollen Zuschauer, deren Herz der Wahrheit und der Tugend schon lang ahndend entgegen schlug, immer mehr anzuflammen; wenn er die menschliche Tugend zu einer englischen hinaufidealisirte, und das menschliche Laster zur teufelischen Bosheit herabkarikaturirte, um jener liebenswürdigen Schönen noch mehr

Reize,

*) Bey dessen Contes moraux Tom. II.

**) Vermischte philosoph. Schriften. S. 146. u. f.

Reize, und dem Bild dieses Scheusals noch mehr abscheuliche Züge einzuverleiben, damit jenes um so viel mächtiger Liebhaber fest anziehen, dieses aber alles, was menschlichen Odem hat, fern von sich zurückschrecken möge. — Eine sehr wohlthätige Absicht! Schade, daß man, um sie zu erreichen, ein unpsychologisches Mittel vorgeschlagen hat. Hier sind einige Betrachtungen sowol über die eigentliche Absicht des Drama, als über das angezeigte Mittel.

Wenn man nicht allen Beobachtungen über die Urtheile, — die man aus dem Mund und den Schriften einsichtsvoller Männer über die Güte und Nichtgüte, über die Vortrefflichkeit und Mängel einzelner Theaterstücke, und der Werke der schönen Künste und des Geschmacks überhaupt, kennet, — geradezu widersprechen will: so kann man die moralische Bildung des Menschen unmöglich zu ihrem Hauptzweck machen. Ich habe noch nie einen bewährten Kunstkenner ein dramatisches Stück deswegen vortrefflicher, oder ein anderes deswegen schlechter nennen gehöret, weil jenes moralischer war, als dieses. Der Kritiker der Werke schöner Geister ist Kritiker, und nicht Moralist. Die Grundsäze der Aesthetik sind nicht Vorschriften der Sittenlehre. Gedichte werden deswegen nimmermehr vortrefflich heissen, weil eine jede Zeile mit einer wässerigen Sittenregel, oder mit einem kraftlosen Gebeth, oder mit einem erbaulichen Spruch aus einem heiligen Buch ausgestopft ist. Die allermoralischten Stücke können freylich auch die besten seyn; aber sie sind nicht nothwendig allemal die besten. Das müsten sie aber allemal seyn, wenn man ihre Güte nach der Menge oder nach der philosophischen Richtigkeit ihrer moralischen Vorschriften schäzen, oder nach einer auf die reinste Moral hinweisende Aufschürzung der ganzen Geschichte beurtheilen müste. Man schäzt sie aber nach Regeln der Schönheit, die nicht nur von den moralischen Maximen ausserordentlich verschieden sind, sondern auch auf Gründen in der menschlichen Natur beruhen, die nichts mit den erstern gemein haben.

Zwar hat die wahre Kritik in den neuern Zeiten einige verunstaltete Auswüchse erhalten, da eine Menge von Kritikastern die Werke des Geschmacks nicht nach den ächten Regeln des Geschmacks beurtheilen, sondern sie hauptsächlich von der Seite der Reinheit ihrer Sittenvorschriften ansehen, anfassen, Lob und Tadel über sie ausschütten, gewöhnlich ausschelten und ausschimpfen. Das heist aber Gemälde, die man von vorne betrachten sollte, umkehren, auf den Kopf stellen, und nun sagen, ob sie einem gefallen, oder nicht, und wenn's angeht, ob man sie konfisziren und ins Verzeichniß verbothener Stücke sezen soll, oder nicht? Sie sollten Dich ja ergözen; Dir Annehmlichkeiten zuströmen; die Nerven Deines Schönheitsgefühls anschlagen. Warum verlangst Du denn, daß sie dich erbauen, in der Sittlichkeit unterrichten, und Dein moralisches Gefühl rühren sollen? Dazu siehe Dich um biblische Spruchbüchleins um, um Systeme, Kompendien, moralische Wochenschriften, Predigten, Postillen, Gebethe im Arndt, oder in der Zend-Avesta, die Zoroaster nicht gemacht hat. Warum willst Du etwas da finden, wo's niemand hingelegt hat, von dem Dir niemand verspricht, daß Du's da finden werdest? Lies also Wielands oder Göthe's, oder die Werke andrer Dichtergenies nicht, wenn Du morgen Deine Missethaten ohne Zurückhalt ins Ohr beichten, und zu dem Ende heute die Kinder Deiner Gottlosigkeit alle um Dich herum versammlen willst. Diese vortrefflichen Werke sind dem Geschmack, nicht bußfertigen Sündern gewidmet; sie zerstreuen und heitern auf; und Du willst gerade Busse thun, und für lauter Reue zerfliessen. Was Wunder, daß Du Dir, durch Deine eigne Schuld, an diesen Pyramiden den Kopf zerstössest, ehe Du schmelzen kannst? Urtheile nun selbst, wie ungerecht Deine giftige Lästerungen sind, die Du auf Männer ausschäumest, die die ehrwürdigsten Aufklärer Deines Zeitalters, und die Ehre Deiner Nazion bey den Ausländern sind! — Ich wünschte: Kunstrichter schimpften nicht auf Göthe, und Theologen nicht auf die Berliner!

Wenn

Wenn diese allgemeine Bemerkungen auf die dramatische Dichtkunst vornehmlich anwendbar sind: so ist es offenbar, daß der Hauptzweck der Schauspiele nicht Moral ist. Hier entscheidet das Urtheil und der Geschmack aller Zeitalter, in welchen dramatische Stücke gelesen und aufgeführt worden sind, mehr, als die unnüzen Forderungen der Räsonneurs, die in Tag hineinurtheilen, ohne die Beschaffenheit der dramatischen Poesie von den besten Stücken abgezogen zu haben. Das vortreffliche Gebäude der Sittenlehre mit allen seinen Grundpfeilern kann auf keinem Theater aufgebauet werden. Die einzelnen Theile dieses Pallastes, die reizenden Aussenseiten, und alle Gemächer, in denen eine jede Art von Tugend mit jeder Art von Glückseligkeit vermählt wohnet, können unsern Augen lebhaft dargestellt werden. Eben so können die buhlerischen Laster, und ihr ganzes höllisches Gefolg in ihrer ganzen Blösse vor die Augen der Zuschauer zur beschimpfenden Schau auf die Schaubühne hervorgezogen werden. Aber nur eine einzige, immer sehr wichtige Art von Gründen und Aufmunterungen zur Tugend; nur eine einzige Klasse von Schrecknissen der Laster und ihrer Hölle, — steht dem dramatischen Dichter zu seinem Gebrauche frey. Sein ganzer Triebstachel zum ruhelosen Fortstreben nach Rechtschaffenheit, zum geschlachteten Dulden, zum unabänderlichen Anhalten an der Tugend unter allen peinlichen Foltern unaufhörlicher Leiden, zum triebkräftigen Zurückstreben vom anlockenden, hellglänzenden Laster, zur unbefleckten Liebe der unverlarvten, unbemerkten Tugend, — ist die Anschaulichmachung jenes seelerhebenden Grundsazes, der, wie der Thau der Morgenröthe, die oft dürren Zweige des Baums des Guten belebt: Tugend macht seine Verehrer glücklich, das Laster seine Rotte unglücklich. — Aber wie oft wird nicht die leidende Tugend von der Last tausendfacher Unglücksfälle niedergepreßt; wie oft sind ihre Tage, die lieblich, wie ein Frühlingstag und heiter, wie ein Sonnenlicht dahinfliessen sollten, in die Finsterniß der Mitternacht eingehüllet? Wie häufig wird dagegen der Schnellkraft des glücklichern Lasters die le-

bendige Wirksamkeit durch allerley glückliche Umstände erleichtert? O die Unschuld, — auf die die Leiden, wie Waldwasser hervorbrechen, und die, so lang sie noch immer menschliche Unschuld ist, nur selten bey dem beruhigenden Bewustseyn Gutes gethan zu haben, und unschuldig zu seyn, auf dem unwegsamen stachlichten Pfad pfeilgerade nach dem Tugendtempel fortwandeln wird, — sieht den Felsen, der hinter dem Vorhang dieses Lebens steht, und an dessen Fuß die furchtbaren Fluten zerschäumen, und ihre ganze Wut sich legen wird, auch im prächtigsten Schautempel des grösten Königs nicht. Und für den triumphirenden Bösewicht ist die Täuschung zu groß, und eben deswegen ganz unwirksam, wenn auf dem Theater einer von seinen schwelgerischen Brüdern auferstünde, und die Ermahnung, Busse zu thun, an sein versteinertes Herz legte.

Hier liegt abermal ein Hauptgrund, um welches Willen die moralische Besserung des Menschen unmöglich als Hauptzweck der dramatischen Dichtkunst angesehen werden kann. Denn gerade die ersten Gründe der Sittlichkeit und der Religion lassen sich nicht in theatralische Handlungen bringen. Der merkwürdigste Grundsaz der Moral, ohne welchen man gerade in den verschlungensten Fällen nicht fertig werden kann, der Saz, — daß sich unser Leben nicht in diesem Irdischen wirbelt, sondern, daß gerade beym Herabsinken der Nacht des Todes, Lichtsaame der Unsterblichkeit auf die zerfallende Seele fliest, — diese Grundfeste der Ruhe ist nicht theatralisch. Eine solche Wahrheit erreicht nur das Klimmen der ruhigforschenden Vernunft, und sie würde vom Munde des Komödianten ausgesprochen, und in Handlung eingekleidet, an Würde und Wichtigkeit unendlich verlieren.

Wenn aber die Schaubühne die Beförderung der moralischen Gesinnungen nicht zur Hauptabsicht hat: so ist diese doch unstreitig einer von ihren vornehmsten Nebenzwecken. Man glaube nicht, daß es hier auf weiter nichts, als auf blosse Wörter ankomme. Wäre die Schaubühne weiter nichts, als eine Sittenschule, und müste das Praktische ihre Haupt-

absicht seyn: so würde der Kritiker alle dramatische Stücke verwerfen müssen, die bloß unterhalten und vergnügen. So aber können dergleichen Stücke, die bloß die lezten Eigenschaften haben, allerdings vortrefflich, und vortrefflicher seyn, als die Schauspiele, die einen gewissen moralischen Karakter, eine gewisse Tugend anempfehlen, und gegen ein gewisses Laster Abscheu in die Seele leiten. Dagegen müssen unter diesen Umständen alle theatralische Gedichte vor dem Richterstuhl der Kritik verdammt werden, die den Nebenzweck, die moralische Besserung des Menschen, nicht nur nicht befördern, sondern die gerade seinem Gegentheil, der moralischen Verschlimmerung aufhelfen, und der Lasterhaftigkeit Vorschub thun, Da möcht' ich aber nicht auf dem Richterstuhl sizen, nicht dieses Endurtheil über ein Produkt des Genies fällen. Ich müste die Lage des Dichters, sein Publikum, für welches das Stück eigentlich bestimmt war, und tausend Umstände wissen, die sein Verbrechen in einem hohen Grad herabstimmen könnten.

Wichtig kann und muß also das Drama für die moralische Bildung, als für einen Nebenzweck, immer werden. Durch seine Zauberkraft werden die menschlichen Seelenkräfte auf die leichteste Art entwickelt und verfeinert, und die Nerven ihrer Wirksamkeit zur tugendhaften Thätigkeit gereizt. Geist und Herz wird in Bewegung gesezt. Sinnen und Einbildungskraft werden gerührt, und alle Arten von Gefühlen des bürgerlichen Menschen werden angeschlagen. Wer in schönen Dramen nicht alle Arten von Schönheit, oder wer keine einzige empfindet; wer in moralischen Schauspielen die Moral nicht fühlt, der bethe um Schönheits= und um moralisches Gefühl.

Merkwürdig ist in dieser Rücksicht die Bemerkung philosophischer Aesthetiker, daß das Idealschöne in allen schönen Künsten am schwersten zu erweisen, und die grösten Meister glücklich sind, wenn sie ihm nur nahe kommen. Für den Dichter hingegen sind gerade die vollkommen tugendhaften Karaktere mit den wenigsten Schwierigkeiten verbunden. Richard

son ist mit seinem vollkommenen Grandison gewiß leichter fertig geworden, als mit seiner Clementina, und vielleicht auch mit der Clarissa leichter, als mit dem Lovelace. Hieraus folgt, daß die Dichtkunst als schöne Kunst betrachtet, eine ganz andre Idealschönheit habe, als die sittliche Vollkommenheit der Karaktere *). Der Dichter also, der die Erreichung und Zusammendrängung der höchsten Schönheiten zur Absicht hat, entfernt sich von der höchsten Dichterschönheit in eben dem Maas, in welchem er vollkommen tugendhafte Karaktere bearbeitet. Der Grund davon liegt ohne Zweifel in der eigenthümlichen Beschaffenheit der Tugend, und in der Natur der menschlichen Seele.

Tugend, man mag sie in Situazionen ansehen, in welchen man will, ist Einheit, Uebereinstimmung, Ruhe, Stille, Gleichförmigkeit. Lauter Eigenschaften, die keinen Dichter, am wenigsten den dramatischen, lange beschäftigen können. Der dramatische Dichter kann einen vollkommen tugendhaften Karakter als Hauptkarakter seiner Geschichte gar nicht gebrauchen, wenn er sein Stück nicht durch allerhand unzeitige Episoden zur Grösse eines Drama auszerren will. Denn vollkommene Tugend müste auf dem Theater zu ruhig seyn, vielleicht würde sie gar einschlafen. Der Dichter hingegen braucht Karaktere, die ihm Gelegenheit zu sehr vielen Handlungen geben. Vollkommene Tugend hat auf dem Theater nur sehr wenige Reize, das heist, sie ist selbst für empfindsame Seelen nicht interessant genug. Interessanter ist die Schilderung thätiger, lebhafter, merkwürdiger Auftritte des menschlichen Lebens, die unsre eigne Thätigkeit anfachen, unsre eigne Leidenschaften erregen, und alles, was an uns bewegt werden kann, in Bewegung sezen. Interessanter ist die nach dem Leben abgegossene Darstellung menschlicher Gedanken, menschlicher Gemüthsneigungen, und ihrer vortheilhaften, oder nachtheiligen Wirkungen. Was kann die Aufmerksamkeit des Zuschauers besser an sich ziehen; was seine Neugierde und Erwartun-

*) Litteraturbriefe Th. IV. S. 286.

wartungen, wenn sie auch tief schliefen, besser aufwecken, als die Zurückführung grosser, oder auch unwichtiger, aber bekannter Menschen aus allen Ständen, auf den Schauplaz, von dem sie schon seit Jahrtausenden abgetreten sind; als die Bestellung der Zuschauer zu Zeugen der merkwürdigsten Thaten ungewöhnlicher Menschen, mit deren Glückswechseln das Glück und das Unglück vieler tausend Menschen verknüpft war.

Allein, nicht bloß das Wesen der vollkommenen Tugend selbst, die zu viel Einheit, zu viel Stille, zu wenig dramatische Thätigkeit in sich fast, schliest sie von der Zahl theatralischer Karaktere aus; sondern auch die Natur der zuschauenden und zuhörenden menschlichen Seele. Denn, wenn die Tugend idealisirt, und über ihre gewöhnliche menschliche Grösse hinausgetrieben wird, (und das geschieht bey einer jeden Einkörperung der vollkommenen, englischen Tugend): so wird wegen ihrer Nichterreichbarkeit in der Seele des Zuschauers ein bloß kaltes Staunen, und eine gleichgültige Veränderung erzeugt. Diese Empfindungen vergnügen nicht und bessern nicht. Sie vergnügen nicht in den Augenblicken, da man sie hat; und, weil sie aufgehöret haben, sind sie auch ohne allen bessernden Nuzen, vielleicht gar mit einigem Nachtheil für die Gesundheit vergesellschaftet, weil sie die Nerven ausserordentlich anspannen.

Eben deswegen wählten die Griechen zu den Hauptpersonen ihrer Dramen ganz natürliche Personen; denn sie nahmen ihre Süjets aus der Geschichte. Und alle Komiker und Tragiker haben es in ihren Arbeiten durch ihr lehrreiches Beyspiel bewiesen, daß die vollkommene Tugend, — die, wenn sie in leiblicher menschlicher Gestalt unter uns wandeln sollte, die liebenswürdigste Schöne seyn würde, — von den erdichteten Personen eines dramatischen Stücks umringt, sehr viele Reize verlieren würde. Ich weis, sagt ein Mitarbeiter an den Litteraturbriefen, (Th. IV. S. 291.) kein einziges dramatisches Stück von den Alten, in welchem vollkommen tugendhafte Personen vorkommen sollten. Nicht einmal Oedip und Alceste sind auszunehmen, so sehr man auch beyde für morali-

sche Idealschönheiten zu halten pflegt. Oedip hat zwar nicht solche Fehler, daß man sein Unglück eine verdiente Strafe nennen könnte. Er zeigt aber doch seine menschliche Schwachheit allzusehr, und ist von der vollkommenen Tugend eines Sokrates und Cato weit entfernt. Es ist eine Vermischung von Tugenden und Schwachheiten, die einen individuellen Karakter ausmacht. Der Karakter der Alceste ist mehr übermässige Zärtlichkeit, als Tugend, und die Haupthandlung derselben, die Aufopferung für ihren Gemahl ist vielleicht, nach den strengsten Regeln der Vernunft, eine zu weitgetriebene Zärtlichkeit und Schwachheit. Aber zu welchen vortrefflichen Situazionen hat diese Schwachheit Gelegenheit gegeben?

Mir scheint's überhaupt, daß die Frage: — ob der Dichter idealisiren, ob er alle Schönheiten, die in der ganzen Natur, oder in ganzen Geschlechtern und Arten von Gegenständen zerstreuet sind, auf einen kleinen Fleck sammlen, und in ein einziges Individuum zusammendrängen, und ob er sie auf höhere Grade hinauftreiben dürfe, als sie in der ganzen Natur vorhanden sind? — nur unter vielen Einschränkungen beantwortlich zu seyn. Minder schöne Gegenstände gewinnen ohnehin allemal an Schönheit, wenn man sie mit schönen Gegenständen zusammenstellt; sie idealisiren sich selbst. Vorsezliche idealische Gemälde verewigen am Ende den Werth der so schönen Natur. Eben so können unerreichbare Ideale von sittlichen Vollkommenheiten und Schönheiten die Liebe zur Tugend schwächen. Der dramatische Dichter kann sie daher in allem Betracht nicht gebrauchen.

Et prodesse volunt, et delectare Poëtae.

---

7. Auszug aus einem Briefe.

London, den 13ten Nov. 1777.

.... Den Code of Gentoo Laws, der neulich aus dem Persischen nach dem samskruischen Original übersezt ist, haben Sie noch wol nicht gesehen. In der Vorrede des englischen Uebersezers steht viel Merkwürdiges für die Philologie des hebräischen Textes. ... Hr. Justamond hat neulich von seiner Uebersezung des michaelischen mosaischen Rechts Proposals herausgegeben. Sie wird zwey Gui-

neen

neen kosten und der erste Theil künftigen Sommer erscheinen. . . . . Björnståhls Briefe verdienen allerdings Aufmerksamkeit und in einer bekannteren Sprache, als die schwedische ist, gelesen zu werden, ob sie gleich auch viel unrichtiges und falsches enthalten. Was er z. B. von der Veranlassung sagt, die er zur Entdeckung des livianischen Fragments auf der Vatikana gegeben *), erklärt Hr. Bruns, den ich auf einer neulichen Reise nach Oxford wieder gesprochen, für eine grobe und unverschämte Lüge. Unser Landsmann, hoffe ich, wird durch das, was er in der Zukunft leisten kann, sein Recht an diesem Funde ausser Streit sezen. Vielleicht hat er auch aus dieser Ursache der römischen Erzählung, wie dieses Fragment gefunden worden, nichts entgegengesezt. Hr. Björnståhl hat indeß so dreist die Unwahrheit gesagt, daß unser Freund Sie bittet, so bald als möglich öffentlich zu erklären, daß B. und er das Mspt, wovon die Rede ist, nie zu gleicher Zeit gesehen, daß B. ihm nie ein Wort von einem solchen Mspt. gesagt, daß er es zum erstenmal gesehen habe, da B. schon von Rom abgereist war, und daß gute Gründe vorhanden sind zu vermuten, daß, seitdem Bianchini das Mspt. in Händen gehabt, niemand vor Hr. Br. es sich habe vorzeigen lassen. Björnståhl, der in diesem Kodex etwas gelesen zu haben vorgibt, hat ihn aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht gesehen, ganz gewiß nicht in Gesellschaft mit Hrn. Bruns. . . In Italien ist für Bücherkenner, insbesondere alter Ausgaben von hebräischen Bibeln, eine wichtige Schrift herausgekommen: De hebraicae typographiae origine ac primitiis, seu antiquis ac rarissimis hebraicorum librorum editionibus Saeculi XV disquisitio historico-critica Joannis Bernardi de Rossi S. Th. D. Parmae. 4. 1776. Ich hoffe, daß diese Schrift bey der neuen Ausgabe von le Longs Bibliotheca sacra genuzt wird. Es werden darin viele Ausgaben richtig und fleissig beschrieben, die man entweder gar nicht oder falsch kannte. Hr. Bruns versichert mich indeß, daß de Rossi nicht eine einzige Ausgabe aufgetrieben, die er nicht auf seinen Reisen schon gesehen und exzerpirt habe. R. sah ihn kurz vorher, eh er Italien verließ, konnte also von ihm manche Nachricht einholen, wo man mit glücklichem Erfolge nach hebr. Edizionen Nachfrage thun könnte, doch davon thut er mit keinem Wort Erwähnung. . . Tyrrwhit, der neue Herausgeber von Chaucer's Canterbury Tales, ist ein Mann von einem ansehnlichen Vermögen, aber ohne öffentliche Bedienung; er ist selbst auch ein guter Dichter, ob aber von seinen Gedichten einiges gedruckt ist, kann ich nicht sagen. . . Ein elender Kommentar über die Psalmen wird izt zum zweytenmal gedruckt. Es stand der Name eines vornehmen Geistlichen George Horne auf dem Titel, und so fand das Buch Käufer und Liebhaber. Ein gleiches wiederfuhr Pearce's Kommentar über die Evangelisten. . . . Ein Baronet hat sich neulich zum wandernden

*) Samlaren. Thl. IX. p. 278.

derndeu Methodistenprediger anwerben lassen. In seiner Antrittspredigt klagte er, daß auf den englisch. Universitäten die Unfläthereyen eines Ovids, der schmuzige Wiz eines Horaz und die falschen Einbildungen eines Sokrates zu sehr bewundert würden. Diese Predigt wurde in Toups Nachbarschaft gehalten und gedruckt. Toup lachte und schwieg. . . Auf meiner Reise durch Oxford fand ich auf der bodlejanischen Bibliothek in dem Verzeichniß der daselbst befindlichen Bücher unter Michaelis diese Anzeige: Mr. Michaelis, Directeur de la Soc. roy. d. Sc. de Gottingen Recueil des Questions etc. Jo. Dav. Michaelis (q. an idem cum praecedente?) in Rob. Lowth Praelect. . . . . . Zu Oxford ist ein wichtiges theologisches Werk unter der Presse, eine Einleitung in die vier Evangelien, worin hauptsächlich die Zeit, wann sie geschrieben worden, näher und zuverlässiger als gewöhnlich bestimmt wird. Der Verfasser glaubt, sie seyn sehr frühe bekannt gemacht. Bey Gelegenheit des Unterschiedes in der Stundenrechnung wird viel und sehr ausführlich von der verschiedenen Art die Tage in Stunden einzutheilen und dem Ursprunge unserer Art zu rechnen gehandelt. Der Verfasser Townsend ist ein bis izt unbekannter Geistlicher. Auch werden hier izt Bradley's astronomische Tafeln gedruckt, davon Lord North das Mspt. an die Universität geschenkt. . . . . .

Inhalt.

Druckfehler im November.

S. 423. Z. 26. l. Curne de St. Palaye und an mehrern Orten. S. 425. Z. 2. v. u. l. Lieblingsbilder. S. 458. Z. 5. l. feyerlich. S. 464. Z. 24. statt Klasse l. Kaste.

In der Weygandschen Buchhandlung werden jezt folgende wichtige Uebersezungen mit churſächſ. Freyheit gedruckt und eheſtens fertig:

Abrégé de l'Hiſtoire de la *Hollande* et des Provinces unies, depuis les tems les plus anciens jusqu'à nos jours, par Mr. *Kerroux*. 4 Volls. 8vo. à Leide 1777. chez *Jacques Murray*.

Journey from *Gibraltar* to *Malaga*; with a View of that Garriſon and its Environs; a particular Account of the Towns in the Hoya of Malaga; the ancient and natural Hiſtory of thoſe Cities, of the Coaſt betWeen them and of the Mountains of Ronda. Illuſtrated with the medals of each Municipal Town; and a Chart, Perſpectives, and Drawings, taken in the Year 1772. by *Francis Carter*. Eſq. 2 Volls. 8vo.

Neue kurze Beſchreibung des Vorgebürges der guten Hoffnung nebſt dem Tageregiſter eines auf Befehl des Gouverneurs von 85 Perſonen in das Innerſte von Afrika unternommenen Landzuges in den Jahren 1761 und 1762. Leztere iſt aus den Archiven des Kaps. Aus dem Holländiſchen überſezt, mit Kupfern. 8.

Dieſe Beſchreibung verdient um ſo mehr alle Aufmerkſamkeit, da ſie die erſte iſt, worin ein Stück aus dem holländiſchen Archiv der dortigen Gegend vorkommt und durch die Anmerkungen des Hrn. Profeſſors L'Allemand in Leyden noch mehr Gewicht erhält, als die bisherigen zum Theil unſichern Nachrichten von dorther.

Die Weygandſche Buchhandlung hat ſich entſchloſſen, eine deutſche Ausgabe der geographiſchen Zoologie, welche unter dem Titel:

Specimen Zoologiae geographicae, quadrupedum domicilia et migrationes ſiſtens, dedit tabulamque zoographicam adiunxit E. A. W. *Zimmermann*. Lugduni Batavorum 1777. herausgekommen iſt, zu veranſtalten. Der Verfaſſer übernimmt dieſe Arbeit ſelbſt. Sie wird aber nichts weniger als eine wörtliche Ueberſezung des Lateiniſchen ſeyn; denn es ſind bey ihr nicht nur die meiſten nachher bekannt gewordenen hiezu brauchbaren Schriften genuzt, ſondern einige Abſchnitte ganz von neuem umgearbeitet. So iſt z. B. das Hauptſtück vom Menſchen, ſeiner Verbreitſamkeit und Ausartung, hier viel genauer auseinander geſezt, die Meynungen und Einwürfe des Home, Rouſſeau, Moſcati und anderer umſtändlich durchgegangen und beantwortet. Gleiches findet auch bey andern Abſchnitten ſtatt. Das dritte Kapitel enthält in der lateiniſchen Ausgabe eine kurze Nomenklatur aller vierfüſſigen Thiere, nach dem Linneiſchen Syſtem; hier ſoll dießmal dem anjezo vollſtändigſten Erxlebiſchen gefolget werden, jedoch hin und wieder

mit

mit einiger Einschränkung: zugleich werden die schäzbaren Schreberschen Arbeiten hier genuzt werden. Das vierte Kapitel ist ohnstreitig das wichtigste des ganzen Werkes, da es die Resultate der vorhergehenden vorträgt, und aus den Wanderungen der Quadrupeden die Geschichte der Erdoberfläche beurtheilen lehrt. Dieß wird bey dieser Ausgabe vollständiger und mit vielen neuen Beobachtungen bereichert erscheinen. Da überhaupt seit der Ausarbeitung der lateinischen Ausgabe eine Menge schäzbarer Entdeckungen in der Naturhistorie und Geographie gemacht worden sind, so kann der deutsche Leser beträchtliche Zusäze und Verbesserungen des Ganzen erwarten. Die zoologische Charte bleibt dem Buche eigen, aber auch bey ihr werden verschiedene wichtige Verbesserungen statt haben. Bey dem obern Theile des nördlichen Amerika, wie auch bey den Inseln des Südmeers, wird man sich nach den neuesten, vornemlich in England herausgekommenen Charten richten; ebenfalls leidet das russische Reich, vermöge der neulich herausgegebenen Charte der Akademie, Veränderungen; so werden auch theils fehlende Thiernamen hinzugesezt, theils unrichtige verbessert werden.

Zu grösserer Bequemlichkeit der Käufer, soll das Buch in zween Theilen in groß Oktav gedruckt werden. Der erste Theil wird auf Ostern und der zweyte auf Michael 1778 fertig; mit dem zweyten wird die Charte ausgegeben. Durch gutes Papier und saubern Druck wird die Buchhandlung bey dem Buche und der Charte sich ferner zu empfehlen suchen.

Der Buchhändler Hr. Perrenon in Münster hat folgende Bücher ins Deutsche übersezen lassen und liefert zur nächsten Ostermesse fertig:

Des Herrn Mongez Geschichte der Königin Margaretha von Valois, erster Gemahlin Heinrichs des 4ten, Königs in Frankreich ꝛc. 8. Des Hrn. du Paty de Clam Pferdewissenschaft; nach der Natur beschrieben: Oder Theorie und Praxis der Pferdewissenschaft, mit Kupfern. 8. Der vollkommene Kutscher: Oder Unterricht für Herrschaften und Kutscher, wie sie sich beym Fahren in der Stadt und auf Reisen zu verhalten haben ꝛc. Nebst einer Anweisung, Pferde zur Parforcejagd anzuführen ꝛc. 8. Der Madame le Boursier de Coudray vollständige Hebammenkunst mit Kupfern. 8.

Die in diesem Jahre zu Upsala herausgekommenen Briefe über Island, welche den königlichen Oberhofprediger von Troil zum Verfasser haben, denen aber auch wichtige und gelehrte Briefe vom Hrn. Kanzleyrath Ihre über die Edda, vom Hrn. Archiater Bäck über den isländischen Scharbock, vom Hrn. Prof. und Ritter Bergmann über die Wirkungen des Feuers sowol bey feuerspeyenden Bergen als heissen Quellen und über den Basalt angehängt sind, wird Hr. Prof. Möller in Greifswald in einer deutschen Uebersezung mit Verbesserungen und Zusäzen herausgeben, die aber wegen der Kupfer erst auf der Ostermesse künftiges Jahr wird geliefert werden können. In den Greifsw. neuesten krit. Nachr. 3 B. S. 30 findet man eine ausführliche Anzeige dieses schäzbaren Werks.

